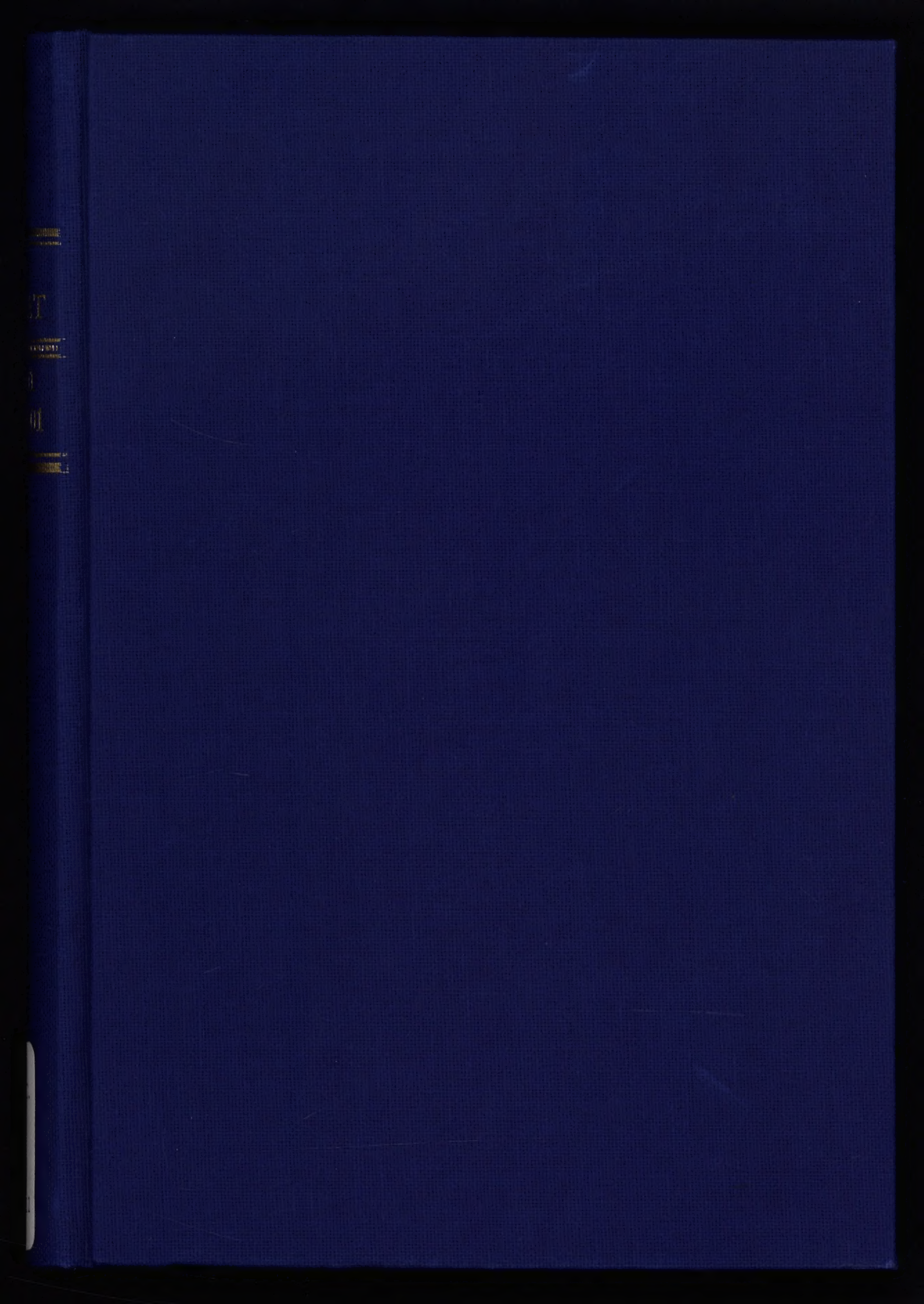
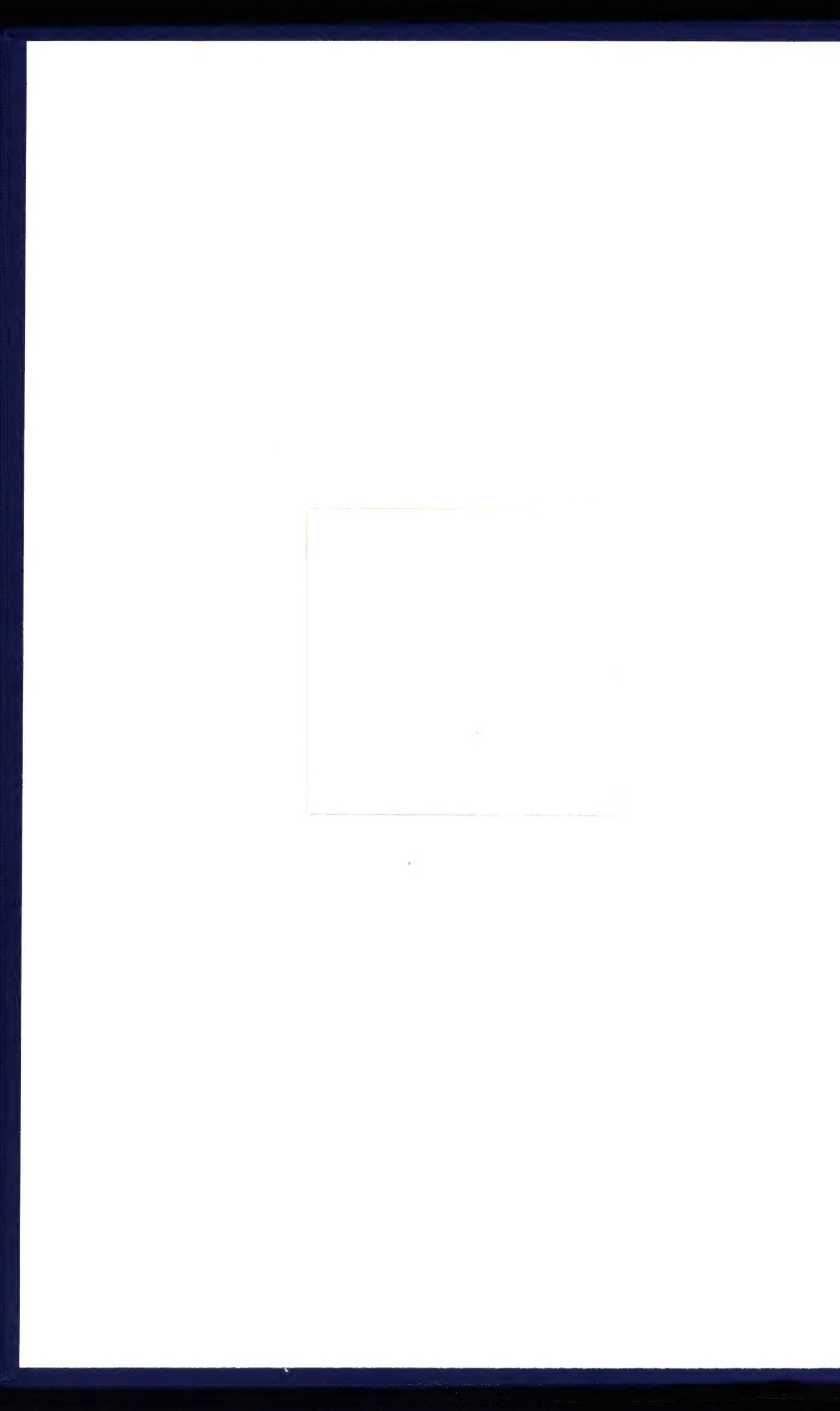




Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

X. Jahrgang.



Kiel, 1900.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Die Heimat.

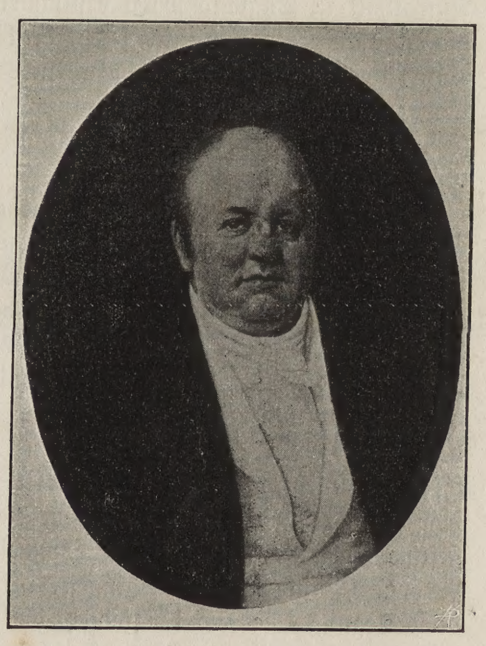
Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 1. Januar 1900.

Franz Hegewisch.

Von H. Eckardt in Kiel.

In unseren Tagen, in denen wir mit Stolz und Freude das Gedächtnis der Zeiten feiern, die uns vor nunmehr fünfzig Jahren den ersten Kampf für unser Recht, für unsere Art und Sitte brachten, geziemt es sich, der Männer zu gedenken, die dieser Bewegung vorgearbeitet haben. Hegewisch' Name muß an erster Stelle stehen; sein Einfluß auf die ganze Bewegung von 1815—65 ist außerordentlich groß gewesen, und es ist bedauerlich, daß seiner bei der ganzen Erhebungsfeier so wenig gedacht worden ist. „Viel Feind', viel Ehr'!" heißt es, und so möge hier an erster Stelle ein dänisches Urteil über Hegewisch stehen, das allerdings vielfach unrichtig und gehässig ist, im großen und ganzen aber der Bedeutung des Politikers Hegewisch gerecht wird.



Prof. Franz Hegewisch. Nach einem Ölgemälde.

In dem 1865 erschienenen Werke von Laurids Skau über Peter Hjort Lorenzen, das Orla Lehmann nach dem Tode Skaus herausgab, ist eine Schilderung von Hegewisch enthalten. Es wird darin hervorgehoben, daß der ideale, humanistische Zug, der ihn auszeichnete, von seinen Landsleuten nicht verstanden wurde; erwähnt wird seine warme Liebe für das Vaterland, seine schleswig-holsteinische Gesinnung, seine Eingenommenheit für englische Institutionen, der Einfluß, den er auf viele im Lande übte, seine gesellschaftliche Mittelstellung zwischen der Aristokratie und den anderen

Kreisen. Vor allem wird jedoch die Behauptung aufgestellt, daß Hegewisch der eigentliche geheime Leiter aller schleswig-holsteinischen Fraktionen, das Haupt der politischen Bewegungen gewesen sei, daß er alle Fäden zu den verschiedenartigen Bewegungen in der Hand gehalten habe.

An diesem letzten Urteil aus Feindesmund ist viel Wahres, und es kennzeichnet am besten die Bedeutung des Mannes für die Zeit.

Franz Hermann Hegewisch ward am 13. November 1783 zu Kiel als Sohn des Professors Dietrich Hermann Hegewisch geboren. Sein Vater, der Historiker Hegewisch, wirkte von 1780—1812 an der Universität; seine Mutter war eine Tochter des Predigers Kramer in Westensee und eine Schwägerin des bekannten Professors Hensler.

Der junge Hegewisch besuchte zuerst die Kieler Schule, an der Danielsen Rektor war, und dann von 1799 an die Eutiner Schule, die sich unter dem Rektorat von Voß in weiten Kreisen eines großen Ansehens erfreute.

Nach vollendeten Schulstudien studierte er Medizin in Kiel, Göttingen und Würzburg. 1805 ward er in Göttingen zum Dr. med. promoviert und besuchte dann noch die Hospitäler in Wien, Paris und London. Der Aufenthalt in England ward bestimmend für seine politische Anschauung: die englische Verfassung ist sein Ideal geblieben. Von England ging er nach Kopenhagen und Hamburg und ließ sich dann als Arzt in Plön nieder.

In Plön blieb er nicht lange; 1807 bereits ward er Hausarzt beim Grafen Reventlow auf Emkendorf.

Graf Reventlow und seine Gemahlin Julie, geb. Schimmelmann, haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das ganze geistige, künstlerische und litterarische Leben zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgeübt. Es ist hier nicht der Ort, die große Bedeutung des gräflichen Ehepaares für das geistige Leben unseres Landes eingehender und ausführlicher darzulegen; es möge der Hinweis genügen, daß eigentlich kein namhafter Schriftsteller und kein hervorragender Mann jener Zeit den Musensitz auf dem Lande, Emkendorf, unerwähnt läßt.

Als Kurator der Universität Kiel wirkte Reventlow von 1800—1809 sehr segensreich und hob vor allem die medizinische Fakultät. Verschiedene heftige Angriffe, die aller Wahrscheinlichkeit nach von dem bekannten Altonaer Pastor Funk ausgingen, verleideten ihm sein Amt. Zu dessen Niederlegung zwangen ihn jedoch die Versuche des dänischen Hofes, der dänischen Sprache und der dänischen Anschauung Eingang an der Universität und in Kiel selbst zu verschaffen.

1810 erhielt Hegewisch eine außerordentliche Professur in Kiel und ließ sich dort gleichzeitig als praktischer Arzt nieder. Bald hatte er aus Stadt und Land großen Zulauf; seine Vorlesungen am Friedrichshospital erwarben ihm viele Zuhörer. Seinem Beruf hing er mit großer Liebe

an und war ein aufopfernder Helfer allerorten. Durch Rat und That suchte er zu helfen, und wo er dies nicht konnte, wenigstens teilnehmend zu mildern. Er war als Arzt ungemein beliebt in Kiel wie im ganzen Lande, denn er war nicht nur Arzt, sondern auch Vertrauter und Freund in den meisten der angesehensten Familien der Herzogtümer. Und nicht bei diesen allein, auch den ärmeren, hauptsächlich den ärmeren unter den Landleuten, war er ein treuer Arzt und Ratgeber.

Ein treuer Freund und Berater war er jedoch vor allem auch seiner Heimat und Heimatsstadt. In geistvollen Artikeln bekämpfte er manchen alten Zopf, der Kiel noch anhaftete. Ihm ist die Aufhebung der Sperre an der Holstenbrücke zu danken; er wirkte für die Verbesserung der Straßen, war unermüdlich thätig, alle Schäden aufzudecken und Kiel zu einem gesunden Ort zu gestalten. Für Hebung des Verkehrswesens war er mit seiner Feder wie mit seinem Worte thätig, und seinen Bemühungen gelang es, vom Könige Christian VIII. die Erlaubnis zur Gründung eines Komitees für den Bahnbau Altona-Kiel zu gewinnen. Desgleichen erwirkte er dem Handel große Erleichterungen. Es lastete damals auf allen Waren, welche von Hamburg über Kiel in die Ostsee gingen, seit vielen Jahren ein hoher Transitzoll, während dieselben Waren auf dem Wege von Hamburg nach Lübeck, der doch gleichfalls zum Teil durch Holstein führte, nur wenige Schillinge Transitzoll bezahlten. Das Land sowohl als der einheimische Hafen wurden dadurch auf eine empfindliche Weise benachteiligt. Der Kampf um Abstellung dieses Übels ist einer der hartnäckigsten gewesen, die Hegewisch geführt hat. Er führte ihn mit allen nur irgend erlaubten Mitteln: durch Eingaben bei den Behörden, belehrende öffent-Aufsätze, Abbildungen der Schlagbäume usw., um den Gang der ganzen Angelegenheit zu beschleunigen. Er hat ihn solange fortgeführt, bis die Sache zum großen Vorteil des Landes, und namentlich des über Kiel gehenden Handels, endlich geändert und besser reguliert worden ist.

So hat er oft, wo es sich um Erreichung eines materiellen Wohls fürs Land handelte, die Initiative ergriffen.

Auf den Politiker Hegewisch, auf seine Kämpfe und Bestrebungen für das Recht seines Landes werde ich besonders zurückkommen.

Medizin und Politik verschmolzen sich bei ihm häufig und gingen vereint in Philanthropie und Staatsökonomie über. Die Malthussche Theorie mit dem statistischen Nachweis hatte ihn seiner Zeit auch ergriffen. Malthus hat den größten Einfluß auf Hegewisch gewonnen; schon 1806 brachte er eine Übersetzung des Werkes von Malthus über die Bedingungen und die Folgen der Volksvermehrung. Er sagt in der Vorrede zu dieser Übersetzung: „Ich habe mich längst mit den Hauptideen des Malthusschen Werkes umhergetragen; es war z. B. seit langer Zeit eine meiner Lieblingsbehauptungen, nicht im Scherz, sondern im Ernst, daß billig nicht mehr Menschen sein sollten, als mittäglich ein Stück Rindfleisch und ein

Glas Wein haben könnten" usw. — „Die Hauptquelle alles Elends liegt in dem physischen Menschen." — „Wie sehr wird man durch Malthus geheilt von der unseligen Unzufriedenheit mit den Regierungen, von der heillosen Manie, alles Elend der Menschen den Regierungen zur Last zu legen" usw.

Hegewisch hat seine Ansichten über Malthus wiederholt dargelegt und auf ein richtiges Verständnis hingewirkt, so in den unter dem Pseudonym Franz Baltisch herausgegebenen Schriften: „Eigentum und Vielkinderei, Hauptquellen des Glückes und Unglückes der Völker" (1846). „Politische Freiheit" (1832). „Politische Anmerkungen eines Siebzigjährigen (erstes Hundert)" (1856). „Armut und Reichtum" (1859). In all' diesen Schriften sucht er Malthus' Ansichten zugänglicher zu machen. In der letzten Schrift bekämpft er den Kommunismus, in den politischen Anmerkungen eines Siebzigjährigen stellt er den Satz auf: „Wer nicht imstande ist, seine Kinder zu ernähren, hat nicht das Recht, Kinder zu erzeugen. Das ist die göttliche Ordnung."

Hegewisch ist durchaus kein unreligiöser Mensch gewesen. In einer Anmerkung zu Malthus hatte er seine tiefe Achtung vor den wahrhaft Gläubigen ausgesprochen und diejenigen ernst getadelt, die den Glauben anderer zu stören suchen. Er ergriff auch selbst einmal in einer theologischen Streitfrage das Wort und schrieb in dem Thesenstreit 1817 die kleine Schrift: „An die Widersacher eines christlichen Predigers. Geschrieben von einem Arzte. Nebst vier Briefen Franklins."

Hegewisch sagt in dieser Schrift: „Nicht durch eigenes Verdienst, nicht durch Werke, nicht durch Tugend kann der gebrechliche sterbliche Mensch die ewige Seligkeit gewinnen. In diesem Hauptsatz muß jeder wahrhaftige Mann, wenn er auch manche Dogmen der christlichen Kirche nicht bekennen kann, einstimmen mit jedem gläubigen Christen. Das ist aller Religion Anfang, daß wir, menschlicherweise gesprochen, nur durch die Gnade selig werden können."

Hegewisch tadelt die Intoleranz vieler gegen den christlichen Prediger, der nicht unchristlich intolerant sein, nicht die Andersdenkenden verdammen dürfe. „Von der Gnade muß der christliche Prediger lehren, denn das ist seines Amtes."

Hegewisch ist seiner Zeit oft vorausgeeilt. Seine geistreiche Gattin schreibt schon 1834: „In Zukunft werden alle Schriften zeigen, daß er vorausgeeilt ist seinen Landsleuten," und weiter: „Ich glaube, daß Hegewisch politisch weiter gebildet ist, als die Menge hier."

Wie recht die edle Frau, mit der wir uns noch näher beschäftigen werden, hatte, werden wir sehen, wenn wir jetzt dem Politiker Franz Hegewisch näher treten.

Hegewisch' politische Meinung ward durch die englischen Verhältnisse wesentlich beeinflußt. Seit seinem Aufenthalt in England bewunderte er

das englische Regierungssystem und hielt es für das einzig richtige Muster, nach dem Deutschland streben solle. Das erbliche Parlament, das mächtige Unterhaus, die Vererbung des Adelstitels nur auf den ältesten Sohn, großer Grundbesitz auf der einen Seite, auf der andern das System des eingezäunten Morgen Landes, Unabhängigkeit der Gemeinden — all das waren Grundsätze seiner politischen Überzeugung, die er mit Liebe bis an sein Lebensende pflegte und vertrat. Hegewisch hat mehrmals seine politischen Grundsätze in kleinen Abhandlungen wiederholt, so 1816 unter andern in einer kleinen Schrift, die anonym erschien unter dem Titel: „Einige weitere Gründe für ständische Verfassung." Diese kleine Schrift enthielt den Ausspruch: „Eigentum und Freiheit, aber nicht Freiheit und Eigentum." Diese kleine Broschüre verlangte eine freie Verfassung, durch zwei Kammern vertreten, von denen die erste nur Großgrundbesitzer, die zweite zum einen Teil Eigentümer und zum andern von steuerzahlenden Bürgern erwählte Abgeordnete enthalten sollte. 1823 schrieb er „Die politische Freiheit," 1846 unter dem Namen Franz Baltisch dann die erwähnte Schrift: „Eigentum und Vielkinderei," seinem Freunde und Schwager Dahlmann gewidmet.

Durch seine Pflichten gebunden, hatte Hegewisch an den Kriegen 1813—15 als Mitkämpfer nicht teilnehmen können; aber er hat die große Masse in Vers und Prosa geworben zur Befreiung des deutschen Vaterlandes, er hat Gedanken und Anschauungsweisen damaliger Zeit berichtigt und seiner Begeisterung für die deutsche Sache mit edlem Freimut Ausdruck gegeben, so in einer Lobrede auf Blücher 1819. Zur gleichen Zeit verband sich Hegewisch mit dem Grafen Reventlow, mit Dahlmann und Falck, welche die Führer der Bewegung waren zur Wiederherstellung der grundlegenden Gesetze der für ewig verbundenen Herzogtümer. In Wort und Schrift wirkte er in Gemeinschaft mit ihnen für das Recht des Landes. Im Jahre 1817 ließ er die von Christian I. dem Lande verliehenen und von allen nachfolgenden dänischen Königen beschworenen Privilegien neu drucken. Dabei blieb Hegewisch stets ein treuer Freund der Könige Friedrich VI. und Christian VIII. und ward von diesen Fürsten als ein kluger, ehrlicher Mann geachtet. Er verstand es, den Monarchen gegenüber seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren; niemals wurde er durch eigenen Vorteil bestimmt, etwas zu thun oder zu unterlassen.

Lornsens Bestrebungen fanden an ihm den eifrigsten Verfechter, Lornsen selbst gewann in ihm den treuesten, aufopferndsten Freund. Lornsen widmete ihm sein Werk „Über das Verfassungswerk." Als viele der früheren Freunde sich von jenem zurückzogen, um das Mißfallen des Königs nicht zu erregen, stand Hegewisch treu zum Freunde, verteidigte seine That und sah in Lornsen stets den ersten Vorkämpfer und Helden, das erste Opfer und das leuchtende Gestirn jener mit Inbrunst herbei-

gesehnten Tage, wo Regierung und Volk sich ohne Vermittelung eines fremden Volkes vereinigen könnten. Hegewisch sprach noch in späteren Jahren oft über Lornsen das Lob aus, daß er ein edler, frommer und gerechter Mensch gewesen sei, der die ewigen Dinge über die irdischen gestellt habe, die Wahrheit über das Leben. Was die Freunde bezweckt hatten: Einberufung der Stände, geschah 1834. Hegewisch wurde von seinen Mitbürgern zum Abgeordneten gewählt, lehnte jedoch zum Erstaunen vieler ab. In einem lithographierten Briefe teilte er den Wählern mit, daß er an der Versammlung nicht teilnehmen könne, weil sein größter Wunsch, dem Vaterlande zu dienen, in dieser Art nicht verwirklicht werden könne, denn die Stände hätten sich selbst Provinzialstände genannt und dadurch den Dänen, welche glaubten, die Herren eines Teiles von Deutschland zu sein, Recht gegeben. Hegewisch sagte, daß er, der Sohn eines ehrlichen Geschichtsforschers, seit seiner Kindheit von dem Lehrer von Prinzen und Bürgern wüßte, daß das Königliche Gesetz in Dänemark regiere, in Schleswig-Holstein dagegen grundlegende Gesetze anderer Art, die in folgenden drei hauptsächlichsten Ausdrücken enthalten wären:

1. Untrennbarkeit der beiden Herzogtümer.
2. Unabhängigkeit der beiden Herzogtümer.
3. Männliche Erbfolge.

Niemals werde er in die Vermengung dieser Angelegenheiten einwilligen.

Für die Bewegung des Jahres 1848 hatte Hegewisch kein großes Interesse, er begann aufs neue seine Lehrsätze über das Verhältnis zwischen König, Regierung und Volk zu wiederholen. Sein Wunsch war, diese kleinen inneren Streitigkeiten aufhören und Österreich und Preußen einig zu sehen, um groß und stark gegen äußere Feinde zu sein. Daß dieser Tag einmal kommen werde, hat er bis zu seinem Tode geglaubt.

Der Erhebung seines Heimatslandes stand er, wie Falck, skeptisch gegenüber; er fürchtete den bösen Ausgang und konnte auch zu manchem, was geschah, seine Zustimmung nicht geben.

Sein klarer, geschärfter Blick sagte ihm bald, daß eine Besserung aller Verhältnisse nur durch Preußen erfolgen könne. 1856 schrieb er: „Meine Hoffnung für Deutschland beruht fast einzig und allein auf der preußischen Armee. Wer das preußische Heer mißachtet, ist der ärgste Feind Deutschlands."

Nachdem Hegewisch 50 Jahre lang Arzt gewesen war, gab er im Jahre 1855 seine Praxis auf, um seiner gänzlichen Dienstunfähigkeit vorzubeugen. Seine Freunde begründeten aus Anlaß seines Jubiläums das Stipendium Hegewischianum, eine Stiftung für junge unbemittelte Studenten.

Sein Lebensabend ward durch den Verlust seiner Gattin getrübt, die ihm 1856 durch den Tod entrissen wurde.

Diese vortreffliche Frau, die wert wäre, in einem ausführlichen Lebensbilde verherrlicht zu werden, war eine geborene von Linstow, eine Nichte der Gräfin Agnes Stolberg. Hegewisch hatte sie auf Emkendorf, in dem anregenden Kreise, der sich dort zusammenfand, kennen gelernt. Sie heirateten im Jahre 1814. Seine Frau, die ein viel größeres äußeres Glück hätte machen können, zog es vor, mit ihm in der Beschränktheit eines sparsamen Haushalts zu leben und Tag und Nacht im Dienste der Menschlichkeit thätig zu sein. Sie teilte mit ihm sein Los, Klagen anzuhören, Schmerzen anzusehen und jeden Augenblick für andere bereit zu sein. Sie weckte in ihm Achtung und Liebe für das Christentum, denn sie erkannte darin den Plan göttlicher Gnade. Sie war alles in allem eine hochbedeutende Frau. Aus den von ihrer Tochter veröffentlichten Briefen spricht ein bedeutendes Wissen, eine große Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, das Bild einer echten deutschen Frau.

Die letzten Jahre lebte Hegewisch ruhig seinen Erinnerungen, seinen Büchern und seinen Freunden und blieb nach vielen Seiten hin thätig und wirksam bis an sein Lebensende. Er nahm an allen gemeinnützigen und guten Unternehmungen Anteil und sah gern einen kleinen Kreis guter Freunde um sich; nichts entging ihm, was in Natur, Kunst und Wissenschaft sich ereignete.

Die Befreiung seines Vaterlandes von der Fremdherrschaft erlebte er noch; die Neugestaltung Deutschlands, für die auch er ein Mitkämpfer gewesen war, sah er nicht mehr und auch nicht den Abschluß der schleswig-holsteinischen Frage. Er hatte jedoch den festen Glauben, daß, wenn auch langsam, doch sicher ein guter Abschluß erreicht werde.

Er starb am 27. Mai 1865 ruhig und ohne Schmerzen und konnte auf seinem Sterbebette sagen, daß er allezeit von den besten Absichten für seinesgleichen erfüllt gewesen sei.

Wenn wir in diesen Jahren die Gedenktage der Ereignisse feiern, die vor fünfzig Jahren die Gemüter bewegten, und die Namen der Männer, welche die Wege bahnten zur Befreiung eines deutschen Volksstammes von fremder Knechtschaft, mit goldenen Lettern auf die Geschichtstafeln unseres Landes zeichnen, so darf auch der Name eines Franz Hegewisch nicht fehlen, von dem das schöne Wort gesagt werden kann: Er war ein Mann!



Die alte Festung Christianspries (das heutige Friedrichsort).

Von Dr. **Arthur Gloy** in Kiel.

Der nahezu rechtwinklige Landvorsprung, auf dem sich heute die Wälle der Feste Friedrichsort erheben, gehörte vor Zeiten zu der Gemarkung des Dorfes Pries und führte den Namen Prieß-Ort (Oyt, Orth, Ordt = Vorsprung, Landzunge, vgl. z. B. Möltenort, Krummenort u. a.) An der schmalsten Stelle der Kieler Außenföhrde gelegen, mußte dieser „Prieß-Ort" bei der Anlage einer

Hafenfeste bei der damaligen geringen Tragweite der Geschütze in erster Linie in Betracht kommen.

Der erste, welcher den Plan der Befestigung der Kieler Föhrde ernstlich ins Auge gefaßt und auch durchgeführt hat, ist der König Christian IV. von Dänemark (1588—1648) gewesen. An einen Schutz der im inneren Winkel der Föhrde liegenden Stadt hat der König bei der Verfolgung seines Planes indessen nicht gedacht. Es handelte sich für ihn um ein zur „Sicherheit und Verteidigung des Königreiches nötiges Werk," mit anderen Worten um den Besitz der Kieler Föhrde, die in der That einem Angriff Schwedens zu jeder Zeit offen stand. Nun gehörte aber Kiel zum herzoglichen Anteil Schleswig-Holsteins, und die Stadt hatte wiederum nach alten, unbestrittenen Urkunden die volle Verfügung über den Hafen mitsamt dem Vorstrande, von Bülkerhuk und von Stein bis zur Hörn [„mit allen Freiheiten und allen Hoheitsrechten, wie sie (die Herzoge und später die Könige) ihn besessen hätten."] Andrerseits aber reichte der dem Herzog, Friedrich III. von Gottorp, allein gehörige Anteil nur bis zur Levensaue; nördlich begann der gemeinschaftliche.

König Christian IV. von Dänemark.
Nach einem alten Stich.

Gegen den ganzen Plan des Königs erhob der Herzog den allerentschiedensten Widerspruch, indem er namentlich auf die Schädigung der Privilegien und des Handels der Stadt Kiel hinwies. Auch würde er die auf seinen Anteil entfallende Geldsumme seinen Nachfolgern gegenüber nicht verantworten können. Da der Herzog den Hauptgrund seiner Weigerung, die Befürchtung nämlich, daß seine Souveränität geschmälert werden könnte, verschwieg, so mußten die weiteren Darlegungen des Königs: daß die anzulegende Festung als auf gemeinschaftlichem Gebiet liegend ihnen beiden gehören und nützen, daß die Besatzung dem König und dem Herzog vereidigt werden würde, wirkungslos bleiben. Eine Schädigung der Interessen Kiels konnte der König in der Anlage einer Festung am Ausgange der Föhrde nicht sehen; im übrigen stehe ihm das „regale fortalitiorum" — das Recht, Befestigungen zu erbauen — unter allen Umständen zu; sage doch die Urkunde[1]) Christians I.: . . . doch so ferne idt uns und unsern Erben und Landen nicht thom Vorfangen sy . . ."

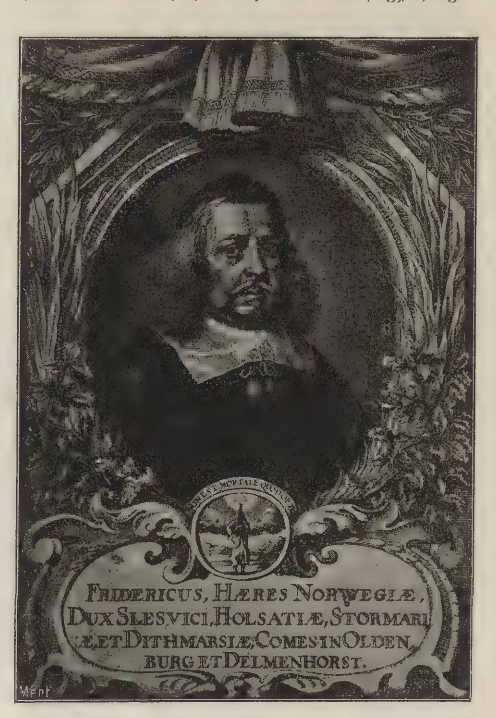
Da der König auf seinem Vorhaben bestand und der Herzog der Schwächere war, so begannen alsbald die Vorbereitungen zum Bau der Festung, die nunmehr der König allein besitzen wollte. Im Jahre 1630 entsandte er die beiden Landräte Jürgen Ahlefeld und Kaspar von Buchwald nebst den beiden im Festungsbau erfahrenen Männern, Axel Urup, dem späteren Kommandanten, und Heinrich Schröder, um im Amte Wolde (Dänischer Wohld) einen Platz auszusuchen. Die Wahl konnte nicht lange zweifelhaft sein. Um das nötige Terrain zu gewinnen,

---

[1]) in welcher der König die Privilegien der Stadt Kiel auf den Hafen und seine Ufer bestätigt,

namentlich aber um freie Hand in der ganzen Umgebung zu haben, mußte der König die vier Güter Bülk, Seekamp, Holtenau [1]) und Knoop samt den dazu gehörigen Dörfern: Dänischenhagen, Scharnhagen, Uhlenhorst, Schilksee, Pries, Klausdorf, Neu-Bülk, Rathmannsdorf, Strande und Eckhof mit zusammen 63 Pflügen ankaufen. Die vier Höfe wurden, wie Danckwerth sagt, gleichsam zu Meierhöfen gemacht. Um die bedeutende Summe, welche schon der Ankauf dieser vier Güter kostete, aufzubringen, wurde auf einem Landtag zu Kolding am 23./24. April 1632 eine Schatzung für das ganze Königreich ausgeschrieben, von der auch die Geistlichkeit nicht verschont blieb. Der Bau begann dann sofort, nicht, wie Danckwerth berichtet, erst 1637. Die Festung fiel aber, wahrscheinlich aus pekuniären Rücksichten, zu klein aus (sie hatte „vier Bollwerke") und sollte sich auch alsbald als unzureichend erweisen.

Gelegenheit, ihre Festigkeit zu erproben, bot sich noch im dreißigjährigen Kriege. Während die schwedischen Truppen unter Torstenson in Böhmen, Schlesien und der Mark standen, trat Dänemark auf die Seite des Kaisers und damit der Feinde Schwedens über. Mit unglaublicher Schnelligkeit aber stand alsbald Torstenson —, dieser begabteste Feldherr aus der Schule Gustav Adolfs, (trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit) an der holsteinischen Grenze. Am 14. Dezember 1643 erreichten die Schweden Oldesloe und gleich darauf Kiel. Sofort nach seiner Ankunft daselbst schickte Torstenson eine Schar von Reitern teils zu Lande, teils in Booten hinaus nach Christianspries, um die Feste zu nehmen. Der Kommandant Axel Urup setzte sich aber mit seiner geringen Besatzung, die nur einige sechzig Mann stark war, zur Wehr und ließ feuern. Bevor zum Hauptsturm geschritten wurde, schickte der schwedische General seinen Adjutanten Mardefeld in die Festung, um sie zur Übergabe aufzufordern. Der Kommandant verweigerte dieselbe. Da ließ Torstenson, durch Mardefeld über die Schwäche der Festungswerke sowohl als der Besatzung unterrichtet, die beiden Obersten Linde und Lohausen mit ihren Regimentern zum Sturme schreiten, und zwar den einen auf den Wall, den andern auf einen mit Pallisaden und spanischen Reitern besetzten Sandhügel. Der erste Angriff wurde abgeschlagen, der zweite aber gelang, nachdem der größere Teil der kleinen Besatzung gefallen war. Die Schweden erbeuteten eine große Menge von Silbersachen, Geld und andern Kostbarkeiten, welche von den Landleuten der Umgegend hineingeflüchtet worden waren



Herzog Friedrich III. v. Schleswig-Holstein-Gottorp
Nach einem alten Stich.

[1]) Das Herrenhaus ist auf einer der Danckwerthschen Karten noch verzeichnet, und zwar nördlich von der Mündung der Levensaue. Auf anderen Karten desselben Werkes findet man an dieser Stelle dagegen nur das Dorfzeichen mit dem Namen „Holtenah."

(18. Dezember 1643). Der Kommandant Axel Urup wurde auf Ehrenwort nach Lübeck entlassen, der Rest der Besatzung kriegsgefangen.[1]) Auf dem Marsche hatten die Schweden noch von Kiel aus das Dorf Brunswik niedergebrannt, angeblich, weil von dort der Feste Christianspries Proviant zugeführt worden sei. Auf der Feldmark des ehemaligen Dorfes erinnert noch heutigen Tages der Flurname Schwedschen Dreck oder Schwedschen Koppel an die Anwesenheit dieser unliebsamen Gäste.

Am 4. Januar 1644 brach Torstenson von Kiel auf, eroberte ganz Schleswig und warf die Dänen bis nach Jütland zurück. Die Insel zu nehmen, gelang aber nicht bei der Überlegenheit der dänischen Flotte. Am 1. Juli 1644 erfocht diese trotz der Überzahl der Schweden auf der „Kolberger Heide" einen glänzenden Sieg über die schwedische Flotte, die sich nach ihrer Niederlage in die Kieler Föhrde zurückzog. Der alte König Christian IV. hatte persönlich den Oberbefehl geführt und, obwohl ein Balkensplitter ihm ein Auge ausriß und ihn an der Wange wie am Ohr hart verwundete, nicht eher niedergelegt, bis der Sieg errungen war. (Daher das dänische Nationallied: „Kong Christian stod ved hoien Mast i Røg og Damp . . .") Die Bewachung der schwedischen Flotte in der Kieler Föhrde überließ der König vor seiner Heimkehr dem Admiral Peter Galt mit dem gemessenen Befehl, kein Schiff aus dem Hafen entrinnen zu lassen. Gleichzeitig wurden von Laaland und Fühnen 2000 Mann herübergeholt, und unweit von Bülk am Strande ward eine Schanze aufgeworfen, von der aus die Dänen die schwedischen Schiffe mit Kartaunen zu beschießen begannen. Die Schweden zogen ihre Schiffe, die an der von ihnen eroberten Feste Christianspries vorläufig eine Stütze fanden, möglichst aus dem Bereich der dänischen Kugeln, doch wollte



Seeschlacht an der Kolberger Heide Nach einem Stich im theatrum europaeum.

[1]) Niels Slange, Kong Christian des Fierdes Historie, Bd. IV, Kopenhagen 1749.

es das Unglück, daß am Morgen des 26. Juli um 6 Uhr eine derselben das Admiralsschiff traf, in die Kajüte des Admirals Klaus Flemming, der gerade beim Ankleiden war, schlug und ihm die eine Hüfte zerschmetterte. Dem neben ihm stehenden Diener wurden beide Beine abgerissen. Der schwedische Admiral war 1½ Stunden später eine Leiche. Außer sich vor Wut ließ Torstenson sofort darauf einen Sturm auf die dänischen Verschanzungen bei Bülk machen (29. Juli). Pardon wurde erst gegeben, nachdem die Besatzung zum größten Teil niedergehauen worden war. Den Oberbefehl über die schwedische Flotte erhielt nun Karl Gustav Wrangel. Er zog sich anfangs immer tiefer in die Föhrde hinein und machte auf diese Weise den dänischen Admiral immer sorgloser. So gelang es jenem denn,



Die Festung Christianspries.
Nach einem Stich in Merian, Topographie von Niedersachsen

in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August bei Südwind unbemerkt zu entkommen. Am 5. August fand sich die schwedische Flotte bei Elsnaben vollkommen in Sicherheit. Dem dänischen Admiral Peter Galt kostete seine Pflichtversäumnis den Kopf. Trotz seiner 70 Jahre wurde er in Kopenhagen auf den Befehl des Königs mit dem Schwerte hingerichtet.

Christianspries blieb in der Hand der Schweden bis zum Abschluß des für Dänemark sehr nachteiligen Friedens von Brömsebro (1645). Im folgenden Jahre 1646 besichtigte der König die Feste und setzte den früheren Kommandanten Axel Urup wieder an seinen alten Posten.

Nach dem Tode Christians IV. ließ sein Nachfolger Friedrich III. die Festung „aus gewissen Gründen,“ wie Danckwerth sagt, schleifen (1648). Wahrscheinlich

bewog ihn hierzu die Erkenntnis, daß die unzureichend ausgerüstete Feste dem Feinde nur ein Stützpunkt gewesen, vielleicht auch Rücksicht auf den Herzog von Gottorp.

Erst im Jahre 1663 wurde der Wiederaufbau begonnen. Das Kriegsgetümmel der vorhergehenden Jahre hat den König jedenfalls nicht eher dazu kommen lassen. Der umstehende Stich aus „Merians Topographie von Niedersachsen" führt uns die Feste „Christianspries" im Bilde vor Augen.

Die innere Festung bildet ein Quadrat mit etwas vorspringenden Ecken, von denen 2 nach der Land- und 2 nach der Seeseite gerichtet sind. Vor der Mitte der beiden nach der Landseite gerichteten Seiten und an einer der nach der Seeseite gerichteten liegt eine Art von Außenfort (damals sogenanntes „Bollwerk") von der Form des Vorderteils von einem modernen Panzerschiffe wie eine Insel in dem das Ganze umgebenden Graben, der wiederum an der Außenseite von einem Wall umgeben ist. Die Bollwerke sind durch Laufbrücken mit dem Innern der Festung sowohl als mit dem Außenwalle verbunden. Der Haupteingang liegt an der Südseite. Hier laufen nach den Meyerschen Karten in Danckwerths Chronik die von Seekamp, Pries und Dickmate (= Diekmissen bei Voßbrook) kommenden Wege zusammen. An der einen der See zugekehrten Seite bilden zwei klammerförmige Molen einen kleinen Hafen, dessen Einfahrt, wie auch der Umkreis der Feste, auf der Seeseite durch eingerammte Pfähle gesichert ist. Das Ganze bildet einen achteckigen Stern. Das Innere der Festung zeigt eine so stattliche Anzahl von langen, kasernenartigen Gebäuden, daß man, im Vergleich mit den bescheidenen Dimensionen der heutigen Festung, starken Zweifel an der Richtigkeit der Zeichnung nicht zu unterdrücken vermag. Die Kosten waren jedenfalls nicht gering. Im Schleswiger Staatsarchiv aufbewahrte Papiere beweisen, daß Bauern aus den entlegensten Teilen des königlichen Amtes Rendsburg zu den sogenannten „langen Fuhren" nach Friedrichsort verpflichtet waren, wahrscheinlich um Baumaterial oder Proviant zuzuführen.

In der eben geschilderten Verfassung hat die Festung, abwechselnd Christianspries oder Friedrichsort genannt nach dem Namen des jeweiligen Königs, bestanden, bis Friedrich V. dauernd den jetzigen Namen beizubehalten verordnete. Eine militärische Bedeutung hat sie, bis in das 19. Jahrhundert hinein, nicht gehabt. Einen Angriff erlebte sie erst am 17. Dezember 1813 wieder, und zwar abermals durch die Schweden, genau 170 Jahre nachdem sie von Torstenson genommen worden war. Diesmal kam es aber nicht zu einem Kampfe. Am 19. übergab sich die Festung, die freilich nur eine Garnison von Invaliden hatte, unter Kapitulation dem Feinde. — Im Jahre 1815 wurde der Leuchtturm am Ende der bei Niedrigwasser bloßliegenden Sandbank erbaut. Der Umbau des Turmes und die Umwallung desselben an der Nordseite sind neueren Datums. Im Kriege von 1848—50 befand sich Friedrichsort in den Händen der Schleswig-Holsteiner, deren Vorkämpfer Uwe Jens Lornsen bemerkenswerterweise in den Mauern gerade dieser Feste sein „Vergehen" hat büßen müssen. Zu einem Angriff auf Friedrichsort entschlossen sich die Dänen nicht, wohl mehr aus Furcht vor verborgenen Minen als vor den Geschützen der Festungswälle. Das Einlaufen eines dänischen Geschwaders wäre durch das bloße Kanonenfeuer von Friedrichsort aus nie und nimmer verhindert worden. Dieselbe Befürchtung bewog auch das französische Geschwader im Jahre 1870, von einem Angriff auf die Föhrde abzustehen. — Was seitdem für den Ausbau der Befestigungen an der Kieler Föhrde geschehen ist, gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Erwähnt sei nur noch, daß die beiden an der Landseite befindlichen „Bollwerke" der alten Feste Christianspries sich noch heute feststellen lassen, und daß die neue Festung Friedrichsort etwa

400 Ellen von der Stätte des alten Christianspries entfernt angelegt worden ist. Jedenfalls hat sowohl das erste als das 1663 neuerbaute Christianspries unmittelbar am Wasser, „auf dem Ort," gelegen. — Einem erneuten Angriff zu Lande wie zu Wasser dürfte das heutige Friedrichsort indessen mit größerer Ruhe entgegensehen, wie das alte zu den Zeiten Torstensons oder wie 1870.



Die Flachsbearbeitung, wie sie in Schwansen üblich war.

Von **Chr. Kock** in Bohnert.

Wer in früheren Jahren zur Sommerzeit einen Gang ins Feld unternahm, der traf oft zwischen wogenden Kornfeldern Ackerstücke, die mit Flachs bestellt waren. Das tiefe Grün hob sie scharf aus dem Getreide hervor; zur Zeit der Blüte schimmerte die Fläche wie ein blauer See. In den letzten Jahrzehnten sind Flachsfelder hier zur Seltenheit geworden, während ehedem Gutsherr und Bauer Leinsamen säeten und auch der „kleine Mann" bei seinem Arbeitgeber einige Kannen bis 1/2 Schipp ausgesäet erhielt.

Ende Juli oder Anfang August, wenn der Flachs anfing sich zu bräunen, begann die Ernte desselben. Diese unterschied sich von der Kornernte dadurch, daß der Flachs nicht gemäht, sondern aufgezogen wurde, welche Arbeit, weil die Pflanze nicht stark bewurzelt ist, wenig Kraft erforderte und daher zum teil von Kindern unter Aufsicht Erwachsener ausgeführt werden konnte. Den herausgezogenen Flachs legte man in schnurgeraden Schwaden von der Dicke einer flachen Hand hinter sich. Die Sonne besorgte die Nachreife, und damit diese gleichmäßig erfolge, mußten die Schwaden mehrmals mittels einer hölzernen „Gaffel" gewendet werden. Darauf wurde der Flachs zu kleinen Garben gebunden und ähnlich wie das Korn in „Hocken" aufgestellt. Bei häufigem Wechsel von Regen und Sonnenschein springen die Fruchtkapseln leicht auf, wobei viel Samen verloren geht; auch fallen manche Vögel mit Vorliebe über den Flachssamen her. Deswegen fuhr man, sobald die Nachreife beendet und der Flachs trocken war, diesen ins Haus. Wurde die Getreideernte durch einen Regentag unterbrochen, so erklang die Tenne unter den Schlägen der Dreschflegel, welche die Samenkapseln von dem Stengel trennten. In älterer Zeit war an Stelle des Dreschens das Riffeln („Repeln") des Flachses üblich; es bestand darin, daß man ihn durch einen großen Holzkamm zog, der einer mit den Zinken nach oben gerichteten starken Harke glich.[1])

Auch die fernere Behandlung des Flachses hat im Laufe der Zeiten Wandlungen erfahren. Noch zu Anfang des Jahrhunderts war hier zu Lande die „Wasserröste" üblich, welche darin bestand, daß die Flachsbündel 9 Tage lang in eine Wassergrube gelegt wurden, um dadurch den Bast von der äußeren Rinde und den inneren Teilen des Stengels zu lösen. Später kam die „Tauröste" in Anwendung. Man breitete den gedroschenen Flachs in geraden, dünnen Schwaden auf eine alte Weidekoppel und ließ Sonnenschein und Regen oder den Tau einwirken. Damit solches gleichmäßig geschehe, mußte der Landmann den Flachs fleißig wenden („kehren"), bis er nach Verlauf von etwa 4 Wochen durch Zer-

[1]) Einen solchen „Flasrepel" findet man im Bauernhause nur noch selten, häufiger jedoch einen „Retrepel" und „Schoofrepel."

knittern der Stengel feststellte, daß die holzigen Teile leicht zerbrachen und der wertvolle Bast leicht zu lösen war. Sollte dieser nicht in Fäulnis übergehen, so mußte der Flachs „unter Dach“ gebracht werden. Große Bündel desselben umgab der Bauer mit einem aus Roggenhalmen zusammengeknoteten Band („Knottband“).

Die nächste Arbeit bestand in dem Brechen („Braken“) der Stengel. Sie erfolgte gewöhnlich im Oktober, wenn die Ernte vorüber und die Wintersaat bestellt war. Vor dem Brechen mußte der Flachs gedörrt („röst“) werden. Wenn bei einer geringen Flachsmenge die Arbeit sich bald beenden ließ, geschah das Dörren nicht selten im Backofen, der entweder eigens für diesen Zweck geheizt wurde oder den Flachs nach dem Brotbacken aufnahm. Im ersteren Falle mußte der Ofen nach Herausnahme der glimmenden Holzkohlen mit einem langgestielten Besen aus Roggenstroh oder Beifuß gefegt werden, damit kein Fünkchen auf dem Herde liegen bleibe, das für den Flachsinhalt gefährlich werden konnte. Trotz aller Vorsicht ging nicht selten dieser in Flammen auf und mit ihm, infolge der gewaltigen Hitze, das Backhaus, ja, das ganze Anwesen nebst den Nachbarhäusern. Entdeckte man rechtzeitig den entstehenden Brand, so konnte man ihn durch Vermauern des Ofenloches ersticken. Die hölzerne Backofenthür („Abenblock“) sowie die Ritzen zwischen ihr und dem Ofenmundloch wurden mit angefeuchtetem Lehm beworfen. In manchen Gegenden war das Dörren des Flachses im Backofen wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verboten.[1])

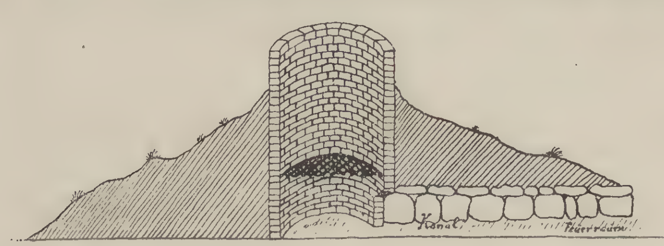


Fig. 1. Brakofen (Durchschnitt).
Gezeichnet von Lehrer Willers Jessen in Eckernförde.

Allgemeiner war ein anderes Verfahren. In beträchtlicher Entfernung vom Hause wurde auf dem Felde ein 3 m langer und reichlich 1 m tiefer Graben ausgeworfen, der sog. „Brakgraben“; über ihn legte man der Länge nach 2 Eisenstangen, die man durch eine kürzere Querstange stützte. Meistens lieh man diese von dem Schmied. Ein Torffeuer am Grunde des Grabens erwärmte den über die Stangen gebreiteten Flachs. Das Ausbreiten und Wenden desselben besorgten zwei Frauen, die in einem mit dem Hauptgraben parallel laufenden weniger tiefen Graben standen. Waren die Stengel heiß, so eigneten sie sich zur Bearbeitung. Diese Art des Dörrens hatte folgende Übelstände:

1. Der Flachs geriet leicht in Brand;
2. die Enden des Flachses wurden nicht genügend gedörrt und waren darum schlecht zu brechen;
3. die bei dem Dörren beschäftigten Frauen zogen sich leicht rheumatische Krankheiten zu, verursacht durch den Wechsel zwischen der sie anwehenden herbstlichen Kühle und der Glut des Torffeuers.

---

[1]) Zur Zeit der Leibeigenschaft, also noch im 18. Jahrhundert, waren Backhäuser bei den Bauernhäusern eine Seltenheit. Gewöhnlich lag der mit Erdsoden bedeckte Backofen im Freien. Die damals vorhandenen Backhäuser hatten zuweilen nicht einmal feuersichere Bedachung. Aus einem am 5. Juni 1750 vom Pastor Classen in Borby der Dorfschaft Kochendorf ausgestellten Revers, betreffend Lieferung von „Schoof,“ „Schächt“ und „Weeden“ zur Bedachung des Pastoratsbackhauses in Borby, geht hervor, daß es mit Stroh bedacht war. Die „Westerseite (war) fast gantz dachloß,“ sodaß der Prediger sie mit „Heufutter“ belegen mußte.“

Diese Mängel wurden bei einer neueren Einrichtung, die im 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sich einbürgerte, teils vermieden, teils erheblich beschränkt. Die Neuerung heißt „Brakaben" oder „Brakkuhl." (Fig. 1.) Dabei stellte man den Flachs senkrecht in ein 1½—2 m tiefes brunnenschachtartiges Mauerwerk, das 1 m weit und an der Außenseite bis zur halben Höhe mit Erde beworfen war. Damit der Flachs nicht bis an den Boden herniederfalle, ruhte 50—60 cm über diesem ein kreisrunder, eiserner Rost, bestehend aus einem flachen, kreisförmig gebogenen Umfassungsring, auf welchem in Abständen von ca. 2 cm parallel verlaufende, flache Eisenstangen befestigt waren. Dieser Rost konnte herausgenommen werden und wurde nach beendetem Flachsbrechen an einem trockenen Orte aufbewahrt. Vom Grunde des Brakofens aus führte ein aus Felsen erbauter, ½ m im Geviert haltender, 2½—3 m langer, wagerechter Kanal ins Freie, in dessen äußerstem Ende man beim „Braken" ein Torffeuer entfachte. Zuweilen blies der Wind allzustark ins Feuer und trieb die Funken den Kanal entlang in den Brakofen, den Flachs gefährdend. Dann nahm der Bauersmann eine Thür aus seinem Hause und stellte sie vor das Feuer als Windschirm. Da der Flachs nicht zusammengepreßt in den Brakofen gethan werden durfte, konnte dieser auf einmal nur ein halbes Bündel aufnehmen. Die andere Hälfte breitete man über den Ofen, um ein zu schnelles Entweichen der durch den Kanal herzuströnenden Wärme zu verhindern. Nach einigen Minuten war das auf dem Rost stehende Ende der Stengel heiß, und die das Dörren überwachende Person, gewöhnlich eine Frau oder eine Magd, wendete den Flachs, sodaß das andere Ende nach unten kam. War er genügend heiß, so wurde er ausgeworfen und durch die Ofenbedeckung ersetzt. Es war nicht zu vermeiden, daß allerlei Abfälle an den Boden des Brakofens fielen, hier zuletzt einen zolldicken Belag bildend, der eine Gefahr für den darüber befindlichen Flachs werden konnte. In Arbeitspausen beseitigte man diesen Bodenbelag durch Verbrennen.

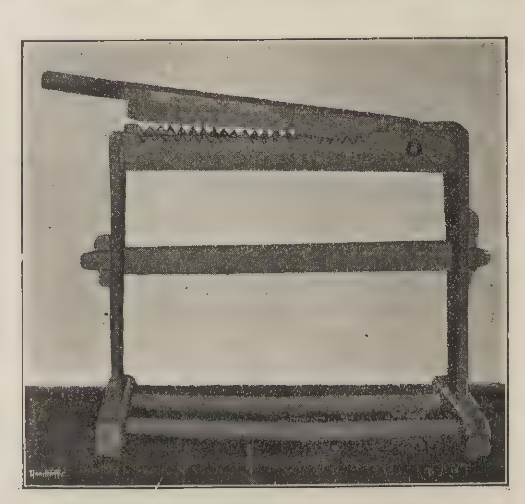


Fig. 2. Brake (Höhe 0,73 m).
Original im Thaulow-Museum zu Kiel.

Durch die oben beschriebene Weise konnte Flachs für 5—7 „Braken" gedörrt werden. Die Brake („Brak"), eine Maschine aus Holz, ruhte auf zwei Füßen (Fig. 2), die unten durch zwei starke Holzstangen verbunden waren. Der obere Hauptteil hatte etwas Ähnlichkeit mit einer Häcksellade. Die Seitenwände der Lade oder des Kastens hatte man bei der Grobbrake („Groffbrak") am oberen Rande eingekerbt; bei der Feinbrake („Finbrak") bildeten sie oben eine Schneide. Bei beiden Braken lief parallel mit den Seitenwänden in gleichen Abständen von diesen ein oben scharfes Mittelbrett. Die Wände des am hinteren Ende gelenkartig befestigten Schwengels („Klapper") waren bei der Grobbrake ebenfalls gekerbt, bei der Feinbrake schneidenartig. Beim Niederdrücken griff der Klapper mit seinen Seitenwänden in die Zwischenräume der Lade.

Der Klapper wurde mit der rechten Hand bewegt, anfangs langsam, dann immer schneller, je mehr der Flachs gebrochen wurde. Die linke Hand hielt diesen, legte ihn über die Lade und zog ihn, unter steter Bewegung des Klappers, durch diese hinweg. Bald faßte man das eine Ende des Flachses, bald das andere. Sobald er sich sehr in die Länge zog, faßte man das lange, dünne Ende mit der rechten Hand, zog die sich auslösenden Flachsteile heraus und legte sie wieder in die linke Hand. Letzteren Vorgang nannte man „uptöppen." Unter der Brake ruhte auf den Längsstangen ein großer Stein, um dem Gerät einen sicheren Stand zu verleihen. Bald war er den Blicken durch die herabfallenden Holzteilchen, den „Schäf," entzogen. Diesen Schäf benutzte man als Viehstreu oder warf ihn in nasse Fußsteige. Hatte der Flachs die Feinbrake passiert, so wurde soviel, als eine Mannsfaust umspannen kann, in der Mitte mit einem Flachsbändchen umschnürt und hieß „Röst." Um 20 solcher Röst schlug man darauf den 21. Röst und nannte ein solches Bündel ½ „Töpp." 42 Röst bildeten somit 1 Töpp.

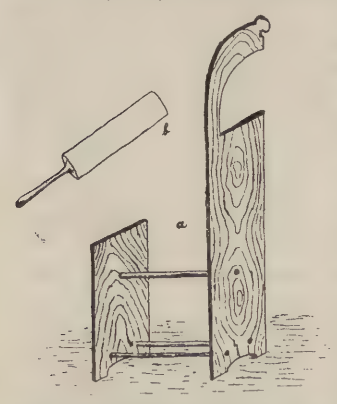


Fig. 3. Schwingelfuß (a), Höhe 0,96 cm. Schwingelblatt (b), Länge 0,50 cm. Gez. v. Lehrer Willers Jessen in Eckernförde.

In bäuerlichen und kleineren Betrieben verfügte man nicht über so viele Arbeitskräfte, als das Brechen des Flachses erforderte; deswegen wurden Insten, Tagelöhner, Handwerker u. a. zu Hülfe gebeten. Für solche Gefälligkeit fuhr der Bauer diesen Leuten die Feuerung ans Haus oder erwies mit seinem Gespann ihnen sonstige Dienste. Das Braken geschah häufig am Sonntag, da nur an diesem Tage die Hülfeleistenden, die „Braker," über freie Zeit verfügten. Obwohl hurtig geschafft werden mußte und von frühmorgens bis zur hereinbrechenden Dämmerung die Braken lustig klapperten, war es dennoch für die Beteiligten halbwegs ein Festtag. Zu Mittag spendete die Hausfrau ein Feiertagsgericht; überhaupt mußten Küche und Keller das beste hergeben. Die Arbeit des Brakers war nicht schwer; darum fand man zu heiteren Gesprächen reiche Lust. Es wurde gescherzt und gelacht,[1]) und der derbe Volkswitz sowie der kerngesunde Volkshumor trieben an solchen Tagen frische Blüten.

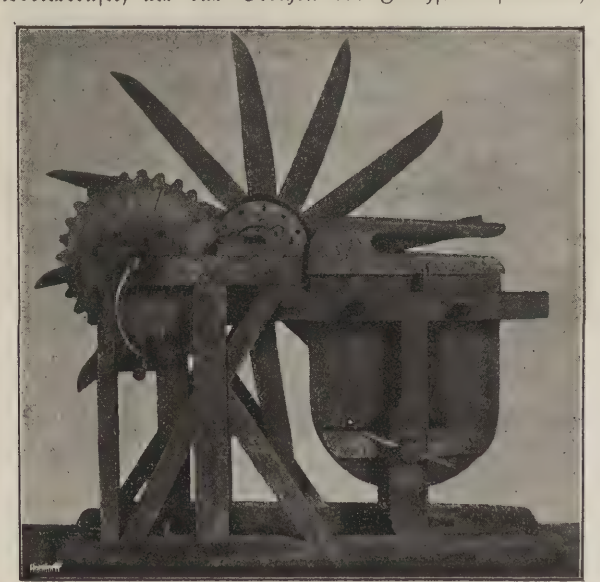


Fig. 4. Schwingmaschine im Thaulow-Museum zu Kiel. Höhe 1,65 m.

[1]) Ein beliebter scherzhafter Brauch war das „Brak fastbin'n." Ging ein Braker aus irgend einem Anlaß von seinem Gerät und ließ den Flachs darin sitzen, so sprang schnell

Die nächste Arbeit war das Schwingen. Es geschah vor alters an dem sogenannten Schwingelfuß („Schwingelfoot" — „Schwingfoot") (Fig. 3). Man setzte sich so, daß der linke Fuß auf den unteren Querstangen ruhte, und hielt mit der linken Hand den Flachs durch den Einschnitt des rechten, höheren Brettes. Die rechte Hand führte mit der Schneide des schwertförmigen „Schwingelblattes," auch „Schwingholt" genannt, in senkrechter Richtung rasche Schläge an den herabhängenden Flachs. Nicht selten wurde diese Arbeit von einer größeren Anzahl Frauen und Mägde auf der großen Diele des Hauses ausgeführt; auf den Höfen verrichteten sie die Meiereimädchen.[1]) Die Thätigkeit war sehr langweilig und zeitraubend und begünstigte deswegen den Klatsch. Der Aberglaube will wissen, daß manchem, der nicht wohl gelitten war, in dieser Zeit die Ohren häufiger geklungen haben als sonst. Zuweilen fiel dem Hausvater im Verein mit den Knechten das Schwingen zu, das dann nach vollbrachtem Tagewerk bei dem spärlichen Schein der Thranlampe geschah.

Viel schneller ging das Schwingen mittels der „Schwingmaschine," die für unsere Gegend zu den Errungenschaften des 19. Jahrhunderts gehört. Anfangs besaß sie nur 4 Flügel, doch vermehrte man sie hernach, wie nebenstehende Abbildung (Fig. 4) zeigt, auf 12. Mit beiden Händen hielt oder schlug man den Flachs in die Öffnung des schildförmigen „Schwingbrettes," und hurtig stoben die letzten „Schäf" davon; aber auch grobe und kurze Flachsfasern wurden mit ausgesondert. Letztere hießen nunmehr mit einem Sammelnamen „Schwingelheede." Die schlechtere wurde dem Lumpensammler verkauft, die bessere mit einem „Sprerk" von dem Schäf durch Schütteln gereinigt und später gesponnen und gewebt zu Sackleinen, groben Decken, „schwingelheedenen Laken" (Betttüchern) usw.

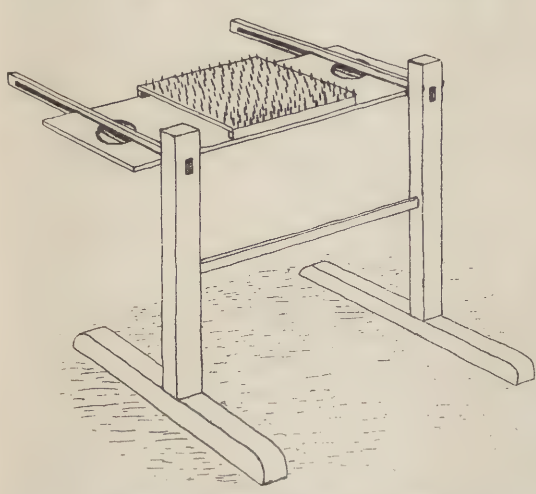


Fig. 5. Hechelfuß (Höhe 0,75 m).
Gezeichnet von Lehrer Willers Jessen in Eckernförde.

Das Sprerk (vielleicht von „spreen," d. h. ausbreiten, ausstreuen) gehörte eigentlich zum Spinnrade, bei welchem es bei dem Spinnen der „Heede" diente. Es bestand aus einer kreisrunden Holzscheibe von 14—16 cm Durchmesser, die unten in der Mitte einen sich verjüngenden Stiel hatte. In gleichen Abständen saßen am oberen Rande 6 oder 8 etwas nach außen zeigende hölzerne Zinken von 10—14 cm Länge. Die Heedenmenge, welche ein Sprerk fassen konnte, nannte man ein „Dies."

Nach dem Schwingen des Flachses erfolgte das Hecheln („Hekeln"), welches darin bestand, daß man ihn durch die senkrechten Eisenspitzen eines wagerecht

---

ein anderer herzu und schlang ein Band aus Roggenstroh, mit dem vorher ein Flachsbündel umschnürt gewesen war, um Klapper und Lade der Brake. Nunmehr mußte der unachtsame Braker etwas zum besten geben. Leider war es häufig eine halbe Flasche Branntwein.

[1]) Um 1750 mußte nach einem Saxtorfer Protokollbuche ein Meiereimädchen auf diesem Hofe täglich 1 L℔ = 7 kg reingeschwungenen Flachs liefern.

liegenden Brettchens zog. (Fig. 5.) Hierdurch wurden die Fasern einerseits zerteilt, sowie auch von den gröberen und kürzeren befreit. Da es eine Grob- und eine Feinhechel gab, gewann man in den Abfällen „Grob-“ und „Feinheede.“ Den gehechelten Flachs drehte man zu eigenartigen Knoten („Knucken“).

Den Flachsertrag veranschaulicht ziemlich zuverlässig folgende, aus einem Saxtorfer Protokollbuche stammende Berechnung:

Balance.

pr. Anno 1769 gehabt an geschwungenem Flachs 52 L℔ 7 ℔.	Daraus ist geworden:	
	1) an Rein Flachs . . . . . . (ist von ein L℔ 6 ℔ $20^{4}/_{35}$ Loth).	348 ℔
	2) an Heede. . . . . (Von 1 L℔ sind 6 ℔ $11^{31}/_{35}$ Loth.)	$334^{1}/_{2}$ ℔
	3) Verlust auf jedes L℔ 1 ℔ gerechnet bringt	$52^{1}/_{2}$ ℔
	Summa	735 ℔
	oder	52 L℔ 7 ℔

Nun zum Spinnen. Vor 50 Jahren schnurrte in jedem Hause das Spinnrad; jetzt ist es in die Rumpelkammer verbannt worden; nur einige Mütterchen halten es noch in Ehren, und doch ist es nicht die älteste Spinnvorrichtung. In älteren Zeiten — allerdings weiß sich dessen heute keiner mehr zu erinnern — gab es in Schwansen Handspindeln. Man findet bisweilen im Erdboden namentlich in der Nähe menschlicher Ansiedelungen Steinchen, die einem kleinen Schleifstein nicht unähnlich sind. Sie sind zumeist aus gebranntem Thon angefertigt und haben einen Durchmesser von 4—5 cm. Von oben bis unten ist jeder Spindelstein, auch „Spinnwirtel“ genannt, durchbohrt, um einen runden Holzstab aufnehmen zu können. Um diesen wurde der gesponnene Faden geschlungen; drehte man nun beim Spinnen den Faden und damit die Spindel, so wickelte sich das Garn selbstthätig auf der Spindel auf. Als man später die Spindel wagerecht legte, sie Spule nannte, und sie durch eine kleine Maschine, die durch fleißige Fußtritte getrieben wurde, in Bewegung setzte, da hatte man das Spinnrad erfunden.

Es ist einleuchtend, daß die Einführung des Spinnrades einen wesentlichen Fortschritt bedeutete, gieng die Arbeit mit demselben doch viel schneller von statten. Es galt als Regel, daß bis Weihnachten die im Herbst gewonnene Wolle gesponnen sein mußte; denn sonst sollte nach einer Redensart die Spinnerin mit ihrem Spinnrade zur Schande vor der Kirchenthür sitzen. Danach wurde der Flachs vorgenommen. In bäuerlichen Betrieben suchte man das Spinnen desselben seinem Hauptteile nach bis kurz nach Lichtmeß zu beenden, weil dann die Feldarbeit begann, zu welcher Frauen und Mägde früher viel mehr als heute herangezogen wurden. Es waren hilde Tage, und vom frühen Morgen bis spät in den Abend, wenn der Kienspan oder die qualmende Thranlampe nur spärliche Helle verbreiteten, schnurrten die Räder. Das Bedürfnis zum geselligen Beisammensein wohnte auch damals in der Menschenbrust. Wenn die Frauen nach vollbrachter Tagesarbeit „auf Nachbarschaft“ gingen, nahmen sie auf ihrem Rücken das Spinnrad mit. Bereits in früher Jugend wurde das Mädchen dem heiteren Spiel entrissen und an das Spinnrad gefesselt. Die kleinen Finger mußten sich im Spinnen der groben Schwingelheede üben. Nicht immer wollte es gelingen, sogleich einen feinen Faden zu bilden; grobes, rauhes Garn aus der Schwingelheede nannte man „Drumpeldraht.“ Aus Flachs sehr feines, gleichmäßiges Garn zu spinnen, erforderte eine gute Schulung, und wer es konnte, war stolz darauf. Hielt die Braut als junge Frau in ihr neues Heim ihren Einzug, so führte sie nicht selten vor sich auf dem Wagen ihr Spinnrad mit.

Auf den Gutshöfen nahm das Flachsspinnen eine ungleich längere Zeit in Anspruch und war eine Obliegenheit der Meiereimädchen. Dieser Name hatte früher nicht den üblen Klang wie heute. Ihre saure Arbeit unter den Augen der gestrengen Meierin, ja, nicht selten der Gutsherrin selber, bewahrte sie vor mancher Thorheit. Es war ein durchaus ehrenwerter Stand, und die Töchter angesehener Bauern bewarben sich selbst nach Aufhebung der Leibeigenschaft um den Platz eines Meiereimädchens.

Die Spinnthätigkeit der Mädchen wurde, so zu sagen, mit der Elle gemessen; denn das Garn wand die Meierin auf einen Zählhaspel („Tallhaspel"). Bei diesem machte ein Räderwerk die Zahl der Umdrehungen auf einem Zifferblatte sichtbar. Nach der hundertsten Umdrehung schlug ein hölzerner Hammer gegen ein Brettchen. Man sagte, nun sei „ein Hundert" gesponnen. Auf den Höfen mußten je nach der Größe des Betriebes 1—2 Mädchen „insitten," d. h. drinnen sitzen, um zu spinnen, während die übrigen Außenarbeit hatten, daneben aber noch 3—5 Hundert am Tage spannen. Jedes der zuerst genannten Mädchen hatte täglich 9 Hundert Heede oder 12 Hundert Flachs zu spinnen. Da der Haspelumfang reichlich 2 m betrug, ergab sich eine Fadenlänge von 1800 bezw. 2400 m, gewiß eine gute Leistung! Manch fleißiges Mädchen verstand es, diese bis auf 18 Hundert Flachs für den Tag zu steigern, also einen Faden von der stattlichen Länge einer halben deutschen Meile zu spinnen, sodaß es bereits am Donnerstagabend sein Wochenpensum absolvierte. Dann durfte es am Freitag und Sonnabend für sich spinnen. Eine vor wenigen Jahren verstorbene Frau brachte als Mädchen es dahin, in einem Winter neben ihren dienstlichen Obliegenheiten für sich das Garn zu sechs flächsenen Betttüchern herzustellen. Unerbittlich hielt die Herrschaft an der Hundertforderung fest; darum wehe der Trägen und der Langsamen! Sie mußte noch spät in der Nacht spinnen, wenn ihr die müden Augen wiederholt zufielen. [1])

Wem es an Zeit mangelte, der ließ seinen Flachs für Geld oder auch „tom Halven" spinnen. In solchem Falle behielt die Spinnerin, die gewöhnlich eine Wittwe, eine Handwerkerfrau oder eine solche Frau war, die wegen Körperschwäche keine Feldarbeit verrichten konnte, als Lohn für ihre Mühe die Hälfte der empfangenen Gewichtsmenge zurück. Fand eine Barzahlung statt, so entrichtete man vor ca. 50 Jahren für das Spinnen von 1 ℔ Schwingelheede 3 ß, 1 ℔ Heede 6 ß, 1 ℔ Flachs 7—8 ß. Um 1740 zahlte man für 1 ℔ Heede $2^1/_2$ ß. Eine geschickte Spinnerin vermochte an einem Tage 1 ℔ Flachs zu verarbeiten. Da beim Spinnen sich Abgänge ergaben, konnte nicht die volle Gewichtsmenge zurückgefordert werden. Diese Thatsache nützten unehrliche „Spinnfrauen" zu ihrem eigenen Vorteil aus und behielten außer den Abfällen auch von dem Garn für sich.

Eine Spule auf den Haspel gezogenen Garns nannte man einen „Fessel"; 4—5 Fessel bildeten 1 „Stück." Um die einzelnen Fessel von einander zu scheiden, band man beim Haspeln um dieselben ein aus Spinnabfällen oder aus Schwingelheedengarn gewundenes „Fesselband" in der gleichen Weise, wie man heutigen Tages um die einzelnen Abteilungen des gekauften Garnes ein Band gewunden sieht. Damit beim Haspeln des nächsten Fessels die Bandenden nicht hinderlich wurden, wickelte die das Haspeln besorgende Person sie um den Handgriff des Haspels. Manche Hausfrauen legten zum Schluß, ein besseres Hantieren

---

[1]) Die Sage erzählt von einer „Madam" zu Ornum, der „schwarzen Margaret," die im vorigen Jahrhundert lebte, sie habe den Mädchen, welche die geforderte Hundertzahl nicht lieferten oder die nicht fein genug spannen, den Flachs um die Finger gewunden und angezündet. Man vergl. meine Arbeit über Schwansen S. 81.

des Garns zu ermöglichen, um das ganze Stück ein weites und starkes „Reband“ (vielleicht von „redig,“ d. h. einfach, bequem auszuführen).

Nach beendetem Spinnen wurden die einzelnen Garnstücke 1—2 mal mit Holzasche gekocht und nach jedesmaligem Kochen mit dem „Waschholt“ auf der Waschbank geklopft. Die Waschbank war ein 60 cm hohes Holzgestell, bestehend aus einer dicken, 1 m langen Bohle, die an dem einen Ende auf einem Fuße, an dem anderen auf 2 Füßen ruhte. Nach jedesmaligem Kochen und Klopfen spülte man das Garn in klarem, kaltem Wasser und wrang es aus. Das Klopfen, Spülen und Auswringen geschah beim Ziehbrunnen, oder wenn ein Bach bei dem Hause vorbeifloß oder ein Teich mit reinem Wasser in der Nähe war, an deren Ufern. Dann zog die Hausfrau die Garnstücke auf die „Garnlatte,“ eine runde, glatte Stange von 5—6 m Länge, und legte diese in die Gabeln der „Garnpfähle.“ Garnlatte und Garnpfähle bildeten das „Garnreck.“ Damit der Wind mit den herabhängenden Garnstücken nicht sein loses Spiel treibe, zog man zuunterst durch sie eine zweite Garnlatte. Das getrocknete Garn wurde auf die „Garnwinde“ gebracht und zu Knäueln („Klun“) abgewunden. Jeder Fessel gab ein Klun. „Windelpflock“ und „Rasselholz“ waren bei dieser Arbeit unentbehrliche Dinge. An dem „Garnwinden“ beteiligten sich auch Männer und Knaben, besonders aber die Großeltern, wenn sie zu anderer Beschäftigung zu schwach geworden waren. Dann saß wohl der Enkel zu Füßen der Alten und lauschte staunend der Erzählung ihrer mannigfachen Erlebnisse sowie den Märchen und Sagen.

Der Weber verarbeitete das gewundene Garn zu mancherlei Gewebstücken, zu gewöhnlichem „Linnen,“ zu „Drell,“ „Goosogen,“ „Fischernetten,“ „Damast“ usw. Auch verwebte man flächsenes Garn mit wollenem zu „egenmakte Tüg“ und „egenmakte Röck“ mit Leinenkette und Wolleneinschlag.

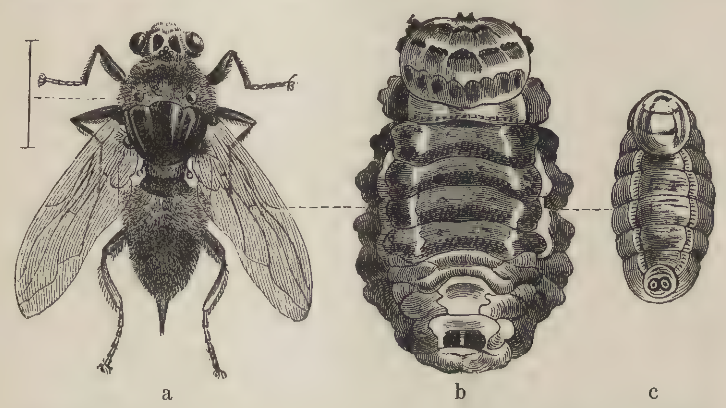
Die Entwicklung der Dasselfliege nach dem Stande neuester Forschung.

Von **H. Barfod** in Kiel.

Heiß brennt die Julisonne vom wolkenlosen Himmel hernieder. Vor ihrer Glut flüchtet alles Leben in den kühlenden Schatten. Nur der nie ermüdende Chor der Insekten schwirrt und gaukelt und flattert durch den flimmernden Äther; ein solcher Backofen entflammt die Liebesglut und steigert die Gelüste des Hungers. Die Rinder kauern im Grase in behäbiger Ruhe; an Raines Rand spendet die dichte Hecke willkommenen Schatten. Unaufhörlich peitschen sie den Schwanz nach links und nach rechts; der Quast, ein natürlicher Fliegenwedel, verscheucht die lästigen Bremsen und Stechfliegen. Vergebliches Bemühen! denn immer aufs neue drängen sie sich an das warmblütige Opfer, lechzend nach dem roten Saft in den Adern der Rinder. — — Jetzt erhebt sich ein Rind mit kräftigem Satze! Mit gehobenem Schwanze, unter angstvollem Gebrüll stiebt es mit gesenktem Kopfe wie rasend von dannen! Hin ist die Ruh'! Wie auf einen Schlag erheben sich auch die anderen! Mit rückwärts- oder aufwärtsgehobenem Schwanze rast die ganze Herde in zügelloser, wilder Hast dahin, wie von Furien gepeitscht! Entsetzliche Angst verrät das Brüllen, hochaus schlagen die Hinterbeine, als gelte es, den Verfolger durch die Wucht des Körpers zu erdrücken, zu zerstampfen! Schließlich streben alle einem Ziele zu, dem Wasser, wenn solches erreichbar ist. Hier stehen sie bis an die Brust umspült vom kühlenden Naß. Doch auch der Verfolger, die Dasselfliege, ist jetzt zufrieden gestellt. Die Eier kleben am Haarpelz des auserwählten Opfers. —

Diese Erscheinung des ängstlichen Umherirrens und Flüchtens der Rinder war bereits dem römischen Dichter Virgilius bekannt; er erwähnt ihrer im dritten Gesange seiner „Georgika," des hohen Liedes von der Landwirtschaft. Auch bei uns zu Lande wiederholt sich hier und da von Jahr zu Jahr dasselbe Schauspiel, freilich nicht zum Entzücken des Landmannes. Er weiß sehr wohl, daß der Urheber dieses „Biesens der Rinder" ein viel schlimmerer Feind ist als selbst die Rinderbremsen, diese Vampyre des Rindes. Das „Biesen" ist nämlich nur das Anfangsglied in der Kette qualvoller Leiden, welche dem Rinde durch den größeren Plagegeist, die Dasselfliege, bereitet werden; denn sie ist die Urheberin jener Dasselbeulen, welche im nächsten Frühjahr den Rücken seiner Pfleglinge bedecken und den Gesundheitszustand derselben in hohem Maße bedrohen. Machtlos steht er diesem Eingriff des kleinen Insekts in den Organismus des Rindes gegenüber; er vermag nur durch zeitiges Ausdrücken der Larven aus den eiterigen Beulen den Trägern derselben Linderung zu verschaffen.

Die Dasselfliege (Hypoderma bovis) gehört zur Familie der Bies- oder Dasselfliegen (Oestridae). Sie und ihre nächsten Verwandten zählen zu den größten Quälgeistern für Mensch und Vieh, weil ihre Larven, ähnlich den Eingeweide-



Die Dasselfliege [1]) (Hypoderma bovis): a. Fliege, b. Larve, c. Puppe. Die letzten beiden von der Bauchseite gesehen. Alle vergrößert.

würmern, in den Körpern warmblütiger Tiere schmarotzen, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Verpuppung und die Entwicklung zum fertigen Insekt (Imago) außerhalb des Wirtes vollziehen. Schon im grauen Altertum beobachtete man die Dasselbeulen auf Haus- und Jagdtieren. Wenn es auch als fraglich erscheinen muß, daß Aristoteles den Zusammenhang zwischen dem Biesen des Rindes und dem Urheber desselben, der Dasselfliege, erkannt hat, so hat er andererseits gerade an der Entwicklung der Larve zur Puppe und zum Imago die Vorstellung der Entwicklung (Metamorphose) gewonnen. Griechische Tierärzte gaben bereits eine Beschreibung der Larven. Das ganze Mittelalter kam hier, wie in allen anderen naturwissenschaftlichen Dingen, nicht über die Anschauung des Aristoteles hinaus, und erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es einem Italiener, die Hypoderma-Larve zur Entwicklung zu bringen und somit auch eine Beschreibung der Fliege zu geben. Trotzdem verfielen spätere Forscher auf mancherlei Irrtümer.

---

[1]) Die Abbildung im Original befindet sich in dem klassischen Werke „Brehms Tierleben" (Bd. 8: Die Insekten). Das Klischee wurde uns von dem Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt.

Wenn auch der Wiener Professor Brauer in seinem 1863 erschienenen Werke „Monographie der Oestriden“ das reiche Material sammelte und sichtete und manche Aufklärung über das geheimnisvolle Leben und Werden dieser Fliegen hinzufügte und durch spätere Nachträge in den „Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft“ ergänzte, so blieb es doch den allerletzten Jahren vorbehalten, den Entwicklungsgang gerade für die in Rede stehende Dasselfliege des Rindes klar zu stellen. Das Resultat dieser Untersuchung interessiert nicht nur den Landwirt, dessen Rinder diesem unheimlichen Gaste zum Opfer fallen, nicht nur den Tierarzt, der damit den Schlüssel für mancherlei ihm bis dahin rätselhaft erscheinende Leiden des Hausrindes erhält, sondern auch den Naturfreund, der wieder einmal Gelegenheit hat, der Natur auf vielverschlungenen Pfaden ihres Werdeganges zu begegnen; sonderlich auch den Leser der „Heimat,“ weil bei uns zu Lande die Frage nach der Entwicklung der Dasselfliege zuerst angeschnitten und schließlich auch zum Abschluß geführt wurde: 1888 fand Kreistierarzt Hinrichsen in Husum die Larven im Rückenmarkskanal eines Rindes und stellte damals schon die bisherige Anschauung über die Einwanderung der Larven in den Körper des Wirtes in Zweifel, und 1896 wurde auf dem Kieler Schlachthofe durch die Tierärzte Ruser und Klepp die eigentliche Eingangspforte der jungen Larven festgestellt.

Die große Zahl der volkstümlichen Namen — Dasselfliege, Dasselmücke, Bremse, Biesfliege, Biesmandel, Engerlingfliege — beweist schon, daß man im Volke diesem Insekt allseitige Beachtung geschenkt hat, obwohl die Fliege selbst den wenigsten zu Gesicht gekommen ist. Sie ist wegen ihres dichten Haarkleides und ihres halbkugeligen Kopfes einer kleinen Hummel nicht unähnlich. Wie sehr die Dasselfliege in ihrer Existenz an die Rinder gebunden ist, geht schon daraus hervor, daß in solchen Gegenden, in denen das Vieh später auf die Weide getrieben wird, auch die Fliegen sich später zeigen, weil die bereits im Stalle aus den Beulen hervorgeschnellten Larven in dem Stallmiste unter den Hufen des Rindes zertreten werden. Nur im Freien sind die Larven entwickelungsfähig; nur hier findet man zur Flugzeit an den sonnigen Stellen der Wege und Weideplätze die Fliegen, oft an ganz bestimmten Sammelpunkten, an denen man sie vielfach Jahr für Jahr beobachten kann; nur im Freien werden von dem geschlechtsreifen Weibchen die Eier abgesetzt. Daraus folgt, daß allein solche Rinder, welche das ganze Jahr hindurch im Stalle gehalten werden, gegen das Hervorbrechen von Dasselbeulen geschützt sind. Während ihrer kurzen Lebenszeit nimmt die Fliege keinerlei Nahrung zu sich, ist also durchaus nicht den blutsaugenden Mücken und Fliegen vergleichbar. Sie zehrt von dem Fett, das die Larve aufgespeichert hat. Ihre einzige Sorge ist auf die Erhaltung ihrer Art gerichtet. Darum verfolgt sie auch das sich sträubende und wehrende Rind mit zäher Ausdauer und läßt nicht ab von ihrem gehetzten Wilde, als bis es ihr gelungen ist, die länglichrunden, dickschaligen, klebrigen Eier auf die Haut des Wirtes ihrer Nachkommenschaft abzusetzen. Dann stirbt sie.

Früher war man der Ansicht, daß, wie z. B. Vitus Graber noch 1877 in seinem sonst vortrefflichen Werke: „Die Insekten“ behaupten konnte, das Weibchen mit seiner „perspektivartigen Legeröhre“ die Rückenhaut durchbohre und dem Rinde das Kuckucksei unterschiebe. Die Furcht vor den so erzeugten Schmerzen sollte die Herde zum Biesen veranlassen. Diese Meinung hatte Brauer schon 1863 widerlegt, indem er darauf hinwies, daß die nach Art eines Fernrohres zusammenschiebbare Legeröhre durchaus nicht imstande sei, das dicke Fell des Rindes zu durchstechen. Vor ihm hatte sich schon Clark dahin ausgesprochen, daß eine Verletzung der Haut ausgeschlossen sei, und die Eier nur äußerlich an das Fell geheftet werden. Dafür spricht auch die Form der Eier, welche an dem einen Pole

noch einen Aufsatz zum Befestigen zeigen, vor allem auch die Festigkeit der Eihaut, welche das Ei gegen äußere Einflüsse zu schützen hat. Instinktiv ergreifen die Tiere die Flucht, wenn sie nur das Gesumme des heranschwirrenden Insekts vernehmen. Denn daß das indolente Rind durch ein Juckgefühl, das durch die Eiablage auf die Haut hervorgerufen werden könnte, in Erregung gebracht werde, ist wohl auch nicht anzunehmen.

Brauer untersuchte die Mundteile der ausschlüpfenden Larven und kam zu der Ansicht, daß sich die Larven nach dem Auskriechen sofort durch die Haut bohren und im Unterhautzellgewebe die bekannten Dasselbeulen bilden, in deren Sekret die Larve heranwachse. Allerdings betonte er ausdrücklich, daß er dies nur vermute, weil er und andere noch niemals ein Hypoderma-Ei am Wohntiere hätten haften sehen. Gleichzeitig wies er auf eine andere ihm unerklärliche Thatsache hin, nämlich auf das sog. Stillstandsstadium: wenn man nämlich auch den Brutabsatz genau kennt und das Ablegen von Eiern auf die Wirte beobachtet hat, so folgt eine Zeit, in welcher der Parasit plötzlich verschwunden zu sein scheint, bis er dann nach sechsmonatlicher Pause wieder erscheint. Was das erstere, nämlich das Durchbohren der Larven unter die Haut, anbetrifft, so findet man diese Ansicht in fast allen Lehrbüchern vertreten und sieht eine scheinbare Stütze in dem Umstande, daß man denselben Vorgang an den neugebornen Larven der Gattung Oestromyia, welche bei Mäusen die Dasselkrankheit hervorruft, beobachtet hatte. Dagegen spricht aber zunächst, daß man bisher noch niemals neugeborne Hypoderma-Larven auf dem Körper des Rindes gefunden hatte, und es von vornherein ausgeschlossen war, daß die zarten Larven sich so schnell durch das dicke Fell bohren konnten. Die Möglichkeit des Durchbeißens wurde dann überhaupt verneint, als an der im durchsichtig gemachten Ei zu sehenden Larve keinerlei Mundwerkzeuge beobachtet werden konnten. Vor allem aber war damit auch das Stillstandsstadium nicht erklärt.

Mit der bereits erwähnten Entdeckung des Husumer Kreistierarztes Hinrichsen trat ein völliger Umschwung in der Ansicht über den Entwicklungsgang der Hypoderma ein, nachdem sich derselbe bald überzeugt hatte, daß die im Rückenmarkskanal gefundenen Larven das erste Stadium derselben darstellten. Ja, er vermutete, daß die Eier durch den Schlund in den Darmkanal gelangen und von hier unter die Haut vordringen, auf welchem Wege dies oder jenes Individuum sich durch die Zwischenwirbellöcher ins Rückenmark verirren könne. Unabhängig von ihm fand Horne in Christiania ebenfalls die Larven an verschiedenen Stellen des Wirbelkanals, außerdem, wenn auch selten, in der Brust- und Bauchhöhle und in einzelnen Organen derselben. Doch hielt er an der Vorstellung, die Larven dringen durch die Haut in den Körper, fest und erklärte die in der Zeit vom Februar bis April im Fleische beobachteten schmutziggrünen Larvengänge als Wegweiser, damit sie auf demselben Wege zurück unter die Haut kommen können, um hier ihre Entwicklung zu vollenden. Ferner fand ein amerikanischer Tierarzt, Cooper-Curtice, im November 1890 Larven unter der Schleimhaut des Schlundes (Oesophagus); später, um Weihnacht, erschienen die Larven in der Mehrzahl unter der Rückenhaut. Die zuerst unter der Haut gefundenen Larven hatten dieselbe Größe und dieselben Merkmale wie jene im Schlunde, weshalb sie Cooper als das Ösophageal-Stadium bezeichnete. Ende Januar und Anfang Februar waren alle Larven und mit ihnen auch die durch sie hervorgerufenen Entzündungserscheinungen im Schlunde verschwunden. Die Veröffentlichung über seinen Befund, aus welchem er den Schluß zog, daß die Eier bezw. Larven vom Rinde verschluckt würden, und die auskriechenden Larven vom Schlunde aus ihren Weg unter die Rückenhaut nehmen, war dem Direktor des Kieler Schlachthofes, Herrn Ruser, und seinem

damaligen Assistenten, Herrn Tierarzt Klepp, als diese 1896 ihre Untersuchungen über die Wanderung der Hypoderma-Larven aufnahmen, völlig unbekannt geblieben. Ruser hatte von seinem Assistenten erfahren, daß Tierarzt Goltz zu Halle a. S. in seinem früheren Wirkungskreise in Schwerin die Larven von Hypoderma bovis u. a. auch im Schlunde eines Rindes gesehen hätte, und unterzog daraufhin den Schlund von vier Ochsen, welche die bekannten Beulen unter der Rückenhaut zeigten, einer genauen Besichtigung, welche in der Weise ausgeführt wurde, daß er den Schlund umkehrte — Schleimhaut nach außen und Muskulatur nach innen. Zu seiner größten Überraschung fand auch er unter der Schleimhaut, in dem lockeren Bindegewebe zwischen Muskulatur und Schleimhaut, die stäbchenförmigen, glashellen Larven in großer Zahl durchschimmern. Später sind ähnliche Befunde wiederholt gemacht worden. Herr Direktor Ruser war so liebenswürdig, mir durch seinen Assistenten ein solches in Formol aufbewahrtes Präparat vorzuführen. Das Lager der eingebetteten Larven hob sich wulstartig heraus. Wurde die Schleimhaut aufgeschnitten, so traten die etwa 15 mm langen Larven deutlich zu Tage. [1])

Kurz zusammengefaßt stellt sich der Entwicklungsgang der Dasselfliegen wie folgt dar: Vom Juli bis September legt das Weibchen die Eier auf die Haut der Rinder. Ob die Eier oder die bereits ausgeschlüpften Larven aufgeleckt und verschluckt werden, ist noch nicht erwiesen; vielleicht geschieht beides. Die Larven bleiben am Schlunde haften, bohren sich durch die Wandung und verweilen unter der Schleimhaut bis zum Februar oder Anfang März. Auf ihrem Wege unter die Körperhaut lassen die Larven eiterige Gänge zurück; oft verirren sie sich unterwegs in den Rückenmarkskanal. Unter der Haut haben die Larven noch dasselbe Aussehen wie in den Schlundwandungen (1. Stadium). Die äußerst zarte Haut läßt die Thätigkeit besonderer Atemorgane als überflüssig erscheinen; die Atmung erfolgt durch die Haut. Nach der ersten Häutung bedarf die Larve der unmittelbaren Zufuhr frischen Sauerstoffs. Zu diesem Zwecke durchbohrt sie von innen nach außen die Haut und bleibt mit ihrem hinteren Ende, worin sich die Öffnungen der Atemorgane befinden, in dem Loche sitzen.

Die Larve zeigt Querstreifen, welche sich bei näherer Betrachtung als reihenweise angeordnete Dornen entpuppen (2. Stadium). Durch die von der Larve hervorgerufene Wunde dringen Eitererreger (Mikroorganismen, die in großer Zahl an den Haaren des Rindes haften) in das Fleisch und erzeugen nunmehr die eiterigen Dasselbeulen, in denen die Larve heranwächst (3. Stadium). Nachdem die Larve etwa 9 Monate lang im Wirte schmarotzt hat, erreicht sie ihre Reife. Alsdann ist sie dunkel gefärbt, schwarzgrau bis bleigrau, äußerst weich und geschmeidig. „Drei bis vier Tage bevor sie aus der Dasselbeule auskriecht, dehnt sie die Öffnung derselben aus und verläßt dann eines Tages, aber nur in den Morgenstunden, ihren bisherigen Wirt. Sie sucht sich darauf in der Erde, in Spalten oder Rissen, zu verkriechen, indem sie sich mit Hilfe der Dornen an ihrer Unterseite fortbewegt. Sie bläst sich auf, sobald sie am geeigneten Orte zur Ruhe gekommen ist, und in diesem aufgeblasenen Zustande erstarrt die Haut dann zur Tonne (Puppe), aus der nach 26—30 Tagen eine Fliege zu neuem Leben ersteht.“ (Klepp.)

Durch die Dasselfliegen erleidet der Landwirt nicht geringen Schaden. Zunächst wird der Gesundheitszustand des Rindes in hohem Maße beeinträchtigt und das Gedeihen desselben in Frage gestellt. Die Fleischschau würde nach dem Vorschlage des Herrn Schlachthofdirektors Ruser auch auf den Schlund, das mediastinale Fettgewebe und die Umgebung der großen Gefäßstämme an der Wirbelsäule

---

[1]) Für die weiteren Aufklärungen sowie für das freundlichst mir zugestellte Material, speziell seine Veröffentlichungen in der „Zeitschrift für Fleisch- und Milchhygiene“ sage ich auch an dieser Stelle Herrn Direktor Ruser verbindlichsten Dank.

auszudehnen sein; sehr stark von den Larven und ihren eiterigen Gängen durchsetztes Fleisch müßte dem Verkehr ganz oder teilweise entzogen werden. Die Lederindustrie erleidet große Einbuße, insofern das aus den Fellen der mit Dasselbeulen behaftet gewesenen Rinder gewonnene Leder durch zahlreiche Löcher entwertet wird. Tierschutzvereine, Landwirte, Tierärzte und Lederindustrielle haben die verschiedensten Mittel ersonnen, um der Dasselkrankheit erfolgreich zu begegnen. Aus dem Werdegange des Insekts geht aber deutlich genug hervor, daß weder das Striegeln, noch das Eindecken, noch das Einreiben mit Petroleum oder mit allen sonstigen scharf riechenden oder bitter schmeckenden Mitteln von Erfolg ist. Ganz aus der Welt läßt sich das Übel überhaupt nicht schaffen. Den größten Erfolg behufs Einschränknng der wirtschaftlichen Schäden dürfte das von Dr. Schmidt-Mühlheim empfohlene „Abdasseln" versprechen, d. h. auch nur dann, wenn es als obligatorische Maßregel geboten wird. Weil die Larven nur in den Morgenstunden ihren Wirt verlassen, dürfte sich auch empfehlen, während dieser Zeit das Vieh für den Vormittag im Stall zu behalten; doch werden wirtschaftliche Verhältnisse solches nicht überall zulassen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

2. De Eddelmann un de Bur.[1])

Dar is mal 'n Eddelmann weß, de hett twee Schimmels hatt, un 'n Bur'n, de hett uk twee Schimmels hatt.

Nu hett de Eddelmann geern all' veer Schimmels hebb'n wullt, un de Bur hett uk geern all' veer hebb'n wullt.

Do mak't se sik af, se wüllt sik wat verteII'n, un de denn toeers secht: „Dat's Lögen", de hett verspe̜l't.

Nu fangt se je an to verteII'n.

Toeers fangt de Eddelmann an un secht, he harr Röb'n hatt up sin Koppel, un dar weer een so 'n grot Röv' mank weß, de harr'n söb'n Mann to Wag' bör'n müßt.

„Dat weer 'n Röv'!" secht de Bur.

Se harrn e̜r dunn to Hus föör't, de Röv', un harrn e̜r afla't. Nu harrn se 'n ol Sög hatt, de harr dar ümmer vun fre̜ten. Mal ins harrn se de Sög verlar'n hatt, un harrn dar ümmerlos na söcht. Do harrn se e̜r tolet in de Röv' funn'n, dar harr se sik so wid rin fre̜ten hatt, un se harr dar mit söb'n Farken in se̜ten.

„Dat weer 'n Röv!" secht de Bur.

Darup fangt de Bur je an to verteII'n.

Em harr dröm't, sech'e, he weer dot ble̜b'n un weer in'n Himmel kam'n. Do harr dar linker Hand den Eddelmann sin Mudder se̜ten un harr Gööſ' hött, un rechter Hand harr sin Vadder se̜ten un harr Swin hött.

„Dat 's Lögen!" secht de Eddelmann.

„Ja," secht de Bur, „Lögen schüllt 't uk sin, all' veer Schimmels sünd min." —

Nu is de Eddelmann dar je falsch öwer weß, dat de Bur all' veer Schimmels kre̜gen hett, un he lur't dar up, wo he den Bur'n dat mal warr trüch betal'n kann.

Nu geit he mal in't Holt up 'e Jach. Do springt dar 'n Has' vör em up, un he schütt achter em an.

---

[1]) Über Lügenmärchen vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung, herausgegeben von Johannes Bolte, Weimar 1898. Dies Werk kann denen, die sich für Märchenforschung interessieren, nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

De Has' löppt na de Koppel rup, wo de Bur gra' bi to harken is, un lik up den Bur'n too.

Do nimmt de Bur sin Hark un beert so, as wenn he den Hasen dar mit dot scheeten will: un booz fallt de Has' vör em hen un is dot.

Do meent de Bur, he hett em dot schaten, un he besücht sin'n Harkenstöl un secht: „Dat harr'k ne dacht, dat dat dar rut gan harr!"

Nu ward de Eddelmann je bös un secht, dar mutt he Straf vör hebb'n, dat he em den Hasen dotschaten hett. Un he schall hen na 'n Sluß kam'n un schall Prügels hebb'n.

As de Bur nu rin geit na 'n Sluß, do kümmt he dör so 'n Gank hendör, wo Specksiden un Wüß häng't. Do kümmt he gau bi un kricht sik 'n Si' Speck raf un stickt sik de up 'n Puckel ünner 'n Rock, un do geit he dar hen, wo he sin Prügels hebb'n schall.

As he nu warr rut kümmt, do lur't de Eddelmann al up em un freit sik. Un do sücht he je, dat de Bur so 'n dick'n Puckel hett. Do meent he, dat de Puckel em swull'n is vun de Prügels. Un do secht he: „Na, heß nu nog?"

„Ja," secht de Bur, „so vęl heff ik, dat ik mit min Fru un Kinner dar 'n veer Węken vun lęb'n kann."

De Eddelmann hett de Prügels meent, un de Bur hett dat Speck meent.



In der Dämmerung.

Nun kommt die Dämmerung gegangen,
Der müde Tag läßt mich allein;
Nur große, dunkle Schatten schweben
Ins dunkelnde Gemach hinein.

Im Ofen knistern Tannenreiser:
Mein jäh verwelkter Weihnachtsbaum.
Ein Abend lichterglanzdurchfunkelt —
Nun sinkt zu Asche Schein und Traum.

Die Funken sprühn, die Flammen flackern;
Wie bald, wie bald ist alles tot . . . .
Durch meine Seele zieht ein Sehnen
Nach einem neuen Morgenrot.

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Fragen und Anregungen.

Handspinnerei und -Weberei im Hausbetriebe. Ehedem wurde auch bei uns in Schleswig-Holstein namentlich zur Winterszeit Flachs und Wolle von den sonst nicht beschäftigten Familiengliedern für den eigenen Gebrauch gesponnen. Den dazu erforderlichen Rohstoff gewann man auch meist in der eigenen Wirtschaft. Sehr häufig wurden aus diesem Hausgespinnst auch für den Hausbedarf bestimmte Gewebe in der Familie selbst angefertigt oder von den in den meisten größeren Ortschaften vorhandenen Handwerkswebern hergestellt. Nach und nach hat der auf die wohlfeilere Maschinenarbeit gestützte Fabrikbetrieb diese Art der Hausfleißarbeit verdrängt. Die zum Teil oder ganz aus der billigeren Baumwolle hergestellten Maschinengewebe können zu einem so niedrigen Preise geliefert werden, wie es bei Verwendung von Handarbeit nicht möglich ist. Nicht selten zeigen auch jene Fabrikwaren ein dem Auge gefälligeres Äußere, wenn sie auch hinsichtlich der Haltbarkeit meist mit den Erzeugnissen der Handarbeit sich nicht messen können. — Es kann ja nun nicht davon die Rede sein, diese Fabrikwaren etwa wieder durch selbstgefertigte Stoffe ersetzen zu wollen. Immerhin ist es aber doch möglich, Hausspinnerei und -Weberei in beschränktem Umfange zu üben da, wo es einerseits darauf ankommt, besonders haltbare Stoffe herzustellen oder solche, welche dem besondern Zwecke oder Geschmack im einzelnen entsprechen sollen, und wo andererseits sonst feiernde Hände zur Verfügung stehen in der Zeit, in welcher die landwirtschaftlichen Beschäftigungen teilweise ruhen. — In vielen Gegenden Deutschlands hat sich auch noch ein solcher auf Spinnen und Weben gerichteter Hausfleiß erhalten, wenn auch nur in bescheidenem Umfange.

Daß es einen großen wirtschaftlichen Gewinn bedeutet, wenn in den einzelnen Familien bare Auslagen vermieden werden durch eigene Thätigkeit und Benutzung selbstgewonnener Werkstoffe, wird niemand bestreiten. Aber auch vom ethischen und erziehlichen

Standpunkte ist es von Wichtigkeit, wenn eine nützliche und erfreuliche Beschäftigung gegeben wird für Zeiten, die sonst in Müßiggang oder gar Schlimmerem verbracht werden.

Auch bei uns in Schleswig-Holstein soll der Versuch gemacht werden, diese Art des Hausfleißes wieder in größerem Umfange in das Leben zu rufen. Damit nun die richtigen, zu diesem Ziele führenden Wege eingeschlagen werden können, ist es erforderlich, daß man eine einigermaßen genaue und zuverlässige Übersicht darüber gewinne, wo und in welchem Umfange diese uralte Hauskunst noch geübt wird. Es handelt sich hierbei vorzugsweise um das flache Land, von wo Nachrichten am schwierigsten zu erlangen sind, wenn sie nicht durch freiwillige Hülfe zugeführt werden.

So werden denn die Leser der „Heimat" freundlichst gebeten, Umschau zu halten und die Ergebnisse ihrer Nachforschungen baldmöglichst der Schriftleitung einzusenden, die das gesammelte Material weiter befördern wird.

Es kommt darauf an, womöglich in jeder Gemeinde zu ermitteln, ob und in welchem Umfange Spinnen und Weben noch geübt wird, etwa in nachstehender Weise:

I. Spinnen wird ausgeübt: 1. in Flachs allein, — vereinzelt, — mehrfach (womöglich mit ungefährer Angabe in absoluten Zahlen oder in Prozenten der vorhandenen Familien; — 2. in Wolle und andern Stoffen. — II. Weben wird ausgeübt: 1. in Familien, — 2. durch gewerbsmäßig arbeitende Handwerker.

**

Abschied.

Schon streicht um unser stilles Haus
Oktoberwind mit scharfem Tosen;
Nun komm, und brich zum Abschiedsstrauß
Mir deine letzten weißen Rosen.

Laß langsam uns von Strauch zu Strauch
Durch Astern und Levkojen schreiten,
Daß mich ein heimlich süßer Hauch
In alle Ferne mög' begleiten.

5. 1. 97.

Hans Lehmann.



Bücherschau.

Quickborn von Klaus Groth. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Hermann Krumm. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. 25. (Jubel-) Auflage. (Dritte Auflage der illustrierten Ausgabe.) Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1900.) (8°. Einleitung S. V—XXXIV. 421 S.) — Über den Quickborn und seinen Dichter wird an dieser Stelle kein Wort des Lobes mehr nötig sein. Die Bedeutung des Mannes und seines Erstlingswerkes ist in diesen Blättern von berufener Seite eingehend gewürdigt worden, und die Leser der „Heimat" wissen, daß jene Beurteilung auch später in diesen Blättern oft genug Widerhall gefunden hat. Hier handelt es sich um eine ganz besondere Ausgabe des uns allen ans Herz gewachsenen Buches, die ein Doppeltes vor den sonst bekannten voraus hat: eine neue Einleitung von Hermann Krumm und die alten Bilder von Otto Speckter. Die Einleitung enthält die Quintessenz dessen, was der Herausgeber bei den verschiedensten Gelegenheiten mündlich oder schriftlich über Groth geäußert hat. Sie beleuchtet das Leben des Dichters und den Einfluß, den seine Umgebung auf seine Dichtung ausgeübt hat, seinen Bildungsgang, seine Bedeutung für die plattdeutsche Sprache, seinen Quickborn, sein Verhältnis zu Fritz Reuter, seine späteren plattdeutschen und hochdeutschen Dichtungen und bringt eine Fülle interessanter Bemerkungen und treffender Urteile über den Dichter und seine Werke. Zum Schluß kündigt sie an, daß demnächst der längst erwartete fünfte Band der Gesamtausgabe erscheinen wird. Er soll alles enthalten, was in den verschiedensten plattdeutschen und hochdeutschen Zeitschriften und Zeitungen verstreut ist, außerdem aber die beiden in Buchform erschienenen Schriften: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" und „Über Mundarten und mundartige Dichtung." Erst wenn dieser Band vorliegt, wird man „eine sichere Kenntnis von dem Umfange der unermüdlichen Thätigkeit dieses Mannes haben"; man wird erkennen, daß er nicht nur ein Dichter, sondern auch „ein feinsinniger Kritiker" gewesen ist, „vor allem ein wetterharter, furchtloser Kämpe, der, mit dem doppelten Rüstzeug des tiefen, vielseitigen Wissens und der gerade dem Künstler verliehenen intuitiven Erkenntnis ausgerüstet, für sein von vielen angefeindetes Lebenswerk in Streitschriften und Broschüren mutig eingetreten ist." — Die Bilder von Otto Speckter, die dieser Ausgabe ihr Gepräge geben, werden manchen, der sie flüchtig betrachtet, enttäuschen. Der Herausgeber sagt darüber: „Vielleicht mögen uns verwöhnten Modernen die Zeichnungen Otto Speckters bisweilen etwas hart, stellenweise auch nicht realistisch genug erscheinen, wie seine Technik längst überholt ist; trotzdem ist es sicher, daß kein noch so begabter Illustrator unserer Tage für den Quickborn jemals wieder leisten kann, was er seinerzeit geleistet hat. Wer

möchte mit ihm um die Palme ringen, jetzt, wo die Welt des „Quickborn“ bereits hinter uns versunken ist, die Milieu- und Charakterstudien, die er damals auf dithmarsischem Boden, in Heide und Tellingstedt namentlich, machte, kaum noch zu machen sind? Vor allem aber hier hat sich die Illustration mit dem Dichterworte so enge vermählt, daß sie fast untrennbar von ihm geworden ist und mit ihm um die Wette lebt.“ — Und wenn sich jemand in diese anspruchslosen Bilder vertieft, wird er in ihnen eine Fülle von einfacher Schönheit, von herzerfreuender Naivetät, von echter Volkstümlichkeit finden; er wird überall mit nachempfindender Freude bemerken, wie tief sich der Zeichner in des Dichters Gedanken und Bilder versenkt hat. Der Wunsch nach Erneuerung dieser Ausgabe ist vielfach empfunden und auch oft dem Dichter ausgesprochen worden; man muß dem Herausgeber wie dem Verleger dankbar sein, daß sie endlich unserm Volke diesen Schatz wieder zugänglich gemacht haben. — Den Schluß des Buches bildet Müllenhoffs Glossar, der vom Herausgeber durchgesehen und ergänzt worden ist. — Möge das würdig ausgestattete Buch, das mit einem guten Bilde des Dichters und einer Probe seiner Handschrift geschmückt ist — auf Groths Handschrift kann man ja diesen Ausdruck anwenden, — recht viele Freunde finden!

Lund.

Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Anastatische Reproduktion des zweiten Abdruckes der Auflage vom Jahre 1845 aus dem Verlage der Schwersschen Buchhandlung. Verlag von M. Liebscher, Kiel 1899. Preis 10 M., geb. in Halbfranz 11,50 M. — Die Freunde unserer heimischen Sagen- und Märchenwelt haben es oft beklagt, daß das Müllenhoffsche Buch jahrelang vom Büchermarkt verschwunden gewesen ist und nur noch antiquarisch zu bekommen war. Ist es doch noch immer eine Fundgrube für jeden, der unser Volk in seinem Werden und Wachsen, in seinem Denken und Empfinden, in seinem Glauben und Aberglauben kennen lernen will, — unentbehrlich für alle, die als Männer der Wissenschaft oder als Liebhaber Volkskunde treiben; steht es doch unter allen Sammlungen gleicher Art noch immer in erster Reihe. So wird man mit vollem Rechte sagen können, daß der Verleger sich ein großes Verdienst erworben hat, als er es unternahm, das Buch wieder in den Handel zu bringen. Ein anderweitiger, früherer Versuch ähnlicher Art muß als mißlungen bezeichnet werden, da der Druck so undeutlich ausgefallen war, daß das Lesen zur Pein wurde; der neuen Ausgabe wird man nachrühmen müssen, daß sie allen berechtigten Ansprüchen hinsichtlich der Lesbarkeit genügt. Auch der Preis ist verhältnismäßig nicht zu hoch. — So wird das Buch denn hoffentlich vor allem in unserm Lande eifrig gekauft werden. Es werden ja jetzt überall Volksbibliotheken errichtet; in diese gehört es in allererster Linie hinein. Dann darf es auch in Lehrerbibliotheken nicht fehlen, um so weniger, als jetzt in erfreulicher Weise von behördlicher Seite Gewicht darauf gelegt wird, daß die Kinder auf der Anfangsstufe des Geschichtsunterrichts mit heimischen Sagen bekannt gemacht werden. Aber es gehört auch auf den Familientisch. Es eignet sich wie wenig andere Bücher dazu, am Winterabend bei der Lampe vorgelesen zu werden; wer's probiert, wird's erfahren, daß mancher deswegen zu Hause bleibt, der sonst ins Wirtshaus ginge. — Als das Buch zuerst erschien, gab es viele, die es verurteilten, weil sie meinten, es befördere den Aberglauben; diese Sorge wird wohl heute nicht mehr auftauchen. Man hat es doch mehr und mehr gelernt, daß auch in den scheinbar widersinnigsten Gebilden der Volksphantasie oft genug ein tiefer Kern, ein wertvoller Fund für die Wissenschaft steckt, und seit den Tagen Herders und Goethes ist die Anschauung siegreich immer weiter durchgedrungen, daß die Volkspoesie der Jungbrunnen ist für die Kunstdichtung, und wer unser Volk kennt, der weiß es, daß nichts so sehr die Herzen der Alten wie der Jungen zu fesseln vermag, als diese volkstümlichen Sagen, Märchen und Lieder. Und auch für das äußere Leben des Volkes kann die Beschäftigung mit den Sitten und Bräuchen, dem Sinnen und Trachten der Vergangenheit unseres Stammes reichen Gewinn bringen. „Wer nicht das Altertum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz, ihm anzugehören, und kein Vertrauen auf die Zukunft kann in seinem Herzen wohnen,“ sagt Müllenhoff mit Recht am Schlusse seiner Vorrede. — Ein Doppeltes bleibt dieser neuen Aufgabe gegenüber noch zu wünschen. Den ersten Wunsch hat schon Müllenhoff ausgesprochen: „Wir müssen nicht müde werden, weiter zu sammeln und zugleich das verschwindende Bild des alten Volkslebens durch eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Sitten und Gebräuche unseres Landes zu vervollständigen suchen.“ Dazu bietet die „Heimat“ allen Sammlern ihren Raum an. Zum andern aber ist ein von kundiger Hand hergestellter Auszug für unsere Jugend ein dringendes Bedürfnis. Die ganze Sammlung ist nicht für die Kinderhand. Dazu ist sie zu umfangreich und enthält zu vieles, was den Kindern fern liegt und fern liegen soll. Aber ein zweckmäßiger Auszug, der etwa ein Drittel des Inhalts umfassen, vielleicht auch einige Ergänzungen bringen könnte, würde einem in weiten Kreisen der Lehrerwelt schon lange gehegten Wunsche entgegenkommen.

Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 2. Februar 1900.

Zur Gedenkfeier der Hemmingstedter Schlacht.

(17. Februar 1500.)

Von Bürgermeister J. **Kinder** in Plön.

Jahrhunderte hindurch war das Sinnen und Trachten der holsteinischen Fürsten dahin gerichtet gewesen, das an Vieh und Getreide reiche Land der Ditmarscher unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. List und Gewalt war gebraucht worden, um das herrenlose Gebiet, das für eine Sache angesehen wurde, die keinen Eigentümer habe, zu gewinnen. Aber jeder ernstliche Versuch hatte nur Niederlagen im Gefolge gehabt, so im Jahre 1319, als in der Schlacht bei Wörden eine große Anzahl holsteinischer und mecklenburgischer Ritter fiel, so auch 1404 in der Hamme bei Heide, wo Herzog Gerhard den Einfall in Ditmarschen selber mit dem Leben bezahlen mußte.

Im Jahre 1473 schlug König Christian I. von Dänemark aus dem Hause Oldenburg einen neuen Weg, scheinbar den Rechtsweg, ein, um Herr des vielbegehrten Landes zu werden. Er wandte sich an den römischen Kaiser Friedrich III. und bat diesen, ihm das Land Ditmarschen zu Lehen zu geben. Seinen Antrag begründete er mit der Vorstellung, daß das in Holstein liegende und somit zum römischen Reiche gehörige Land ohne Obrigkeit sei. Der Kaiser möge von seiner Lehnshoheit Gebrauch machen und ihm dasselbe, das lange Zeit vom Reich übersehen worden sei, verleihen. Der Kaiser willfahrte dem Wunsche des Königs und ließ ihm die Belehnungsurkunde ausstellen. Als Christian I. 1474 eine Reise nach Rom unternahm und auf dieser dem Kaiser zu Rotenburg a. d. Tauber einen Besuch machte, wurde Holstein zu einem Herzogtum gemacht und Ditmarschen diesem Herzogtum einverleibt. König Christian kam jedoch nicht in den Besitz seines neuen Lehens.

Als die Nachricht von der Belehnung nach Ditmarschen gelangte, erhoben die Ditmarscher sofort feierlich Protest. An ihre alten Bundesgenossen, die Lübecker, schrieben sie: „Ehrsame, liebe Herren, uns wird viel geschrieben von allen Seiten (daß sie sich dem Könige unterwerfen sollten), so denken wir aber alle, unser Leben und Gut daran zu setzen.

Und das geloben wir hoch, wir wollen darum sterben, eher wir das Land geben."

An den Kaiser schickten sie eine Gesandtschaft, welche die Beweise dafür vorlegte, daß sie bereits einen Herrn und eine Obrigkeit hätten, nämlich den Bischof und das Kapitel von Bremen. Dann appellierten sie an den Papst, und dieser erklärte am 14. Mai 1476 Ditmarschen für ein an Bremen gehöriges Land. Der Versuch des Königs, dem Bremer Kapitel das Land für 24000 Gulden abzukaufen, scheiterte. Schließlich zog auch der Kaiser die Belehnung zurück.

Nichtsdestoweniger behielten die Dänenkönige den angenommenen Titel „Herzog der Ditmarschen" bei.

König Christian hoffte noch, durch gütliche Verhandlungen mit der ditmarsischen Landesvertretung auf den Landtagen zu Rendsburg die Unterwerfung zu erreichen, jedoch vergeblich. Er starb darüber hin.

In dem kleinen Bauernstaate, der seit 1448 durch ein Kollegium von 48 Regenten verwaltet wurde, hatte man indessen angefangen, sich gegen die beabsichtigte Vergewaltigung zu rüsten. Man hatte die Landesverteidigung neu organisiert, die Hammen und Grenzen befestigt, sogar einzelne Kirchhöfe mit Mauern umgeben. Als 1500 die Söhne Christians I.: Johann, König von Dänemark und Schweden, und Friedrich, Herzog von Schleswig, die Ditmarscher wiederum zur Unterwerfung aufforderten, fanden sie einen zum Widerstande bereiten, todesmutigen Gegner, der fest und laut beteuerte, seine Unabhängigkeit gegen jedermann bis zum äußersten verteidigen und sich von der Jungfrau Maria und St. Peter nicht scheiden lassen zu wollen.

Dem Könige Johann war es gelungen, den berühmten deutschen Landsknechtsführer von Schleinitz, im Volke Junker Slenz genannt, anzuwerben, der mit seinen Landsknechten, der großen Garde, soeben erst die Friesen im Lande Hadeln bezwungen hatte. Mit Hülfe dieser sieggewohnten Truppen gedachte er jetzt endlich die Ditmarscher zum Gehorsam zu bringen. Die Siegeszuversicht in dem heimlich zusammengezogenen Heere war so groß, daß die Fürsten und Ritter reichen Schmuck anlegten, als gehe es zu einem lustigen Turnier. Nachdem auch der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein mit zahlreicher Mannschaft angelangt war, zählte die feindliche Macht mehr als 20000 Streiter.

Am 11. Februar 1500 überschritt das Heer die ditmarsische Grenze. Die meisten Bewohner der Geest waren mit ihren beweglichen Gütern in die Marsch geflüchtet. Albersdorf wurde zuerst eingenommen, und dort übernachtete man. Dann zog der Feind weiter nach Windbergen, wo er wiederum Rast hielt. In Ditmarschen hatte man erwartet, daß das Heer sich von Albersdorf nach Norden wenden und durch die Hamme in die Marsch einzudringen versuchen werde. Deshalb feierte man in Windbergen fröhlich eine Hochzeit, als die Vorhut des Feindes erschien und dem Fest ein

schnelles Ende bereitete. Der König hielt einige des Landes kundige Führer in seinem Gefolge, die ihn am 13. Februar auf einem Nebenwege über Wolmersdorf nach Meldorf führten. Das Frostwetter hielt an und machte jeden Weg passierbar. Meldorf wurde fast ebenso überrumpelt wie Windbergen. Die Söldner, die dort lagen, verließen mit dem Rufe, es sei alles verloren, eiligst die Stadt.

Die Garde plünderte den Ort, tötete Greise, Weiber und Kinder. Der Chronist Bolten giebt ein Verzeichnis der bei der Einnahme und Besetzung Meldorfs Gefallenen, für die in der Meldorfer Kirche später Seelenmessen gelesen wurden. Es enthält 120 Namen. Unter diesen befindet sich auch der Name der Ehefrau des Bürgermeisters Jacob Polleke.

Der König ließ die Danebrogsfahne zum Meldorfer Kirchturm heraushängen und nahm sein Quartier im Meldorfer Kloster. Das Heer lagerte drei Tage im Orte und in der nächsten Umgebung, plünderte und sengte.

Die Hauptmacht der Ditmarscher hatte sich mittlerweile bei Wörden gesammelt. Das rasche Vorrücken des Feindes machte großen Eindruck im Lager. Die Mehrzahl hielt aber mit dem Verluste der Geest die Marsch noch nicht für verloren. Die Marsch, riefen die Führer, sei die wahre Festung des Landes. Hierher müsse man den Feind herankommen lassen. Und wenn es denn bestimmt sei, daß die Ditmarscher aufhören sollten, ein freies Volk zu sein, so sei es besser, frei wie die Väter zu sterben, als die Knechtschaft auf die Nachkommen zu vererben.

Von den Kundschaftern, die der König ausgesandt hatte, fing man einen Friesen. Als diesem mit der Folter gedroht wurde, verriet er, daß das feindliche Heer über Hemmingstedt nach Heide und von dort weiter nach Lunden zu marschieren beabsichtige. Rasch beschloß man nun, den Weg bei Hemmingstedt durch eine Schanze zu sperren. Über die Stelle dieser Schanze sind neuerdings mehrfach Untersuchungen angestellt worden. Wir können auf diese hier nicht näher eingehen. Die ditmarsischen Heerführer haben jedenfalls einen zweckmäßigen Platz gewählt. Die Schanze wurde noch in der Nacht mit einigen Geschützstücken versehen, und Wolf Isebrand oder Sebrand übernahm mit 4—500 Mann die Verteidigung. Es waren das zumeist Einwohner der zunächst bedrohten Kirchspiele Hemmingstedt, Wörden und Neuenkirchen, die hier ihr Leben für die Verteidigung des Vaterlandes einzusetzen entschlossen waren.

Eine Jungfrau aus Wörden, die nach der Sitte jener Zeit das Gelübde ewiger Keuschheit ablegte, trug in ihren reinen Händen das Banner des Landes.

Vor Dusenddüwelswarf (nach Neocorus' Angabe hieß der Ort so, weil es dort spuken sollte) führte der Weg über niedrig gelegenes Land, das im Winter größtentheils unter Wasser stand. Durch Öffnen der Vorsflether Schleuse konnte man auch die weitere Umgebung unter Wasser setzen.

Als in Meldorf die erwartete Unterwerfungserklärung der Ditmarscher

nicht eintraf, hielt man dort Kriegsrat. Am 16. Februar war plötzlich Tauwetter eingetreten. Die holsteinischen Führer rieten zur Vorsicht nnd erinnerten an die früheren unglücklichen Feldzüge. Junker Slenz jedoch drängte zum Vorrücken, weil man den Feind überrumpeln müsse und bei anhaltendem Tauwetter in der Marsch garnichts zu machen sei. Er kenne die Marsch aus Erfahrung. Sein Rat gab den Ausschlag.

Am Morgen des 17. Februar rückte das Heer von Meldorf gegen Hemmingstedt an. Voran zog Junker Slenz mit der Garde, die einen Teil der Geschütze mit sich führte. Dann folgte die Reiterei und hinter dieser wieder Fußvolk mit Geschütz. Den Schluß bildeten die Fürsten mit ihrer Bedeckung und dem Troß.

Der Wind wehte scharf aus Nordwest und trug Regen, Hagel und Schnee der Garde entgegen. Als der langgestreckte Zug in den tiefen Einschnitt vor Hemmingstedt herunter kam, ging es in dem bereits aufgeweichten Boden nur langsam vorwärts. Zufällig bedeckte auch noch aus den Gräben herausgeworfene Kleierde einen Teil des Weges. Die Gräben waren an beiden Seiten des Weges bis an den Rand voll Wasser, und Menschen wie Tiere blieben bald hier, bald dort im weichen Schlamme stecken. Schon mochte der Feind hoffen, auf der Hemmingstedter Höhe besseren Weg zu erreichen, als unvermutet Wolf Isebrand ein wirksames Feuer aus der Schanze eröffnete. Der Feind kam zum Stehen. Die Garde stimmte in das Spiel der Trommler und Pfeifer ein mit ihrem alten Schlachtruf: „Hüte dich, Bauer, ich komme!“ Zwei riesige Männer, sogenannte Herausforderer und Platzmacher, zogen mit zweihändigen Schwertern nach der Landsknechte Weise dem Haufen voraus. Der eine fiel aber gleich von einer Kugel getroffen, und der andere zog sich schleunigst in die Reihen der Kameraden zurück. Die Garde setzte nun den vordersten Zug der Geschütze in Thätigkeit. Aber gegen die Schanze war nicht aufzukommen. Die Kugeln der Ditmarscher räumten furchtbar auf in dem dichtgedrängten Haufen. Ein Teil der Landsknechte warf die Spieße über die Gräben, legte mitgeführtes Flechtwerk darauf und schuf sich so Brücken zu den Äckern. Hier versuchte man, sich auszubreiten und eine Schlachtordnung zu bilden. In der tiefen Kleierde, welche die rasche Bewegung der Füße hemmte, gelang das nur sehr unvollkommen. Die Ditmarscher machten, als der Haufe der Landsknechte sich lockerte, einen Ausfall aus ihrer Schanze und warfen die feindlichen Geschütze, die zum Feuern gekommen waren, in die Gräben. Ein anderer Teil war der Nässe wegen unbrauchbar.

Der Geschützdonner hatte nach und nach andere Abteilungen der ditmarsischen Mannschaft von Wörden herbeigerufen, die sofort mit dem Schlachtruf „Maria hilf, heiliger Georg, heiliger Valentin!“ in den Kampf eingriffen. Der Versuch der Garde, die Schanze zu umgehen, wurde nun ganz vereitelt. Aus Angegriffenen wurden die Ditmarscher Angreifer. Der

Feind konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts ausweichen. Zweimal schlug er den Angriff der Bauern zurück. Aber zum dritten Male drangen diese von den Seiten in den Menschenknäuel hinein. Junker Slenz kämpfte als rechter Landsknechtsführer im Vordertreffen. Da arbeitete sich der lange Reimer von Wiemerstedt an ihn heran und trieb seinen Spieß mit solcher Kraft in die Rüstung des Ritters hinein, daß die Spitze sich krumm bog und wie ein Haken im Harnisch fest sitzen blieb. Andere kamen ihm zu Hülfe, zogen den Ritter vom Pferde herunter und durchbohrten ihn mit einer Hellebarde.

Nach dem Falle ihres Führers verzweifelte die Garde am Siege und wandte sich zur Flucht. Weil der Weg im Rücken durch die Reiterei verschlossen war, mußte sie sich über die Gräben und Äcker retten.

Die Ditmarscher hatten während des Kampfes die Schleusen öffnen lassen, und das vom Nordwestwinde aufgestaute Wasser drang über Feld und Wege. Nach der Flucht der Garde galt der Angriff der Reiterei. Diese konnte des Wassers wegen nicht vom Wege ab auf das Feld gelangen, um einen regelrechten Ansturm zu machen. Den Rückweg versperrte der Troß der Wagen und Knechte. Der Troß drängte, weil man nicht wußte, was an der Spitze des Zuges vorging, anfangs noch immer vorwärts. Eingekeilt mußte die Reiterei den Angriff der siegesmutigen Bauern über sich ergehen lassen. Immer größere Haufen beteiligten sich am Würgen und Niederschlagen. Man gab die Losung: „Schont den Mann, schlagt die Pferde!" Die verwundeten Gäule schlugen und erdrückten ihre Reiter oder stürzten mit ihnen in die Gräben. Schrecklich wütete der Tod in dem glänzenden, hülflosen Haufen. Alles strebte zur Flucht, dachte kaum noch an Verteidigung. Aber nur langsam konnte der fliehende Feind das Schlachtfeld räumen.

Aus allen Dörfern eilten auf die Nachricht von dem Weichen der Feinde sogar Greise und Knaben zum Beutemachen herbei. Bald hieß es: „Schlaget den Mann, schonet die Pferde!" denn letztere betrachtete man schon als sicheres Eigentum.

Der König Johann und der Herzog Friedrich retteten sich mit einem Teile der Reuter, doch mußten alle mitgeführten Schätze und Kleinodien im Stiche gelassen werden. Erst auf holsteinischem Boden kam der Feind wieder zur Besinnung. Der König soll seine Umgebung mit der Erklärung getröstet haben, daß er, obwohl jetzt geschlagen, wiederkommen werde. Allein die dänischen Könige haben aus eigenem Entschlusse niemals wieder den Versuch gemacht, Ditmarschen zu erobern.

In der Schlacht waren zwei Oldenburger Grafen, über 300 Ritter und ritterbürtige Leute und mehr als 4000 Fußknechte — die meisten Chronisten schreiben sogar von 11000—20000 Mann — geblieben ohne die Landsknechte. Die Garde hatte verhältnismäßig noch die wenigsten Leute verloren, weil sie leichtfüßig auf der Flucht gewesen war. Sie zog

sofort nach Friesland und ließ sich von anderen Herren anwerben. Die Ditmarscher gaben ihren Verlust auf 300 Mann an, zu welcher Anzahl noch einige fremde Söldner kamen.

Am nächsten Tage begann man mit der Aufräumung des Schlachtfeldes und erstaunte, als das Wasser sich verlaufen hatte, über die Menge der Leichname. Die meisten fanden sich ohne Wunden, erstickt und erdrückt. Groß war die Beute an Harnischen, Waffen, Gold, Silber und Edelsteinen. Der Münzwagen des Königs, den dieser mitgeführt hatte, um zur Besoldung des Heeres Münzen zu schlagen, enthielt gegen 70000 Gulden Silbers. Auch fielen des Königs Küchenwagen mit dem silbernen Tafelgeschirr, dessen Krone, Schwert und Siegel in die Hände der Sieger. Herzog Friedrich ließ seinen Schatzwagen und seinen goldenen Mundbecher im Stiche. Außerdem fand man unzählige Rüstwagen mit allerlei Kriegsbedarf, Munition und vielen Pferden zurückgelassen. Von den Geschützen waren acht große Kanonen, acht ganze, achtzehn halbe Schlangen, drei Mörser, zwei Kartaunen im Schlamme stecken geblieben. Außer sechzig goldenen Degen wurden sieben Fahnen mit der Dannebrogsfahne erbeutet. Letztere hängten die Wördener in ihrer Kirche auf.

Es war ein glänzender Sieg, unerhört in der Geschichte. Der Ruhm der ditmarsischen Bauern, welche die gefürchtete Große Garde geschlagen hatten, flog durch alle deutschen Länder.

Fragen wir uns heute, woher ihnen der Mut kam, den scheinbar ungleichen Kampf aufzunehmen, woher die freudige Zuversicht genommen wurde, die Spannkraft, um dem Schwerte des geharnischten Reiters, den Speeren der unüberwundenen Landsknechtsscharen gegenüberzutreten, so finden wir Unabhängigkeitssinn, Heimatliebe und Gottesfurcht als das Rüstzeug, mit dem das schier Unmögliche geleistet wurde. Der Ditmarscher, der durch schwere Arbeit seinen fruchtbaren Acker dem Meere abgewonnen hatte, mit harter Mühe ihm die reiche Frucht abrang und diese im freien Handel verwertete, sein Gemeinwesen selber organisierte und verwaltete, sah jenseits der Grenze außerhalb der Städte nur Ritter und Hörige. In Holstein war der unabhängige Bauernstand im Verschwinden begriffen. Die Macht des Adels war im 15. Jahrhundert so gewachsen, daß ganze Dörfer von ihm aufgesogen wurden und die Leibeigenschaft sich wie ein eisiger Reif überall auf das Land niedersenkte. Angesichts dieser Verhältnisse fühlte sich der freie Ditmarscher im berechtigten Stolze auf seine Herkunft und sein Geschlecht, seinen Reichtum dem Ritter ebenbürtig, und der Friesen Wahlspruch „Lieber tot als Sklave!“ war auch der seinige. Jedes Geschlecht wachte über die Sittenreinheit der einzelnen Genossen, über die Erfüllung der Pflichten, die das Vaterland, die Gemeinde und die Familie forderten, stieß Unwürdige von sich, unterstützte den Notleidenden und verteidigte ihn mit gewaffneter Hand gegen Unterdrücker. Schon dem vierzehnjährigen Knaben wurden die

Waffen gereicht, um einzutreten in die Reihen der Geschlechtsvettern, teilzunehmen an den jährlichen Übungen der Landesverteidiger und auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wenn die Turmglocken zum Sammeln riefen. So wuchs schon früh in jedem das Selbstvertrauen und die Liebe zur Heimat. Dem Manne war die freie Heimat ein Kleinod, das er seinen Kindern als das teuerste Gut zu hinterlassen gedachte. Mit solchem Gedanken bestellte er sein Haus, versöhnte sich in frommer Andacht mit seinem Gott und zog auf das Schlachtfeld, bereit zu siegen oder zu sterben, — und er siegte.

Mit Fug mögen die Ditmarscher am 17. Februar 1900 die Erinnerung an die Hemmingstedter Schlacht wieder auffrischen und den Siegestag festlich begehen. Die ehemaligen Sonderinteressen des Volksstammes sind zwar dahin, aber die Tugenden der Väter, die damals zum Siege verhalfen, haben wir im geeinigten deutschen Vaterlande auch heute uns vor Augen zu halten und bei uns zu pflegen als starke Waffen gegen jeden äußeren Feind: Gottesfurcht, Mannesstolz und Heimatliebe.



Die Magnussen.

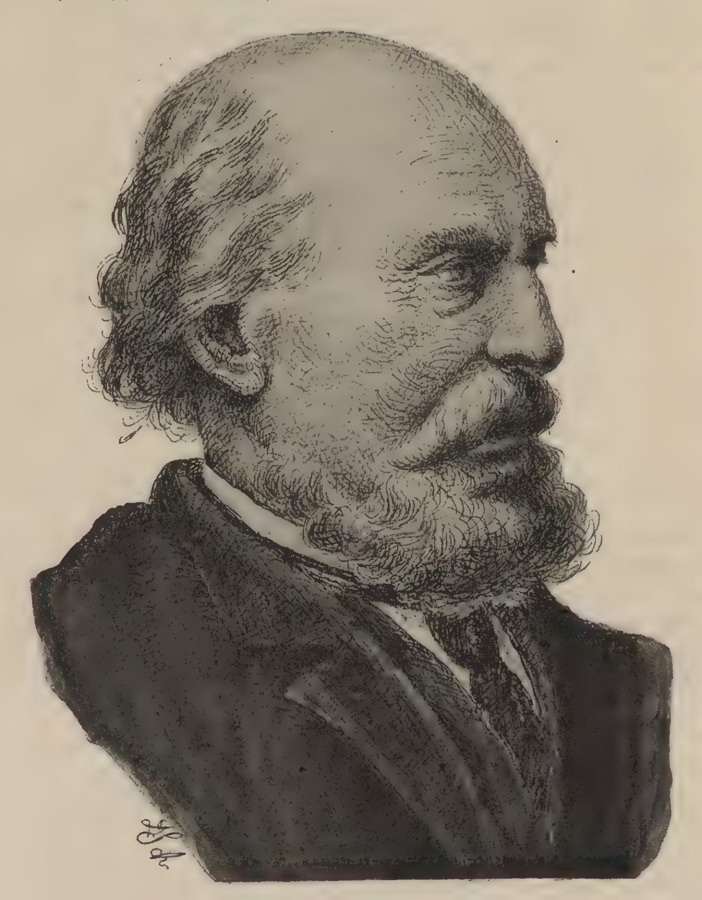
Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

I.

Seit den mehrfachen Besuchen des Kaisers in Bildhauer Magnussens Werkstatt in Berlin ist der Name durch alle deutschen Blätter gegangen. Verdient hat er das längst, und wirklich hat er seit Jahrzehnten kaum aufgehört, in engeren oder weiteren Kreisen eine Rolle zu spielen.

Es war im Sommer 1875, als in Schleswig Stadt und Land aus der Aufregung nicht herauskam, was es mit der Neuanlage auf dem Erdbeerenberge auf sich habe. Rasch wuchs auf der damals ganz kahlen Höhe mit dem weithin herrschenden Rundblick ein breitgestrecktes Haus empor, in dem — so erzählte man sich — Maler Magnussen aus Hamburg mit Wintersanfang eine Lehranstalt für Holzschnitzerei einrichten wolle. Es gab „allgemeines Schütteln des Kopfes." — Holzschnitzerei? was sollte das wohl nützen? Das merkwürdigste aber war, ja, fast unheimlich wunderlich schien es, daß der Mann durchaus kein Entgelt fordern wollte, daß die ärmsten im Volke ihm so willkommen sein würden wie die angesehensten, und daß er mit seinen Zöglingen wie mit der Familie fast nur Plattdeutsch spräche, was ja längst aus der Mode ist. Ja, so zähe hielte der Eigensinnige — so hieß es — an Sprache und alter Sitte des Volkes fest, daß an die hohe Bildung einer Künstlerfamilie dabei kaum zu glauben sei. Da Magnussen kein reicher Mann war, wurden Beiträge zur Anlage der Schule erbeten, und nicht ohne Erfolg. Denn außer Philistern gab's auch hier Leute, denen das Herz aufging bei der Aussicht, in unserem nach dieser Seite hin ziemlich dürftigen Lande eine Pflanzstätte der Kunst unser eigen nennen zu dürfen. Diese Kunst aber, — vom Meister Magnussen ohne weiteres als „Plattdeutsche Kunst" bezeichnet, — war jedenfalls kein fremdartiges Treibhausgewächs. Jahrhunderte rück-

wärts hatte sie ja gerade in den nordelbischen Landen viele ihrer herrlichsten Blüten entfaltet. Kannten und liebten doch wir Schleswiger den weltberühmten Brüggemannschen Altar im Dom, der in erster Linie Magnussen zur Übersiedelung nach Schleswig vermocht hatte, und vielerlei sonstiges Schnitzwerk an Epitaphien, Gestühl usw. ebenda, sowie in manchem bescheidenen Landkirchlein allerlei Verwandtes von oft unschätzbarem Werte. Auch hatten die Glücklicheren unter uns von den Voreltern ererbte mächtige geschnitzte Truhen und Schränke; aber alles mit modernem Geräte gemischt. Nun sollten wir in der Magnussenschen Sammlung erst recht Blicke thun in einen bisher ungeahnten Reichtum der Hinterlassenschaft unserer heimischen Volkskunst.



Christian Magnussen. (Nach einer Photographie.)

Christian Magnussen wurde geboren 1822 als Sohn eines Postmeisters in Bredstedt, dort, wo neben dem Deutschen der Friese haust. Er sollte Tischler werden, obgleich schon des Knaben Sehnsucht ihn zur Kunst zog. In Kopenhagen in der Lehre brach er sich zu ihr die Bahn, zunächst durch ein tüchtiges Bildnis eines Bauern. Bei dem Thorwaldsen-Schüler Bissen wurde das Zeichnen geübt. Während eines Studienjahres in Paris gehörte Magnussen jenem Kreise von meist bedeutenden Künstlern an, die, aus allerlei Volk zusammen-

geströmt, im Dörfchen Barbizon ein in ihrem Berufe so arbeit- und genußreiches, so fröhlich freies Künstler- und Waldleben führten. Die dort geschlossenen Jugendfreundschaften zwischen Deutschen, Dänen, Franzosen usw. hielten, alle Nationalitäten überbrückend, sich frisch bis an den späten Tod. Ein umfangreiches Künstleralbum im Magnussenschen Nachlaß läßt uns noch jetzt den köstlichen, oft sich selbst wie die Freunde bespöttelnden Humor mitgenießen, der aus jeder Linie der oft flüchtigen Skizzen spricht. Daneben finden sich auch farbig durchgeführte Blätter von wirklicher Schönheit und oft vornehmer Herkunft.

In Rom fand Magnussen noch die Besten jener Zeit oder spürte wenigstens ihre Nachwirkung; so die Thorwaldsen, Overbeck, Knaus, Spangenberg, Rahl usw. An letzteren schloß er sich als Schüler an. Als aber im Jahre 1848 sein Schleswig-Holstein kräftige Arme brauchte, da legte er nicht nur selbst den Pinsel aus der Hand, sondern er wußte durch glühende Begeisterung eine Schar um sich zu sammeln, mit der er über die Alpen zog und die er, nachdem sie geschult war, dem heimatlichen Kriegsschauplatz zuführte. Noch jetzt kann man Altersgenossen warm schildern hören, wie prachtvoll der schöne, schneidige Jüngling als Freischarenführer im breitkrämpigen Federhut usw. ausgesehen habe. Bei aller Anerkennung des guten Willens — wie viel eine solche Schar, außer dem Figurmachen, genützt hat, darüber befrage man lieber keinen richtigen Soldaten; die Vernüchterung könnte zu peinlich sein. Den rechten Freiwilligen-Sinn hatte aber unser Magnussen so sehr, daß er noch 1870 — nachdem er längst für eine große Familie zu sorgen hatte — wieder als „Liebesonkel" sich auf den französischen Kriegsschauplatz begab. — Ein Haus hatte er schon 1853 gegründet. Mit seiner schönen jungen Frau, der Tochter eines hochangesehenen Hamburger Senators, nahm er abermals in Rom einen sechsjährigen Aufenthalt. Einigen Lesern von H. Allmers' feinsinnigen Römischen Schlendertagen dürfte vielleicht die Schilderung des anziehenden deutschen Künstlerhauses erinnerlich sein. Magnussens damals und späterhin dem italienischen Volksleben entnommenen farbenfrohen Gemälde werden hoffentlich noch erfreuen, wenn verschiedene neue Moden in der Malerei abgewirtschaftet haben. Darnach wurde abwechselnd gearbeitet in Hamburg, auf Herzog Friedrichs Schloß Dolzig, wie auf Föhr, — wo das damalige preußisch kronprinzliche Paar regen künstlerischen Verkehr mit dem Hause des Meisters unterhielt, woran ja dessen Sohn vom Kaiser wieder erinnert wurde. Zwischendurch war Magnussens Pinsel auch am Hofe der Königin Victoria in England thätig, und überall mit Erfolg.

Aber kein Erfolg hatte ihn ganz beruhigt. Eine ächte Künstlernatur, sah er immer ein noch schöneres Ziel vor sich: er wollte nützen, seinem Volke nützen, es zu dem, was er liebte, heran- und heraufziehen. Wieder in der Heimat, wußte er mit geschärftem, sicheren Blick und Spürsinn die reichen Reste einstiger Kunstthätigkeit unseres besonders für Bildschnitzerei so hoch begabten Völkchens herauszufinden und mit mehr oder weniger großen Opfern zu erwerben. Auch wer schon in manchem Museum aus- und eingegangen war, kam aus dem freudigen Erstaunen nicht heraus, als er die Räume des neuen Schleswiger Künstlerheims an jenen Herbsttagen des Jahres 1875 betreten durfte. Nur ein umfangreiches Schriftstück würde ausreichen, wollte man den Hunderten von reichgeschmückten Gegenständen einigermaßen gerecht werden, die in diesen Reihen weiter Säle, in den Wohn- und Einzelräumen der Familie, in Flur und Treppenhaus möglichst harmonisch gruppiert waren. Von allem, was die letzten vier Jahrhunderte bei uns — zum Teil auch in der Metalltechnik — für Kirche und Haus geschaffen hatten, gab es hier überreichlich Beispiele. Der Altaraufsatz, die einzelnen Heiligenfiguren — zum Teil mit Spuren der Axthiebe, die sie für den Ofen hatten spalten wollen! —

fehlten so wenig wie die breite Tafel mit dem Stammbaume des Erzvaters. Am ausgiebigsten aber war die Profankunst vertreten mit all den riesigen bildgeschnitzten Truhen und Schränken — oft der Barockzeit angehörig, — in denen die Ahnfrau barg, was sie im Kreise der Mägde den langen Winter hindurch gesponnen und gewebt hatte. Aber auch an diesen Riesenmöbeln sind es fast immer biblische oder legendarische Vorgänge, die zur Darstellung gebracht wurden; mitunter naiv unbeholfen, dann wieder fast mustergültig, mitunter in überladener, oft in klarer Anordnung. Daran reihte sich vielfach kleineres Hausgerät an Tischen, Stühlen usw., oft mit sinnigen, minniglichen oder frommen Inschriften, Namen und Zahlen gezeichnet; so die Wiege, die ein Schiffer auf seiner Grönlandfahrt geschnitzt hatte, oder der seltsame Holzklotz in Fußform, über den das Seemannsweib beim Stopfen den Strumpf spannt. Ihr Bild, das der schlanken Insulanerin mit dem Silberschmuck am Jäckchen und dem gewundenen Kopftuch über dem ernsten Antlitz, begleitet den Ehemann oder Liebhaber auf schwankem Schiff. Und so gräbt er in Ruhepausen auf mühevoller Meerfahrt oder winters wieder daheim ihren Namen und seine Huldigung in den Hausrat, der ihr dient. Es giebt da noch Waschhölzer, besonders die sogenannten Mangelbretter, Salzbehälter usw. bis hin zum Etui, in dem der Bauer, zum Schmaus geladen, Löffel und Messer zum Tischgebrauch mitzubringen hatte. Es giebt hier nichts, was nicht dem, der hinzuhorchen versteht, ein traulich Geschichtchen zu erzählen wüßte aus weit entlegener Zeit, vielleicht von Eilanden, längst vom Meere verschlungen. Daß so intim gestaltete Dinge keine Handelsware waren, daß sie einer Hauskunst entstammten, ergiebt sich von selbst. Es kann uns verdrießen, daß, was überm Volk zu stehen glaubte, von alledem keine Notiz genommen hat. So scheint v. Rumohr nicht geahnt zu haben, was das bäuerliche Nachbarhaus barg, als er im Überblick der Kunsthistorien des transalbingischen Sachsens nur die Kirchen und Edelsitze seiner Heimat beschrieb. Auch jene hübschen friesischen Vorbilder des Kerbschnittes, der seitdem von geschickten Händen in unzähligen Wandlungen zur Ausführung kam, sahen wir Bewohner der Ostküste seltsamerweise hier zum ersten Male. Die Vorliebe der Inselfriesen für Handhabung von Zirkel und Maßstab soll diese ansprechende Flachornamentik erfunden haben.

Außerdem sammelte der Direktor der neuen Schule durch große Ankäufe der schönsten antiken Abgüsse in Paris usw. einen gar wertvollen Vorbilderbestand um sich, der sich durch *willkommene* Schenkungen, z. B. von Berlin her, noch vermehrte. Dazwischen grüßten überall von Wand und Staffelei herab außer den immer höchst charakteristischen Bildnissen und sonstigen Gemälden von des Meisters Hand seine trefflichen Kopien, meistens nach Rembrandt, und im Original einzelne gute alte Italiener, Spanier usw., auch ein großer Cranach. Wahrhaftig, Willkommeneres konnte uns garnicht zu teil werden, uns Kunstdurstigen, denen oft zu Mute gewesen war wie dem Fisch auf dem Trockenen! Und nicht nur sehen durften wir, nein, immer wiederkommen, um zu lernen, das, was wir am meisten ersehnt hatten: Zeichnen, Malen, wer wollte, auch Modellieren und Schnitzen. Denn auch an die Lernbegierigen unter den Frauen hatte Magnussen gedacht. An zwei Wochentagen öffnete sich uns eines der Ateliers, und die stundenweiten Wege der langgestreckten Stadt, in der die Kultur noch zur Pferdebahn nicht vorgerückt war, dünkten uns kurz zu sein. Festtage waren es durch angespannte Werktagsarbeit!

Das Hauptabsehen unsers Volkserziehers aber war auf die im Lande verstreut sich findenden Erben der Bildschnitzkunst gerichtet. Nachdem seine Vorträge und die Presse den Plan klargelegt hatten, sammelte sich allmählich eine Schar junger Leute — es waren zeitweise ihrer 30, — die, teils aus allen Gegenden

des Landes nach Schleswig übergesiedelt, ganz, und meistens mit brennender Hingabe, der Kunstübung oblagen, teils aber nur die Feierabende zur Verfügung hatten, für deren Ausnutzung es hier damals so wenig Fortbildungsschulen gab, wie sonst nennenswerte Unterweisung in irgend welcher Übung der bildenden Kunst. Zeichnen bildete selbstverständlich die Grundlage und zwar nach plastischen Modellen; das damals noch bräuchliche Kopieren durfte hier niemand langweilen.

Für das Technische der Holzbildnerei wurden anderswo vorgebildete Lehrer besoldet, die im Künstlerischen zugleich Magnussens Schüler waren. So der treffliche Holsteiner E. Kock, der nach fast zehnjähriger Wirksamkeit in Schleswig in R. Begas' Atelier in Berlin eintrat, wo er darnach am Schmuck des Reichstagsgebäudes thätig war und manche tüchtige und reizvolle figürliche Darstellung schuf. Warmen Dank hörte ich öfter aus seinem Munde für den sonst vielfach verkannten Schleswiger Meister. Erstaunlich war die Schönheit der Gebilde, die oft nach kurzer Zeit unter der Hand ungelenker Dorfjungen hervorgingen, die früher nie Gelegenheit hatten, mit der Antike oder dem Mittelalter Bekanntschaft zu machen. Nein, der waghalsige Mann, der ohne alle Vorrede gerade auf den Kern losging, dessen Methode — die den Namen wohl kaum verdiente — die systematisch gebildeten Lehrer haarsträubend gefunden hätten, der hatte keinen Trugschluß gethan. Die verschütteten Keime hatten noch im Boden geruht; sein kräftiger Weckruf hatte genügt, was lebensfähig war, zu Tage zu fördern. Etwas ungestüm wurden die tüchtig Begabten vorwärts getrieben. Steckte kein Künstler drin — nun, dann kehrte das Bürschlein an den Pflug zurück, hatte aber doch in eine Welt geschaut, die über der Scholle hervorragt, und für die Feierabende eine ans Haus fesselnde, sittigende Thätigkeit erlernt. Eine ganze Anzahl tüchtig durchgebildeter Kunsthandwerker aber, deren einzelne später in Amerika Werkstätten gründeten, haben lohnenden Erwerb in ihrem schönen Beruf unserer Anstalt zu danken. Aus ihr gingen auf Bestellung an größeren Kunstwerken mehrere figurenreiche Altaraufsätze hervor, einzelne sehr edle Kruzifixe, viele Truhen und sonstiger Hausrat für Schloß oder Haus; so u. a. eine großartige Kaminbekleidung für Professor Max Müller in Oxford, über die er sich höchst erfreut aussprach. Aus England kamen auch sonst Beweise von Teilnahme; Prämien für besondere Leistungen der Zöglinge wurden vom deutschen kronprinzlichen Paare erteilt und ein Verein zur Förderung des Unternehmens gegründet. Auch fanden arme Zöglinge willig Unterstützung vom Direktor und zuweilen ohne Entgelt Aufnahme in seiner Familie. Daß die Anstalt trotzdem nach zehnjährigem Bestand einging, lag teils an vielfach fehlendem Verständnis derjenigen, deren Beistand unerläßlich gewesen wäre, — z. B. der damaligen Spitzen unserer Stadtverwaltung — und an allerlei unberechtigten Gegenströmungen. Teils mag es am Stifter selbst gelegen haben, der zu sehr Künstler war, um auch nur leidlich klar überschauender Geschäftsmann zu sein, der z. B. beim Rechnen durchaus die Thaler und Mark nicht auseinanderhalten konnte. Und dann, man weiß ja: Originale sind höchst interessant, man möchte sie als scharfe Würze zwischen den Durchschnittsmenschen nicht missen. Kommen sie uns aber zu nahe, liegen nicht Jahre oder Meilen zwischen ihnen und uns, dann können sie unbequem werden, besonders wenn sie das Reformieren anfangen. Genug, unser merkwürdiger Freund, der aus Gegensätzen zusammengesetzt zu sein schien, der durchaus nicht schweigen konnte, wo es klug gewesen wäre, hatte vielerwärts mehr Gegner als Gönner, und seine „Sache" nahm ein frühes Ende. Seine Altsachen mußte er später verkaufen.

Nachdem Magnussen wieder über seine Zeit verfügen konnte, ließ er in den verödeten Räumen noch einmal die Farbe zu ihrem Rechte kommen. Ein Hauptwerk des letzten Lebensabschnittes war ein Kolossalgemälde für das neue Hamburger

Rathaus: eine Hamburgische Ratssitzung vor etwa 40 Jahren (9,50 m Breite bei 3,50 m Höhe). Nicht weniger als 32 lebensgroße und lebensvolle Porträtgestalten sind in malerischer Amtstracht in bewegter Gruppenbildung wiedergegeben. Die Herren vom Rat waren, als dem Künstler gestattet wurde, die Scene zu skizzieren, in lebhafter Erörterung begriffen über den Ausbau ihrer Kunsthalle, deren Pläne vorliegen, — ein hamburgisches Geschichtsbild — also nicht mehr in der Mode! — Als es nun zu Ende gehen sollte — es war im Sommer 1896 — mit dem starken, in seinen inneren Gegensätzen so oft mißverstandenen Manne, vor Menschen oft so unbeugsam, vor seinem Gotte kindlich ergeben, da beugte er den starren Friesennacken in großer Geduld unter das auferlegte Joch der tötlichen Herzkrankheit, vieles, was er erstrebt hatte, unvollendet zurücklassend. Doch wird, wer für derlei Dinge Augen hat, vielerwärts segensreiche Spuren seines Wirkens gewahren.

Der Nerz.

Von **F. Lorentzen** in Kiel.

Früher war das Raubzeug in Wald und Flur auch unserer engeren Heimat zahl- und artenreicher als in der Gegenwart, in der man überall, wo sich Gelegenheit bietet, darauf bedacht ist, im Interesse der Forst- und Landwirtschaft, wie zu Gunsten der Jagd und Fischerei den räuberischen Vierfüßlern und Vögeln den Garaus zu machen. Manchem dieser Tiere wird schon des Balges wegen nachgestellt, aber seitdem Forstkassen und Jagdvereine gegen Einlieferung der Fangzeichen lockende Schußprämien zahlen, wird nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer die Verfolgung betrieben, und an Erfolg hat es nicht gefehlt. Wenn auch noch eine Reihe der Arten sich überall in der Provinz an geeigneten Örtlichkeiten findet und als allgemein verbreitet bezeichnet werden darf, so hat die Menge der Einzeltiere doch bedeutend abgenommen.

Aber auch die Zahl der Arten scheint am Schluß des Jahrhunderts von neuem um ein Glied vermindert zu sein. Dem Bären und Luchse, der Wildkatze und dem Wolfe, deren Vorkommen in vorgeschichtlicher oder geschichtlicher Zeit auch in Schleswig-Holstein, wenn nicht anders, so durch Schädel- und Knochenfunde bezeugt wird, und deren Namen, nachdem die Träger ausgestorben sind, noch in Bezeichnungen der Ortschaften, Fluren und Wege erhalten sind, glaubt man jetzt auch den Nerz, Mustela lutreola L., hinzugesellen zu müssen, der, wenn noch nicht ausgestorben, doch seit längerer Zeit trotz eifrigster Nachfrage für die Forschung verschollen ist.

Der Nerz verschollen? Bietet nicht jedes bessere Kürschner- und Konfektionsgeschäft echtes Pelzwerk des Nerzes feil? Wohl berechtigt sind diese Fragen, und weitere Nachforschung wird ergeben, daß jährlich vielleicht noch gegen 200 000 Nerzfelle in den Handel gebracht werden, aber nur etwa ein Viertel davon ist europäischen, nämlich russischen Ursprungs, und der größere Teil stammt von dem amerikanischen Vetter unseres Verschollenen, dem Mink, Mustela vison Briss., der auch weit mehr geschätzt wird, weil „sein Fell feineres Haar hat, das sich zu dem der europäischen Nerze wie Seide zu Zwirn verhält." Deutschland hat schon seit einer Reihe von Jahren hier und da nur vereinzelt einen Nerzbalg der Handelsware eingliedern können.

Die eigentliche Heimat des Nerzes ist, wie Brehm angiebt, das östliche Europa, Finnland, Polen, Litauen, Rußland, wo man ihn von der Ostsee bis zum Ural, von der Dwina bis zum Schwarzen Meere findet. Sein Gebiet erstreckte sich aber

bis vor einigen Jahrzehnten westwärts bis Braunschweig und Hannover; für Schlesien, Brandenburg, Pommern und Mecklenburg war sein Vorkommen bekannt. In Schleswig-Holstein (vgl. „Heimat" 1894, S. 127) werden als Fundorte des Nerzes Nortorf, Eutin und besonders die Umgegend Lübecks genannt, und gerade aus dieser letzteren Gegend sind die eingehendsten Mitteilungen über diese Marderart von dem Revierförster Herrn Claudius, der sogar ein lebendes Exemplar 1868 an Brehm überliefern konnte, aufgezeichnet und in dem II. Bande von „Brehms Tierleben" veröffentlicht worden. Brehm führt neben dem Namen Nerz auch die Bezeichnungen Krebsotter, Steinhund, Wasserwiesel, Menk, Wassermenk an, denen noch Sumpfotter und Ottermenk hinzuzufügen wären, und giebt folgende Beschreibung des Tieres:

„Unser Nerz erreicht eine Länge von 50 cm, wovon etwa 14 cm auf den Schwanz kommen. Der Leib ist gestreckt, schlank und kurzbeinig, im ganzen fischotterähnlich, der Kopf jedoch noch schlanker als bei diesem Verwandten. Die Füße ähneln denen des Iltisses, aber alle Zehen sind durch Bindehäute verbunden. Der glänzende Pelz besteht aus dichten und glattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung, zwischen und unter denen ein grauliches, sehr dichtes Wollhaar sitzt. In der Mitte des Rückens, am Nacken und Hinterleibe am meisten, dunkelt diese Färbung, auch die Schwanzhaare pflegen dunkler zu sein als jene der Leibesseite. Auf dem Unterleibe geht die Färbung in Graubraun über. Ein kleiner, lichtgelber oder weißlicher Fleck steht an der Kehle. Die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß."

Über die Lebensweise unterbreitete Herr Claudius folgende interessante Einzelheiten:

„Der Nerz liebt die brüchigen und schilfreichen Umgebungen von Seeen und Flüssen, wo er, wie der Iltis, seine Wohnung auf einer Kaupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichster Nähe des Wassers anlegt und mit wenigen Ausgängen, die nach der Wasserseite münden, versieht. Fluchtröhren nach einer anderen Richtung oder gar Gänge nach benachbarten Kaupen sind hier nicht anzutreffen. Während der Iltis, aus dem Baue gestört, sich durchaus nicht zu Wasser jagen läßt, sondern stets sein Heil in der Flucht auf dem Lande sucht, wo er Schlupfwinkel in hinreichender Menge kennt, fällt der Menk unter solchen Umständen sofort, und zwar in senkrechter Richtung ins Wasser und entschwindet hier den Blicken. Bemerkenswert ist, wie er sich seiner Läufe bedient: er rudert nicht abwechselnd, wie der Iltis, sondern er schnellt sich stoßweise fort, und zwar mit überraschender Geschwindigkeit. Es gelingt selten, ihn im Wasser zu schießen, da er lange unter der Oberfläche bleibt und stets an einer entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Vor dem Hunde ist er im Wasser, selbst im beschränkten Raume, sicher.

„Die Spur sowohl, wie die einzelne Fährte ist der des Iltisses so ähnlich, daß selbst der geübte Jäger leicht getäuscht wird, da sich bei gewöhnlicher Gangart die kurze Schwimmhaut nicht im Boden abdrückt. Man hat sie im Winter da zu suchen, wo sich das Wasser lange offen zu halten pflegt, in Gräben, die ein starkes Gefälle haben, in Wasserbächen, über Quellen, wo man zu derselben Zeit den Iltis ebenfalls antrifft."

Mehr als 30 Jahre liegen diese Ergebnisse zurück. Mehrfach ist es versucht worden, so von den Herren Fornaschon in Lübeck und Dr. Schäff, Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover, neuere Mitteilungen über das Vorkommen des Nerzes in Norddeutschland zu sammeln, aber bisher leider mit völlig negativem Erfolge. Wie Herr Dr. Schäff im 4. Jahrgange der Halbmonatsschrift Niedersachsen S. 260 erwähnt, wurde ihm von dem genannten kundigen Beobachter, der an Brehm so ausführliche Angaben machen konnte, aus neuester Zeit die Nachricht, „daß trotz eifrigen Nachforschens bei Jägern und Fischern, die früher nachweislich Nerze in der Wackenitz bei Lübeck gefangen hätten, seit etwa zehn Jahren nichts mehr von dem Tiere verlaute."

Im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg" 1896 bietet Herr Fornaschon eine „kritische Bemerkung über das Vorkommen unseres Nerzes," deren Schluß lautet: „Ein von mir bezüglich des Tieres erlassener Steckbrief im Archiv. nat. Mecklenburg 1894 pag. 161 blieb bisher resultatlos, so daß ich jetzt wohl, wenn auch mit Vorbehalt, zu der An-

nahme und dem Schlusse berechtigt sein dürfte: Putorius lutreola — unser Nerz — ist bei Lübeck und in Mecklenburg leider ausgestorben."

Dieser Ansicht widerspricht aufs entschiedenste der Konservator am Maltzaneum in Waren Herr C. Struck, der im „Archiv" des genannten Vereins 1897 nach einer Aufzählung der früheren Fundstellen in Mecklenburg drei Angaben über das Vorkommen des Nerzes aus den Jahren 1894 und 1896 veröffentlicht. Die weiteren Äußerungen dieses Beobachters und Kenners der mecklenburgischen Tierwelt, die mit der Fauna unserer Provinz manches Verwandte aufweist, dürften auch für Schleswig-Holstein ihre Berechtigung haben. Sie lauten: „Es müssen doch bedenkliche Zweifel aufsteigen, ob ein Tier, das außerordentlich scheu und vorsichtig ist und sich den Blicken der Menschen geschickt zu entziehen weiß, meistens auch nur in später Abendstunde oder zur Nachtzeit seinen Bau verläßt, um auf Nahrung auszugehen, wirklich nicht mehr in Mecklenburg vorkommen sollte, weil er die letzten Jahre hier und da nicht gespürt wurde? Es ist stets als ein außerordentlicher Zufall anzusehen, einen Sumpfotter zu beobachten, geschieht es aber einmal, so können trotz eifrigen Spähens viele Jahre vergehen, wo es nicht gelingen will, und da neigt man sich denn leicht zu der Annahme, das Tier sei aus der Gegend verschwunden, bis plötzlich ein anderer das Glück hat, es zu sehen und zu erlegen. Mit dem Fang des Nerzes beschäftigt sich aber wohl zur Zeit kein Jäger ernstlich, da das Aufstellen der Fallen viele Geduld und Mühe erfordert, die in keinem Verhältnis zu dem zu erhoffenden Gewinn stehen, da ein Balg nur mit $1^1/_2$—3 Mark bezahlt wird. Unsere Forstleute haben heutigentags auch garnicht einmal Zeit dazu. Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Mehrzahl unserer Herren Forstbeamten den Nerz nicht kennt, und werden sie nach ihm gefragt, kommt leicht die Antwort, daß er nicht mehr existiere." Der Schlußsatz aber lautet: „Die Furcht vor seinem Aussterben ist ganz ungerechtfertigt, so lange die rohr-, sumpf- und bruchartigen Umgebungen unserer vielen Seeen, Flüsse und Bäche nicht schwinden. Rechnet man seine große Scheuheit dazu, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er noch lange ein Glied unserer Fauna bleiben wird."

Wenn diese letzten Ausführungen zu Recht bestehen, wird es vielleicht gelingen, auch in Schleswig-Holstein von neuem das Vorkommen des Nerzes nachweisen zu können. Mögen diese Aufzeichnungen auch im großen Kreise der Leser der „Heimat" zur eifrigen Nachforschung anregen, daß es der „Heimat" beschieden sei, auch in dieser Frage nach Kräften zur Lösung beizutragen.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

Vorbemerkung.

Unter den Märchen, die sich in unserer Gegend, im östlichen Holstein, noch lebendig im Munde des Volkes erhalten haben, ist das aus der Grimmschen und der Bechsteinschen Sammlung bekannte Märchen vom „Meisterdieb" eins der beliebtesten. Ich habe es gefunden in Griebel, in Sagau (mehrmals), in Quisdorf, am Timmendorfer Strand, in Altenkrempe bei Neustadt (zweimal) und in Lensahn.

In der Fassung weichen die verschiedenen Erzählungen bedeutend von einander ab. Ich gebe im Folgenden die Fassung, in der mir das Märchen von dem alten biedern Johann Schütt in Altenkrempe erzählt worden ist, der trotz seiner achtzig Jahre noch heute auf dem Gute Hasselburg seinen Dienst thut. Ich

wähle diese Fassung teils wegen des wundervollen Vorspiels, das sich sonst nirgends findet, teils wegen ihrer Vorzüge hinsichtlich der Form, der kindlichen Einfachheit und markigen Kürze des Ausdrucks, der rasch und doch ruhig fortschreitenden Erzählung und endlich des geradezu klassischen Plattdeutsch, das nur in unwesentlichen Dingen der nachbessernden Hand bedurfte.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um den Lesern der „Heimat“ eine Vorstellung davon zu geben, wie viel in unserm Ostholstein noch steckt. Es sind mir erzählt worden — ich führe nur die größeren Zahlen an — von Frau Schlör in Griebel (in den Siebzigen) 43 Geschichten, — Geschichten im weiteren Sinne, nicht bloß Märchen, — von Frau Lemcke aus Sagau (in den Siebzigen) 18, von dem 86jährigen Hans Bensin in Sagau 12, von der 80jährigen Frau Block in Krötz bei Oldenburg 12, von Joh. Schütt, Fritz Wulf (in den Siebzigen) und Wilhelm Harms in Altenkrempe bis jetzt zusammen 42, von dem 69jährigen Marß Hinnerk Frank in Lensahn 63.

Zugleich möchte ich bei dieser Gelegenheit Herrn Bauervogt Harms in Griebel, Herrn Hufner Howe in Sagau, Herrn Gutspächter Hanssen auf Bungsberghof, Herrn Gutsbesitzer Burchardi auf Georgenhof, Herrn Gutspächter Theophile auf Hasselburg und Herrn Oberförster Meyer in Lensahn, ihnen selbst und ihren Damen, für die bereitwillige Förderung meiner Bestrebungen und für die gastliche und liebenswürdige Aufnahme, die ich auf meinen Märchenfahrten in ihrem Hause gefunden habe, auch öffentlich meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

3. De Spitzbook.[1])

Dar is mal 'n Mann weß, de hett 'n Sön hatt.

As he ut de School is, de Jung, do gifft sin Vadder em 'n Daler: he schall hen un schall 'n Handwark leern, wat Brot hölt bet in den Dot.

Nu geit he je wech.

Do dröppt he 'n ol'n Mann, de binn't Bessens.[2])

Do fragt he em, wat dat 'n Handwark is.

„Ja,“ secht de ol Mann. „De wider niks kann un wider niks leert hett, denn is dat uk 'n Handwark.“

Ja, wat he em dat uk ne leern kann.

„Ja,“ sech'e.

Do binn't he uk 'n par Bessens, de Jung, un do is he al klööker as de ol Mann.

Do kümmt he wa'[3]) to Hus.

Do fragt sin Vadder em, wat he vör 'n Handwark leert hett.

„Bessen binn'n,“ sech'e.

Ja, secht de Ol, dat hölt keen Brot bet in den Dot.

Do gifft he em noch 'n Daler: he schall noch een Handwark leern.

Do kümmt he 'n Hus verbi, dar hängt so vel Lepeln un Sleev', so'n hölten.[4])

Do geit he dar rin un fragt, wat dat 'n Handwark is.

„Ja,“ secht de ol Mann. „De wider niks kann un wider niks leert hett, denn is dat uk 'n Handwark.“

Ja, wat he em dat uk ne leern will.

„Ja,“ sech'e.

Do mak't he uk 'n par Lepeln un Sleev', un do kann he dat al beter as de ol Mann.

Nu hett'e bi den' uk je utleert.[5]) Un do kümmt he wa' to Hus.

„Na,“ fragt sin Vadder, „wat heß nu vör'n Handwark?“

„Lepeln un Sleev' maken,“ sech'e.

„Ja,“ secht de Ol, „dat hölt keen Brot bet in den Dot. Dar heß noch eenen Daler,“ sech'e, „denn ga hen un leer noch een Handwark, wat Brot hölt bet in den Dot.“

Do kümmt he ünner de Spitzbööv'.

Do fragt he ęr, wat se vör 'n Handwark hebbt.

„Ja, stęln,“ seggt se.

Ja, wat se em dat uk ne leern künnt.

„Ja,“ seggt se, denn mutt he mit ęr.

Do is he 'n par Jar bi ęr.

Un do kümmt he mal eenen Dach bi sin Vadder weller anföör'n, mit Peer un Wagen, un do fragt he, wat he dar man Klümp [6]) un Kantüffeln krigen kann; dar is he so hungeri na.

„Ja,“ sech' se, wat sin Mudder is — de kenn't em awer ne.

Wilt de Medda' kak't, [7]) is de Vadder in'n Gard'n.

Do geit he dar uk hen, un do beseet se den Gard'n — se hebbt dar so'n schön' Appel- un Bęrbööm hatt — un do fragt he den Ol'n, wat he uk noch Kinner hett.

Ja, sech'e, he hett noch een'n Sön. He weet awer ne, wo de is.

Bi de Bööm, dar hett he allerwęg'ns Pal'n [8]) bi.

Do fragt he, worüm as he de Pal'n dar bi hett.

„Ja, dat se gra' blib'n schüllt,“ secht de Ol.

Nu hett he dar eenen so'n ol'n krumm'n Boom.

Do fragt he, worüm as he dar keen'n Pal bi kricht.

„Ja,“ sech'e, „de is al to old.“

Ja, sech'e, denn schull he sin'n Sön uk man bęter bögt [9]) hebb'n, wilt he noch junk weß weer.

Un do secht he to em, dat he sin Sön is, un dat he 'n Spitzboof word'n is.

„Ja,“ secht de Ol dunn, „wat will de Herr segg'n, wenn ik den' sech, dat du 'n Spitzboof word'n büß!“

„Ja,“ sech'e, „dat lat.“ [10])

Annern Mornt [11]) secht de Ol den Herrn dat, dat sin Sön kam'n is un is 'n Spitzboof.

Do lett de Herr em föllern, [12]) na'n Hoff hen.

Un do secht de Herr: „Du büß 'n Spitzboof word'n?“

„Ja,“ sech'e.

„Ja, denn will ik di dree Deel upgęb'n,“ secht de Herr. „Wenn du dat kanns, denn kanns du los' stęl'n, vör min Part. [13]) He schall sin Ritpeerd ut'n Stall' stęl'n, dat [14]) he mit Suldaten un Stallü' bewachen [15]) lett, un denn schall he sin Fru den Fingerrink vun'n Finger un dat Bettlaken ünner'n Liv' [16]) ut stęl'n, un denn schall he den Preester un den Köster in'n Sack stęk'n un in'n Schosteen häng'n.

„Ja,“ sech'e, „wider man niks as dat — dat wüwwi [17]) lich [18]) krigen.“

Do lett de Herr sin Ritpeerd mit Suldaten bewachen, un in'n Stall hett de Kutscher dat Peerd an'n Tom, un de Ritknech de sitt dar up, un de Stallknech de hett dat an'n Steert fat.

Nu kle't [19]) he sik üm as 'n ol Fru, un denn hett he allerhand Gedränken bi sik, Snaps un Kramstücken, un do kümmt he bi de Suldaten buten an.

Dar fangt se nu an to klagen, de Olsch, se is to Stadt weß, un ęr Sön will Hochtit gęb'n, un se hett inköfft, un dat is Nach word'n, un se kann ne to Hus recken [20]) — wat se dar ne blib'n kann de Nach öwer. Un do fragt se ęr toletz, wat se uk 'n Lütt'n drinken mög't.

„Ja," seggt se.

Do gifft se er je wat, de Suldaten, un do geit de Buddel je rund. Toletz, do kri't se al wat in Kopp un ward al juch'n dar buten.[21])

Do seggt de, de dar binn'n sünd, de Stallü', se schall dar uk mal rin kam'n.

Do geit se dar uk rin, un de nemt uk je wat, un dat war't ni lang', do sünd se all' in Slap.

Do nimmt he den Ritknech vun't Peerd heraf; den' sett he up 'n Ruumboom.[22]) Un den Stallknech, den' gifft he 'n Bessen in de Hand. Un den Kutscher — de hett dat Peerd je bi'n Tom fat hatt — den' stell't he woor[23]) an de Krüff. Un do nimm't he sin Peerd un ritt wech.

As de Herr 'smorns upkümmt, dunn liggt se dar all un slap't.

He is je bös', awer he mutt dar doch öwer lachen.

Naher kümmt he mit sin Peerd anriden.

„Ja," secht de Herr, „nu dat tweet Tour!"

He schall em sin Fru je dat Bettlaken ünner'n Liv'[16]) ut stel'n un den Fingerrink vun'n Finger.

Do mak't he sik 'n Strokeerl, un do geit he 'snachs hen, as se to Bett sünd, un lett den Strokeerl ünner in't Finster kiken.

„Dar is 'e al!" secht de Herr, „ik will em dotscheeten, den Aas!"

Un so as he tooschütt,[24]) de Herr, do smitt he den Strokeerl dal un krüppt[25]) 'n beten achter de Eck.

De Herr, de hett den Keerl je fall'n seen, un do secht he to sin Fru: „Ja, ik mutt man hen un em 'n beten an 't Sit[26]) schanzen; süß sünwi[27]) je unglückli."

Wilt de Herr nu bi den Strokeerl to Gang' is, do springt de Spitzboof flink herin na dat Hus, na sin Fru rin, un nimmt den Herrn sin Sprak an un secht: „Giff mi gau den Fingerrink un dat Bettlaken — wenn't mennimal schull 'n beten lang' war'n —, dat de Keerl dat ne wechhal't. He kann am Enn' uk een'n achter de Hand hebb'n."

Do gifft se em den Fingerrink un dat Bettlaken, un do mak't he je, dat he wa' wech kümmt.

As de Herr naher kümmt bi sin Fru, do secht he: „Dat weer de Keerl gar ne, dat weer man 'n Strokeerl. Dat schall em awer doch ne lücken,[28]) dat he dat kricht."

„Ja," sech' se, „du heß mi dat eben je al afnam'n."

„Wat?" secht de Herr, „denn is de verdammte Keerl hier je doch al weß."

Na, dat hett'e uk je wech.

Annern Mornt kümmt he je mit dat Bettlaken un den Fingerrink an.

„Ja," secht de Herr, „nu dat drüdd' Tour!"

Nu schall he je den Preester un den Köster stel'n.

Nu fangt he sik da's[38]) so'n Kref'n,[29]) un de backt[30]) he all 'n Lich up 'n Rügg'n,un do sett he er 'sabens up 'n Kirchhoff hen un stickt de Lichter an. Un as de Kref nu all' rümkrup't[31]) up 'n Kirchhoff, do geit he in 'e Kirchendör henstan un fangt 'n predi'n an, dat de jüngs' Dach schall kam'n, un de mit na 'n Himmel wüllt, de schüllt kam'n un hier in den Sack krupen.

Nu höört de Köster dat, de hett an'n Kirchhoff wan't. De löppt hen na 'n Preester un vertellt den' dat, un de will uk je geern na 'n Himmel, un do krup't se bei' na den Sack rinner.[32])

As he er in 'n Sack hett, do slept he mit er los'.

Do kümmt he dör'n Wisch,[33]) dar is ari[34]) Water in. Do secht he: „Dies ist das rote Meer."

Un do slept he er na 't Herrnhus, de Tripp lankup.[35]) Do secht he: „Dies ist die Himmelsleiter."

Un da hängt he er in'n Schosteen up.

Do geit he hen un weckt den Herrn: he hett er nu in'n Schosteen uphängt.

Nu hett he je Verlöf[36]) kregen to'n Stel'n. Awer he is de eerli's[37]) Minsch word'n, de dar weß is.

Anmerkungen. [1]) Vgl. Reinhold Köhler, Kl. Schr. S. 256. 307. 415. [2]) der bindet Besen. [3]) wa' = weller. [4]) solche hölzerne. [5]) ausgelernt. [6]) Klöße. [7]) Während der Mittag, das Mittagsessen, kocht. [8]) Pfähle. [9]) gebogen. [10]) das laß, der plattdeutsche Ausdruck für „thut nichts, schad't nichts." [11]) andern Morgen. [12]) fordern. [13]) meinetwegen. Solche französische Brocken finden sich bekanntlich im Plattdeutschen viele. [14]) So Johann Schütt an dieser Stelle statt „wat." [15]) In dieser Bedeutung gebraucht man die hochdeutsche Form auch im Plattdeutschen. [16]) Johann Schütt gebrauchte natürlich in aller Unschuld einen andern Ausdruck. [17]) für „wüllt wi." [18]) leicht. [19]) kleidet. [20]) reichen. [21]) wörtlich: da kriegen sie schon was in Kopf und werden schon juchhei'n da draußen. [22]) Das ist der Baum, der die Pferde von einander trennt. [23]) irgendwo. [24]) zuschießt. [25]) kriecht. [26]) für „an de Sit." [27]) fünwi = fünd wi. [28]) glücken. [29]) Kref'n und Kref: Krebse. [30]) klebt. [31]) herumkriechen. [32]) statt „rin." [33]) Wiese. [34]) artig, ziemlich, ziemlich viel. [35]) wörtlich „längsauf." [36]) Erlaubnis. [37]) ehrlichste. [38]) tags.



Mitteilungen.

1. Flachsbereitung. Zu dem Aufsatz von Chr. Koch über die Flachsbearbeitung in Schwansen brachte die vorige Nummer der „Heimat" die Abbildung eines Schwingelfußes, wie er vor Einführung der Schwingmaschine in Schwansen üblich war. Unsere nebenstehende Abbildung zeigt einen ähnlichen, aber reicher durchgebildeten Schwingelfuß aus den Marschen. Der durch den Einschnitt gebildete Bügel des höheren Brettes ist als Pferdehals gestaltet und läuft in einen geschnitzten Pferdekopf aus. Das kleinere Brett ist durchbrochen und zeigt in einfachen Umrissen drei Tulpen. In schöner Zierschrift stehen auf dem größeren Brett die Anfangsbuchstaben D N G W R und auf dem kleineren die Jahreszahl 1816. — Der abgebildete Schwingelfuß ist ein schönes Beispiel für die derbe Sicherheit, mit der an vielen Gegenständen unserer alten Bauernhäuser der künstlerische Schmuck je nach dem Gebrauchszweck und der natürlichen Form des Gegenstandes ausgewählt und durchgeführt ist. Die Darstellung der Mähne und des Pferdekopfes ist fast kindlich naiv, aber jede Linie sitzt am richtigen Fleck, und besonders in der Anordnung und Wiedergabe der Tulpen zeigt sich großes Geschick. Alle Teile der Schnitzerei, auch die durchbrochene Arbeit, sind derb und fest, wie es der Zweck des Gegenstandes fordert.

Mitteilungen über ähnliche Geräte des bürgerlichen Haushalts werden von der Verwaltung des Thaulow-Museums in Kiel stets mit Dank angenommen. Jürgen Haupt.



Schwingelfuß (Thaulow-Museum). Höhe 102 cm, Länge des Querstabes 30 cm.

2. Der Feuersalamander (Salamandra maculosa Laur.) in Schleswig-Holstein. Durch die Liebenswürdigkeit meines Seminarfreundes Jul. Petersen, Lehrer in Kiel, wurde mir vor einiger Zeit ein lebendes Exemplar eines Feuersalamanders zugestellt. Ein Knabe seiner Schule hatte diesen Molch auf dem Sophienblatt in Kiel ergriffen. Dieser Fang verdient um so mehr nähere Beachtung, als Professor Dahl in seiner nicht hoch genug zu schätzenden Arbeit „Die Tierwelt Schleswig-Holsteins" unter dem Artikel „Amphibien" im Jahrgang 1894 unserer „Heimat" auf S. 54 ausdrücklich bemerkt: „Salamander sind in unserer Provinz nicht gefunden." Dies gilt für die in Deutschland vorkommenden Arten: den Feuersalamander und den schwarzen Alpensalamander (Salamandra atra Laur.) Die Behauptung Dahls hat an sich wenig Befremdliches; denn es ist nicht zu leugnen, daß beide Arten ausgesprochene Bewohner

feuchter Gebirgswälder repräsentieren. Doch hat man den Feuersalamander auch schon in der norddeutschen Ebene beobachtet, wohin er dann nach Ansicht der Zoologen künstlich verpflanzt worden sein soll. Auch in der Umgegend Kiels will man den Feuersalamander schon früher gesehen haben; diese Exemplare sollen von Individuen abstammen, die ein Kieler Professor vor Jahren hier ausgesetzt haben soll. Ich gebe diese Mitteilung mit Vorbehalt wieder. — Im Herbst 1891 wurde neben der Schule in Lottorf (bei Schleswig) ein Brunnen gegraben. Mehrere Male fanden sich Feuermolche vor, die auf dem Grundwasser schwammen und sich vergeblich bemühten, dem unfreiwilligen Gefängnis, in das sie zur Nachtzeit hineingeraten waren, zu entfliehen. Die Kinder nannten die Salamander „Tüz"; ihnen waren diese Tiere durchaus nicht fremd. Ich muß leider gestehen, daß ich diesem Vorkommen wenig Beachtung geschenkt habe, weil ich damals nicht wußte, daß über das Auftreten des Feuersalamanders in Schleswig-Holstein überhaupt Zweifel herrschten. Andern mag es ähnlich ergangen sein. Ich bitte darum die geehrten Leser der „Heimat," an die Schriftleitung oder direkt an mich Mitteilungen über derartiges Vorkommen dieser Salamanderart in unserer Provinz gelangen zu lassen. Der Feuersalamander ist durch seine Färbung eine der auffallendsten Gestalten in unserer deutschen Tierwelt. Hauptkennzeichen sind die zwei gelben Querbinden, die sich längs dem Rücken von der Schnauze bis zur Schwanzspitze erstrecken und an der Außenseite, namentlich an den Wangen und auf den Füßen, von größeren gelben Flecken begleitet zu sein pflegen. Doch ist die Verteilung der Farben großer Wandelbarkeit unterworfen. — Die beste Arbeit über die Färbung der Feuersalamander hat der Nestor der deutschen Zoologen, Professor Franz Leydig, in seiner Monographie der württembergischen Molche geliefert. Mit Rücksicht auf etwaige Lokalformen erlaube ich mir die weitere Bitte, mir zur Klarstellung dieser Frage Exemplare (lebend oder in Spiritus) gegen Vergütung der Unkosten einzusenden. Barfod.

3. **Drosseln und Drosselfang.** Herr Landrat Jungé hat vor einiger Zeit die Jagdpächter und Jagdaufseher im Kreise Steinburg aufgefordert, zu berichten über den in den Jagdbezirken betriebenen Drosselfang, sowie darüber, ob diese in dem Haushalt der Natur hochwichtigen Vögel bei uns merklich abgenommen haben. Die beiden Jagdaufseher des Jagdpächters der Horster Jagd haben zu Protokoll gegeben, daß von ihnen niemals der Drosselfang betrieben worden ist, obgleich der Fang der Krammetsvögel ihnen gestattet war, daß aber alle Drosselarten in hiesiger Gegend sich seit Jahren außerordentlich vermindert haben; denn während man früher zur Zugzeit große Scharen in unsern Knicken antreffen konnte, werden gegenwärtig um diese Zeit fast garkeine mehr wahrgenommen. Die schönen roten Vogelbeeren auf unsern Quitschen (Sorbus aucuparia), eine Lieblingsspeise unserer gefiederten Freunde, werden jetzt nicht mehr von den Drosseln, sondern von unsern Staren verzehrt. In dem Bericht der Horster Jagdaufseher wird hervorgehoben, daß überhaupt die kerbtierfressenden Vögel, mithin vorzugsweise unsere Sänger, von Jahr zu Jahr sich vermindert haben. Als Hauptursache dieser betrübenden Erscheinung wird von den Berichterstattern die Wegräumung vieler Erdwälle und das Verschwinden unserer schönen Knicke angesehen. Da es scheint, daß unsere Behörden jetzt anfangen, dem Vogelschutze, als einem Gegenstande von wichtigem Interesse, ernstlich Beachtung zu schenken, so wird zu erwarten sein, daß unsere Regierung sich endlich veranlaßt sieht, den bisher geduldeten Drosselfang gänzlich zu verbieten, eine Maßregel, die von allen Freunden unserer einheimischen Vogelwelt mit aufrichtiger Freude begrüßt werden würde. — Meistens sind es Knaben, die sich mit dem Drosselfang beschäftigen. Das Aufstellen von Sprenkeln war schon früher eine verbotene Fangart; es ist eine Tierquälerei, da den gefangenen Vögeln in der Regel die Beine zerschmettert werden. — Folgende Drosseln zogen, von Norden kommend, bei uns in früherer Zeit in großen Scharen durch: 1. Die Ringdrossel, Schildamsel (Turdus torquatus), die vor reichlich zehn Jahren zuweilen bei uns in Menge gefangen wurde; 2. die Weindrossel, Rotdrossel (T. iliacus), die während ihrer Zugzeit im Herbst in ungeheuren Scharen erschien; 3. der Krammetsvogel, Wachholderdrossel (T. pilaris), in Holstein Blaudrossel, die einzige Art, die gegenwärtig noch scharenweise zu uns kommt. Die drei einheimischen Drosseln sind bekanntlich: die Singdrossel (T. musicus), auch Graudrossel genannt, die Amsel (T. merula) und die Misteldrossel, große Eichdrossel genannt (T. viscivorus).

Hahnenkamp b. Horst i. Holst., Ende Oktober 1899. J. Butenschön.

4. **Der Hamster in Schleswig-Holstein.** Der „Kieler Zeitung" wird unter dem 23. November 1899 aus Süsel in Ostholstein berichtet: „An einigen Stellen hat man außerdem Hamsternester, ja, in zwei Fällen ganze Hamsterkolonien entdeckt." Diese Mitteilung hat insofern besonderes Interesse, als noch Herr Professor Dahl in seiner Arbeit über „Die Tierwelt Schleswig-Holsteins" (Jahrgang 1894 der „Heimat") betont, daß der Hamster bisher in Schleswig-Holstein nicht beobachtet worden sei. Unmöglich ist es aber nicht, daß dieser Nager sein Verbreitungsgebiet auch über das diesseitige Ufer der

Elbe hinaus ausgedehnt hat. Ich richte daher an unsere Mitglieder jener Gegend die Bitte, nähere Nachrichten über das Vorkommen des Hamsters durch die „Heimat“ bekannt zu geben. Hoffentlich liegt hier keine Verwechselung mit der Wasserratte oder Schermaus (Arvicola amphibius L.) vor, welche auch Wintervorräte sammelt und darum z. B. an der Unterweser fälschlich Hamster genannt wird. Barfod.

2. **Grönlandsfahrten.** Ein altes Gebäude am Ende der Eckernförder Schiffbrücke, das letzte Wahrzeichen von Eckernförde aus der Zeit der Grönlandsfahrten (vgl. „Heimat“ 1898, S. 37), hat wegen anderer Verwendung des Platzes im vorigen Jahre abgebrochen werden müssen. Es wurde zuletzt als Schuppen für Hafen- und Brückengeräte benutzt, trug aber immer noch im Volksmunde die Bezeichnung „Thranbrennerei.“ F. Lorentzen, Kiel.



Zur Jubiläumslitteratur über den Tag von Eckernförde.

Es ist bekanntlich durch den verstorbenen Professor Dr. Jansen in Kiel festgestellt, daß die von Herzog Ernst in dessen Memoiren gegebene Schilderung des Kampfes von Eckernförde ein Phantasiebild ist. Professor Jansen hat bewiesen, daß der Herzog bald nach Beginn des Kampfes die Stadt verlassen hat, ums Windebyer Noor geritten ist, um zu seinen bei Altenhof stehenden Truppen zu kommen. Trotzdem dies Zug für Zug bewiesen ist, so daß auch von Koburg aus keine Entgegnung auf Jansens Schrift gegeben werden konnte, trotzdem erscheinen noch ab und zu in der Presse gänzlich falsche Darstellungen des Kampfes, die dann meist in den „Hamburger Nachrichten,“ in deren Schriftleitung ein Sohn Jungmanns thätig ist, berichtigt werden. Im April erschien nun in der Wochenschrift „Das neue Jahrhundert“ ein Artikel „Herzog Ernst von Koburg bei Eckernförde“ von Dr. Friedr. Dörr. Der Aufsatz wurde alsbald im „Hamburger Korrespondenten“ abgedruckt, später auch in dem Lokalblatte einer Nachbarstadt von Eckernförde, deren Namen ich verschweigen will. In diesem Artikel wird zu beweisen gesucht, daß sowohl Jansen als auch die „Hamburger Nachrichten“ sich irren, daß sie „haltlose und böswillige Verdächtigungen“ vorgebracht haben; dabei scheut der Verfasser sich nicht, den ehrenwerten Professor Jansen zu verunglimpfen, indem er ihn einen „spintisierenden“ Professor nennt und eine seiner Bemerkungen für „läppisch“ hält.

Dr. Dörr hält es für bedeutungsvoll, daß in allen bald nach der Schlacht erschienenen Darstellungen der Herzog als hervorragend thätig genannt wird; man vergleiche dazu das Rendsburger demokratische „Wochenblatt,“ das sogleich die Frage aufwarf: „Wo war der Herzog?“ — Dann sucht Dr. Dörr es zu beweisen, daß der Herzog beim Beginn des Kampfes in Eckernförde war; er erzählt, daß er selbst, während er mit seinem Onkel vor der Thür stand, ihn gesehen habe, beruft sich ferner auf das Zeugnis von Moritz Busch, der den Herzog bei der Windmühle gesehen hat. Dadurch zeigt Dr. Dörr, daß er die zweite Schrift Jansens nicht genügend kennt, denn es ist Jansen niemals eingefallen, es zu bezweifeln, daß der Herzog am Morgen in Eckernförde war. Niemand hat ferner die Thatsache in Zweifel gezogen, daß Herzog Ernst das Bataillon Reuß vor die Stadt führte, niemand hat es bezweifelt, daß er von der Mühle aus den Beginn des Gefechts beobachtet hat. Wozu also die Beweise? Freilich sucht Dr. Dörr auch nachzuweisen, daß der Herzog während des Waffenstillstandes in Eckernförde war. Er kennt einen Zimmermeister Müller in Berlin, dessen Vater, ein Schlossermeister, während des Waffenstillstandes in der Norderschanze gearbeitet und dort den Herzog gesehen hat. Der Mann muß den Herzog mit einem andern Offizier verwechselt haben. Wenn Herr Dr. Dörr es wünscht, will ich ihm einen noch in Holstein lebenden Kanonier der Nordschanze namhaft machen, der den Herzog in der Schanze nicht gesehen hat; damit ist der einzige Beweis, den Dr. Dörr für diesen Punkt beibringt, wohl zurückgewiesen. — Die Angaben des „Greizer schleswig-holsteinischen Kameraden,“ die es in der „Kölner Zeitung“ (1894) bezeugen, daß Herzog Ernst den Parlamentär empfangen habe, daß er in der Verhandlungssitzung präsidiert habe und dem Parlamentär die Antwort in die Hand gegeben habe, muß selbst Dr. Dörr in einem Punkte bezweifeln. Eine Verhandlungssitzung hat garnicht stattgefunden, und die Vorgänge beim Parlamentieren können die Greizer unmöglich gesehen haben, weil sie zu der Zeit am andern Ende der Stadt sich befanden. — Eine offenbare Unkenntnis der Thatsachen zeigt Dr. Dörr, wenn er über den Zweck des Rittes schreibt, der Herzog wollte, „als sich später der Angriff auf die Südschanze richtete, diese aufsuchen.“ Daß die Südschanze auch nach einem Ritte ums Noor während des Feuerns nicht zu erreichen war, weiß jeder, der die Örtlichkeit kennt; thatsächlich wollte der Herzog seine bei Altenhof stehenden Truppen erreichen.

Ein gewichtiges Zeugnis meint Dr. Dörr in dem Schleidenschen Brief entdeckt zu

haben, welcher den Passus enthält: „Der Herzog hat zwei Stunden im Kugelregen gehalten und ist ihm ein Pferd totgeschossen worden." Schleiden, der damals, als Herzog Ernst den Brief veröffentlichte, noch lebte, hat sich den Brief zurückgeben lassen; in diesem stand wörtlich also: „Der Herzog hat, wie er uns erzählte, vier Stunden im Kugelregen gehalten." Schleiden hat dies selbst publiziert und ausdrücklich zu Lebzeiten des Herzogs Ernst öffentlich konstatiert, daß dieser seinen Brief geändert hat. Also Professor Jansen hat sehr Recht gehabt, und Herr Dr. Dörr wird gut thun, seine „läppische" Bemerkung zurückzunehmen. — Mit dem Zitieren von Treitschke geht es ähnlich; es ist dem Dr. Dörr — der überhaupt die einschlägige Litteratur nicht kennt — unbekannt geblieben, daß der Historiker Treitschke, dessen Vater Stabschef des Herzogs war, eine Arbeit über den Kampf von Eckernförde geliefert hat, die zu dem Besten gehört, was neuerdings darüber veröffentlicht ist. Gestützt auf den Bericht seines Vaters, kommt Treitschke zu demselben Resultat wie Professor Jansen. Er meint, daß einem „geborenen Kriegshelden" derartiges nicht passiert wäre. Die Thatsache, daß der Herzog auf die Meldung des Obersten von Treitschke, die Nassauer Artillerie sei von Altenhof nach Eckernförde gesandt, entgegnete, wenn er dort gewesen wäre, würde es nicht geschehen sein, trägt auch nicht dazu bei, den Kriegsruhm des Herzogs zu vermehren. Der Feldmarschall Moltke hat deswegen in seiner Darstellung des Eckernförder Kampfes über den Herzog das treffendste Urteil gefällt: dadurch, daß er über seine Thätigkeit schweigt.

Den guten Willen des Herzogs wird keiner bezweifeln, auch nicht sein Erscheinen auf dem Kampfplatze beim Beginn und kurz nach dem Gefechte; auf den Gang der Ereignisse hat er aber keinen erheblichen Einfluß gehabt. Das steht fest und ist jedem unzweifelhaft, der die Örtlichkeit und die Thatsachen des Kampfes kennt, und jedem, der sich die Mühe macht, die neuere Litteratur über den 5. April 1849 durchzusehen.

Eckernförde, im November 1899. Willers Jessen.



Volkstümliches aus Mecklenburg.

Im Jahrgang 1897 der „Heimat" wurde auf S. XXI eine Sammlung mecklenburgischer Rätsel angezeigt, die der Oberlehrer R. Wossidlo in Waren herausgegeben hat. Diesem Buche, dessen hervorragenden Wert die Kritik allgemein anerkannt hat, ist im verflossenen Jahre ein zweiter Band der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen gefolgt, dem ein noch größeres Interesse sicher ist.[1]) Es zeugt von einem staunenswerten Fleiße, einer hervorragenden Sachkunde und vor allem von einem seltenen Geschicke des Herausgebers, selber dem Volke die Zunge zu lösen, ihm seine Geheimnisse abzulauschen und auch andere zum Sammeln anzuregen.

Hier im Lande ist ja auch gesammelt worden, und allerorten geschieht es mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg: aber man darf angesichts der beiden Bände von Wossidlos Werk das Bekenntnis nicht zurückhalten, daß Mecklenburg in dieser Arbeit von keinem andern deutschen Landesteil erreicht wird. Und sicherlich ist das vor allem das Verdienst Wossidlos. Zwar giebt er sein Werk im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde heraus, es ist ihm auch eine Redaktionskommission an die Seite gestellt worden, doch steht sein Name sicher mit Recht allein auf dem Titel, da er die treibende Kraft und der sachverständige Leiter des ganzen Unternehmens ist.

Da auch die „Heimat" versucht hat, dieses Feld anzubauen und Mitarbeiter zu gewinnen, so mag es erwünscht sein, ein wenig von der Thätigkeit der Mecklenburger zu hören. Unter den Mitarbeitern finden sich Angehörige aller Stände; in erster Linie werden Lehrer und Seminaristen genannt, dann aber auch Prediger, Ärzte, Schulzen, Landleute, Handwerker usw. — eine stattliche Reihe. Die meisten werden geworben und immer aufs neue angeregt durch den unermüdlichen Herausgeber, der ihnen durch unausgesetzten schriftlichen Verkehr, durch Hinweise auf besonders wichtige Gebiete, durch Zusendung einschlägiger Bücher usw. immer neue Wege zeigt. Er sammelt aber auch selbst. Er pflegt z. B. in seinem Wohnorte in bestimmten Zwischenräumen eine größere Anzahl von Männern und Frauen aus dem Arbeiterstande, die auf dem Lande groß geworden sind, in den Wohnungen der Einzelnen bei einem Glase Bier oder Punsch zu versammeln und mit ihnen einzelne Gebiete an der Hand seiner Fragebücher durchzugehen. Alle Vierteljahre wird nach frischem Nachwuchs Umschau gehalten. Außerdem unternimmt er vielfach Wanderfahrten und kehrt dabei wiederholt in bekannte, vertraut gewordene Gegenden zurück, da

[1]) Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Zweiter Band: Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil. Wismar 1899. 8°. 504 S.

er erkannt hat, daß er dabei reicheren Ertrag erntet, als bei flüchtigem Durchstreifen des Landes.

So ist schon jahrelang gearbeitet worden, und die ersten Früchte liegen in den beiden ersten Bänden der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen vor. Der soeben erschienene erste Teil des zweiten Bandes enthält nur etwa den dritten Teil des Stoffes, der das Tierleben im Munde des Volkes behandelt. Die Redaktions-Kommission hat die Abschnitte herausgegriffen, die den größten Reiz zu bieten schienen: Tiergespräche, Tiersprüche, Deutungen von Tierstimmen, Anrufe an Tiere und sonstige Tier-Reime und -Lieder. „Die zahlreichen eigentlichen Tiersagen und die weitschichtige Masse des Aberglaubens über Tiere mußten zurückgestellt werden; Sagen und Märchen freilich, die entweder auf Deutungen von Tierstimmen hinauslaufen oder ein durchgeführtes Gespräch von Tieren enthalten, durften hier nicht fehlen."

Der in diesem Bande zusammengestellte Stoff ist erstaunlich reichhaltig und für jeden interessant, dem die freundliche Zuneigung unsers Volkes zur Tierwelt und der herzerfreuende Humor, mit dem dieses Verhältnis dargestellt wird, ein inneres Echo weckt. Angesichts dieses Reichtums versteht man es, wenn Wossidlo immer wieder die Meinung bekämpft, als seien diese alten Erinnerungen in unserm Volke ausgestorben. Für Mecklenburg hat er bewiesen, daß es nicht so ist. Und für Schleswig-Holstein wird sich das auch, wie ich glaube, nachweisen lassen; wenigstens berechtigt das, was einzelne eifrige Forscher unseres Landes zusammengetragen haben, zu den besten Hoffnungen. Ich brauche ihre Namen nicht alle zu nennen, da sie unseren Lesern bekannt sind; ich erwähne nur, daß in der letzten Zeit Herr Professor Dr. Wisser in Eutin eine überraschende Fülle von alten Volksmärchen im östlichen Holstein entdeckt hat, von denen wir im Laufe des Jahres zahlreiche Proben bringen werden. Es fehlt hier nur die Organisation, die in Mecklenburg das ganze Land umspannt und die einzelnen Kräfte, vor allem durch Fragebogen, auf die rechte Fährte leitet; es fehlt auch noch die Unterstützung durch beträchtliche Geldmittel, wie sie dort von Regierung und Landtag bewilligt werden.

Es möge noch kurz angedeutet werden, was die Mecklenburger weiter planen. „Der dritte und vielleicht auch der vierte Band werden einen Teil der Volks- und Kinderreime bringen. Dann sollen mehrere Bände Sagen und Gebräuche folgen, die eine erstaunliche Fülle echtester Volkspoesie enthüllen werden. Und im Hintergrunde steht neben vielem andern das mecklenburgische Idiotikon, das das erste umfassende Wörterbuch einer niederdeutschen Mundart zu werden bestimmt ist." — Wir wollen unseren plattdeutschen Brüdern in Mecklenburg wünschen, daß auch diese Pläne in so vorbildlicher Weise verwirklicht werden möchten; dieses Buch möge aber auch bei uns die weiteste Verbreitung finden, damit auch in Schleswig-Holstein der Sammeleifer immer mehr erwache. Lund.



Bücherschau.

Hein Wieck und andere Geschichten von **Timm Kröger.** Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1899. — Ein neues Buch von dem Verfasser der „Wohnung des Glücks" darf von vornherein sicher sein, in jedem Freunde unserer heimatlichen Natur und Landschaft lebhaftes Interesse zu erwecken. Timm Kröger ist einer ihrer intimsten Beobachter und leidenschaftlichsten Verehrer, zugleich ein echter Poet, der abseits von der großen Heerstraße seine eigenen Wege wandelt, dessen Kunst das Altgewohnte, Alltägliche, an dem die Meisten achtlos vorübergehen, nachschafft und verklärt.

Wer die „Wohnung des Glücks" kennt, weiß, was er von dem Dichter zu erwarten hat. Er ist kein gewandter Erzähler, noch weniger ein Seelenanalytiker und Problemdarsteller, er ist nur Lyriker; sein lyrisches Vermögen ist aber von unerschöpflicher, ursprünglicher Tiefe. Das beweisen auch wiederum die Geschichten, oder besser Skizzen, die er in diesem Bande vereinigt hat. Die erste „Hein Wieck, eine Stall- und Scheunengeschichte" ist die umfangreichste, aber, nach meinem Urteil, keineswegs die einheitlichste und wirkungsvollste. Freilich enthält gerade sie eine Fülle der duftigsten und reizvollsten Naturbilder, doch fürchte ich, daß das Interesse vieler Leser allmählich erlahmen wird, bevor sie das Ende erreicht haben, denn auf den 179 Seiten geht wirklich nichts der Rede Wertes vor sich, es fehlt an jeder Entwickelung und Steigerung der Handlung. Es liegt in der Art eines Talentes, wie Kröger es besitzt, daß es im engsten Rahmen das Beste leistet. Als Ganzes wirksamer, weil kürzer, nicht so sehr in Einzelheiten zerfließend, ist schon die zweite Erzählung: „Auch Einer, der dabei war." An die Spitze des Bändchens stelle ich aber unbedingt die „losen Blätter eines Naturalisten," welche den Beschluß bilden. Hier verzichtet der Dichter auf feste Umrisse, er streift die epischen Fesseln ganz von sich ab, um so

freier bewegt er sich in der ihm eigentümlichen Domäne, um so liebenswürdiger enthüllt sich die wehmütig-resignierte, alles Geschaffene mit unendlicher Liebe umklammernde Grundstimmung seiner Seele. Der feinfühlige Leser muß empfinden, daß Timm Kröger in diese „losen Blätter" viel von seinen inneren Erlebnissen hineinverwoben hat; sie sind ein klarer Spiegel seiner Persönlichkeit. Wie sein Freund Hans Möller, der „Naturalist," nach dem Verluste der geliebten Frau sich in die Heimat, das Paradies seiner Kindheit, zurückzieht, um an ihrem Busen Ruhe zu finden und sich auf den ewigen Schlaf vorzubereiten, so sehnt sich auch unser Dichter zurück nach dem Frieden, der den Knaben einst umgab. Sein Herz hängt mit allen Fasern an dem Boden, der ihn gebar, er flieht das hastige Treiben der Großstadt und unserer unruhigen Zeit und fühlt sich selig in dem innigen Zusammenleben mit der Natur, die ihre Schleier vor ihm abgelegt hat, deren unbelauschte Geheimnisse er nicht müde wird zu verkünden. Für flüchtige, oberflächliche Leser mag das „Caviar" sein; mit um so größerem Genusse werden solche, deren Herzen ein gleicher Pulsschlag in Bewegung setzt, aus dem Born der Poesie schöpfen, der aus diesen Blättern unversieglich hervorsprudelt. H. Krumm.

Das Tierreich von Dr. Heck, P. Matschie, Prof. Dr. v. Martens, Bruno Dürigen, Dr. Ludwig Staby und E. Krieghoff. Zwei Bände mit 1455 Abbildungen im Text und zahlreichen Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Neudamm: J. Neumann, 1894—1897. 832 u. 1390 S.; 8°. Preis geb. 15 M. Der Neumannsche Verlag ist durch seine vorzüglichen Werke in Jäger-, Fischzüchter- und neuerdings auch in entomologischen Kreisen rühmlichst bekannt. Um die Förderung der Allgemein-Bildung hat sich derselbe Verlag in jüngster Zeit dadurch ein besonderes Verdienst erworben, daß er, dem Beispiele des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien folgend, auch eine Sammlung von gemeinverständlichen Werken erscheinen läßt, die in 16 geschmackvoll gebundenen Bänden unter dem Gesamttitel „Hausschatz des Wissens" die für das große Publikum wichtigsten Zweige des allgemeinen Wissens aus dem Bereich der Natur und Menschheit umfaßt. Dabei muß der niedrige Preis (120 M.; der 17. Band, ein Gesamtregister enthaltend, wird eine Gratiszugabe für die Abnehmer der ganzen Sammlung bilden) vor allem hervorgehoben werden; ferner, daß jedes Einzelwerk ein vollständig für sich abgeschlossenes Ganzes mit ausführlichem Register darstellt. Hauptsache aber ist, daß die Namen der Autoren für eine mustergiltige, auf der Höhe gegenwärtiger Forschung stehende Behandlung der einzelnen Disciplinen gewährleisten. Wenigstens darf ich dies für das mir vorliegende „Tierreich" und „Mineralreich" behaupten. Mit Rücksicht auf die im folgenden Abschnitt gegebene ausführlichere Besprechung muß ich mir hier eine Beschränkung auferlegen. Ich darf es auch, weil ein Tierleben — ich lege auf den zweiten Teil des Wortes besonderen Nachdruck — an sich schon leichter seine Leser finden wird; eine sprödere Wissenschaft ist die Mineralogie. Ist auch das „Tierreich" auf systematischer Grundlage erbaut worden, so giebt es nichts weniger als eine trockene „Systemkunde." Vielmehr hat sich das Werk auf den Standpunkt der modernen Zoologie gestellt: Auf der Kenntnis von dem Namen und der Beschaffenheit des Tieres die höhere Erkenntnis der Beziehungen, die zwischen Einrichtung und Lebensweise bestehen, aufzubauen, also das Tier als Produkt seiner Scholle verstehen zu lehren. — Den größten Anteil an der Bearbeitung des vorliegenden Werkes hat der mit seinen „Lebenden Bildern aus dem Reiche der Tiere" unlängst hervorgetretene Direktor des Berliner Zoologischen Gartens Dr. Heck genommen; seiner Feder entstammen die Einleitung (in welcher Begriff und Aufgabe der Zoologie, Geschichte derselben, Darwin und seine Lehre, Tier und Pflanze, das Tier als Organismus, das Verhältnis der Masse zur Fläche, Arbeitsteilung und Organe, Zelle und Gewebe in allgemeinen Zügen dargelegt werden) und das umfangreiche Kapitel von den Säugetieren. Gerade in diesem Teile zeigt sich der Meister; seiner Darstellung gebührt die Krone. Der Behandlung der Haustiere ist besonders Raum gegeben. Auf den übrigen Inhalt verteilt sich die Autorschaft wie folgt: Die vier ersten Stämme des Tierreichs (Urtiere, Pflanzentiere, Sterntiere und Wurmtiere) und die Fische von Dr. Ludwig Staby; die Krebse (eine vorzügliche biologische Arbeit!) und die Lurche von Bruno Dürigen; Spinnen, Tausendfüßer, Insekten von Pastor E. Krieghoff, Vors. d. Entomol. Ver. f. Thüringen; Weichtiere von Prof. Dr. Erdm. von Martens, Kustos a. Mus. d. Naturk. i. Berlin; Kriechtiere u. Vögel von Paul Matschie, Kustos a. Mus. d. Naturk. i. Berlin. — Daß in einer eventuellen Neuauflage u. a. den neuesten Forschungsresultaten über die Entwicklung der Dasselfliege, die Entwicklung der Biene (Dickel), die Meckertheorie der Bekassine (Rohweder), die Entwicklung des Flußaales (Grassi), über das Einsammeln von Wintervorräten durch den Maulwurf (Dahl) Beachtung geschenkt werden möge, ist eine Bitte, deren Erfüllung sich von selbst versteht. — Die zahlreichen Abbildungen erhöhen den Wert des Werkes, und dieser wird auch durchaus nicht dadurch beeinträchtigt, daß eine große Zahl der Textillustrationen älteren, leider mehr oder weniger der Vergessenheit anheimgefallenen Werken entnommen worden ist. Barfod.

Das Mineralreich. Von Dr. Georg Gürich, Privatdozent an der Universität zu Breslau. 521 Abbildungen im Text. 8 Tafeln und Beilagen in Schwarz- und Farbendruck. Neudamm: J. Neumann (1899). 754 S., 8°. Gebunden 7 M. — Die neue Schule sieht in den erstarrten Gebilden unserer Erdkruste nicht mehr tote Mineralformen, sondern betrachtet sie als Träger stetiger Verwandlungen, als regsame Glieder im Kreislaufe der Natur. Unser Vorsitzender, Rektor Peters in Kiel, hat mit seinem auch an dieser Stelle gewürdigten Werke „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" (1898) gezeigt, wie auch der Unterricht in der Volksschule dieser Forderung gerecht werden kann, wenn Mineralogie und Geologie organisch mit einander verknüpft werden. Wenn die Schule das Ihre thut, dann ist Hoffnung vorhanden, daß mit den Jahren auch für diesen, bis dahin recht stiefmütterlich behandelten Wissenszweig das Interesse mehr und mehr erwacht, namentlich auch unter unsern nordelbischen Landsleuten. Mag auch die relative Armut an einfachen Mineralien (ich sage nicht an Gesteinen), mag der absolute Mangel an Erzen unseres nordischen Flachlandes den Sammeltrieb in dieser Hinsicht unterdrückt haben, so wird schon die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung der Mineralien für die verschiedensten Zweige des gewerblichen, industriellen und agri-kulturellen Lebens einen Umschwung zum Bessern zeitigen, wenn auch nur in dem Sinne, daß der gebildete Laie sich bemühen wird, die Lücken in der Kenntnis und Erkenntnis der Beziehungen der mineralogischen Wissenschaften zu dem praktischen Leben auszugleichen. Einen trefflichen Wegweiser findet man in dem oben angezeigten Werke von Dr. Gürich („Hausschatz des Wissens," Abteilung IV). Vergeblich sucht man nach dem geologischen Moment in der Darstellung, einfach aus dem Grunde, weil bereits in der I. Abteilung des „Hausschatz des Wissens" das Werden und Entstehen der organischen Welt ausführlich in dem 1. Bande von Wilhelm Bölsches „Entwicklungsgeschichte der Natur" behandelt worden ist. Um so mehr Raum konnte der Mineralogie des praktischen Lebens gewidmet werden, und gerade hierin liegt der Schwerpunkt des ganzen Werkes. Schon aus den Überschriften der fünf Hauptabschnitte geht dies deutlich hervor: 1. Edelsteine. 2. Bausteine. 3. Erze. 4. Kohlen. 5. Bodenarten und Bodenverbesserung. Die Einführung in das Wissensgebiet der streng-mineralogischen Wissenschaft umfaßt nur das erste Fünftel, dient als Einleitung, hält im ganzen zwar die Wage zwischen Wissenschaftlichkeit und Popularität, bietet aber in fesselnder Darstellungsweise eine geschickte Auswahl aus dem übergroßen Gebiete und wird diejenigen Leser interessieren, welche Verlangen tragen, einen wenn auch nur bescheidenen und flüchtigen Einblick in die Werkstatt des Mineralogen von Fach zu thun. Aus der Erwägung, daß die Bestandteile der Erdkruste die Rohstoffe und damit zugleich die Grundbedingungen für die großen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte darstellen, und daß die Technik täglich neue Quellen zur Erhöhung nationalen Wohlstandes und zur Verbesserung unserer Lebensbedingungen entdeckt, resultiert die Norm der Darbietung nach Vorkommen, Verbreitung, Entstehung und Veränderung des Minerals als Rohstoff und seine Verwertung, Nutzbarkeit und Wertschätzung in verarbeiteter Form. Unter den Edelsteinen ist dem Diamant ein umfangreiches Kapitel gewidmet. Aus eigener Anschauung entwirft Verfasser ein lebendiges Bild von der Gewinnung der Diamanten auf dem Blaugrunde der Kimberley-Mine in Südafrika — gegenwärtig von besonderem Interesse. Edel-, Halbedel- und Schmucksteine werden individuell in ihrem Wert besonders als Funktion ihrer für den Schmuck maßgebenden Eigenschaften behandelt und sind teilweise auf den farbigen Tafeln vorzüglich dargestellt worden. Werden bei ihnen also vor allem die ästhetischen Momente berücksichtigt, so erfahren die „Bausteine" hauptsächlich eine technische Beurteilung, nachdem die gesteinbildenden Mineralien beschrieben und ihre Entstehung, ihre Struktur usw. erläutert worden sind. In ähnlicher Weise werden die Entstehungsmöglichkeiten der Erze, Form und Einteilung ihrer Lagerstätten und dann im Anschluß an die einzelnen Erze das charakteristische Vorkommen, die Gewinnung, Verhüttung, Verwendung und der Produktionswert dargelegt. Dasselbe gilt für die mineralischen Brennstoffe. Zum Schluß folgt eine Charakterisierung der verschiedenen Bodenarten und ihrer Entstehung, eine Würdigung der gebräuchlichsten mineralischen Dungmittel (Salpeter, Gyps, Kalk, Phosphorit, Kalisalze) und bei dieser Gelegenheit auch eine Darlegung der Entstehung der Steinsalzlager. Vielleicht hätten die Gewinnungsmethoden des Steinsalzes eine eingehendere Schilderung erfahren können. Der Juwelier, Bautechniker, Bergmann und Landwirt kommen in erster Linie zu ihrem Rechte. Trotzdem ist zu wünschen, daß dies Werk auch allen andern Berufskreisen zugänglich gemacht würde. Der flüssige Stil und die überaus große Zahl der Illustrationen, welche Seite auf Seite anzutreffen sind, sichern dem Werke vor allem einen Platz in Volks- und Vereinsbibliotheken. Besondere Anerkennung gebührt dem Verfasser noch dafür, daß er an geeigneter Stelle einen gedrängten Lebensabriß verdienstvoller Mineralogen unter Beigabe eines Porträts in die Darstellung eingeflochten hat.

Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 3. März 1900.

Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Husum

von Rektor **Eckmann** in Ellerbek.

I.

Wenn die Namen im allgemeinen Bezeichnungen der Eigenschaften oder des Wesens der Dinge sind, so muß auch von den Ortsnamen gelten, daß sie aus einem bestimmten Grunde den Ortschaften beigelegt worden sind. Sehr viele Ortsnamen gleichen aber Hieroglyphen, deren Bedeutung uns oft verborgen ist, die aber deswegen uns zur Enträtselung reizen. Leibnitz sagt: „Ortsnamen müssen einen Sinn haben, und wenn sie uns heute keinen Sinn mehr zu geben scheinen, so zeigt dies nur, daß unsere Sprache von der alten Sprache abweicht, in der die Ortsnamen geschaffen worden sind.“ Die Ortsnamen weisen uns also in die ferne Vergangenheit zurück; sie sind Dialektreste aus alter Zeit, und sie enthüllen uns, wenn wir sie richtig deuten können, frühere Natur- und Kulturzustände unseres Landes und seiner Bewohner. An vielen Stellen sind Wälder und Sümpfe verschwunden, Seeen sind zu Wiesen, Wiesen zu Ackerland geworden, Bäche und Flüsse sind versiegt oder in ihrem Laufe verändert; wo früher Furten oder Watestellen waren, sind jetzt Dämme und Brücken, Dörfer und Höfe sind niedergelegt; die Namen aber sind am Boden haften geblieben und verraten uns seinen frühern Zustand.

Die Beteiligung an der Ortsnamendeutung ist in unserem Lande recht lebhaft. Unser Vereinsorgan, „Die Heimat,“ brachte kleinere Arbeiten von Gloy in Kiel, Witt in Preetz, Hansen in Oldesloe, Callsen in Flensburg. In der „Zeitschrift für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte“ finden sich Arbeiten von Handelmann in Kiel, von Jellinghaus in Segeberg und Bangert in Oldesloe. Detleffsen in Glückstadt widmet in der Beschreibung der Elbmarschen besondere Aufmerksamkeit den Ortsnamen, ebenso Chalybaeus in Meldorf in der Geschichte Dithmarschens und Sach in Hadersleben in seinem Buche: „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung.“ Für

Fehmarn sind die Deutungen der Ortsnamen zusammengestellt worden von Hansen und Voß in Burg, für Angeln haben Callsen und Langfeldt in Flensburg Forschungsresultate veröffentlicht. Ferner verzeichnen Deutungen von Ortsnamen Handelmann in seiner „Geschichte von Schleswig-Holstein," v. Osten in seinem „Handbuch der Heimatskunde," Sach in der „Geographie von Schleswig-Holstein." Helwig in Ratzeburg hat eine Deutung der lauenburgischen Ortsnamen in seiner kleinen Heimatskunde von Lauenburg gegeben. Weiter zurück liegen die Arbeiten von Clement: „Schleswig, das Urheim der Angeln und Friesen," von Maack in Kiel: „Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes" und von Höft in Rendsburg: „Über Ursprung und Bedeutung unserer geographischen Namen in besonderer Berücksichtigung der Umgegend von Rendsburg." Besondere Dienste leisteten mir außerdem: die Topographie von Schröder, das Buch von Förstemann: „Die deutschen Ortsnamen," das Werk von Arnold: „Die deutsche Urzeit" und die ausführliche Arbeit von Jellinghaus: „Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern." Als weitere Quellen kommen noch in Betracht: Schütze: „Schleswig-holsteinisches Idiotikon" und Schiller-Lübben: „Mittelniederdeutsches Wörterbuch." Erschöpfend ist diese Darstellung der Litteratur nicht; es werden mir manche Verfasser noch nicht bekannt geworden sein. Aber eins beweist schon die Zahl der Männer, die ich nannte, daß nämlich das Werk der Ortsnamendeutung in unserem Lande mit Energie betrieben wird. Das Interesse für diese Sache zu vertiefen und in weitere Kreise zu tragen, das Verständnis dafür zu erleichtern, das ist Zweck meines Vortrages, der in allgemeinen Zügen über die Ortsnamen orientieren und die Teilnahme wecken will.

Ist die Deutung der Ortsnamen in anderen deutschen Ländern schon eine schwierige Sache, und ist nirgends die Kritik so leicht und der Zweifel so billig, als bei diesen oft verwitterten Säulen der Urzeit, so gestaltet sich die Arbeit in unserm Lande erst recht schwer, weil verschiedene Völkerstämme hier an der Namengebung beteiligt gewesen sind. Dies veranlaßt mich, einen Rückblick zu werfen auf die allmähliche Besiedelung unseres Landes.

Vor den Germanen waren die Kelten Bewohner des deutschen Landes. Ihr Weg ging die Donau aufwärts durch Deutschland nach Gallien, Spanien und rheinabwärts nach Britannien und Irland. Ihnen folgten die deutschen Stämme; sie wandern den Dnjestr aufwärts und die Weichsel abwärts bis ans Meer und drängen dann wieder nach Süden. Die Kelten wohnten in geschichtlicher Zeit stets im Süden und Westen der Germanen. Keltische Volksnamen gingen bei der Verdrängung der Kelten auf deutsche Stämme über; so soll nach Arnold der Name „Germanen," d. h. „Nachbarn" ursprünglich einem keltischen Stamme am Niederrhein angehört haben, welcher Name dann auf die nachrückenden

deutschen Stämme übertragen und für diese der Gesamtname wurde. „Keltische Ortsnamen finden sich über ganz Deutschland zerstreut und sind namentlich in Hessen und Nassau häufig und ganz besonders im Süden, der bis zu Cäsars Zeit keltisch blieb.“ (Arnold.) Wir dürfen daraus wohl schließen: je weiter nach Norden, desto weniger keltische Sprachreste. Und wenn nun Jellinghaus für Westfalen keine keltischen Sprachwurzeln zur Erklärung heranzuziehen für nötig erachtet, so wird gewiß für unser Schleswig-Holstein noch weniger Veranlassung vorliegen, mit Hülfe der keltischen Sprache unsere Ortsnamen zu erklären, wie es v. Maack und Höft vor 30 Jahren versuchten.

Aus dem 4. Jahrhundert vor Christo wird der Name der Teutonen erwähnt, deren Wohnplätze nur an der Ost- und Nordsee gesucht werden können. Das Wort „Teutonen“ ist gleichbedeutend mit unserm deutschen Volksnamen (diot, ahd. = Volk). Mit den Teutonen gemeinsam werden dann um 100 v. Chr. die Cimbern genannt, deren Wohnsitze auf unserer Halbinsel gewesen sein sollen, und die davon ihren Namen trägt. Später reicht der Stamm der Sachsen bis in unser Land; sie werden als Bewohner der cimbrischen Halbinsel zuerst um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. genannt. Ihnen verwandt waren die Angeln und Friesen. Die Sachsen führen ihren Namen von dem Worte sahs, d. i. Schwert; sie müssen sich also früh durch den Besitz einer solchen Waffe ausgezeichnet haben. Den Namen Angeln hat man ähnlich deuten wollen nach einer spitzen Waffe. Das Wort Friesen soll bedeuten „die Grabenden,“ wodurch auf ihre Thätigkeit in der Abwehr der Meeresgewalt hingewiesen wird; die Dänen nannten einst das Land der Friesen „Spadenland.“ Das Land bis zur Eider hieß damals Nordelbingen, das Land nördlich der Elbe. Im 5. Jahrhundert fand eine großartige Auswanderung aus diesen drei Völkern nach Britannien statt, wo noch viele Ortsnamen ihren angelsächsischen oder friesischen Ursprung bezeugen. Nach dieser Zeit sollen dann die Jüten und Inseldänen von Norden her vorgedrungen sein und einen Teil des Landes nördlich der Eider besetzt haben.

Im Osten der Elbe rückten vom 5. Jahrhundert n. Chr. an die Slaven vor und besetzten im 8. Jahrhundert auch den östlichen Teil von Holstein, bis sie dann wieder im 12. Jahrhundert unterdrückt wurden. Der Name „Wenden“ ist deutsch und bedeutet Bewohner des Weidelandes. Das Wort Slave kommt von slava, d. h. Ruhm; die Slaven sind also die Ruhmwürdigen. Ihr Bezirk im nördlichen Teile Holsteins ist Wagrien; die Wagern sind Wächter oder Wahrer der Grenze. Die Elbanwohner heißen Polaben. Inwieweit nun die Ortsnamen im Osten Holsteins slavischen Ursprungs sind, läßt sich schwer entscheiden. Denn wenn angenommen wird, daß wir von den Slaven viele Ortsnamen übernommen haben, so ist doch auch zu bedenken, daß sie bei ihrer Einwanderung bereits viele deutsche Ortschaften und deren Namen vorfanden, welche

Namen sie wahrscheinlich nach ihrer Aussprache umgestaltet haben. Diese slavische Aussprache ward später oft von den Deutschen ohne Verständnis des Wortes beibehalten, so daß mancher Name jetzt slavisch klingt und doch deutschen Ursprungs ist. Ausgeschlossen ist damit nicht, daß auch wirklich slavische Ortsnamen vorkommen, namentlich für neue Ansiedelungen des eingewanderten Volkes.

Auch Schleswig ist ähnlichem Wechsel unterworfen gewesen; nach der Einwanderung der Jüten und Inseldänen folgte ein Überwiegen deutschen Einflusses durch die schleswigschen Herzöge und die holsteinischen Grafen; darauf trat die innige Verbindung mit dem dänischen Herrscherhaus ein, und im Zusammenhang damit standen in späterer Zeit die Danisierungsbestrebungen, die sich auch auf die Gestaltung der Ortsnamen erstreckten. Daher erscheinen viele Ortsnamen in Schleswig als dänische Wörter und sind doch deutschen Ursprungs. Bei manchem Namen muß man freilich auch auf das Altnordische und Dänische zurückgehen.

Noch dürfte zu erwähnen sein, daß mit der Einführung des Christentums lateinische und griechische Namen zu Ortsbezeichnungen Verwendung fanden.

Wenngleich bei der Namendeutung auf unserer Halbinsel fünf Sprachen in Betracht kommen, nämlich die sächsische, die friesische, die slavische, die dänische und die lateinische, so ist doch die deutsche Sprache überwiegend bei unserer Arbeit heranzuziehen. Immerhin hat der Einfluß der verschiedenen Sprachen bewirkt, daß bestimmten Gegenden unseres Landes auch bestimmte Ortsnamen in besonderem Maße eigen sind.

Wie die Ortsnamen geeignet sind, uns ein Bild von dem Fortschritt in der Kulturentwicklung zu geben, mag eine kurze Übersicht über die wichtigsten sächsischen Ortsnamen darthun. Zu den ältesten sächsischen Ortsnamen, die aus der Periode von der Urzeit bis zur Bildung des fränkischen Reichs stammen, gehören: affa = Wasser, lar = Ort oder Stätte, loh = Wald, mar = Quelle oder Sumpf und tar = Baum oder Strauch. Eine andere Gruppe umfaßt die Namen aus der Zeit bis zur Einführung des Christentums; dazu sind zu rechnen: au, bach, berg, born, feld, scheid, statt, büren oder buren, dorf, heim, hausen und wig. Aus ihnen ersieht man den erfolgten Übergang zur festen Ansiedelung und vollen Seßhaftigkeit der Bewohner. Eine dritte Klasse begreift die Namen aus der Zeit von der Einführung des Christentums bis zur Gründung der Städte; dahin zählen: hagen, rode, seß, burg, fels, stein, kirchen, cappel, münster und zell. Daneben bleiben die Grundwörter der vorigen Periode in Gebrauch. Als die Menschen näher zusammenrückten, mußten Wälder gerodet, Steine entfernt, Burgen gebaut werden, und um die Burg und die Kirche bildeten sich neue Ansiedelungen.

Erwähnt muß noch werden, daß im 16. und 17. Jahrhundert sich eine eigentümliche Bewegung in der Bewirtschaftung des Landes vollzog. Viele Dörfer wurden niedergelegt und daraus Meierhöfe oder Gutsbezirke errichtet; zu der Zeit waren die Bauern durchweg Leibeigene. Dadurch sind manche Dörfer verschwunden, und nur der Name einer Feldmark oder die Bezeichnung eines Gutes als Dorf erinnert noch an den einstigen Bestand. Im 18. Jahrhundert wurden umgekehrt Meierhöfe in Dörfer verwandelt; daran schloß sich mit Beginn des Jahres 1805 die allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft.

In früherer Zeit hatte jeder Bauer im Dorfe sein Haus, daneben Hofplatz, Garten und eine Koppel oder eine Toft. Diese waren eingefriedigt durch eine lebendige Hecke oder einen Hagen, oft umzäunt durch Pfähle und geknickten Busch. Das übrige Land unterlag der Feldgemeinschaft, und jedem Besitzer, Hufner oder Bolsmann, wurde alle Jahre aus jedem Schlag oder Kamp eine gleiche Ackerbreite zugemessen. Der Name Hof diente ursprünglich zur Bezeichnung der Gebäude; Hufe oder Bol ist der freie Grundbesitz der Bauernstellen. Im Südwesten Schleswigs heißen sie Staven, weiter nach Norden Bole und im nördlichen Teile besonders Gaarde. Die zwischen den Urdörfern herrenlos liegenden Wald- und Heidestrecken bildeten die Allmende, d. h. das allgemeine Gut. In Schleswig ging dieses allgemeine Gut in den Besitz des Königs über und erhielt den Namen Konungslef. — Die Einkoppelung der Felder ward von der Regierung vom Jahre 1704 an erstrebt; dabei ward die Grenze durch einen Wall mit einer lebendigen Hecke oder durch einen Graben hergestellt. Die Aufteilung der gemeinsamen Besitzungen wurde mit dem Jahre 1760 in Angriff genommen.

Bevor ich zu der Deutung der eigentlichen Ortsnamen übergehe, möchte es sich empfehlen, die Namen der Landschaften in unserm Lande einer Betrachtung zu unterziehen. Holstein ist gebildet durch falsche Verhochdeutschung aus Holsten. Das Wort Holsten ist entstanden aus Holtseten, wie Insten aus Inseten und Lansten aus Landseten. Darnach sind die Holsten die im Holze Ansässigen, die Holzsassen. Über die Ableitung von Stormarn giebt es mehrere Erklärungen; die eine sagt, daß Stormarn stürmische Kämpfer bedeute, und erinnert an Held Wate von Stürmen in der Gudrunsage; die andere meint, Stormarn von Stör ableiten zu müssen, darnach würde Stormarn das Land an der Stör bedeuten. Handelmann deutet Stormarn als die große Niederung, und Adam von Bremen behauptet, das Volk heiße Sturmaren, weil es oft vom Sturme des Aufruhrs bewegt werde. Dithmarschen wird gedeutet: 1. als Gau am Meer, 2. als Dithmars Gau, 3. als Gau der Volksgenossen. Wagrien ist das Land der Kämpfer oder Wächter. Das Wort Fehmarn ist gebildet aus ve morje = im Meere. Die Propstei ist benannt

nach dem Propsten des Preetzer Klosters. Das Herzogtum Schleswig hat seinen Namen von der Hauptstadt erhalten. Friesland soll sein das Land der Grabenden; Eiderstedt ist das Gestade der Eider. Dänischer Wohld, einst ein Bestandteil der Markgrafschaft Schleswig, wird wahrscheinlich nach Rückgabe an den dänischen König durch Konrad II. seinen Namen erhalten haben. Der Wald stand einst in Verbindung mit dem großen Isarnho (= eiserner Wald), der sich durch ganz Holstein erstreckte. Schwansen — einst Swansö — wird gedeutet als Schwaneninsel. Angeln heißt die Landschaft nach dem Stamm der Angeln, dessen Name ja auch in England erhalten ist, und wovon man noch Spuren in Thüringen (Holz- und Feldengel, Kirch- und Westerengel, Angelhausen, Angelrode) glaubt wahrnehmen zu können. Sundewitt bedeutet Wald am Sunde, und Alsen wird erklärt als Insel des Heiligtums.

Die Ortsnamen sind in der Regel zusammengesetzte Wörter, bestehen also aus Grundwort und Bestimmungswort. Viele der Ortsnamen, die scheinbar einfache Wörter sind, sind einst zusammengesetzt gewesen, und es ist entweder das Grundwort oder das Bestimmungswort ausgefallen oder zu einer scheinbar bedeutungslosen Vor- oder Nachsilbe oder gar Endung zusammengeschrumpft. Manche der einfachen Ortsnamen hatten in früherer Zeit oft ein Verhältniswort vor sich stehen, z. B. to de Heid, op de Heid, to dem Kyle, to de Wilster. Daraus erklärt sich bei vielen Namen die Dativendung, z. B. in husen und höfen und buren.

Bei der Deutung der Ortsnamen ist es von größter Wichtigkeit, die älteste Schreibung zu kennen. Die Urkunden aus alter Zeit sind aber in unserem Lande sehr sparsam; aus der Zeit vor dem Jahre 1100 sind uns nur wenige Namen in Schriften überliefert. Adam von Bremen schrieb um 1060; Helmold beschrieb die Zustände Holsteins zu Vicelins Zeit um 1170. Für Schleswig sind besonders viele Namen festgelegt worden in Waldemars Erdbuch vom Jahre 1231. Von großer Bedeutung sind auch die späteren Arbeiten des Bürgermeisters von Husum, Caspar Danckwerth. Zu bedenken ist noch bei der Deutung von Ortsnamen, daß in alter Zeit die Dialekte der verschiedenen germanischen Stämme, des angelsächsischen, des friesischen und des nordischen Stammes, einander näher gestanden haben als jetzt.

Wenn ich nun im folgenden Abschnitt versuchen werde, die Deutung der Ortsnamen in allgemeinen Zügen zu geben, so bitte ich zuvor um nachsichtige Beurteilung dessen, was ich biete. Auf diesem Gebiet, wo die Wahrheit schwer zu bestimmen ist, wo man sich oft begnügen muß mit der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, da giebt es viele verschiedene Ansichten. Jeder Forscher hält seine Erklärung für die beste, und die Kritik nimmt hier leicht subjektive Färbung an.

Die Magnussen.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

II.

Von den anerkannten Künstlern, die von der Schleswiger Schule ihren Ausgang genommen haben, sei Jeremias Christensen aus dem Dorfe Tingleff in Nordschleswig genannt. Zunächst etwas Seltsames: Wie Meister Magnussen zähe an seinem geliebten Plattdeutsch festgehalten hat, so hörte ich auch von Bildhauer Christensen, als er vor Jahren aus Rom zurückkam, keinen Versuch im Hochdeutschen, und Dänisch versteht hier niemand. Auch sonst verriet im Äußern nicht viel, daß er jenseits der Alpen Kunstschüler gewesen war. Mit seinem Platt kann er auch nur darum seinen Weg so glatt hindurch gefunden haben, weil man drüben die Sprache der Kunst versteht: das künstlerische Können. Und am Können fehlt's wahrlich dem einst so elenden Dorfkind nicht, lahm am Fuß und der linken Hand, sodaß er kein Handwerk hatte erlernen können. Sobald er hier mit der Kunst in Berührung gebracht war, lebte immer sieghafter auf, was an bildnerischem Schaffenstrieb in diesem unscheinbaren Jüngling geschlummert hatte. Nach treu ausgenutzter dreijähriger Lehrzeit wurde ihm in Kopenhagen bald die große goldene Medaille zugeteilt und ein dreijähriges Stipendium für Italien. Von dort aus siegte er in einer Konkurrenz für Statuenschmuck an der Kopenhagener Marmorkirche, ebenso in Berlin für das dortige Rathaus. In allgemeiner Erinnerung wird noch sein Konkurrenzsieg für das Herzog Friedrich-Denkmal in Kiel sein.

Ein so glänzender Erfolg ist nur noch von einem der Schleswiger Kunstschüler zu verzeichnen, von Harro Magnussen, dem 1861 in Hamburg geborenen nächstältesten Sohn des Hauses. Als an jenen Eröffnungstagen der Anstalt nach und nach etwa 1000 neugierige Menschen sich in den geschilderten Räumen bewegten, da hatten wir oft die Freude, die liebenswürdige Hausfrau, die uns allen später so wert geworden ist — Chr. M. zweite Gattin, gleichfalls aus Hamburg stammend —, unter uns zu sehen. Neben ihr drängte sich dann meistens eines oder mehrere von den fast ein Dutzend zählenden lichtblonden Kindern der Familie hinzu, eines immer noch schöner, noch lebensfrischer als das andere — alles geborene Modelle! Prächtigeres aber konnte man nicht sehen als diesen stämmigen Harro, mit dem rotbackigen „hübschen Wollkopf" (nach des Kaisers Jugenderinnerung). Genau so schmuck, wie er aus dem Rahmen, von des Vaters Hand gemalt, heraussah, stand er da vor uns, ein bißchen jungenshaft verwegen, aber schon ein ganzer Kerl, ein richtiger Magnussen! „Ja, aber was soll aus dem noch 'mal werden!" so konnte man manche alte Tante seufzen hören, wenn so recht viel schöne Mordgeschichten von diesem tollsten aller Schleswiger Treiber aufgetischt wurden. Nun, auch diese lieben Tantenseelen haben sich hoffentlich getröstet; wissen sie doch seit langem, daß aus dem bösen Harro ein guter Künstler geworden ist und sogar der besten einer. Freilich ließ er sich erst nicht sonderlich an. Wie er sich mit der Schulweisheit nicht weiter eingelassen hatte, als seine Künstler-Kollegen das vielfach in jungen Jahren zu thun pflegen, so wollte darnach auch des Vaters stramme Zucht und künstlerische Schulung ihm nicht sonderlich gefallen. Bis zum 21. Jahre zeichnete und schnitzte er aber doch beim Vater, oftmals durch tüchtige Begabung überraschend. Darnach erfolgte die Übersiedelung nach München, um Maler zu werden. Wir sind zufrieden, daß dieses Vorhaben bald aufgegeben wurde; giebt es doch moderne Maler genug, und einen ausgezeichneten Bildhauer hätten wir weniger gehabt. In der Plastik noch wenig geschult, fand er doch 1883 bei R. Begas Aufnahme, wurde bald dessen Meister-

schüler und darnach selbständiger Meister.*) Wer überhaupt Kunstberichten Aufmerksamkeit schenkt, kann über H. Magnussens Schaffen leidlich unterrichtet sein. Doch konnten nicht alle eine große Anzahl seiner Werke beisammen sehen, wie ich vor einigen Jahren in Kiel auf einer Separat-Ausstellung das Glück hatte. Es war das gelegentlich der Einweihung seines Kieler Bismarck-Denkmals. Da über dieses, wie seine sonstigen sehr zahlreichen Bismarcks in der Presse unendlich viel geredet wurde und gerühmt, darf das hier unterbleiben. Auch der verschiedenen Situationen, in denen Friedrich der Große zur Darstellung gebracht wurde, geschah oft und mit gebührender Anerkennung Erwähnung. In der That, stand man einmal vor der lebensgroßen Gruppe — in Kiel war sie nur im Bilde —, welche jetzt, in Marmor ausgeführt, vom Kaiser angekauft wurde, man vergißt den anfaßlichen Eindruck nicht wieder. Ist doch der gefürchtete Herrscher vorgeführt, wie er, altersmüde geworden, hinfällig im Sessel zusammengesunken, das durchgeistigte Haupt weit vorgebeugt, Liebe noch bei seinen treuen Hündlein sucht, deren eines die welke Hand liebkost. Wie anders, wie schneidig und selbstherrlich steht der Mann da (der Plattdeutsche würde sagen: „He is dar, ganz he sülbst") auf der Bronzestatuette, wo er im raschesten Dahinschreiten plötzlich nachsinnend stehen blieb. Das Genrehafte, was der Winzigkeit einer Statuette entspricht, kommt zum Ausdruck durch die Stellung der Arme, die, Energie ausdrückend, doch wohl auch der damaligen Mode, einen sehr langen Stab statt des Handstockes zu tragen, und einer absonderlichen Gewohnheit des Königs entsprechen wird, und abermals durch zwei schlanke Windhunde, die ihren Herrn umtänzeln. Sie bilden mit ihm eine höchst eigenartige, in den Umrißlinien etwas gewollt eckige Gruppe, der aber eine Beimischung von Zierlichkeit nicht fehlt, die uns ins Rokoko zurückversetzt.

Größere Kompositionen sind mir von H. M. nicht zu Gesichte gekommen; die Einzelgestalt, besonders der Porträtkopf, aber in erstaunlich vollendeter Wiedergabe, das ist seine Domäne. Seine künstlerische Kraft liegt unfraglich nach Seiten der bestimmten Auffassung und Darstellung des Charakteristischen. Was ihn reizt und was er bewältigt, wie nicht viele, ist weniger die Schönheit der Idealgestalt, als das Bildnis derer, die im Laufe der Jahre eine kräftige Eigenart erworben haben. Doch bleibt auch die schärfste Ausprägung noch vornehm, aller Karrikierung fern. Kühn ist dieser Realist, aber fern von aller Derbheit. — Zu den Einzelerscheinungen übergehend, meine ich mich auch da vor Irrtümern am besten zu sichern, wenn ich an einen, sofort nach jener Ausstellung von mir gegebenen Bericht mich halte.

Und siehe da, gleich beim Eintritt begrüßte mich die lebensgroße Büste eines guten Bekannten: unseres Klaus Groth. Das ist nicht mehr der unschöne, fast etwas unbeholfene Neuling, wie ich ihn vor etwa 50 Jahren in Künstlerkreisen zuerst kennen gelernt, in einer der anregenden Abendgesellschaften, die unser lieber, alter Rehbenitz in Kiel um sich zu sammeln verstand. Es ist der durch Geistesarbeit verschönte, sinnige, gereifte Dichterkopf, dessen große Formen durchgeistigt erscheinen. Man fühlt unserm Künstler das Behagen nach, mit dem er das Greisen-Bildnis des Hausfreundes liebevoll durchführte, dessen Bild auch Vater Magnussen vor langem so trefflich gemalt. — Ebenso war Hermann Allmers, den ich nur einmal gesehen — das reicht aber fürs Leben aus, bei einer so originellen Erscheinung — mir ganz vertraut durch Chr. Magnussens Gemälde. Hier nun zeigte eine großartige Bronze den merkwürdig gestalteten Kopf wieder einmal

*) Die Bezeichnung „Meister" war Vater Chr. M. überaus wertvoll, und sein Kummer war's, daß alle, die auf diesen Ehrentitel Anspruch machen durften — auch die jetzigen Handwerker —, sich lieber „Herr" schelten lassen als „Meister."

von seinem zärtlich geliebten jungen Freunde ausgeführt. („Mein Herzens-Harro" — so las ich es in einem Allmersschen Briefe.) Fast ist es tragisch, daß der liebenswürdige und schönheitsdurstige Dichter mit verschiedenen schönheitlich so unerlaubt gebildeten Gesichtsformen durchs Leben gehen muß! Doch hat der Künstler es verstanden, die normalen und bedeutenden Partieen dieses mächtig angelegten Hauptes anziehend zu gestalten und neben großer Energie etwas von der innewohnenden Herzenswärme durchschauen zu lassen. — Allgemeiner zugänglich ist freilich der feine humoristische Erzähler H. Seidel, eine höchst ansprechende Erscheinung. — Ansprechend wird man nun Joh. Trojan nicht finden; doch sieht er gleichfalls nach dem aus, was er war: Vater des „Kladderadatsch." Unwillkürlich kommt einem das Mitlachen, wenn man in dieses lachfrohe, bärtige Gesicht sieht. Aber ein faunischer Zug stößt zurück; wie harmlose Schalkhaftigkeit berührt das nicht. — Des Kunsthistorikers M. G. Zimmermann scharfer, schneidiger Gelehrtenkopf in Bronze imponiert durch geistige Überlegenheit. Er thut das um so mehr, wenn man daneben eines ganz klug, aber ziemlich anspruchsvoll und satt dreinschauenden jungen Berliners weiche, hübsche Formen in lichtem Marmor strahlen sieht.

Zwei bildende Künstler, Maler, führte jene Ausstellung vor. Von Prof. Lesker aus München — H. Magnussens Schwiegervater — wußte ich nur, daß er u. a. Königsschlösser ausgemalt hat. Der unmittelbare Eindruck, wie ich ihn niederschrieb, soll der richtige sein: liebenswürdig, fein auch als Künstler, ohne einer strengen, selbständigen Richtung anzugehören. — „Büste meines Vaters" las man am Postament, über dem die so wohlbekannten Züge des Verstorbenen uns ansahen. Unter all diesen stark ausgeprägten Persönlichkeiten eine von eigenartigstem Interesse! Urkraft, gepaart mit Wohlwollen und Schalkhaftigkeit kam gut zum Ausdruck. Die schöne, lebensvolle Büste, hier in Gips, ist vom Sohne für des Vaters Grab in Schleswig in Erz ausgeführt.

Der Fürst, welcher diesem warmherzigen Schleswig-Holsteiner lange nahestand, auch sich von ihm malen ließ, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, Vater der deutschen Kaiserin, schaut voll edler, vornehmer Ruhe drein. Das Werk, nach vorhandenen Porträts gearbeitet, harrt wohl noch der Ausführung in edlem Material. — Ein weit entlegener Vorfahr des jetzigen Großherzogs v. Oldenburg — dessen Büste auch ausgestellt war —, Graf Anton Günther, giebt einen so seltsamen, wie künstlerisch lohnenden Vorwurf für ein plastisches Gebilde ab. Man erzählt von ihm, daß er als Schlaukopf und als Pferdezüchter ersten Ranges, durch Geschenke von herrlichen Pferden, während des 30jährigen Krieges immer die fremden Heerführer von seinem Lande abzuhalten wußte. Magnussen sah die 14 Fuß lange, weißliche, zum Teil geflochtene Mähne und ebensolchen frei wallenden Schweif des falben Leibrosses, dessen Bild ihm als Modell diente. Auf diesem Tier nun, das einen Felsblock hinansprengt, sitzt in flotter Haltung der stramme Reitersmann. Die nachschleppenden Haarmassen halfen die etwas märchenhaft anmutende Komposition gut abzurunden.

Sympathisch wirkt — wenn auch nur im Bilde gesehen — das Erzstandbild des Humanisten Honterus in Kronstadt, des abgöttisch von den Deutschen in Siebenbürgen verehrten Reformators jenes Landes, das — wie auch M. bestätigt — soviel wohlthuend Heimatliches bietet. Das jetzt feierlich eingeweihte Denkmal giebt den Gelehrten auf hohem Sockel, in Amtstracht und lehrender Haltung. — Vorzügliche männliche Modellköpfe hat M. in den niederen Regionen gefunden, von denen besonders ein weiland hochgeborener Herr v. L. erheiternd wirkt, bis man seine traurige Geschichte hört. Nachdem er das letzte von des Vaters vielen Gütern möglichst rasch durchgebracht, dann im Krimkrieg, oder wo

sonst es zu hauen gab, sich gehauen hatte, gab er mit 85 Jahren noch ein köstliches Landsknechtsmodell ab, mit prachtvollem Gelock und Schnauzer.

Hübsche weibliche Porträtköpfe, eine antikisierende Statuette und Restaurationen von Antiken zeigen, daß auch dieses Gebiet M. nicht fremd ist, wenn auch seine Hauptleistungen vermutlich nie auf ihm liegen werden.

Sehr zur Mitwirkung kommt bei Magnussens figürlichen Darstellungen der Blick, die plastische Durchbildung des Auges, dessen Entwicklung von der unbelebten Fläche bis zur kräftigen Herausarbeitung ja unsere Zeit vollzog. Er scheint darin, auch nach Seiten der Individualisierung, so weit als möglich zu gehen; aber — er kann's. Ebenso hält er's mit der Farbe, ja gleichfalls in der Plastik eine Wiedererrungenschaft unserer Tage. Von licht gelblicher Abtönung bis annähernd zum Auftrag kräftiger Naturfarbe finden wir's bei ihm. Wenn einmal die Kritik über zu viel Farbe schrie, wie bei seinem Emin Pascha, und ein kreideweißer Kopf wurde daneben gestellt, dann mochte diesen kein Mensch leiden, und die Kritik schwieg. — Eine feine Behandlung des flacheren Reliefs zeigt sich in lebensgroßen Porträts, wie in einer Anzahl von Plaketten und Medaillen. Wohl selten wird man neben einander von einem modernen Meister so viel edles, ausgesuchtes Material zur Verwendung gebracht sehen, wie jene Kieler Ausstellung sie vereinigte, von der ich hier Einiges vorzuführen suche. Ich wünsche meinen Lesern gelegentlich denselben großen Genuß, den sie meinen Landsleuten und mir gewährte.

Über die zuletzt begonnenen oder dem Künstler übertragenen Arbeiten hat die Presse berichtet. Eine der Persönlichkeiten, die durch ein öffentliches Denkmal sollen geehrt werden, eine Fürstin von Jever, in der Stadt dieses Namens, blieb bisher wohl der Öffentlichkeit fremd, während Kurfürst Joachim II. Hektor — der Mittelpunkt jener vom Kaiser in Auftrag gegebenen Gruppe der Siegesallee — der Geschichte angehört. Auf alle Fälle wissen wir, daß aus jener Werkstatt im Sigismundhof nichts Minderwertiges, daß aus ihr immer nur ein Kunstwerk in großem Stil hervorgehen wird. — Das Milieu (um doch auch einmal zu sprechen wie ein moderner Mensch), in dem Harro Magnussen herangewachsen ist, wurde oben geschildert. Wahrlich, eiu triebkräftiger Boden! Fast will mir's selbstverständlich erscheinen, daß von den vielen Familiengliedern wenige sind, die nicht ein tüchtig zeichnerisches Talent mehr oder weniger ausgebildet hätten. Gleichviel, was die jungen Leute wurden, ob Arzt, Lehrer, Offizier oder was sonst — die kunstgetränkte Luft des Elternhauses, der alle entstammten, konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Walter Magnussen hat sich der Kunst ganz gewidmet, zunächst im höheren Dekorationsfach, bis ihn in München und den bayrischen Bergen die Landschaft an sich zog, von der man manches Gute von ihm sehen kann. Neuerdings betreibt er auch die moderne Vasenbildnerei und verwandte Fächer mit Eifer. Er erreichte auf Ausstellungen schöne Erfolge, so auf derjenigen im Münchener Glaspalast mit einem sehr originell erfundenen Sportofen. Dieser ist reich mit Zierwerk ausgestattet, das Motive aus der heimischen Pflanzen- und Tierwelt sowie landschaftliche Einlagen enthält. — Eine hervorragende Begabung ist Ingeborg M., des Hauses ältester Tochter, zu teil geworden. Wie sie z. B. in Paris, Rom usw. alte Meister — besonders Raphael und Tizian — zu kopieren wußte, und das sogar in Aquarell, darin dürfte sie so leicht von niemandem zu übertreffen sein. Auch ihre eigenen Kompositionen, Naturaufnahmen, Bildnisgruppen usw. bieten viel. Innerlich vorwiegend Künstlerin, hat sie dennoch ihre auf vielen Gebieten so tüchtige Kraft in den Dienst einer Bestrebung gestellt, die ihr noch höher steht. Seit einer Reihe von Jahren ist sie fürsorglich erziehende Mutter einer Schar von italienischen

Waisenknaben im Evangelischen Erziehungsinstitut in Florenz gewesen. Nach 4—5jähriger stark anstrengender Arbeit an dem Evangelisationswerk ist sie jetzt mit erschöpfter Kraft heimgekehrt. — Ein anderer Sohn hält mit echt Magnussenscher Zähigkeit an dem schon in den Knabenjahren gefaßten Lebensplane fest, nach beendigtem medizinischen Studium als Missionsarzt in China wirken zu wollen.

So trägt auch hier der gute Same echt christlicher Liebesthätigkeit, den das Elternhaus so reichlich allen eingepflanzt, die ihm entstammen, schöne Früchte. Es ruht Segen auf den Magnussen.



Jan Detlv.

En Daglöhnergeschicht.

Vun J. W. **Kruse**, Kiel.

I.

Wenn ik in 'n Sommer Gelegenheit un Tid heff, ga ik gern mal de ole Landstrat von Husendik na Warfen. De Weg is ensam, un in 'e Marsch is nich vęl an Naturschönheiten, wenigstens ni vœr oberflächliche Ogen; awer ik heff doch jedesmal min stille Freud daran, hier so ganz allen, op beide Sidn ripe Kornfelder mit Mohnblöm un Kamelln, lang to wandern. Ik kenn jeden Krog, jedes Hus, dat hin un wedder an 'n Weg steit, weet, keen hier wahnt un dar, heff hier as Jung binn un hocken, Pęrdribn un Distelstęken muß un föhl mi, as hör ik noch hier her un weer ni ut disse Gegend rutkam. Bi't Wandern fallt mi allerlei ut fröhre Jahrn in. Besonders bi't Nęgenschępelstück, dich achter Peter Thießen sin Immschur denk ik jedesmal an unsen oln Daglöhner Jan Detlv. He is lang dod. Sin Fru uk. Dat ganze Jahr hindœr kummt he mi vellich ni in 'n Sinn, sobald ik bi 'd Nęgenschępelstück vœrbi kam, steit he vœr mi, klar un dütli: en veerschrötigen, kernigen Ditmarscher, bętn krumm in 'n Rügg von 'e Jahrn un von 'e Arbeit as de meisten Daglöhner in 'e Marsch, en brun verbrennt, krückeli Gesich mit gutmödige Ogen un graue Haar. Ik heff em ni anners kennt as mit 'n blaue fiffamm Büx un 'n blaue Flanell-Pijicker.[1]) Dat drog he Sünndags un Warweldags. Ik seeg em, wie he mit sin Sicht op 'e Schuller langd'n Weg kummt, den Brotranzel an 'e Sid; ik hör wedder sin Sich dœr de Halm gan, see de Garb'n in 'e Stoppeln falln un sta in Gedanken wedder achter Jan Detlv to binn un to hocken un vergęt allns um mi rum. Toletz fallt mi in, dat Jan Detlv op sin Öller noch allerlei belębn muß un dat sin Lebensgeschich' egentli en Utgang nehm, de .... doch ik will ni vœrgripn un kort dit letz Kapitel ut sin Lębn vertelln.

Jan Detlv weer Daglöhner bi Peter Jakobs in Husendik. Sin Bur weer man Pächter, na 'n Kontrak von dörti Morgen Land, uter Kontrak noch von en ganz Hart vull Sorgn darto. Jan Detlv weer mit œwergan von den Besitzer op 'n Pächter, un de beidn kunn gut mit'nanner utkam.

He arbei vœr twe, kunn Hittn un Küll verdręgn, un wenn sin Bur gnurri un verdretli weer, wegen de grote Pachsumm un sin Hart vull Sorgen, he blev bi gudn Humor un schaff entali wider. Opręgung kenn he ni. Slich un ębn as de Marsch, wo he geborn weer, leg sin Leben achter em. He un sin Dortjn harrn jung heirat. Lütte un grote Sorgn weern in ęr Hus introcken un wedder verswunn, uk von 't Glück un wat man darvœr höllt, weer ęr tomęt'n warn, ni mer un ni weniger, as vœr gewöhnli in so 'n Daglöhnerhus to Herberg geit. De Arbeit weer ęr Trost. In 'n Summer gung he los to Feld, erst in 'n Vœr-

summer to Fręḋgrævklein un Wallopöwern, denn in 'e Aarn; he mei, se bunn. Naher kem de Winter. Jan Detlv gung mit 'e Döschflör, un Dortj seet achter't Finster, ganz verstękn achter Grano un Güllau [2]) un spunn. Weer de Winter to Enn, denn heel Jan Detlv sin Jahrsrękn aff. Enfach genog: so un so vęl Morgn affhaut, de Morgen to twinti Mark op egen Kost, mak so vęl. Vær Klein, vær Döschn un allerlei Huspusseli mak so vęl. Summa Summarum so vęl. Davon aff de Hækerrękn, Schosterrękn, vær Brot un Gassen op 'e Mæhl un so wider mak Summa datsülbe. Dat Jahr is rum, wi sünd rum, un in min wörmstękigen Geländer is „Friede Gottes un Püttjer ut Winbargen." Denn fung en niet Jahr an. To Süden ünner de Wand, den Puckel gegen en von de dre Pöppeln, de Dortjn ümmer de Stuv so düster maken, seet denn Jan Detlv, slog sin Haarspitt in 'e Eer un fung an, sin Sicht to haarn. Dat weer denn sin Oldjahrsabend. Darbi kem un gung allerlei Gedanken. Stille Gedanken von 'e Arbeit, von sin Kinner, uk wull von sin Bur, wie swar de darvær seet. Em weer fierli un egen to Mod, as dat vær gewöhnli an so 'n Abend is. Den annern Morgen Klock veer gung't denn to Feld to Haun. Dat nie Jahr weer dar. So weer't ümmer ween.

Awer 't blev ni so. In Jan Detlv sin Abendgedanken kem en fremdn, unheemlichen Gast. Ünner all de Wünsch un Hoffnungen, de he un sin Dortjn as Heiratsgut mitbröcht harrn, weer en Gedanke as Schotkind grottrocken warn: en egen Hus to hem. Noch so lütt, noch so verstęken un kümmerli, wenn't blot en egen weer. Noch harrn se 't ni. Noch ni. In 'e ersten Jahrn ging all de Twer op dit ene Ziel. Naher wuß de Familie, un dat Hus rück in 'e Fern. Denn kem en Tid, wo't mægli schien. Dortj ręk all mit Gewißheit. De Kinner weern grot un versorgt, nu wulln se trüggleggn. Awer se harr ni bedach, dat Jan Detlv sin bestn Jahrn hatt harr, un 't blev bi dat ole Facit. De Affrękn stimm, awer æwer weer da nicks. Toletz war Jan Detlv sin Schotkind untru. He wuß: wi krigt dat ni. Mug sin Fru noch still davon dröm achter't Spinnrad, he löw ni mehr daran. Sin Wünsch warn bescheidener: wenn he man arbeitskräfdi blev bet an't Enn, denn wull he tofrędn ween. So gingn de Jahrn, un nu weer dit letz Jahr in sin Oldjahrsabend-Betrachtung de fremde, unheemliche Gast inslękn un nessel sik fast as de Quitz in 'n Eerdboden. Wenn uk dat ni? Wenn he toletz ni mehr los kunn mit Sicht un Döschflör, wat denn? Denn mussn he un sin Fru na 't Grot Hus. [3]) Kolt un gräsi krop dat Jan Detlv lang den Rügg. He seet un gruwel un kunn keen Utweg finn. Vær alln Dingn, wat schull he Dortjn seggn? He kunn un mugg ęr ni in ęrn Drom störn. Se war dat ni æwerwinn. So nehm he den Gedanken wedder op, dat se torüggleggn wulln. Op jeden Fall mussn se dat. De Utgav muß rünner. Sin Bur muß ęr 'n beten bistan — un Peter Jakobs weer gut von Natur, — denn kunn se 't noch erreichen, meen he. So rękn se beid. Dortjn dar binn un Jan Detlv ünnern 'n Pöppelbom, se von en Hus, dat ni kam wull, un he von en, dat vellich enmal ungebędn beide opnęhm wull. —

Den annern Morgn mit Sünnopgang stünn Dan Detlv op't Ręgenschępelstück, dat dit Jahr mit tweereegdn Gassn seit weer, un rull de erste Garv ut. Weg weern de Gedanken. De Löwink [4]) sungn babn em, de Daudroppn hungn an 'e Gassenaarn, ut 'e Stoppel rük dat so krüderi un frisch, wo kunn Jan Detlv hier noch sware Gedanken hem? De Sicht ging em von 'e Hand wie sünst. En Swatt legg sik an 't anner un ümmer wider blev sin Binner — Dortjn gung all Jahrn lang Öllers halber ni mehr mit to Feld — achter em t'rügg.

Gegen tein kem Peter Jakobs lang 'n Weg, hemdsärmel mit 'n Spadn op 'e Nack. He wull bi de Dammstęd de Grüpp tosmitn, damit allns in 'e Reeg weer,

wenn se den Gassn infahren wulln. Peter Thießen harr em all wat opholn mit Snackn, awer as he an 't Heck stunn un von'n annern Enn Jan Detlv sin Sicht rœwerklung, fif Släg un en kortn, düch em, he muß doch noch gau mal hendal gan. So stek he sin Spadn mit 'n kortn Ruck in't Öwer, bög sik um 'n Heckpal un snäkel an 'e Grœw lang na 'n annern Enn. De langn Aarn strekn an em lang un slogn swar achter em torügg. Af un an flog en Mohnblom mit Stengel un Wuddel op 'n Weg, denn nicks arger em mehr as disse verneitn rodn Blöm. Nu weer he neffen sin Meier. „Gudn Dag, Gott help!" reep he em to. „Dank uk, uns' Wert," klung dat ut 'e Gassenaar. „Na, will 't schaffen?" Jan Detlv trock den Rügg grad, lang na sin Strek in 'e Sidntasch von sin fikkamm Büx un fuug an sin Sicht to strikn. „De Gassn is op Stedn betn dull un liggt wat hin un her," meen he, „awer dat mutt sin Willn so hebbn." — „Is all wat bekannt, wat he gelln kann?" De Bur harr en Aar in 'e Hand utschürt un pus de Korns rein. „Is wull noch de ole Pris," segg he langsam, „dat Korn will ja gans ni in 'e Höch." — Se kem op de Prise von fröheren Jahrn to snackn; de Bur behaupt, 't war ümmer slechter, Jan Detlv harr 'n merkwürdig fasten Globn, dat 't beter warrn muß. „Ik will Em wat seggn," sä Peter Jakobs toletz, „mi is de Sak œwer — ik bün satt davon, anner Lüd Geld to verdeen un uns' betn Kram darbi totosettn. Disse Aarn noch un denn is 't vorbi." Awer Jan Detlv sin Gesich trock en depn Schattn. He wull jüs sin Teerstrek in 'e Sidntasch glidn latn, nu full em dat ut 'e Hand in 'e Stoppeln. „Waat?" reep he ganz verstört. „Afftreckn will He? Wat schall ik denn?"

Mit 'n Mal weer de fremde, unheemliche Gast dar, an den he den ganzen Morgn noch ni dacht harr. Nu muß dat kam. He hör ni, wat sin Bur noch allens ut'nannersett. De Sicht leg œwer de Garv bi'n Matthaken, as weer't œwerhaup all to Enn. Lisen wisch he mit 'n Ärmel öwer sin Gesich. „Uns' Wert," sä he denn mit brakn Stimm, „denn mut ik un min Fru na 't Grot Hus."

Peter Jakobs sä garnicks. Daran harr he ni dacht. Sin egen Last drück em so, dat em ni infulln weer, he lä vellich annere uk noch en op. „Wo kummt He darop?" frog he toletz. „To Haun un to Döschn gifft 't uk doch bi anner Lüd. De Hof ward wedder verpacht, un so vel ik darbi don kann, blüv dat bi de ole Mod, dat de Daglöhner mit œvergeit." Jan Detlv sä wider nicks as „ja — ja" Wenn awer de Bur meen, dat gull em, denn irr he sik. Jan Detlv weer mit sin Gedankn to Gang. Vœr em steeg dat Grot Hus op, un achter de lüttn blindn Ruten seetn he un sin Dortjn.

Tröſten kunn Peter Jakobs ni, absolut ni. He weer sülbn so 'n Stifkopp, de sik op en Gedankn fastbeet. So stunn se sik still gegenœwer. — De Luf weer allmäli brüddi warn un leeg swar un dick œwer de Gassenhalm, as de Sorg œwer Peter Jakobs un de Schatten op sin Daglöhner sin Gesich. — — —

De enzig Unbedeeligte weer Fritz, de Binner, en Jung von veertein Jahr, de sik mit jedn Garv afquäl, as weern 't all Jungs, mit de he sik fatn muß. Em kem dat ganz rech, dat Jan Detlv na sin Menung de Tid versnack. He hal dat Versümte wedder in un frog toletz sin Vader, ob se ophockn wulln. „Gliks," sä de. He wull noch 'n Versök makn, sin Meier optorichn, awer op de Weid nebnan harr dat Jungveh dat Heck apnschürt un kunn jeden Ogenblick en Besök in 'n Gassn maken. Op densülben Weg, den he kam weer, ging he torügg, un Jan Detlv stunn allen. He keek vœr sik dal in 'e Stoppeln. Mißmödi hung sin Arms bi 'n Liv dal. Fritz wuß ni, wat he schull. Sin Vader keem ni wedder. De letzte Garv dörf he ni opbindn, wenn de Meier sin Matthakn darop leeg; dat weer 'n ole Regel. So lä he sik längelang op sin letzte Jung, den he œwerwunn, slog en Been in 'n Winkel œwer 't anner, schov de Hänn unner 'n

Kopp, dat sin Hot ebn de Ogn frileet, un plier in 'e Sünn. Em düch, dat kunn bald Middag wen. Jan Detlv mugg he ni fragn, wie wit dat weer; so konstruer he sin Sünnklock: en fingerlangn Strohhalm twischen Zeige- un Middelfinger. Richdi, de Schattn wis' man æwer en Finger, de Klock weer ölbn. Toletz full he op sin oln Jungstæg un klei Hummelnester ut. Jan Detlv full sin Versümnis in. Mißmödi lang he na de Sicht, mißmödi slogn de dicken Aarn in 'e Stoppeln.

Fritz harr recht hatt, vellich mehr dörch sin Magn as dörch sin Sünnklock, awer 't weer Middag. Dörch de Stoppeln keem Dortjn. Se leep ümmer so 'n halwen Tuckdraf, keen Dok um 'n Kopp, de Arms bet an' n Ellbogn opkrempt, kem se direkt von 'e Waschbalje, um ẹrn „Kerl" Ẹten to bringn. Unnerwegs sammel se noch gau en paar lose Gassenhalm op. „Na, Fritz, watt segg de Rügg, kann he 't Bücken verdrẹgn?" reep se æwer 't Stück. „Dortjn, is 't Middag?" frag Fritz. „Ja, Jung, lop man, dat du to Hus kummst." En Stunn Middag gev 't man. Fritz kreeg sin Drinkflasch ut'e Frẹdgræw, trock sin West in 'n Gang an un nei ut. Unnerdes stell Dortjn en paar Garbn in 'n Hockn, lä an 'e Schattensit twee Garbn as Sitz, en vær em — „Jan Detlv!" reep se æwer 't Swatt —, en vær sik. Se et mit op 't Feld. „Jan Detlv! Vergẹt din Rock ni æwertoslan!" Se mark noch nich, dat ẹrn „Kerl," as se ümmer sä, wenn se von em snack, hüt so langtösi dörch de Stoppeln kem. Se muß noch rasch den Rock haln, schull, dat he sik abslut verköhln wull, un dat se man so weni Tid harr. Nu seten se achter 'n Hocken un heln ẹr Middagstafel. Jan Detlv snack hüt nicks. „Wat schad di?" frag Dortjn. „Hes di mit din Sicht vertörnt? Seggs ja ken Wort." — „Moder," segg Jan Detlv, „weetst du, wat 'n „Grot Hus" is?" Klaps! harr he en mit 'n Lẹpel op 'e Hand. „Lat din Narrnkram — wat schall dat mit dat Grot Hus?" Op disse Frag harr de Gedanke in Jan Detlv grad lurt. Nu kunn he sik uk in ẹr Boß fastwuddeln. Wort bi Wort füll Jan Detlv sin Sorgn un Gedankn in Dortjn ẹr arglos Hart. He rẹkn ẹr vör, wi 't ni anners kam kunn; dacht harr he 't all lang, wenn de Bur aftrock, weer 't so gewiß as 't Amen in 'e Kark. „Jede Bur in't Dörp hett sin fastn Daglöhner; ik bün old un stiv, keen schall mi nẹm" — de ganze Starrheit un Hoffnungslosigkeit klung dær sin Wör, de sik ümmer instellt, wenn en Mann, de füns blot mit Hann un Arms arbeit, den Kopp de Bæwerhand lett un anfangt to gruweln.

Desülbe Trostlosigkeit full æwer sin Fru her. Se weer witt as de kalkde Wand. As Jan Detlv to Enn weer, stütt se ẹr Ellbogn op 'e Knee, lä ẹrn Kopp in 'e Hann un fung bitterli an to ween. Dar seeten nu de beidn oln grau'n Lüd, merrn in de blöhnde Welt, alleen, un grun sik vær de Tokunf.

Anmerkungen: [1]) Oberhemd. [2]) Goldlack. [3]) Arbeitshaus. [4]) Lerche.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

4. Dat gifft noch mehr so'n Dumm'.*)

Dar is mal 'n Fru weß, de is so dumm weß, de hett mal vör'n Fürhöörd [1]) stan un hett Pannkooken backt. Un wilt se bi to backen is, ward se dar so mit Luß'n na, [2]) un se geit darbi to ẹten.

Do ward se war, dat ẹr Kooh — de hett an'e Dẹl stan —, dat de ẹr ümmer ankik't un aderkau't. [3])

Do meent se, de Kooh will ẹr nakau'n, [4]) un do secht se: „Letts din Kau'n ne na, ik gẹv' di een'n mit de Äx vör'n Kopp."

De Kooh kau't awer je wider, un do ward se so bös', de Fru, un kricht de Äx hẹr un gifft ẹr een'n vör'n Kopp.

'Smedda's kümmt ẹr Mann to Hus.

Do secht se: „Vadder, ik heff uns' Kooh dotslagen, de kau' mi ümmer na."

„Na," sech'e, „dat mutt denn je sin'n Will'n hebb'n. Wi künnt dat Fleesch je up 'n brun'n Kohl stẹken." Un do fell't he de Kooh je af un haut ẹr in Stück'n.

'Snamda's,[5]) as he wa' to Fell'[6]) is, do kümmt de Fru bi un dricht mit dat Fleesch na 'n Gard'n un lecht allerwẹg'ns 'n Stück up 'n Kohl.

'Snachs, do ward de Hunn' sik so bit'n in 'n Gard'n.

Do secht de Mann: „Wat schull'n de ol'n Hunn' dar emal hebb'n?"

„Ja," sech' se, „ik heff dat Fleesch je up'n Kohl stẹken, dar sünd se wul bi; ik will unsen man rin hal'n."

Do hal't se den Hund je rin un binn't em in 'n Keller an, an 'n Beerhönken.[7])

Annern Mornk,[8]) as se in 'n Keller kümmt un will den Hund losmaken, do hett he den Hönken rut rẹten, un all dat Beer is utlopen un swümm't in 'n Keller.

Do kümmt se bi — se hett noch 'n Schẹpel Weetenmẹl hatt — un streit dat dar up, dat de Keller wa' drög ward.

Do secht de Mann: „Nẹ, Mudder, mit di is uk rein gar niks uptostell'n. Ik ga in'e Frömm'. Wenn ik noch mehr so 'n Dumm' drap, as du büß, denn kam ik wa' to Hus; süß[9]) kam ik ne weller."

Nu geit he je wech.

As he 'n Titlauk gan hett, kümmt he in 'n Dörp.

Dar dröppt he 'n ol Fru, de steit in 'e prall' Sünn' un hölt 'n Molg[10]) vör sik hen.

„Na, Mudder," sech' 'e, „wat deis du hier to stan un hölß de Molg in 'e Sünn'?"

„Och," sech se, „ik heff so 'n ol düster Kamer, dar wull ik man 'n bẹten Dach rin drẹgen."

„Na," sech' 'e, „du büß doch ẹbenso dumm as min ol Wif."

Darmit geit he je wider.

As he 'n lütt Flach bet too is, do dröppt he 'n ol Fru, de steit dar un hett 'n Bull'n bi 'n Steert.

„Na, Mudder," sech' 'e, „wat deis du hier to stan un heß den Bull'n bi 'n Steert?"

„Och," sech' se, „ik heff 'n ol Kluckhẹn, de löppt ümmer vun de Eier af, un nu dach' ik, de Bull kunn ẹr je utsitten."

„Na," sech' 'e, „du büß doch ẹbenso dumm as min ol Wif."

Nu hett he je noch mehr so 'n Dumm' drapen, as sin Fru weß is, un do geit he wa' to Hus un secht: „Mudder, ik mutt man bi di blib'n; dat gifft noch mehr so 'n Dumm'." Nach Frau Schlör geb. Harms in Griebel.

Anmerkungen: [1]) Feuerherd. [2]) wörtlich: wird sie so mit Gelüsten danach. [3]) wiederkäut. [4]) nachkauen. [5]) nachmittags. [6]) zu Felde. [7]) Bierhähnchen, im Plattdeutschen männlich. [8]) Morgen. [9]) sonst. [10]) statt Moll' = Mulde.

Ein Lied von Kiel.

1.

Wer singt das Lied von unsrer Stadt,
Die Deutschlands schönsten Hafen hat?
Der ist kein Deutscher, vollbewußt,
Dem sich nicht höher hebt die Brust
Beim Namen Kiel.

2.

Ist es gebaut auf deutschem Grund? —
In Rotbarts Tagen, ward uns kund,
Pflanzt' erst der Deutsche sein Panier,
Bis dahin hausten Wenden hier
Am kleinen Kiel.

*) Vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften, herausgeg. von J. Bolte, S. 50. 81. 218. 505. Grimmsche Sammlung Nr. 59 (Frieder und Catherlieschen) und 104 (Die klugen Leute).

3.
Es zogen fromme Holsten her
Mit Spaten, Pflug und Kriegeswehr.
Der Eichen- und der Buchenwald
Von mächt'gen Axtesschlägen hallt
Zum Bau von Kiel.

4.
Flamländer, Friesen folgten mit,
Ein klug Geschlecht von sicherm Tritt,
Die baun aus Stein das Gotteshaus
Dem Schutzpatron St. Nikolaus
Im frommen Kiel.

5.
Drauf, wie der große Waldemar
Fest bei Bornhöved geschlagen war,
Stieg, nah der Bucht am Fischerthor,
Das Schauenburger Schloß empor,
Die Burg von Kiel.

6.
Wie nun der Däne wieder bot
Den Bürgerhansen Hohn und Spott,
Zum Sund und nach den Belten hin
Siegprangend Orlogschiffe ziehn
Vom Hafen Kiel.

7.
Wer predigt denn in eurem Dom,
Seit Luther uns befreit von Rom?
Wie ging's nach dem unsel'gen Streit,
Der Deutschland in sich selbst entzweit,
Im nord'schen Kiel? —

8.
Des Holsten und des Friesen Sinn
Dünkt Priesterherrschaft kein Gewinn.
Die alma mater aber band
Uns fester nur ans Vaterland
Im freien Kiel.

9.
Drum, als der freche Ruf erscholl
Daß Schleswig dänisch werden soll,
Da stand im schweren Kampf voran,
Betrat zuerst die Ehrenbahn
Das mut'ge Kiel.

10.
Drauf dumpfer Schlaf in langer Nacht,
Bis morgenfrisch der Aar erwacht,
Gen Norden fliegt, nach Ost und West.
Was er gefaßt, das hält er fest,
Auch dich, o Kiel!

11.
Ein scharfer Wind aus Osten weht,
Vor dem nicht jede Frucht besteht:
Das echte Korn der deutschen Treu'
Laß nicht verwehen mit der Spreu,
Du preuß'sches Kiel!

12.
Wie, von des Frühlings Hauch berührt,
Am Baum, der neues Leben spürt,
Blatt sprießt an Blatt, so steigt empor
Jetzt Bau an Bau im Straßenchor,
Ein neues Kiel.

13.
Und rings umher in Waldesnacht
Hält über deinem Hafen Wacht,
Dem Feind zu heißem Gruß bereit,
Der Hinterhalt im Eisenkleid,
Mein festes Kiel.

14.
Was ist dein köstlichster Besitz?
Der deutschen Flotte Kaisersitz,
Birgst du zu Vaterlandes Ruhm
Sein jüngstes, liebstes Eigentum,
Seemächt'ges Kiel.

15.
In deiner Hügel grünem Kranz,
In deiner blauen Wellen Glanz,
In deiner Föhrde sich'rer Hut
Des Reiches schönstes Kleinod ruht,
Liebliches Kiel.

16.
Gastfreien Nordens Gastlichkeit,
Wie sie gleich deinem Hafen beut
Manch edles Haus, wer die erfuhr,
Sein Herz verlangt, sein Schiff nicht nur
Nach dir, o Kiel.

17.
Drum von den Alpen bis zum Rhein
Stimmt, Deutsche, in den Ruf mit ein:
Die Holstenstadt, die Kaiserstadt,
Die Deutschlands schönsten Hafen hat,
Hoch lebe Kiel!

F. Reuter.



Zur Mäuseplage in Schleswig-Holstein.

Zur Zeit werden unsere Marschen von einer verheerenden Mäuseplage heimgesucht; auch aus dem Norden (Kreis Hadersleben) und aus Ostholstein verlauten Hiobsposten. Jenseit der Elbe, im Gebiet zwischen Elb- und Wesermündung, wird ebenfalls über rapide Vermehrung der Feldmäuse geklagt, weshalb sich der Verein für Naturkunde an der Unterweser veranlaßt sieht, eine Mäuse-Enquete zu veranstalten, welche ich nun mit Hülfe der Leser unserer „Heimat“ auch auf unser Vereinsgebiet ausdehnen möchte, in der Hoffnung, daß es gelingen möge, mehr Licht über die Ursachen der ungewöhlichen Überhandnahme unserer heimischen Mäusearten zu verbreiten; ferner, um zu ermitteln, welches Verfahren der

Mäusevertilgung sich am besten bewährt hat, welche Bedeutung den natürlichen Mäusefeinden in der Dezimierung der schädlichen Nager beizumessen ist usw. Herr S. A. Poppe in Vegesack ist so freundlich gewesen, auf mein Ersuchen mir das nötige Schriftenmaterial, vor allem mehrere Abzüge seines im 1. Jahrgange des Jahrbuchs des oben genannten Vereins für 1898 erschienenen Artikels: „Zur Mäuse-Enquete des Vereins für Naturkunde an der Unterweser" zur Verfügung zu stellen, und ich bin gern bereit, denjenigen Mitgliedern unsers Vereins, welche geneigt sind, durch Beantwortung nachfolgender Fragen unsere Bestrebungen zu unterstützen, je ein Exemplar zur näheren Orientierung über die etwa in Betracht kommenden Mäusearten, über Vertilgungsmittel usw. zuzustellen. Über folgende Fragen wird Auskunft gewünscht:

1. Wann haben in Ihrem Wohnort oder in dessen Umgebung Mäuseplagen stattgefunden?
2. Herrschte im verflossenen Jahre (1899) in Ihrer Gegend eine Plage?
3. Tritt dieselbe auf Feldern oder Wiesen, auf Geest-, Moor- oder Marschboden auf?
4. Wird sie durch die kurzschwänzige Feldmaus (Arvicola agrestis L.) oder durch andere Mäusearten verursacht?
5. Wann wurde zuerst eine stärkere Vermehrung der Mäuse beobachtet; wann erreichte die Plage ihren Höhepunkt, und wann nahm sie ab?
6. Sind Sie der Meinung, daß einzig und allein die stärkere Vermehrung der im Gebiet einheimischen, überwinterten Mäuse oder Einwanderung aus anderen Gebieten die Plage verursacht?
7. Halten sich die Mäuse ständig auf Geest-, Moor- oder Marschboden auf, oder finden in den verschiedenen Jahreszeiten Wanderungen, z. B. von der Marsch auf die Geest oder umgekehrt statt?
8. Haben Sie Einwanderungen von Mäusen aus weiter Ferne und Durchschwimmen von Gräben, Kanälen und Flüssen beobachtet, und ziehen die Mäuse immer in derselben Richtung?
9. Was veranlaßt die Mäuse zu diesen Wanderungen, etwa Futtermangel oder Furcht vor Feinden?
10. Haben Sie während der Plage eine Vermehrung der natürlichen Feinde der Mäuse beobachtet?
11. Welche Mittel (Löcherbohren, Eingießen von Wasser in die Löcher, Rauheintreiben, Fallen, Gifte, Mäusetyphusbazillus usw.) haben Sie angewandt und mit welchem Erfolge?
12. Haben Sie in den gebohrten Löchern häufig Spitzmäuse vorgefunden?
13. Sind nach Vergiftung der Mäuse in Ihrer Gegend öfter nützliche Tiere, wie Raubvögel, Krähen, Wiesel und Spitzmäuse tot aufgefunden worden?
14. Sind Sie der Meinung, daß die Mäuseplage auch ohne Anwendung von Mitteln gegen dieselbe von selbst aufhört?
15. Richten in diesem Falle Krankheiten (Typhus, Grind, Schmarotzer) oder ihre natürlichen Feinde die Mäuse zu Grunde?
16. Sind in Ihrer Gegend beim Schwinden der Plage ganz oder teilweise weiße Mäuse beobachtet worden?
17. *Sind Sie bereit, lebende oder tote Mäuse zur Untersuchung zu liefern, und wünschen* Sie zu diesem Zwecke Käfige oder Versandkasten zu haben?
18. Besondere Bemerkungen.

Anmerkungen:

zu 1. Über die traurigen Mäusejahre 1786—1793, von denen Klaus Harms und Hauptpastor Dr. Wolf in Oldesloe geschrieben haben, steht mir reichhaltiges Material zur Verfügung. Aus dem Erinnerungsschatze alter Landleute dürften sich Nachrichten über andere Mäusejahre leicht gewinnen lassen. Nach landläufiger Meinung sollen sich die Mäuse unter günstigen Umständen alle drei Jahre so stark vermehren, daß sie zur Plage werden. Bestätigt sich diese Wahrnehmung?

zu 4. Diese Frage empfehle ich ganz besonderer Beachtung. Für die Schäden in den Mäusejahren 1786—1793 werden hauptsächlich die Habermäuse (ohne Zweifel die Zwergmaus, Mus mintus Pall., welche ihr kunstvoll aus Halmen und Blättern gebautes, kugelrundes Nest im Rohr, zwischen Getreide und Grashalmen, auch in Hecken aufhängt), ferner Mäuse mit kurzem Schwanz (M. arvalis Pall.) und solche mit einem schwarzen Strich auf dem Rücken (nach dieser Beschreibung könnte die Brandmaus, M. agrarius Pall., welche jedoch selten zu sein scheint, gemeint sein) verantwortlich gemacht. Doch dürften zur Zeit auch die Wasserratte, Wühlratte, Scheermaus (Arvicola amphibius L.) nicht ganz unbeteiligt sein.

zu 6. Jäger behaupten, die Mäuse vermehren sich deshalb so stark, weil man um der Fasanen willen die Füchse vertilgt habe.

zu 7. Nach landläufiger Meinung soll z. B. die Feldmaus gegen den Winter hin aus der

Marsch in die anmoorigen Ländereien gehen und gegen den Sommer hin in die Marsch zurückkehren.

zu 8. Über die Eider sollen die Mäuse geschwommen sein.

zu 17. Zum Bestimmen der Mäuse empfehle ich die analytische Tabelle der Nagetiere von Professor Dr. Dahl („Heimat," Jahrgang 1894, S. 129—133). Sehr lieb wäre es mir, wenn mir frische tote Exemplare der beobachteten Mäusearten zum näheren Bestimmen zugestellt würden. (Mustersendungen kosten bis zu 350 gr Bruttogewicht 10 Pf.) Man fängt die Mäuse am besten in den durch Erdbohrer hergestellten Löchern, in eingegrabenen, inwendig glasierten Töpfen oder mittels Fallen. Außerdem wäre ich bereit, für Herrn Poppe in Vegesack lebende Exemplare der Waldwühlmaus und der Wasserratte entgegenzunehmen. Es sollen nämlich im Bakteriologischen Institut in Bremen auch an der Waldmaus, Zwergmaus, Waldwühlmaus, Wasserratte und Ackermaus Fütterungsversuche mit dem Löfflerschen Mäusetyphus-Bazillus (Bacillus typhi murium) angestellt werden, um zu erproben, bei welchen Arten die Anwendung des Bazillus Erfolg verspricht.

Hoffentlich führen die in Vorschlag gebrachten Untersuchungen zu einem günstigen Resultat. Für den Fall, daß wirklich etwas Ersprießliches bei dieser Enquete herauskommt, bin ich selbstverständlich bereit, die Resultate zu einer Gesamtdarstellung zu vereinigen. Als vorläufigen Schlußtermin setze ich den 1. April fest.

Kiel, im Januar 1900. Barfod, Friedrichstraße 66.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Tieraberglaube.** Diejenigen, welche geneigt sind, mir beim Sammeln der Volksmeinungen und -bräuche, welche mit Tieren zu thun haben, behülflich zu sein, möchte ich bitten, mir alle, auch die scheinbar unwichtigsten Einzelheiten, die sie auftreiben können, zukommen zu lassen. Auf Wunsch steht ein besonderer Fragebogen zur Verfügung. Ich bitte um möglichst genaue Angabe des betreffenden Ortes und, wo der Bericht mehrerer Personen der Sammlung zu Grunde liegt, um Angabe der Namen.

Kiel, Feldstraße 41. N. W. Thomas.

2. **Hat die Schwarzdrossel ihre Natur verändert?** Diese Frage drängt sich dem Naturfreunde auf; denn es scheint wirklich, als ob die Amsel sich von einem schüchternen Waldvogel zu einem vertrauten Garten- und Ortsvogel entwickelt hat. Den Vogelkundigen des vorigen Jahrhunderts ist nur die äußerst furchtsame und schüchterne Waldamsel bekannt; die „wohnte dort, wo an dem hohlen Fels das klare Brünnlein rollt." Heute ist es Thatsache, daß in allen größeren Gartenanlagen, in Alleen mit strichweisem Unterholz die Schwarzdrosseln vollständig naturalisierte Gäste sind. In den städtischen Gärten am Hasseldieksdammerwege wies im letzten Frühjahr in wenigstens sechs aneinanderstehenden Gärten jede Hecke ein Amselnest auf, im vorigen Jahre baute ein Schwarzdrosselpärchen in der Linde vor der katholischen Schule in Kiel direkt an der Straße; den ganzen Nachwinter hindurch schmetterte sie von der Spitze des Baumes ihr Lied herunter, sodaß mir die zweite Frage kam: gilt die gangbare Charakterisierung als „Zugvogel" für sie noch? Vielleicht veranlassen ja die warmen Winter der letzten Jahre sie zum Hierbleiben und werden strengere Winter, die uns in den letzten Jahrzehnten fast unbekannt geworden sind, sie doch wieder nach dem Süden treiben. Ohne Zweifel haben sie sich an die Menschen dermaßen gewöhnt, daß sie z. B. in den Anlagen am Kleinen Kiel, einem sehr lebhaften Kinderspielplatz, im Garten der alten Gasanstalt, am Lorentzendamm unbekümmert hausen und uns Städtern die bekanntesten Singvögel geworden sind. Immerhin suchen sie denselben Schutz wie im Walde, halten sich am liebsten im dunklen Unterholz auf, fliegen auch wohl ungescheut auf die Firsten der Häuser, die Mauer des Hofes, aber nie für lange Zeit, ihre eigentliche Natur als Waldvögel läßt ihnen im schutzlosen Freien nicht Ruhe. Dies Vordringen der Amsel ist um so erstaunlicher, als ihre Lebensweise in der Nähe menschlicher Wohnungen ihnen so gefährlich wird. Sie bauen ihr Nest niedrig, wenig versteckt, das Nest hat einen weiten Umfang, und das Zutragen der Nahrung an die Jungen geschieht so sichtbar, daß die vielen vierbeinigen und leider auch zweibeinigen Feinde leichtes Spiel haben. Beim Brutgeschäft hatte eine Katze die Amsel in meinem Garten überrascht und gemordet, und nach meinen Beobachtungen dürfte nicht viel mehr als die Hälfte der Bruten glücklich zu Ende kommen. Trotzdem sind die Amseln zahlreich, wenigstens hier in Kiel.

Hermann Schipmann.

Dazu bemerkt ein Ornithologe unseres Landes: Die sogenannte „Parkamsel" hat in der That ihre Natur in der vorstehend geschilderten Weise geändert. Außerdem hat dieser Vogel, der im Walde bloß etwas aufgeregten und zankfüchtigen Charakters zu sein scheint, seitdem er Großstädter geworden, noch eine böse Untugend angenommen: er zerhackt die Eier und frißt gar die kleinen Jungen anderer Park- und Gartenvögel! R.

3. **Zur Kunde volkstümlicher Pflanzennamen.** Wer die Ausdrücke beachtet, mit denen unsere Landbevölkerung die Pflanzen zu bezeichnen pflegt, deren Anblick sich ihr bei der Arbeit auf Feld und Wiese immer wieder bietet, wird zuerst erstaunt sein, für wie wenige Pflanzen die Leute einen besonderen Namen haben. Der Grund liegt darin, daß die meisten Pflanzen gewöhnlich keinen spezifischen Nutzen oder Schaden für die Landwirtschaft haben, daß sie in ihren guten oder schlimmen Eigenschaften übereinstimmen mit zahllosen anderen verwandten oder fremden Blumen, Gräsern, Kräutern usw. So unterscheidet der Landmann von den angesäeten Futtergewächsen in Wiese und Weide in der Hauptsache nur das „Naturgras" und die schädlichen Pflanzen als „Schît." Höchstens nennt er die hochstämmigen Wiesengräser im ganzen „Meddelfoder." Nur wenige haben besondere Namen, wie das Honiggras (Holcus lanatus) als „Honnigmeddeln" oder „Wittmützengras," das Knaulgras (Dactylis glomerata) als „Dickköpp," die Ackertrespe (Bromus arvensis) als „Havermeddeln," ferner den harten „Snitt" (Calamagrostis lanceolata) und den gefürchteten „Buxbart" (Nardus stricta) und endlich das „Raygras." Eigentümlich ist die Bildung des Volksnamens für Dactylis glomerata in einigen Gegenden am alten Eiderkanal, wo dies Gras in mißverständlicher Auffassung des hochdeutschen Namens Knaulgras ganz deutlich als „K'nâlgras" (Kanalgras) bezeichnet wird. Von Wiesenblumen habe ich außer „Botterblom" (Caltha palustris) und „Klockenblom" (Geum rivale) nicht viele Namen gehört. Selbst für Myosotis palustris — Vergißmeinnicht — und das ebenfalls so häufige Wiesenmännertreu — Veronica Anagallis — hatten auch die alten Leute keinen Namen. Dagegen kennen sie alle den Klôp (Galaeopsis versicolor) und wissen: De Klop de makt den Buern Not; denn er wächst nur an den flauen Stellen der Wiese reichlich, wo sonst das Futter spärlich steht. Bekannt ist ihnen auch das weißblütige Vormkasch (Berula angustifolia) der breiteren Wiesengräben, der Duwok (Equisetum palustre) und die Kolöken (Caltha palustris und die ähnlich beblätterten Pflanzen). Auf dem Ackerlande sind natürlich besonders die Feinde der Brache bekannt und durch besondere Namen ausgezeichnet, die auch im Hochdeutschen gebräuchlich sind (Queck, Duwok, Löken (Rumex obtusifolius) u. a.) Unschädlich ist dagegen alles sogenannte „Sommerschît" auf dem gebrachten Acker; dazu gehören z. B. auch die Fettmelden. An den Wegrändern finden sich die breiten und schmalen „Sœmblä" (Plantago major und lanceolata), die „Hunnblom" und die „Margeblom" (Taraxacum officinale und Bellis perennis), im Korn als Unkräuter die „Röer" (Kornrade — Agrostemma Githago) und „Rîtaar" (Vicia hirsuta), die im Winterkorn die Ähren umschlingen, niederziehen und die Bodenkraft arg in Anspruch nehmen. Endlich wird eine kleine Anzahl roter und blauer Blümchen, deren Blüten sich bei bevorstehendem Regen schließen sollen, mit dem gemeinsamen Namen „Regenblom" oder „Apenköpp" zusammengefaßt, darunter z. B. das häufige Geranium dissectum. So bezeichnet das Volk mehrfach Pflanzen der verschiedensten botanischen Verwandtschaft wegen gewisser äußerlicher Ähnlichkeiten mit einem gemeinsamen Sammelnamen (vergl. oben „Kolöken"). Übrigens enthält auch die ältere landwirtschaftliche Litteratur der Herzogtümer Angaben von volkstümlichen Pflanzennamen (vergl. Schriften der Schl.-Holst. Patriot. Gesellschaft Bd. IV, Heft 1, S. 49).

P. v. Hedemann.

Die obenstehenden Mitteilungen sind vor allem deswegen abgedruckt worden, um eine früher in der „Heimat" angeregte Sammelarbeit wieder in Erinnerung zu bringen. Im Jahrgang I, S. 50, hat Herr Eschenburg in Holm eine Betrachtung angestellt über die Entstehung unserer volkstümlichen Pflanzennamen. Eine sich daran anschließende Bitte meines Vorgängers, die volkstümlichen Pflanzennamen zu sammeln, hat recht viel Erfolg gehabt, und reiches Material harrt der Verarbeitung. Herr Carstens in Dahrenwurth hat sich dazu erboten und hofft eine interessante Arbeit zusammenstellen zu können. Inzwischen ist das Material auch von Herrn Oberstabsarzt Dr. Prahl in Lübeck für die neue Auflage seiner Flora von Schleswig-Holstein erbeten worden. Die Herren Einsender können also sicher sein, daß ihre damaligen Zusammenstellungen ausgiebig verwertet werden. Sollte inzwischen noch anderweitiges Material gesammelt worden sein, so bitte ich freundlichst um Übersendung an mich oder an einen der beiden Herren, die sich mit der Verarbeitung beschäftigen.

Lund.

4. **Schleswig-holsteinische Kriegslieder.** Es möge mir an dieser Stelle gestattet sein, allen denen, die sich mir durch Übersendung der beiden gewünschten Liedertexte verpflichtet haben, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Der Text des Klageliedes: „So ist's vorüber, alles ist beendet" war mir zwar bekannt, doch mußte ich erst durch verschiedene liebenswürdige Zusendungen mich daran erinnern lassen, daß ich es mit einer Dichtung unserer Landsmännin Sophie Detlefs aus Heide (gest. im Schröderstift zu Hamburg am 13. März 1863) zu thun habe; das Gedicht findet sich in der von Klaus Groth besorgten Ausgabe Band I S. 180. Der Text des Kampfliedes: „Reicht mir die Büchse von der Wand" ist mir in einzelnen Versen von verschiedenen Seiten, meistens nach mündlicher

Überlieferung älterer Personen, zur Verfügung gestellt worden. Eine Zusammenstellung möge hier einen Platz finden.

1. Reicht mir die Büchse von der Wand,
Die lange schon geruht,
Für Schleswig-Holstein stammverwandt
Verspritz' ich gern mein Blut.
2. Seht, hier erheb' ich meine Hand
Und schwör' dem ew'gen Gott:
Für Schleswig-Holstein stammverwandt
Kämpf' gern ich bis zum Tod.
3. Weib, reich' zum Abschied mir die Hand,
Lieb' Kinder, weinet nicht!
Für Schleswig-Holstein stammverwandt
Zu kämpfen ist mir Pflicht.
4. Weint nicht, Gott hat sein Volk erkannt!
Beim nächsten Morgenrot
Singt Schleswig-Holstein stammverwandt:
Nun danket alle Gott!
5. Glück auf, Glück auf, mein Vaterland,
Frisch auf, mit frohem Mut!
Denn Schleswig-Holstein stammverwandt
Steht unter Gottes Hut.
6. Gott ist mit uns, mit uns das Recht,
Mit uns ein Gott, ein Schwert,
Da kämpft es wahrlich sich nicht schlecht,
Des deutschen Mannes wert.
7. Heil Friedrich dir, so hoch zu Roß,
Dir Halkett, v. d. Tann!
Nur drauf, und wär' der Teufel los;
Es flieht der Hannemann!
8. Und kommt der Tod im Schlachtgewühl
Und er die Hand mir reicht,
Ist's besser, als auf weichem Pfühl;
Ich schlummre sanft und leicht.
9. Dann sei mein letzter Hauch zumal,
Mein Abschied sei dann noch:
Es lebe lang mein General,
Mein Deutschland lebe hoch!

Die schleswig-holsteinischen Kriegsfestspiele des Herrn Schuhmacher sind im Januar d. J. zum ersten Male in Eckernförde gezeigt worden; nach dem, was ich bis jetzt davon gehört und gesehen habe, werden sie in großen Zügen die Geschichte der Jahre 1848—51 und 1864 in überaus sinnigen und dabei doch prächtigen Bildern zeigen und dadurch Heimatssinn und patriotisches Empfinden fördern in unserm meerumschlungenen Schleswig-Holstein. Bruhn in Wesselburen.

Bücherschau.

„Dir," Gedichte von Heinrich Vogeler. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin. Preis 5 M. — Es ist für mich immer eine Weihestunde, wenn ich vor den „Worpswedern" stehe; unsere norddeutsche Heimat liegt in ihren Bildern. Vor allen am liebsten ist mir aber Heinrich Vogeler, der Märchenmaler. Schon in seinen Illustrationen zur „Versunkenen Glocke" bewunderte ich seine feine Kunst, sich in eine dichterische Schöpfung zu versenken, die Tiefe seiner Auffassung und den Zauber seiner illustrativ-poetischen Wiedergabe. Um wie viel intimer mußte die Verbindung zwischen Wort und Bild werden, nun der Maler selbst die Texte schrieb! Gewiß sind die Bilder das Schönste in Vogelers „Dir" und überragen die Texte an Wert; aber da die Verse von Vogelers Hand in die Bilder hineingeschrieben sind, so ist es fast unmöglich, das eine losgelöst von dem andern zu genießen, und so liest man sich von den Versen hinein in die träumenden Landschaften, und träumt sich von da wieder hinein in die zarten, liebevolle Naturanschauung atmenden lyrischen Stimmungsbilder. Eine Kunst so rührend schlicht wie ein Volkslied, aber auch ebenso wahr und überzeugend. W. Lobsien.

Das 50jährige Jubiläum einer litterarisch-kritischen Zeitschrift. Am Ende des verflossenen Jahres vermochte das „Litterarische Zentralblatt für Deutschland," welches 1850 von Friedrich Zarncke begründet wurde, auf eine 50jährige Thätigkeit zurückzublicken. Diesen Erfolg verdankt das Blatt vor allem seiner unermüdlichen Thätigkeit und dem gewissenhaften Festhalten an seinen altbewährten Prinzipien: dem Publikum ein treues Bild der gesamten Litteratur, sowie des geistigen Lebens im deutschen Sprachgebiete zu geben. Bei der gewaltig anwachsenden Menge der litterarischen Produktion ist das „Litterarische Zentralblatt" von Jahr zu Jahr umfangreicher geworden und hat sich neuen aussichtsvollen Gesichtspunkten erschlossen. Vom 1. Januar d. J. ab wird über die moderne schöne Litteratur in einer besonderen Beilage eingehender zweimal monatlich berichtet. Diese Beilage ist berufen, die leider eingegangenen „Blätter für Litterarische Unterhaltung," deren Mitarbeiter fast sämtlich an dem neuen Unternehmen thätig sind, zu ersetzen, was bei dem billigen Abonnementspreise von 6 M. jährlich (Preis für Hauptblatt und Beilage zusammen 7,50 M. vierteljährlich) zweifellos einen großen Leserkreis zum Halten des Beiblattes veranlaßt hat und noch weiterhin veranlassen wird. Die Jubiläumsnummer (Nr. 1 Jahrg. 1900) enthält ein vollständiges Mitarbeiter-Verzeichnis, sowie ein Bild Friedrich Zarnckes. Probenummern beider Blätter liefert jede Buchhandlung, sowie gratis und franko die Verlagsbuchhandlung von Eduard Avenarius in Leipzig.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 4. April 1900.

Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Husum

von Rektor **Eckmann** in Ellerbek.

II.

Das ganze Gebiet der Ortsnamen heute zu durchwandern, wird nicht möglich sein. Ich beschränke mich für dieses Mal auf die Grundwörter und werde die Bestimmungswörter nur gelegentlich berühren.

Die Grundwörter der Ortsnamen zerfallen in solche, welche im eigentlichen Sinne Namen für Ansiedelungen bedeuten, und in solche, welche erst durch Übertragung dazu geworden sind. Zu den letzteren sind zu rechnen alle Namen auf bach, see, berg, thal usw. Wahrscheinlich gehören viele der übertragenen Ortsnamen zu den älteren; denn bevor die Menschen seßhaft geworden waren, benannten sie die wichtigsten Punkte der Gegend, gaben also dem See, dem Fluß, dem Bach, dem Berge, dem Thal einen bestimmten Namen, und dieser Name ging später über auf die Siedelung, welche in der Nähe sich bildete. Die meisten der eigentlichen Siedelungsnamen entstanden erst, als die Menschen zu festen Wohnsitzen und zum Ackerbau gelangt waren.

Der gemeinste Name unter den eigentlichen Bezeichnungen für Ansiedelungen ist d o r f. Er lautet in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten thorp, thorpe, terp, drop, trup, rup. In der Regel bedeutet dorf eine Ansiedelung von einem Haufen Menschen. Um ein Beispiel von der Häufigkeit des Wortes dorf zu geben, will ich erwähnen, daß im Kreise Kiel 24, in Plön 51, in Oldenburg 78, im Fürstentum und Gebiet der Stadt Lübeck 57 und in Lauenburg 15 Ortsnamen auf dorf endigen. Auch im Schleswigschen kommt dorf sehr oft vor. Bemerken will ich noch, daß die Endung rup, strup, terp, torp, drup nicht bloß in Schleswig sich oft findet, sondern ebenso in Westfalen. Holstein zeigt dagegen fast nur die Form dorf und dörp.

Deutet dorf eine Massenansiedelung an, so weisen auf die ursprüng-

liche Einzelansiedelung hin die Grundwörter bu, bo, by, bol, ballig, büll, büttel, bötel, bude, baude. Medelby und Dalby hießen früher Medelbu und Dalbu. Oft wird böl und büll zu bel und pel; so hieß Brebel einst Brethäböl, Düppel einst Düttebüll. Ob by eine spezifisch nordische Endung ist, kann ich nicht entscheiden; es finden sich vereinzelt by auch im reindeutschen Gebiet. So gab es einst ein Emekenby bei Bordesholm; Schülp bei Rendsburg hieß früher Sculeby. Auch weiter nach Süden bis in das Gebiet der Oberelbe reicht der Name by, z. B. Barby, Brumby, Steckby. Man meint, daß die Ortschaften auf by älter sind als die auf dorf; man betrachtet die Orte auf by als die Stammansiedelungen, von denen sich die Dörfer als jüngere Ansiedelungen abgezweigt haben, unterscheidet also Urdorf und Außendörfer. Im Gebiet der Friesen und Angeln findet sich besonders häufig die Endung bol und büll. Im Westen und in der Mitte Holsteins ist büttel verbreitet. bötel kommt nur vereinzelt vor in Griesenbötel, Fehrenbötel, Negernbötel. Eigentümlich ist, daß Ortsnamen auf büttel sich jenseits der Elbe bis nach Wolfenbüttel hin verfolgen lassen. Man schließt daraus auf eine Stammesverwandtschaft der Bewohner oder nimmt an, daß ein Zug Auswanderer diesen Weg genommen und in den Namen seine Spuren hinterlassen hat.

Daß auch buren und büren in dem Sinne von Gebäude aus derselben Sprachwurzel stammt, ist sehr wohl möglich; das Grundwort finden wir in Thalingburen und Embüren. Nicht in demselben Sinne steht buren in Wesselburen; hier bezeichnet es die Gesamtheit der Bauern. Dieselbe Bedeutung liegt versteckt in borstel und bostel: Borstel bei Sülfeld, bei Bramstedt, bei Pinneberg, Groß- und Kleinborstel bei Hamburg, Heinkenborstel bei Nortorf.

wurt, worth, wörden oder währen wird erklärt ebenso wie bol und by, nämlich als Wohnstätte. Besondere Verbreitung hat der Name in der Marsch, wo das Merkmal der künstlichen Erhöhung hinzukommt. In Dithmarschen kommen 13 Ortschaften mit wurt oder wörden vor; in Eiderstedt ist Oldenswort und Witzwort.

husen und toft, hof und heim sind ebenso eigentliche Namen für Siedelungsstätten. Husum ist gebildet aus husen; man unterschied früher Oster- und Westerhusen, und frühzeitig wird erwähnt husenbro, d. i. die Brücke bei Husum. In Ottensen ist husen verschwunden bis auf die Endung sen; denn der Ort führte einst den Namen Otteshusen. Die friesische Endung um ist sehr oft eine Umbildung des Wortes heim; oft verliert sich heim bis auf die Endung en; auch ingen, ing und ink sind häufig umgestaltete Formen von heim (englisch ham).

Daß sted und davon abgeleitet stätt, statt und stadt Wohnsitz bedeutet, leuchtet leicht ein. Ortsnamen auf sted sind zahlreich in der Mitte Holsteins und Schleswigs.

Widersprechend sind die Ansichten über die Bedeutung von wik.

Man deutet das Wort aus dem Deutschen als Wohnstätte, aus dem Nordischen als Bucht. Jellinghaus meint, es sei wik jedenfalls ein Zufluchtsort, der Schutz bot. Wir haben die Endung wik in Schleswig, Bardowik, Bokholmwik, Brunswik, Wik (einst Cotelwik) bei Kiel, Wyk auf Föhr, Herrenwik, Sandwig, Süderwich, Vollerwik.

Ein ebenso umstrittenes Grundwort ist leben, leff oder lev. Einige bestimmen es als Erbe oder Nachlaß, andere als Wohnstätte allgemein. Eigentümlich ist auch bei diesem Worte die weite Verbreitung. Es findet sich auf Fünen, in Jütland und Schleswig oft, in Holstein nicht; dagegen kommt der Name wieder oft vor im Gebiet der Elbe und Saale bis nahe vor Würzburg hin; ich erinnere nur an Fallersleben, Eisleben, Alvensleben — Eßleben ist der südlichste Ort. Während nun eine Meinung dahin geht, südliche Einwanderer hätten den Namen nach Norden bis ins Herz des dänischen Reiches verpflanzt, behauptet die andere Ansicht das Gegenteil: ein Strom von Auswanderern habe sich vom Norden nach Süden in schmaler Linie bis nach dem Main hin fortbewegt.

Das Grundwort bunge oder bünge in Osterbünge, Westerbünge, Holzbunge in Schleswig und Osterbunge bei Wilster soll Anbaustätte, also eine Ansiedelung bedeuten.

hagen ist als eigentlicher Ortsname aufzufassen, wenn es mit einem Personennamen verbunden ist, so in Elmschenhagen und Propsteierhagen, einst Elvereshagen und Kerstenhagen.

In der alten Sprache bezeichnet stall oder stal oft den Wohnsitz, z. B. in dem bekannten Heristal; bei uns könnte diese Deutung in Betracht kommen bei Burgstall in der Nähe von Rendsburg und bei Stelle in der Gegend von Heide.

Hinzufügen will ich noch, daß von Sach erklärt wird Seem als Seeheim, Seest als Seested und Seeth, einst Saethae, als Wohnsitz.

Eine wendische Bezeichnung für die Ansiedelung ist gard oder grad: sie findet sich in Stargard (jetzt Oldenburg) und Puttgaarden auf Fehmarn, ferner umgestaltet in Garz, Görz, Görs; indessen werden die letzten Formen auch auf gora = Berg bezogen.

Andere wendische Ortsbezeichnungen sind witz, itz und ves, in und ien. Helwig deutet unter den lauenburgischen Ortsnamen die Endung au, ow oft als Gut oder Hof und faßt das Bestimmungswort als Personennamen auf. Wenn derselbe Verfasser Bresahn als Uferleute, Lassahn als Waldsassen erklärt, so würde sahn auch deu Sinn von Wohnsitz haben, also ebenfalls heranzuziehen sein bei Lensahn. In Calübbe, nicht Kalübbe, soll das slavische halupa = Hütte enthalten sein.

Richten wir am Schlusse dieses Abschnitts den Blick auf die Bestimmungswörter zu den Grundwörtern, welche eigentliche Siedelungsstätten bezeichnen, so finden wir überwiegend die Personennamen

vertreten. Einleuchtend ist es ja, daß nach dem Erbauer, nach dem Besitzer, dem Herrn in der Regel die Wohnstätte benannt wurde. Es kam früher oft vor, daß mit dem Wechsel im Besitz auch das Bestimmungswort sich änderte, während das Grundwort davon nicht beeinflußt wurde. Daneben finden sich die Bezeichnungen für die Weltgegenden: Ost, West, Süd und Nord, die Lage am See, am Berg, die Unterscheidung von alt und neu, namentlich in den einst slavischen Gegenden.

Bei den übertragenen Ortsnamen möchte ich zuerst behandeln die Stätten, welche nach einem Gewässer oder nach dem Lande am und im Gewässer benannt sind. Reichlich 100 Ortsnamen unseres Landes endigen auf bek; die altdeutsche Form bek ist überall beibehalten, eine Verhochdeutschung in bach findet sich nirgends.

Die Zahl der Namen auf au reicht fast an 100 heran; davon finden sich allein 50 im Osten Holsteins. In diesen letzteren wird au nicht immer auf Gewässer zu beziehen sein, sondern wird oft, wie vorhin erwähnt, Ansiedelung im allgemeinen zu bedeuten haben. Die Lage an einem See bezeugen 40 Ortsnamen. Oft ist das Wort see verschwunden bis auf die Endung s; ich erinnere an Bruchs, einst Brocse. Das Grundwort münde kommt bei uns nur selten vor: Seestermühe, einst Seestermuthe, Travemünde, Bekmünde, Gothmund, Schleimünde. Die Quelle wird ebenfalls nicht oft auf Ortsnamen übertragen. Bezweifelt wird, daß Kiel, nach Jansens Erklärung, Quelle bedeutet; andere leiten den Namen von Keil ab. Auch daß Kiel, Kilde, in Schleswig Quelle bedeutet, wird von Sach in Frage gestellt. Eine alte Bezeichnung für Quelle ist springe, vielleicht in Sprenge erhalten. born kommt vor in Hollenborn, Stuvenborn, Wittenborn, Quickborn, Schrevenborn. In der Marsch finden wir Ortschaften auf wettern: Hollerwettern, auf fleth: Wewelsfleth, Beidenfleth, Dammfleth und noch einige mehr in der Elbmarsch, Barsfleth in Dithmarschen und Helmfleth in Eiderstedt, auf wehl (tiefe Wasserlöcher auf der Innenseite des Deichs): Krummwehl bei Marne und Krummwehl bei Beidenfleth. Den Namen kuhlen treffen wir 14mal, so in Schwienkuhl, Voßkuhl, Lehmkuhl, Gooskuhl. diek in der Bedeutung von Teich kommt vor in Drögendiek, Moordiek, Vollhuserteich, Bischofsteich. siel findet sich in Gehlensiel und Bongsiel.

Die breiten und sumpfigen Niederungen der Bäche, Auen und Seeen waren in früherer Zeit bedeutende Hindernisse für den Verkehr der Menschen. Es mußten solche Stellen gesucht werden, wo das Bett sandige oder steinige Sohle hatte und wo zugleich das Wasser so seicht war, daß ein Durchwaten der Menschen und Tiere stattfinden konnte. Die heutigen Wiesen an den Seiten unserer Auen waren damals oft ganz von Wasser überflutet; unsere Flußläufe waren viel wasserreicher, weil der Ablauf durch Menschenhand noch wenig geregelt war. Die Kunde der Watstellen war also in alter Zeit von großer Bedeutung, und oft von

so großer, daß die Kenntnis der Furt wie ein Geheimnis gehütet wurde. Wenn von Dithmarschen gesagt wird, daß es früher durch seine Flußthäler im Osten gegen den Angriff der Feinde geschützt worden sei, so hat dies seinen Grund darin, daß die Flußbetten keine Furten boten. Weil die Flußthäler Schutz gegen Angriffe und andererseits die Furten die Möglichkeit des Verkehrs, sowie die Gelegenheit zum Angriff oder zur Flucht boten, wurden die Furtstellen Ansiedelungspunkte für die Menschen. Den Namen furt lassen erkennen Voorde und Steinfurt an der Eider, Lentförden, Föhrden an der Bramau und Föhrden an der Sorge, Kronsforde an der Steckenitz, Königsförde an der alten Levensau; ja, ich vermute, daß selbst Eckernförde nach einer Furt und nicht nach der Bucht den Namen erhalten hat. Im Schleswigschen findet sich für die Furt der Name vad, watt = Watstelle, so Dürwade, Hjortwatt, Hydewatt, Heldewatt, Hundewatt, Oxenwatt, Bögwatt, Bredewatt. Unbestimmt lasse ich Meddewade an der Trave in Holstein. Das Wort weddel, widel, wedel bedeutet auch Durchgangsstelle eines Gewässers. Beispiele dafür bieten die Ortschaften Hammweddel, Langwedel, Springswedel, Wedel, Nutzwedel, Borgwedel; alle liegen am Wasser. Später sind an solchen Stellen Dämme geschüttet und Brücken gebaut worden. Vielleicht finden wir in Nydam die Bezeichnung des Dammes. Nach der Brücke, dänisch bro, sind benannt Brügge an der Eider, Poppenbrügge, Sorgbrück, Gladebrügge, Vorbrügge, Soltbrück, Bro auf Alsen, Stolbro, Foldingbro. Ob vielleicht früher die Brücken durch einen Schlagbaum oder eine Klinke gesperrt werden konnten? Klinken und Holtenklinken liegen an der Süderbeste; eine Straße Klinke befindet sich in Kiel vor der Schevenbrücke.

Zu erwägen würde sein, ob in dem Worte fahren eine seichte Stelle eines Gewässers zum Durchfahren angezeigt ist oder ob eine Fähre einst hier bestand: Fahren in der Propstei, Fahrstedt bei Marne, Fahrenstedt am Langsee. Das Grundwort fähre kommt vor in Altenfähre, Neuenfähre, Lexfähre, Herrenfähre. Die Insel Föhr soll von einer Fähre den Namen haben. Die slavische Bezeichnung für Fähre ist brode: Lütjenbrode, Großenbrode und Brodten.

Aber nicht bloß quer durch und über die Au ging der Verkehr; auch längs der Au gingen Fahrzeuge, wird uns doch bezeugt, daß einst Vicelin zur Flucht vor den Wenden den Wasserweg gewählt, bis er die Elbe erreichte. Wo Personenverkehr stattfand, da mußte auch Warenverkehr möglich sein; es mußten Ladestellen entstehen, und diese lagen bei der Ansiedelung oder gaben den Anlaß zur Entstehung einer solchen. Der alte Name dafür ist wahrscheinlich hude. Hude soll Hüteplatz bedeuten; es braucht aber der Name nicht notwendig auf eine Hüteweide beschränkt zu werden. Alle Ortschaften auf hude liegen in unserem Lande an einem Gewässer, so Flemhude, Dockenhuden, Grönhude, Hohenhude, Hude, Pahlhude, Sude (einst Otteshude), Tesperhude, Winterhude. Später wurde die

Ladestelle Stapelplatz genannt; die Deutung von Stapelholm, Norder- und Süderstapel als Ladeplatz wird aber von Sach bestritten. Von ihm wird auch bezweifelt, daß die Dörfer Groß- und Kleinrheide nach einer Reede für Wasserfahrzeuge benannt sind; dann müßte zur Erklärung dieser Namen wohl an ried, friesisch reid = Schilf oder Reth, zu denken sein.

Habe ich vorhin auf Bauwerke der Menschen an den Flußläufen hingewiesen, so darf ich hier nicht übergehen steg, wehr und mühle. Ein Hof Stegen liegt an der Alster, Vormstegen ist ein Stadtteil von Elmshorn. Achterwehr findet sich an der Eider und Steinwehr am alten Eiderkanal. Die Wassermühlen sind erst im Mittelalter entstanden; der Name ist enthalten in Mölln, Allmühle, Altenmühle, Bimöhlen, Demühlen, Gremsmühlen, Neumühlen. Der frühere Name für Mühle ist quern. Ursprünglich war quern nur die Handmühle, die sich in jedem Hause vorfand; nachher entstanden größere Betriebe für einen weiteren Bezirk, und da konnte der Name quern zur Ortsbezeichnung Verwendung finden. Der Name kommt wahrscheinlich vor in Quern in Angeln und in Quarnbek bei Kiel.

Das Ufer findet sich als Grundwort in Auufer bei Wilster; gönne ist das jenseitige Ufer: Övelgönne an der Ostsee und Övelgönne an der Elbe.

Eine Wasseransammlung wurde oft lak genannt; Beispiele dafür sind Averlak, Eddelak, Ecklak und Curslak. Der Wassertümpel wird noch an vielen Stellen Saal oder Soll genannt; den Namen enthalten Mucksal, Lehmsal, Langensaal, Schierensöhlen und vielleicht auch Sühlen bei Segeberg. Kurz hinweisen muß ich auf rönne = Wasserlauf in Rönne bei Kiel, auf loop in Loop bei Neumünster, auf graben in Landgraben bei Schönkirchen, Heidgraben bei Ütersen.

Die Lage am Meer finden wir ausgesprochen durch hafen in Heiligenhafen und Lemkenhafen, in Steinberghaff und Ohrfeldhaff; die Lage an einer schmalen Wasserstraße = sund bezeugen die Namen Ekensund und Missunde. Ein abgetrennter Teil des Meeres ist das Noor: Alnoor bei Gravenstein. Wik in seiner zwiefachen Bedeutung als Wohnstätte oder Bucht hat bereits im vorigen Abschnitt Erwähnung gefunden.

Die Wohnstätten auf ort liegen auf Vorsprüngen am Wasser, so Friedrichsort, Möltenort, Orth auf Fehmarn, Westerort, Warwerort, Ording in Eiderstedt hieß einst Orden. Vorspringende Landspitzen heißen auch nes und nis: Blankenese in Holstein, Arnis in Schleswig, Warnitz einst Warnäs, Olpenitz einst Ulpenäs.

Der inselartige Charakter des Landes wird angedeutet in holm: Holm in Schleswig, Bordesholm, Süderholm, Holm bei Wedel, Bokholm, Westerholm, Bokelholm, ferner in werder und warder: Billwerder, Ochsenwerder, Kirchwerder, Finkenwärder, Warder bei Segeberg, Warder

bei Nortorf. Ebenfalls bezeichnen ö und oog die Insel: Aarö, Süderoog, Norderoog.

An einst von Wasser durchtränkte Gegenden des Landes erinnern uns die Ortsnamen auf brook: Langenbrook, Neuenbrook, Weddelbrook, auf siek: Kluvensiek, Lehmsiek, Kirchdorf Siek, auf moor: Haßmoor, Rumohr, Kurzenmoor, auf moos: Langmoos, Bagmose, auf wisch: Rethwisch, Haferwisch, Jarrenwisch, auf kjär: Kokjär, Rohrkarr (einst Rorkjär), Brokjär, Jordkiär.

Von slavischen Ortsnamen wird gedeutet Preetz als Ort am Flusse, Plön als Burg im Wasser, Lanken als Sumpf oder Wiese, Sahms (einst Sabenitz) als Froschloch.

Die Bestimmungswörter zu dieser großen Gruppe von übertragenen Ortsnamen sind vorwiegend Eigenschaftswörter, Gattungs- oder Stoffnamen; sie geben also hervortretende Merkmale oder in besonderer Weise auftretende Gegenstände an, die zur näheren Bestimmung Veranlassung gaben; die Eigennamen sind nicht häufig vertreten.

Zu der zweiten Gruppe der übertragenen Ortsnamen zähle ich alle diejenigen, welche nicht auf das Wasser oder auf die Lage am Wasser hinweisen, sondern sich auf das Land, dessen Beschaffenheit und Bebauung beziehen.

Der gewöhnliche Name für jegliche Erhöhung in unserem Lande ist berg, barg, bargen: Segeberg, Hamberge, Schönberg, Bargen, Bielenberg. Als Höhenbezeichnung kommt ho vor in Itzehoe, einst Ekeho. In den Elbmarschen findet sich als Ausdruck für Höhe die Endung kop in Grevenkop und Elskop. Ferner bedeutet lieth eine Anhöhe: Lieth in Dithmarschen, Hohenlieth bei Eckernförde, die Lieth bei Kellinghusen. Klint in Lohklint und Möensklint, klev und kliff in Klern weisen hin auf den steilen Abhang. Besonders am Rande der Geest liegen die Ortschaften auf don, so Michaelisdonn.

Die meisten Namen für Vertiefungen des Bodens sind, weil mit Wasser angefüllt, schon vorher angeführt worden. An dieser Stelle ist noch zu erwähnen thal, dal in Blumenthal, Hasenthal, Besenthal. Wendisch doll und dolje bedeutet Thal; Perdöl = vor dem Thale.

Die ursprüngliche Bezeichnung für die Ebene ist das Wort feld, das später den Sinn des bebauten Landes annahm. Bei der starken Bewaldung in früherer Zeit dürfen wir schließen auf eine große Zahl von Ortsnamen, die eine Waldbezeichnung in sich aufgenommen haben. Da fallen uns zunächst alle Namen auf wald und wohld auf, z. B. Buchwald, Wohlde, Schönwohld, Westerwohld. Bei uns kommt stattdessen auch oft der Name holz und holt vor, so in Seeholz, Holtsee, Holzbunge, ferner das alte loh in Oldesloe, Lohe bei Heide, Lohe bei Ütersen. Das Grundwort Horst (ursprünglich das Nest) bedeutet eine Ansiedelung im Walde: Havighorst, Ekhorst, Elmenhorst. In Sundewitt, Jernwith,

Handewith findet sich with in der Bedeutung von Wald. Das nordische skov = Wald wird oft in schau umgewandelt: Lührschau. Eine Bezeichnung für den Hain ist lund in Schafflund, Toftlund. Das alte harug im Sinne von Ansiedelung im Walde ist enthalten in Fiefharrie, Negenharrie, Großharrie und Kleinharrie. Im Widerspruch damit steht es nicht, wenn gesagt wird: harge bedeutet ähnlich wie loh ein Waldheiligtum oder einen heiligen Wald. Auch die Form hag bedeutet ursprünglich Wald; der Hagen als Einfriedigung ist davon abgeleitet; hag als Wald ist wahrscheinlich in Schönhagen, Manhagen. Im Nordischen bedeutet tere den Baum, das Holz, und so erklärt man Treia als Holzau.

Um Land zum Anbau zu gewinnen, wurde der Wald gerodet; die Endung rade, rode, rod, rott findet sich in vielen Namen, so in Raade, Osterrade, Rödding (einst Rodung). Ortsnamen auf brande, brand zeigen an, daß das Holz des Waldes zum Ziegelbrennen und Kohlenbrennen stark benutzt worden ist. Die Bezeichnung der Holzkohle geschieht oft durch kal und kalten, so wahrscheinlich in Kaltenhof und Kaltenkirchen. Im späteren Mittelalter entstanden in den Waldgegenden zahlreiche Glashütten, die auch bedeutend zur Lichtung des Waldes beitrugen. Mancher Ortsname erinnert noch an diese Thätigkeit: Hütten, Oldenhütten, Rumohrhütten, Hüttenwohld.

Das zum Ackerbau bestimmte Land wird bezeichnet mit braken in Braken, Brokenlande. Feld ist das zum Anbau geeignete Land: Felde, Hamfelde, Bargfeld. Das einst als Weide oder zur Holzgewinnung dienende Außenland der Gemeinde hieß mark, wahrscheinlich in Eschmark und Brunsmark. Der Ausdruck kamp bedeutete in früherer Zeit bei den Niederdeutschen das eingefriedigte Land; Beispiele: Bothkamp, Kampen, Hofkamp. Die Einfriedigung des angebauten Bodens zeigt auch garden an; darnach ist wahrscheinlich Gaarden bei Kiel benannt. Im Norden bedeutet gaard den Hof, so in Westergaard. Der Wall zur Einfriedigung des Marschlandes heißt dik oder deich: Neuendeich, Altendeich, Klevendeich, Krummendiek. Das durch den Deichbau in neuerer Zeit gewonnene Land ist der koog: Kronprinzenkoog. Das Saatfeld, welches mehreren zur gemeinsamen Benutzung diente, hieß esch; das Wort kommt vor in Tornesch, Eesch, Esch. Lee, früher läth, ist das offene, freie Feld — in Fröslee; auch släte soll gleich Ebene sein, so in Tandslet. Heide ist das nicht urbare Land, später oft von Heidekraut, Gestrüpp und gar Wald bewachsen. Beispiele: Kremperheide, Harkesheide, Bargteheide, Heide.

Um einzelne Gebäude, die der Bevölkerung zum Schutz oder zur Gottesverehrung dienten, siedelten sich im Laufe der Zeit die Menschen an. So ist die Burg ein Sammelpunkt für Ansiedler geworden, und mancher Ortsname erinnert noch daran, wenngleich die Burgen alle bis auf wenige Reste verschwunden sind. Mit der Einführung des Christentums kommen lateinische oder griechische Namen für die Stätten der

Gottesverehrung in unser Land. Münster findet sich in Neumünster und Münsterdorf, kirchen in Schönkirchen, Neukirchen, Neuenkirchen, Landkirchen, kapelle in Kappeln, klause in Klaustrup und Klues. Pfaffe und mönk treten als Bestimmungswörter auf, ebenso Bischof, oft abgekürzt auf bis in Bisdorf auf Fehmarn (Biscopesthorp) und Biskop bei Wilster (Biskopeskop).

Zum Schluß erlaube ich mir, anzudeuten, wie in Zukunft nach meiner Ansicht sich die weiteren Arbeiten über Ortsnamen zu gestalten haben, wenn das Ziel, eine Sammlung der Deutung von Ortsnamen herzustellen, erreicht werden soll. Es dürfte sich erstens empfehlen, die Grundwörter zur Grundlage in der Anordnung der Namen zu benutzen. Über diese, die ja in vielen Wörtern wiederkehren, sind wir am sichersten orientiert, während die Bestimmungswörter lange nicht in demselben Maße mit Sicherheit erforscht sind. Zweitens halte ich es für zweckmäßig, wenn wir als Einheit der weiteren Forschungen den Kreis, die Landschaft oder das Kirchspiel benutzen, und innerhalb dieses kleinen Gebietes auch versuchen, die Bestimmungswörter zu erklären. Sehr oft treten die Grundwörter auch als Bestimmungswörter auf. Außerdem ist es notwendig, nach der ältesten überlieferten Schreibung der Ortsnamen zu suchen, wozu viel Zeit und Mühe erforderlich ist. Kenntnis der Gegend und Kunde von der Aussprache des Namens im Munde des Volks ist ebenfalls ein wichtiges Hilfsmittel. Dann wird sich hoffentlich herausstellen, daß eine große Zahl von Ortsnamen in jedem Kreise mit Wahrscheinlichkeit zu deuten ist; eine zweite Gruppe wird als unsicher zu bezeichnen sein, und endlich würde sich eine dritte Klasse aussondern, bei der die Deutungsversuche bis dahin vergeblich gewesen sind, und die den berufenen Sprachforschern zur Beurteilung unterbreitet werden müßte.



Klaus Groth.

Ein Erinnerungsblatt zum 24. April.*)

Von **Anna Petersen.**

Meine erste Erinnerung an Klaus Groth datiert etwa zwei Jahrzehnte zurück. Es war an einem schwülen Sommertage, als Theodor Horstmann, der bekannte Rezitator, auf der Durchreise zu Klaus Groth in mein elterliches Haus kam. Am Abend während eines aufziehenden Gewitters las Horstmann uns bei offenem Fenster mit lauter, mehr und mehr anwachsender Stimme sein Gedicht „De Flot" vor. Ich sehe noch den scharfgeschnittenen Kopf mit den voll herabhängenden schwarzen Locken, die auf uns Kinder begreiflicherweise tiefen Eindruck machten, sich gegen das Stahlblau des Himmels abheben. Das ungewohnte

*) Mit freundlich gewährter Genehmigung abgedruckt aus der „Gegenwart" 1899, Nr. 27.

Temperament und das „Sich-ganz-hingeben“ packte uns Kinder. Wir sahen mit Schaudern die Flut höher und höher steigen:

„Un jümmer höger — Wagg an Wagg
As Tünns int Trünneln, Slagg an Slagg,
Un Stöt un Pallschen gegen Rügg,
Un Schum un Solt bet int Gesich.“

Dann mit laut erhobener, dröhnender Stimme:

„Dat is vœrbi! Dat is de Flot!
Dar's nix to hœpen, as de Dod.“ — —

Mit den Worten „Flot“ flammte ein greller Blitz auf, gleichzeitig prasselte ein Donner herunter, der das Haus erzittern ließ, ein zweiter folgte und ein dritter, jedesmal wie eine gewaltige Begleitung bei den Höhepunkten jeder Strophe einsetzend. Seitdem lese ich das Gedicht nie, ohne das Rollen des Donners und die ihn noch übertönende Stimme Horstmanns in den Ohren klingen zu hören. — Am nächsten Tage sandte uns Horstmann aus Kiel ein kleines Album mit Bildern, in dem außer einem plattdeutschen Gedichte Horstmanns Klaus Groth eigenhändig zu unserem Jubel „Matten Has“ als Gruß an „de lütten nüdlichen Gœren“ geschrieben hatte.

Ein oder zwei Jahre später, in Eckernförde, wohin wir durch die blühende Landschaft Schwansen unsere gewohnte Sonntagswanderung gemacht hatten, lernten wir „endlich“ unseren Dichter von „Lütt Matten de Has“ und dem stets mit gleichem Jubel begrüßten „Ick sprung noch inne Kinnerbüx“ persönlich kennen und schlossen mit ihm auf der tiefblauen Förde schnell eine Freundschaft, die nach Kinderart glühend und schwärmerisch war — und, was mich angeht, auch geblieben ist. Im Laufe der nächsten Jahre galt ein schon lange vorher herbeigesehnter Ausflug regelmäßig Kiel und hier unserem Freunde. Das Bild dieser Besuche ist, vom ersten Tage an bis zum letzten Besuch in diesem Jahre, immer dasselbe geblieben. Entweder fanden wir seine große, hagere Gestalt auf seine „Poort“ gelehnt, oder er wanderte, die Arme auf den Rücken gelegt, langsam vor der „Kajüte,“ seinem reizenden, behaglichen Arbeitsstübchen im Erdgeschoß, umher. Lora, dieser klügste aller Papageien, mit dem sein Herr stets vertraulich Zwiesprache zu halten pflegte, saß nachdenklich auf seiner Stange und knurrte seinen Ärger vor sich hin über die Vögel, die dann und wann über sein Revier hinwegflogen.

Nach der Begrüßung, bei der Groths große, freundliche Augen aufleuchteten und einen ungemein liebenswürdigen, ja geradezu zärtlichen Ausdruck annahmen, wurde zuerst die schöne Blutbuche bewundert, die auf dem köstlich frischen Rasen stand, und hier und da in das Nest einer Drossel oder eines Rotkehlchens gelugt. Mit gleicher Regelmäßigkeit wurde sodann eine Flasche schweren roten Weines, den Groth mit Vorliebe zu trinken pflegte, von einem Schränkchen geholt, und wenn dann die Unterhaltung in das alte, behagliche Fahrwasser geraten, dann sprudelten die in ihrer Frische so köstlichen Bemerkungen und Anekdoten hervor. Leider ist vieles im Laufe der Zeit meinem Gedächtnis entschwunden. Das, was ich nachstehend zu berichten vermag, entstammt zum größten Teil dem Sommer 1895, wo ich während eines längeren Aufenthalts in Kiel ein kleines Relief von Groth machte.

Er hatte eine ungemein lebhafte und fesselnde Art des Erzählens. So sprach er nie in indirekter Rede, sondern führte die Personen, von denen er erzählte, stets redend ein. Dabei nahm seine ganze Haltung und Stimme etwas von dem Charakter der redenden Person an, wenngleich er die Stimmhöhe nur unmerklich wechselte. Während des Erzählens waren die Brauen hochgezogen, und die auffallend langen, schlanken und feinen Hände erhöhten durch lebhafte Gebärden die Dramatik der Erzählung, die beim Wechsel der redenden Personen mit „sä ik“

und „seggt he" eingeleitet wurde. Lora wurde auch bei dieser Gelegenheit ins Gespräch gezogen und gab seine Teilnahme durch ein behagliches Knurren und leises „Schnacken" zu erkennen. Bezeichnend für dieses köstliche Verhältnis ist folgender kleiner Vorfall:

Eines Morgens, als ich vor dem Modellierbrett saß, kam eine Dame, die sich in nicht gerade geistreichen Phrasen über Kunst erging und mich mit thörichten Fragen in einige Verlegenheit brachte. Groth saß ganz still dabei. Als sie fort war, sagte er ganz trocken: „Na Lore, wat hett se seggt? Gar nix hett se seggt! Ja, was die Leute sich denken, was Kunst ausüben ist! Wir wissen, was es ist, — arbeiten ist es! Da kam auch 'mal so eine zu mir, — ja — und redete von Stimmung und solchem Unsinn. Kennen Sie meinen Orgeldreier? fragte ich sie. — Ja, gewiß. — Wissen Sie, in was für einer Stimmung ich den gemacht habe? Ich hatte die fürchterlichsten Gesichtsschmerzen und lag auf dem Fußboden, weil ich nicht ruhig sitzen konnte, aber ich hatte das Gedicht im Kopf und mußte es machen. So lag ich da mit den rasendsten Schmerzen und schrieb. So entstand das Gedicht."

Im Anschluß daran erzählte er mir dann die Entstehung einiger anderer Gedichte: „Min Jehann, das lag mir lange Zeit im Sinn, ich wollte die Sehnsucht nach der Jugend schildern. Ich machte eine ganze Reihe von Gedichten, aber es wurde immer etwas ganz anderes (ich habe leider vergessen, welche Gedichte es waren). An einem heißen Sommermittag ging ich im Garten spazieren. Da wußte ich auf einmal, jetzt hatte ich es, ich wußte, es mußte etwas werden. Ich griff ein Stück Papier und einen Bleistift aus der Tasche, stellte mich an ein offenes Fenster, ich hatte keine Zeit durch die offene Thür ins Haus zu gehen, und schrieb und schrieb, bis das Gedicht fertig war. Als ich dann hineinging, um es abzuschreiben, fühlte ich etwas über meine Knie krabbeln. Ich glaubte, es seien wohl Ameisen an der Stelle gewesen, wo ich gestanden — ja — und als ich nachsah, waren es Schweißtropfen, die in die Stiefel liefen. — Ja, das ist nu Dichten, und die Leute denken, es ist nichts als Vergnügen, — nein, eine Arbeit ist's!

Als wir vom Dichten auf die Dichter kamen, sprach er u. a. von Theodor Fontane, mit dem er sich nicht recht hatte verstehen können: „Er besuchte mich, und wir gehen zusammen an den Hafen spazieren. Ich denke, er soll sich recht über die Natur freuen, aber er fängt an, zu fragen — über Uniformen. Ich sage: Ich kenne keine Uniformen und will auch keine kennen. Dann fragt er nach den Schiffen, nach den Zeichen, nach allem. Ich wußte nichts, und er sprach sein Erstaunen aus. Ja, sag' ich, kennen Sie alle Blumen? Kennen Sie alle Vögel? — Nein. — Ja, das brauche ich als Dichter, das andere brauche ich nicht. — Da fragte er nicht weiter."

Ein andermal sprachen wir von dem Bokelmannschen Bild in der Nationalgalerie, und er erzählte: „Ich wollte mit meinem Freunde Th. gerade eine Reise machen, da hielt ein Wagen vor der Thür. Ein Mann mit hektisch gerötetem Gesicht sprang heraus und gab seine Karte ab, darauf stand: „Bokelmann, Maler, Ehrenmitglied der Wiener Akademie usw." Ich kannte den Mann nicht, aber ließ ihn vor. Er kam herein und sagte: Sie müssen mir sitzen, ich will Sie für die Nationalgalerie malen. — Mich für die Nationalgalerie? — Ja, da gehören Sie hin, sagte er ganz ernst. — Ich — segg ik — das wußte ich garnicht, daß ich irgendwo hingehöre. — Ja, haben Sie Zeit? — Nee, sag' ich, ich will gerade verreisen. — Haben Sie nicht eine Stunde Zeit? — O ja, noch etwas mehr. — Na, dann können wir gleich anfangen, ich habe alles mitgebracht. — Er holte aus dem Wagen Staffelei und alles herbei, wir suchten das Zimmer auf, das am meisten Licht hatte, und dann sagte er: Nun stellen Sie sich 'mal hin! — Na,

da ging's los. Nach einer Stunde kam Th. und sagte in seiner trockenen Weise nur: Ja, das ist er! — Bokelmann reiste gleich ab und wir auch. Im nächsten Jahre schrieb er mir: Die Skizze gefällt mir nicht, Sie müssen mir sitzen. Ich habe gemerkt, daß Sie auch am Halse leiden, gehen Sie mit mir nach Ems und sitzen Sie mir. — Ich ging zu ihm nach Düsseldorf und saß ihm geduldig. Der Mann malte mit einer Liebe — — —. Da hab' ich was von der Malerei gelernt. Ich fragte, und er beantwortete alles. An meinen Stiefeln malte er mehrere Tage. Lieber Freund, sag' ich, da kann mein Schuster Hansen mir ja schneller ein paar neue machen. — Ja, sagte Bokelmann, man muß aber auch sehen, daß es Ihre Stiefel sind. — Ja, das war ein begabter Mann! — Er stammte aus der Gegend von Bremen, sein Vater war Lehrer auf dem Lande. Nur im Winter kamen ein paar Kinder zum Unterricht für die Konfirmation; „sonst," erzählte Bokelmann, „waren wir allein. Als Knabe schon zeichnete ich alles, was ich sah, und ich sagte meinem Vater, ich will Maler werden. — Nee, sä de, min Jung, das sind brotlose Künste. Du sollst Kaufmann werden, versprich mir, daß Du nicht mehr zeichnen willst. Ich versprach es und wurde Kaufmann und hielt getreu mein Versprechen. So stand ich drei Jahre hinter dem Ladentisch und drehte Tüten und verkaufte Sirup. Dann starb mein Vater. Ich kam als Commis in eine Hartgummifabrik. Da mußte ich den ganzen Tag auf dem halbdunkeln Boden sitzen und aufpassen, wie verpackt wurde; etwas anderes hatte ich nicht zu thun. Da hatte ich nun eines Tages einen Bleistift in der Hand, und ich mußte zeichnen, was ich sah: den Boden, die Leute, und so zeichnete ich jetzt immer den ganzen Tag. Eines Tages kam der erste Buchhalter, um meine Bücher nachzusehen. Da lag in dem einen eine von meinen Zeichnungen. Wer hat das gemacht? fragte er. Ich hatte das Gefühl, ich stände vor meinem Vater, und sagte ganz kleinlaut: Ich hab's gethan! — Woher haben Sie das, haben Sie noch mehr? — Ich zeigte. — Sie müssen Maler werden. Gehen Sie nach München! — Ich war sprachlos, aber ich ging; ich hatte etwas Vermögen." Ein Jahr ist er dort gewesen, dann malte er ein Porträt, das man ihm für eine größere Summe abkaufen wollte, dann die „Testamentseröffnung." Da stand in der Ausstellung ein Kind aus seiner Heimat davor und sagte: Sieh' 'mal, das ist Tante U., und das ist der, und das ist der. — Das mußt Du nicht immer sagen, Kind! sagte ein Herr. — Aber sie sind es ja doch! — Es waren auch alles Porträts. — Jedes Bild verkaufte er von der Staffelei weg für große Preise. Ich war später einmal vier Wochen bei ihm und hab' ihn sehr lieb gewonnen als Freund, — ja — das war ein Mann!"

Zum 70. Geburtstage bekam Groth etwa 200 Telegramme, die alle gebunden aufbewahrt sind. „Kommt da der Postbote," erzählte er, „und bringt wieder einen ganzen Haufen, und das eine, sagt er. möchte ich dem Herrn Professor selbst geben. Ich mache die Depesche auf, gebe sie meinem Sohn und sag': „Kiek mal," segg ik, „das ist 'mal nett von Willem! — ich hab' einen Schwager, der Wilhelm heißt. — „Was?" seggt he, „Du bist wohl dwallerig, Papa, die ist ja vom Kaiser!" —

Das erste, wenn ich kam, war an jedem Morgen, daß er mir ein Glas Wein einschenkte: „Trink', Kind, das thut gut!" An einem Tage ging es ihm nicht gut, und ich wollte gleich wieder fortgehen. „Nein, Kind, bleib' nur hier. Meine Zeit absitzen muß ich doch, ob Du hier bist oder nicht, und in Gesellschaft ist's mir lieber als allein." Wir unterhielten uns sehr lebhaft, und als ich fortging, meinte er, es habe ihm gut gethan, daß ich dagewesen sei. An jenem Tage erzählte er u. a. von Geibel. Groth neckte ihn gern: „Du, sag' 'mal, Emanuel," sagte er eines Tages, „wie kommt es, daß Du noch nicht mehr Auflagen erlebt hast? Bodenstedts Mirza Schaffy hat ja nun wohl die 100. Auflage erlebt." — „Das

kommt (mit Pathos), mein lieber Klaus, das will ich Dir sagen, weil Bodenstedt ebenso wenig Poesie hat, wie das Publikum, das ihn liest." — Bodenstedt war eines Tages bei der Taufe des Schiffes „Klaus Groth" dabei gewesen und hatte geredet:

„Bei einer solchen Gelegenheit
Kommt man nicht in Verlegenheit,
Drum öffn' ich Herz und Mund weit,
Und trink' auf Klaus Groths Gesundheit."

„Das soll nun Poesie sein!" sagte Groth, „so 'n Unsinn! Seine Reisebeschreibung, das ist ein gutes Buch, dahin passen diese Reimereien! O, diese Spruchdichter! Ist das 'ne Sorte! Goethe, das ist der einzige, der Mann hat alles gewußt, kann man beinahe sagen. Der Westöstliche Divan, in dem steht der ganze Mirza Schaffy schon drin. — Da kommen denn auch noch diese Pastoren und Lehrer und reden und denken, sie wissen was davon, aber garnichts wissen sie davon! Das sag' ich ihnen denn auch: Ich weiß nichts, aber Ihr, Ihr wißt erst recht nichts. — Bei den weisen Pastoren, da fällt mir der Pastor S. ein, ein Kerl, der konnte nicht durch die Thür, so dick war er. Ich war auf Fehmarn, ich war Schulmeister gewesen. Das haben mich die Leute da nachfühlen lassen, daß ich hätte Ohrfeigen austeilen mögen. — — Ja, — ich bearbeitete meinen Quickborn, aber ich sagte keinem Menschen etwas davon. Den ersten Teil schickte ich an Gervinus zur Durchsicht, und der schrieb mir: „Sie brauchen mich nicht. Die Sachen werden sein wie eine Oase in der Wüste." Den Brief schrieb ich ab, schickte ihn mit den Sachen an die Verleger und fand auch bald einen. Dieser Pastor S. nun hatte mich zuweilen besucht, aber mich ganz von oben herab behandelt. Ich war ja nur Schulmeister gewesen. Da schickte ich ihm den Brief mit den Sachen. In einer halben Stunde war er bei mir: Ist das der berühmte Gervinus? — Kennen Sie einen anderen? — Nein. — Ich auch nicht. — Dann sind Sie in einem Monat ein berühmter Mann. — Wahrscheinlich. — Und davon hab' ich garnichts gemerkt! — Adieu. — Adieu. — Und das sagt der Esel auch noch; fünf Jahre mit mir verkehrt und nichts gemerkt! Ich hab' ihn nie wieder gesehen. — Ja, Kind, ich schimpfe heute. Ich habe Leibschmerzen, sonst bin ich milder. Aber Grund hab' ich eigentlich. Scheußlich haben die Leute mich behandelt, — nichts konnte ich, — nichts, — ja, manchmal dachte ich, pack' nur ein, Du bist ja doch zu nichts nütze!"

Ein andermal empfing Groth mich scheltend: „Hat mir da so ein adeliges Frauenzimmer ihre Gedichte geschickt. — Kriegt sie gleich wieder! Und was für 'n Unsinn! Hat natürlich nichts zu thun; sollte arbeiten! — Und sieh bloß 'mal, was 'ne Handschrift, muß alles anders herum sein als bei anderen Leuten. Und so 'n Format! — Soll ich auch noch Laufereien davon haben? — Das Couvert kehr' ich um, das kriegt sie wieder." — Er erzählte dann von seiner Jugend, und mir ist besonders in Erinnerung geblieben, wie er Weihnachtslieder lernen sollte, und als sein Vater ihm für jedes einen Schilling versprach, lernte er achtzehn in vier Tagen. —

Mit meinem Relief beeilte ich mich nicht sonderlich. Ich änderte wiederholt daran und machte es mit allem Behagen fertig. Ob das zu seinem Besten gewesen, ist mir allerdings sehr fraglich; aber die behaglichen Stunden waren mir so lieb, daß ich sie gern in die Länge zog. Kurz bevor ich mit der Arbeit fertig war, traf ich eines Tages bei Groth auch mit Hermann Allers zusammen. Die beiden waren herzlich befreundet, und Groth besuchte im Winter darauf Allers auf Capri. Als ich in dieser Zeit in Kiel bei seiner Haushälterin fragte, wie es dem Herrn Professor in Italien gefalle, hieß es, er habe nur geschrieben, man solle ihm sofort einen Sack mit Buchweizengrütze schicken. — — Das war alles.

Und es gefiel ihm garnicht! Er war nicht mehr jung genug, um Heimat und die alte Umgebung entbehren zu können. Ganz abgemagert und scheltend kam er zurück. So sah ich ihn auf der Rückreise in München, wo er bei Freunden, die ihn aufs beste pflegten, sich für die lange Reise erholen sollte. Er war aber erst der alte wieder, als er in Kiel in seiner alten behaglichen Kajüte wie früher saß, die obere Hälfte der Thür offen; als er wieder die Drossel in seinem Garten singen hörte und die gewohnten Gesichter um sich sah.

Zum 80. Geburtstag fuhr ich nach Kiel. — Im Garten traf ich eine ganze Reihe von Besuchern, die jedoch alle wieder umkehren mußten, da das Geburtstagskind nicht wohl war. Nur die Deputationen könnten empfangen werden, hieß es. Trotzdem gelang es mir, auf den vertrauten Wegen mich einzuschleichen, und da stand ich zwischen schwarz befrackten Herren, welche die drei neben einander liegenden Zimmer anfüllten. Im letzten Zimmer, alles überragend, sah ich die hohe Gestalt des Dichters. Stehend ließ er all' die Reden, von denen nur dann und wann ein abgerissenes Wort zu uns herüberklang über sich ergehen, wenn es ihm auch recht schwer zu werden schien. Einmal flog sein Auge etwas müde über die — meist ziemlich fremden — Gesichter, und das liebe, gütige Aufleuchten des Blickes begrüßte mich. Mit seinen ditmarscher Landsleuten, die ihm die Grüße seiner Vaterstadt Heide überbrachten, kam endlich auch die Reihe an mich, ihm die Hand zu drücken.

Am nächsten Tage besuchte ich ihn vor meiner Abreise noch einmal, — es sollte das letzte Mal sein. — Er saß, wie immer, allein in der Kajüte, inmitten von Blumen, Büchern, Bildern und Briefen. „Ich habe gerade an Dich gedacht, Kind!“ rief er mir entgegen, „es ist gut, daß ich Dich noch 'mal in Ruhe sehe. Es war mir eine wirkliche Freude, als ich gestern Dein Gesicht unter all' den Menschen sah.“ Dann mußte ich alles sehen, was ihm Freude gemacht hatte, und bald dies, bald jenes herbeiholen. Eine Radierung von Brahms, im Halbprofil, fast silhouettenhaft, hatte ihn besonders erfreut. Ich suchte darnach und ergriff statt dessen eine neue Photographie von ihm selbst. „Nein, Kind, das nicht,“ sagte er lächelnd, „Klaus Groth, den habe ich nun satt!“ Wir tranken noch fröhlich miteinander auf den 90. Geburtstag, noch einmal nahm er, wie er es zu thun pflegte, meine Hand in seine beiden schlanken Hände, und damit schied ich von ihm.

Ein Brief, in dem er mir unmittelbar vor seinem Tode noch einmal für eine kleine Büste dankte, die ich ihm zum Geburtstage gebracht, zeigte noch die ganze Frische und Jugendlichkeit der Empfindung, mit der er sich bis in die letzten Tage über das Kleinste zu freuen vermochte, und die Erinnerung an diese lebenswarme, frische Empfindungskraft und jugendliche Lebensauffassung, mit der er aus dem Leben geschieden, ist es, die den Schmerz über seinen Verlust einem jeden seiner Freunde mildern wird.

Jan Detlv.

En Daglöhnergeschicht.

Vun **J. W. Kruse**, Kiel.

II.

Wie Dortjn to Hus kam weer, wuß se sülbn ni. Nu seet se wedder in ęr lütt Behüsung, verstört un verbistert. Wull teinmal leep se von 'e Stuv na de Kœk un wedder trügg. Dat Waschwater weer kolt, dat Für glœs' noch ębn un slep toletz in; dat Huswęsen stunn still. Wo weer nu 't egen Hus? Nich mal in dit könnt wi blibn. Un as muß se nu allns mit grötere Lev umfatn,

betracht se ęrn Kram, den se sik mit 'e Jahrn harrn anschaffen kunnt. Se pack rum, wo allns in beste Ordnung weer, se wisch daran rum, as harr se nie sik um den Stoff kümmert. Dar hung de Portrets an 'e Wand, oltmodsche Bilder in runde Papprahms. Ob se de wull mitnęm kunn? Ut en Rahm kekn ęr Kinner. „De künnt uns ni hölpn," dach se bi sik. „Wi uk ni," reep en anner Bild, ęr Swager un Jan Detlv sin Swester, „wi uk ni; wi hebbt sülbn genog un to vęl to sorgn." Un wie ęr Ogn endli an ęr egen Bild, dat se beid in ęr bestcn Jahrn værstell, behangen blewen, weer ęr mit en Mal klar, se weern to En, se kunn sik sülbn ni mehr hölpen. In 'e Stuv weer't dodenstill. Dortjn harr de Hann in 'n Schoot leggt. Se dę nicks, se dach nicks, stump un gliküldi seegn ęr Ogn op 'n sandstreitn Fotbordn vær sik hin.

Lisen gle en Schattn dærch de Stuv, vær de Buterdær pett sik jemand den Stoff von 'e Föt, de Dær war apenstött un de Husklock mell blickern un drang den Besök. Eer Dortjn sik rech vermünner, stünn Hinnerk Restörp, de Brefbad, in 'e Stubendær. He gröt Dortjn, reet sin Tasch na 'n værn un nestel in sin Papiern. „Hest wat vær uns?" — „Ja, Zeitung und Brief." — „Kriegt wi hüt — ja, ja, is uk wahr, hüt is ja Sünnabend, de „Bad" kummt ja." — Hinnerk Restörp harr beides op 'n Disch leggt. Dortjn verget ganz, dat he hier vær gewöhnli en lüttje Paus in sin Tour mak un bi 'n Tass' Kaffee sin Niigkeitn, de he bi weglang opfungn, to'n bestn gev. Se bod em keen Stohl un keen Kaffee an. Hinnerk kunn sin Klag æwer de Hittn un de Loperi von Hus to Hus ni anbringn. „Wat mag de denn hem?" knurr he butn ünner't Fenster lang, denn pilger he wider, un Dortjn seet wedder alleen. Se lang na ole Gewohnheit na den „Ditmarscher Boten." „Wat 's dat, en Breef?" Ęr schot dat Blot na 'n Hartn. „En Breef," sä se langsam — dat weer ęr so wat Ungewohntes, dat se em gliks mit ęr Unglück in Tosamenhang broch. Ęr krumm Finger grabbeln dat stive Couvert von 'n Disch. „Nę," sä se un smet em wedder hin, „ik fat em ni an, Jan Detlv kann em bręken. He kummt so wie so vundag ja fröher to Hus." Dat letzte sä se, as se ut 't Fenster to Süden na 'n Himmel kek. Butn trock en stark Gewitter op. De Sünn har sik wegstękn, de erstn Droppn flogen gegen de Rutn.

Na 'n lütte halve Stünn stunn dat Gewitter æwer Husendiek. Starke Släg gungn hier un dar dal, de lütt Daglöhnerkat duck sik ünner de dre Pappelböm, as muß 't jeden Ogenblick inslan. In starken Strom leep dat Water an de knupperigen Stämm dal un ut de Dackæs in 'n weken Sand ünner Dortjn ęr Fenster. Se slog 'n Kækenschært æwer 'n Kopp un stell rasch Ammer un Waschbalje ünner de Æs. As se um de Eck kiken wull, ob dat Schur noch ni bald væræwer weer, prall se gegen Jan Detlv an. He harr keen drögen Drat an 'n Liv. „Man gau rin — kumm, dat du di ni erst verköhlst, ik heff di all Tüg torech leggt." As Jan Detlv sik umtrock, full ęr den Breef in. Wo weer he noch blęvn. — „Hier, — Jehann, wi hebbt 'n Breef kręgn."

De Breef weer von Jærn ut Amerika. He schreev allerlei, von sin Farm, wat 'n Bushel Wetn goll, von sin Vehstand, von 'e Küll in letzten Winter un so wider. Möhsam bokstabeer Jan Detlv dat bilüttns rut. Jærn weer sin Lęvdag keen Held von 'e Fedder węn, 't weer æwerhaupt 'n Wunner, dat he schreev, un Jan Detlv sin Ogen harrn nog to don, den Krittelkram tosam to bringn. Dortjn hör nip to, awer as de letzte Sid kem, kreeg se den Kopp hoch. Jærn schreev: Und nun noch Eins, liebe Eltern. Wenn Ihr Lust habt, dann kommt nur rüber nach uns. Arbeiten braucht Ihr hier nicht, und zu leben haben wir genug. Trina und ich möchten Euch noch gern einmal sehen. Also überlegt Euch und dann schreibt. Ich schicke Euch dann das Geld — — — — — —

In 'e Stuv weer't wedder still. Jan Detlv harr den Breef op 'e Knee liggn, sin Hand leeg drop, mit de anner bög he de Brill achter't Ohr rut. Sin Fru keek em an, as müß he toerst wat seggn, un he lur, wat se wull seggn war. Awer keen een schin dat rechte Wort finn to könn. „Ja," sä Jan Detlv endli un hal deep Luf, „he sitt dar gut. Ik wull — — —" wider keem he ni. — „Wat wullst du?" — Jan Detlv sin Boß gung deep. „Moder," sä he — un as müß he sin Dortjn en bẹt værbereitn op dat, wat he seggn wull, lä he sin Hand op ẹr — „wat meenst du darto?" — „Wonẹm to, Jehann?" — „Gott, Moder, du weets doch, wat he schriff." — „Na Amerika!" schreeg Dortjn op, „nu un nimmer ga ik dar hin. Un wenn's mi uk ut Hus rutdrägn schüllt — Jehann, bedenk doch, wo schüll wi dar hin kam, wo schüll wi Jœrn finn mank de wildfremdn Minschen. Nu un nimmer." — „Dar heſt du recht, Moder," keem dat wedder deep ut Jan Detlv sin Boß, „na't Grot Hus heff wi dat neger." Darmit weer nu Dortjn vullständi wedder in't Ween kam, un denn weer ni mehr mit ẹr to rẹdn. Bi't Lẹsen weer dat Jan Detlv so wẹn, as keem hier Hölp vær ẹrn Kummer, awer he leet gliks den Gedankn wedder falln. „Denn lat 't gan as 't will, wi künnt dar ni gegen an."

De Dag ging to Enn — in 'e Stuv war't düster — de Maan gung op un lẹ sin Schin dœrch de dre Pappelböm œwer twe bleeke, ole afharmte Gesichter dar binn in 'e Kamer.

Un as disse Dag keem nu en ganze Reeg von Dag', een jüs so as de anner. In de lütt Daglöhnerkat weer 't Unglück introckn. Dar weer nicks passeert, awer dat Unglück lur in 'e Ecken, um œwer de beidn hertofalln. Dat Erste, wat dat mit sik broch, weer en quälende Unruh. Dortjn ẹr Kraft weer lahm leggt. Se drog to swar an Sorgn un Gedanken. Mitünner düch ẹr, se wull na't Nawershus gan un ẹr Hart utschüttn. Awer wat wussn de davon. De harrn sülbn ẹr Plag. Denn meen se, dat kunn noch wedder gut warn. Wosückn wuß se uk ni. Abens keem denn ẹrn Mann to Hus, jüs so verdretli as se, jüs so trostlos.

So ging de Summer hin. De Felder warn leddi, de lüttn Lüd kregn ẹr Kantüffeln op, un de Bur far se to Hus. Anfang Oktober gung't Döschen los. Jan Detlv leep Dag vær Dag na sin Burn. De Stövmæhl gung, dat Korn war scheept, un Peter Jakobs harr wedder sin Plag mit 'e grote Pachtsumm.

Ensdag broch Hinnerk Reſtörp en inschrẹbn Breef an Jan Detlv. Jœrn harr twe Frikartn schickt. Wat nu? In't Dörp weern twe Parti. De en meen, wat de beidn oln Lüd dar wulln. Schließli kunn dat Dörp ẹr denn uk doch noch ernärn, wenn se denn dörchut ni mehr kunn. De annern sän: Jan Detlv kunn ja garni bẹter don as reisen hin. Dat weer doch sin egn Sœn, de war em gut behandeln; un na Amerika gung doch allns na to. Wenn ẹr dat badn war, se wussn wull, wat se dẹn. — „Wat meent He darto?" frog Jan Detlv sin Bur. — „Jan Detlv," sä he, „wenn mi de Hann ni bunn weern, ik leet em warafti ni lopn. Ik wull jüm beidn ni hungern latn, un schulln wi uk dat lẹtz Brot deeln. Awer wat schall ik? Ik weet sülbn ni, wo wi afblivt dit Værjahr. He mut dat sülbn wẹtn." — — — — — — — — — — —

Veertein Dag nadœr weer bi Jan Detlv Aukschon. To Südn ünner de Wand, wo he so fakn sin Sicht haart harr, stünn ẹr bẹtn Kram. Mitnẹhm kunn se nicks. Allns war dür betalt. Jedereen wull noch sin Groschn bidrẹgn, dat se doch ni leddi un los ankeem. Dortjn leet sik ni seen. Keen Minsch kunn ẹr dat verdenkn; denn wenn dat lẹtzte Stück ut Hus dragen ward un in fremde Hann kummt, is een to Mod, as war en Stück von't Hart mit wegrẹtn. Se wull ni seen, wukeen mit ẹr Spinnrad afgingn, 'keen Klock un Kœkengeschirr wegdrog; se seet op'e großmächdige Reiskist un ween. — — — — In Schummern gungn

Jan Detlv un Dortjn ton letztn Mal dœr't Dörp von ẹr Hus na Peter Bur sin. De lüttn Katn stunn still un ducki in Nebel un Grau. Keen Minsch mehr butn, narms Licht: Husendiek sleep. Jan Detlv stütt sik op sin Eken; den wull he mitnẹhm. Dortjn krop bi em an, se fror.

Bi Peter Jakobs schull noch en bẹtn Abschied fiert warn. Rẹd war da ni. Awer as de Bur mit sin oln Daglöhner anstött un sä: Na, lat jüm dat gut gahn op'e anner Sid — dat kem em von Hartn. Jan Detlv stött kräfti an, uk mit sin Fru. „Moder," sä he, „wenn wi man erst achter Hamborg sünd, denn segg wi: Adjüs Cuxhaven! un denn schaft man sehn, kam wi wull œwer." Warafti, Dortjn lẹv uk rein en bẹtn op. Ẹr gru vör de Reis, awer Jœrn wedder to sehn, dat munter ẹr Hart doch op. So ging de Abnd rasch hin.

Morgens Klock halvi dre fahr Peter Jakobs sin Sœhn de beidn ut Dörp rut. He schull ẹr na de Bahn bringn. Dat Dörp sleep noch. Still un week rull de Wagn dör de Felder un verswunn in Morgennebel. —

De ersten veertein Dag na de Afreis' war vẹl œwer de beidn snackt. De meistn durn œwer ẹr un meen', dat neem keen gut Enn. De Amerikaner sünd grotharti, se hebbt dat rikli vẹl mit'n Mund. Man harr uk Bispile, datt Kinner ni gut bi de Öllern weern, wenn se uk noch so nett schreebn, un kunn dat mit Sprickwörter beleggn. De gans Klokn dachn sik hitzi, man harr dat œwerhaup ni lidn muß, dat so'n ole Lüd noch op 'e Wannerschaft ging'. Awer se weern nu weg, un all nagrad beruhig man sik — dat Dörp kem wedder in't ole Spor, un allns ging sin ordnungsmäßigen Gang. Dat Vœrjahr kem, un de Bur trock wedder mit 'e Plog to Fell, de Jungs kregn fri ut 'e Sommerschol un gung mit Hü un Hott achteran. Fritz Binner muß Pẹr dribn bi de Drillmaschin un konstruer wedder sin Sünnklock. Peter Bur weer aftrockn, an sin Stell quäl sik anners een mit 'e Pachtsumm un de Sorgn. Von Jan Detlv war ni mehr snackt. So 'n Dörpschaf is en sonnerbar Ding. Dat kümmt een so vœr as en grote Familie, wo een den annern kennt mit all sin Umstänn, sin Freud un sin Plag. Wer da tohört, föhlt sik gemütli, un wer uttreckt, is bald fremd un vergẹtn. De Stell, de he innahm hett, slutt sik, sin Arbeit deit en annern un an sin Herd warmt sik anner Lüd Hann. — — — — — — — — — —

Na twe Jahr passeer in Husendik, woran keen Minsch dacht harr. Erst war *allerlei munkelt, noch ganz unbestimmt un twifelhaft.* De hüslichsten Lüd, de sonst knapp von 'e Hoffstẹd kem, makn Warf bi'n Nawer, um to hörn, ob 't wahr weer. Keen Minsch wuß wat Gewisses, bet denn toletz Hinnerk Reſtörp dat Fragen un Koppschütteln en Enn mak un vœr gewiß ut Warfen mitbroch: Jan Detlv un Dortjn kamt wedder! Wat weer't 'n Opregung in 'e Familie. Dat ganze Dörp weer enig, se schulln mit Freud un grote Fierlichkeit wedder opnahm warrn. — Sünndags na Pingsten fahr Peter Bur sin Sœn wedder na de Bahn. He harr sik in't Dörp as Daglöhner sett un muß bi anner Lüd sin Brot ẹtn. Vœr em weer dat 'n Ehr, de beidn wedder to haln, de he domals rutföhrt harr ut Dörp un ut 'e Heimat. Bi em schulln se uk de erste Tid wahn. In sin lütt Behüsung weer en leddi Losement, twe Fenster na 'n Garn rut un veer kahle Wänn. Mehr kunn he ni beedn. Awer wat da fehl, dat bröch dat Dörp rikli tohop. De Burn sorgn vœr Kantüffeln un en Tonn Weetn, vœr Törf un Brennholt, de lüttn Lüd brochn, wat se man jiggens entbern kunn an Putt un Pann un annere Kleenigkeitn. De Frunslüd stürn dat allns torech, de Stuv war mit Sand utstreit, un as toletz noch en Grano vœrt Fenster stunn un de nie Klock von de Wand all de Herrlichkeit œwerseeg, weer de Stuv utstürt, as kem dar en Brutpaar. En Brutpaar kem dar frili nich. Wo seegn de beidn oln Lüd ut! Jan Detlv weer

noch grauer un stiwer warn. Knapp kunn he von 'n Buwagen rünnerkam. Un nu Dortjn! Se lach un ween in een Atn, as Vullmach Klas Hansen ęr rafbœr. De Burn ging op Jan Detlv to un gebn em de Hand, enige snackn en paar Wör, de meistn wüssn ni rech, wat se seggn schulln. De Fruns stunn um Dortjn herum. Se harrn sik den Empfang as 'n Fest dach, nu stunn mehr Trur as Freud op ęr Gesichter. „Lat uns ringan," sä Klas Hansen; darbi lä he Dortjn ęr Hand in Jan Detlv sin un föhr de beidn in ęr nie ole Heimat. De Sünn schin dœr't Fenster op den wittn Fotbordn. Se grüß de beidn Oln so fründli, as wull se seggn: „nu is allns wedder gut, nu lat den Frędn wedder int Hart trecken." Jan Detlv stunn merrn in 'e Stuv un keek sik langsam na alle Sidn um, denn lä he sin Kopp op Dortjn ęr Schuller, hal deep Luf un sä: „Gott lov, Moder, wi sünd wedder to Hus." — — — — — — — — — — —

So wit weer allns gut. Awer wenn du en oln Boom noch umplantn deist, weg von sin Stęd, wo he grot warn is, in en noch so gudn Bordn: he kann ni wedder fast wuddeln, he welkt hin. Du plantst em wedder an sin ole Stęd un hęgst un plęgst em, datt he nu wedder to sik sülbn kam schall, denn will't uk hier ni mehr. Nu weets du't, dat weer en dumm Stück un harr ünnerbliebn muß. Awer nu is't to lat.

De beidn Oln kunn ni wedder to Gang kam. Jan Detlv harr ja Arbeit genog, mehr, as he don kunn. Se harrn uk so lębn kunnt, wenn se't annęm wullt harrn. Awer Jan Detlv wull ken Gnadenbrot ętn. He muß wat wirkn. So krœpel he as Daglöhner bi'n Vullmach wedder to Fell, he stunn wedder op't Nęgenschępelstück as domals un dösch wedder in'n Winter. Von Amerika war keen Wort seggt. Wenn se em frogn, wie't dar gan harr, sä he blots: wi kunn't ni mehr utholn.

Gegen Vœrjahr bleev Dortjn dot. Jan Detlv muß noch enmal op'e Wannerschop. Sin Schwestersœhn nem em to sik un plęg em in Lev un Geduld. Awer uk sin Stunn kem, en sware Stunn. He harr geern seen, dat de Dod em mitnahm harr, as he Dortjn hal. He dę dat ni. Un in Jan Detlv wak wedder de Gedanke op. De harr em drückt Jahre lang, de drew em œwer't Water. Toletz war he em œwer un beręd em, datt he sin Lębn von sik smeet, dat weer de Gedanke an't Grot Hus.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

5. Na Möörn!

In Möörn*) is dat mal fröhjahrs so'n drög' Węder weß, un dat hett mit de Saat un mit dat Gras' gar ne ut de Stę' wullt. [1])

Nu hebbt se hööрt, de Möörner, dat de Apteeker in 'e Stadt Unwęder to verköpen hett.

Do schickt se 'n Knech hen, de schall vör hunnert Mark Unwęder hal'n.

In de Apteek kricht he nu vör sin hunnert Mark so'n ganz lütt Schach'l. [2])

*) Sollte der Name, der Müadn gesprochen wird, mit dem Ton auf dem ü, und den ich mir Mörn geschrieben denke, frei erfunden sein? In Bayern giebt es ein katholisches Pfarrdorf Mörn oder Möhren, doch wie käme ein bayrischer Ortsname in eine holsteinische Geschichte? Bei Bargteheide giebt es eine Häusergruppe Mühren, aber die wird hier auch nicht gemeint sein. Sollte es vielleicht früher in unserer Gegend ein Dorf Mörn gegeben haben, das jetzt nicht mehr vorhanden ist?

Un de Apteeker secht, he schall dat jo un jo ne apen mak'n, süß [3]) flücht dat Unwęder rut.

Nu snurr't un brumm't dat ümmer so in dat Schach'l, un de Knech is je neeli, [4]) wa dat Unwęder wul utsehn deit, un he mak't dat Schach'l apen.

Do flücht dar so 'n groten gęl'n Brummer rut, so 'n as sik sommerda's ümmer up de Köög' [5]) setten doot.

Do löppt de Knech achter em an un röppt: „Na Möörn, na Möörn!" He hett meent, de Brummer schall na Möörn fleeg'n.

As he nu weller to Hus is, de Knech, do ward dat 'n paar Dag darup so ganz gręsi [6]) ręgen, un dat ręg'nt un ręg'nt ümmerlos' un will gar ne wa' uphol'n. [7])

Do hebbt de Möörner secht, vör hunnert Mark, so vęl Unwęder harr'n se gar ne nödi hatt. Wenn nu mal weller 'n Drögnis [8]) kööm, [9]) denn wull'n se dar ne mehr an wenn'n [10]) as fökti. Nach Frau Schlör geb. Harms in Griebel.

Anmerkungen: [1]) aus der Stelle gewollt. [2]) Schachtel, im Plattdeutschen sächlich. [3]) sonst. [4]) neugierig. [5]) Kühe. [6]) gräsig = schrecklich. [7]) aufhalten; so sagt man im Plattdeutschen statt „aufhören." [8]) Trocknis = Dürre. [9]) käme. [10]) wenden.



Bilder aus dem Adlerschen Agendenstreit 1797 und 1798.*)

Vorbemerkung.

Die Herzogtümer Schleswig-Holstein zerfielen bis zum Jahre 1773 in verschiedene Landesteile mit besonderen kirchlichen und politischen Einrichtungen und Behörden. Die im Jahre 1542 erlassene Schleswig-holsteinische Kirchenordnung hatte zwar für den größten Teil des Landes amtliche Geltung, war aber thatsächlich überall außer Gebrauch gekommen, besonders seit durch das Schleswig-holsteinische Kirchenbuch von 1665 (Olearius) und den Generalsuperintendenten Stephan Klotz die plattdeutsche Sprache der alten Kirchenordnung verdrängt worden war. Seitdem wurden in den einzelnen Landesteilen verschiedene Agenden gebraucht. Der Königliche, der Großfürstliche, der Glücksburgische, der Plönsche Landesteil und außerdem das dänische Nordschleswig hatten ihre eigenen Ritualen.

Schon der im Jahre 1747 verstorbene Generalsuperintendent des Königlichen Anteiles Georg Johannes Conradi hatte den Entwurf eines neuen Kirchenrituales für Schleswig-Holstein hinterlassen, über welchen bis zum Jahre 1761 unter Mitwirkung des Generalsuperintendenten Struensee verhandelt wurde. Von 1761 bis 1789 ruhen die Verhandlungen. In diese Zeit fallen die an den Namen Struensee sich knüpfenden politischen Unruhen, und als diese vorüber waren, wurden die Verhandlungen über den Conradischen Entwurf wieder aufgenommen, wiederum unter Mitwirkung des inzwischen alt gewordenen Generalsuperintendenten Struensee, des Vaters des unglücklichen Ministers. Struensee hatte selbst einen

*) Selbstverständlich kommt für unsere Zeitschrift nicht die kirchliche, sondern nur die kulturgeschichtliche Seite dieser Angelegenheit, die vor hundert Jahren lebhafte Bewegung hervorrief, in Frage, und da die Bilder, die unter obigem Titel ab und zu geboten werden sollen, völlig objektiv gehaltene Auszüge aus den Akten des Schleswiger Archivs bieten, die noch niemals gedruckt worden sind, so hofft die Schriftleitung, ihren Lesern durch diese Veröffentlichung einen Dienst zu erweisen. Diese Hoffnung wird um so berechtigter sein, je mehr die Erfahrung gelehrt hat — noch neulich wieder bei den „Nachrichten aus den Herzogtümern" —, daß gerade derartige Mitteilungen aus alten Quellen besonders beliebt sind.

Entwurf ausgearbeitet, welcher noch vorhanden ist, aber inzwischen war an die Stelle der früher herrschenden und von Struensee vertretenen Orthodoxie der Rationalismus getreten und beherrschte die regierenden Kreise wie die Geistlichkeit. Vor dieser Richtung fanden natürlich die alten, auf dem Boden der Orthodoxie stehenden Ritualen keine Gnade, und man ging nunmehr daran, eine Agende im Geiste des Rationalismus vorzubereiten. Mit der Ausarbeitung wurde im Jahre 1790 der Pastor und Konsistorialrat Schwollmann in Schleswig beauftragt, welcher im November 1791 den Entwurf einer „allgemeinen Liturgie“ und des „Handbuches der Evangelien und Episteln mit Erläuterungen“ vorlegte. Diese Entwürfe atmen ganz den trocknen und geschmacklosen Geist des vulgären Rationalismus. Mit Recht rügen die Kopenhagener Hofprediger, welche die Entwürfe begutachteten, diese Geschmacklosigkeiten. Als Beispiele derselben führe ich an:

Luther:	Schwollmann:
Ps. 90, 9: Unsere Jahre gehen hin wie ein Geschwätz.	Schnell wie bei süßem Gespräch eilt unserer Jahre Ende herbei.
Joh. 2, 3: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?	Warum willst du mir vorschreiben, was ich thun soll, meine gute Frau?
Jac. 5, 7: So seid nun geduldig, liebe Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn.	Habt Geduld, meine Brüder, die Lehre Jesu wird sich bald mehr ausbreiten.

Der Schwollmannsche Entwurf wurde denn auch nicht angenommen, dagegen durch Schreiben der Königl. deutschen Kanzlei vom 18. Oktober 1794 der Generalsuperintendent für Schleswig (seit 1792), J. G. Chr. Adler, beauftragt, den Entwuf einer neuen Liturgie zu verfassen, diesen mit seinem Kollegen, dem Generalsuperintendenten Callisen, durchzugehen und dann zu näherer Resolution über den Erfolg zu berichten. Am 7. und 16. Juli 1796 überreichen die beiden Generalsuperintendenten den von Adler verfaßten, von Callisen begutachteten und schließlich gebilligten Agendenentwurf, welcher unterm 25. November 1796 die Allerhöchste Genehmigung erhielt. Zugleich wurde „dem Konsistorialrat Schwollmann zur Belohnung und Abfindung (er beanspruchte 400 Thaler Entschädigung für angeschaffte Bücher) der Titel eines Ober-Konsistorialrates mit dem Range eines wirklichen Justizrates und unentgeltlicher Ausfertigung der Bestallung allergnädigst ertheilt.“ Das Konfirmationsdekret wurde am 2. Dezember 1796 erlassen und dem Generalsuperintendenten Adler das besondere Wohlgefallen Sr. Majestät über die von ihm bewiesene Thätigkeit, seinen Eifer und seine Einsicht ausgesprochen. Indem ich die Einzelheiten der über die Einführung der Agende geführten Verhandlungen einer späteren Darstellung vorbehalte, bemerke ich, daß die Agende in beiden Herzogtümern auf den Widerstand vieler Gemeinden stieß und daß infolge desselben die Einführung niemals ganz durchgeführt worden ist. Der Widerstand richtete sich fast ausschließlich auf die durch die Agende eingeführten neuen Perikopen. Die Gemeinden waren gewohnt, daß jeden Sonntag über das Sonntagsevangelium gepredigt wurde, und empfanden es als einen Eingriff in ihre religiöse Überzeugung, wenn andere Texte benutzt wurden. Besonders heftig war der Widerstand in Eiderstedt, Ditmarschen und Pinneberg, jedoch kamen auch anderswo Ausschreitungen vor und eine große Erregung der Gemüter ging durch das ganze Land. Wenn auch in besserer Form als der Schwollmannsche Entwurf, so stand doch die Adlersche Agende durchaus auf dem Boden des Rationalismus und erregte dadurch bei den bewußt Orthodoxen großen Anstoß, während die Gemeinden im ganzen nur den neuen Formen sich widersetzten. Aus diesem Streite sind nachstehend einige Bilder nach den Akten mitgeteilt.

Kiel, im Juni 1899. Mau.

Albersdorf (A. XVIII, N. 400c, fol. 110 ff.)

Unter dem 30. August 1797 wandte sich der Hauptpastor Johann Jakob Rink in Albersdorf mit einer 6 Folioseiten umfassenden Eingabe an Se. Majestät den König und

beklagte sich bitter über die Unannehmlichkeiten, welche ihm aus der teilweisen Einführung der neuen Agende erwachsen wären. „Der allergrößte Theil des Kirchspiels ist schrecklich aufgebracht und glaubt, weil wie sie sagen, Seele und Seligkeit dabei verloren gehen können, so müsse man schlechterdings hierin Nichts nachgeben. — — Man sagt mir im Hause sehr bittre Injurien und Insolenzen, selbst in der Kirche sind auffallende Aeußerungen des Unwillens geschehen." Aus einer Anzahl Dorfschaften sind die dringendsten Aufforderungen gekommen, zur alten Ordnung zurückzukehren. — „Kurtz, der der Heerde Hirte seyn soll, wird jetzo wie der Wolf und mit gleichen Augen angesehen und befehdet." Da außerdem die Prediger in Ditmarschen einen großen Teil ihrer Einkünfte von dem guten Willen ihrer Gemeinde zögen, so drücke ihn diese Feindschaft doppelt schwer. Die Gemeinde drohe, und eine Bauerschaft habe am 10. Trin.-Sonntage durch 2 Delegierte und 6 Delegierte von vier anderen am 11. Trin.-Sonntage ihm gleichsam befohlen, alls Neue abzuschaffen, er habe es aber nicht thun zu dürfen geglaubt. Der Grund von diesem allen liegt theils in dem Mangel an Aufklärung, theils darin, daß nicht alle Prediger und selbst Pröpste nicht den Anfang mit der neuen Liturgie gemacht. Die Gemeinden halten daher die Neuerungen für ein Werk des Predigers und es sei daher zu hoffen, daß ein allerhöchst bekaunt gemachter Befehl alles ordnen und die Gemeinden beruhigen werde."

Der Landvogt Heinrich Christian Boie äußert in seinem Berichte vom 2. Oktober 1797, daß er die neue Agende studiert habe und das Land glücklich preise, „das diesen bedeutenden Schritt zur besseren Erkenntnis und Gottesverehrung zu thun bestimmt ist." Aber die allmähliche Art der Einführung, nach welcher das Neue „mehr einschleichen als befohlen und aufgedrungen werden," habe die Aufmerksamkeit der Gemeinden erregt und Beunruhigung verursacht. „Ein öffentlich bekannt gemachter Königlicher Befehl der Einführung würde dumpfes Murren veranlaßt, aber auch den lauten Ausbruch unterdrückt haben." Das Meiste hänge nun von der Vorsicht der Prediger ab. In St. Michaelisdonn, Eddelack, Wöhrden, Marne sei alles ruhig und in Brunsbüttel „würde ohne den halbklugen Trunkenbold Peter Krämer alles in seinem Geleise geblieben sein." In Meldorf sei man noch zurück und das zurückhaltende Verhalten des „würdigen, nur oft zu ängstlichen Propsten" wirke auf das Ganze nicht günstig. „Am schlimmsten ist es da, wo beide Prediger, an Einsicht und Denkungsart verschieden, nicht in Eintracht denselben Weg gehen. Das dürfte in Albersdorf beinahe der Fall sein, wo der ältere Prediger, ein gelehrter, mit den Fortschritten auch der Religionserkenntnis bekannter Mann, diese von trockner Dogmatik zu scheiden und sie auf das, was nur Noth ist, zurückzuführen versteht, der jüngere, ein halber Weltmann, seinen ungleich weiter vorgerückten Kollegen zu begreifen und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen kaum den Sinn hat. Pastor Rink hatte längst vor Einführung der neuen Agende seine sehr ungebildete, durch einen ehemaligen, nur an den Buchstaben klebenden alten Geistlichen an bloße Formeln gewöhnte Gemeine mit Glück zum Nachdenken zu leiten und unbefohlen manche zweckmäßige Neuerung zu versuchen angefangen, ohne daß deswegen je Beschwerde geführt worden wäre. Auch jetzt würde es ohne alle Beschwerde geblieben sein, wenn nicht in dem benachbarten Kirchspiel Tellingstedt einige unruhige Köpfe andere zu einer Supplik um Abwendung von Neuerungen verführt hätten. — — Ich will es dahingestellt sein lassen, ob auch nicht P. Rink bei mehrer Kenntnis der Bauern Köpfe und besonders seiner Gemeinde, deren Genossen man bei ihrer Roheit auch ein grobes Wort weder übel nehmen, noch sich davon schrecken lassen darf, auf eine anständige Weise sich hätte etwas zurückziehen und sich Angst und Verdruß hätte ersparen können. Pastor Rink ist ein schwächlicher, hypochondrischer Mann, der nicht genug versteht, den Bauern im Bauer zu sehen und den rohen Haufen, wie er genommen werden muß, zu nehmen. — — Was ich gleich gedacht, hat sich gefunden, daß der berüchtigte, auch in Glückstadt hinlänglich bekannte Prozeßgänger Detlef Paulsen in Österade und ein sehr schlechter Mensch in Bunsoe, Namens Johann Jakob Curds, denen an Wahrheit und Religion wohl wenig gelegen ist, an der Spitze stehen."

Der Landvogt ist der Ansicht, daß „auch in Albersdorf die Hitze nach und nach sich abkühlen und vernünftigern Vorstellungen Platz machen wird."

Von dem Propsten Heinrich Johann Voß in Meldorf liegen zwei längere Berichte vor. Der eine ist am 4. September 1797 an den Generalsuperintendenten Callisen, der andere am 30. Oktober 1797 an den König gerichtet.

In dem ersten Berichte äußert der Propst, daß er nach seiner genauen Kunde der Ditmarscher und ihrer Verhältnisse die jetzt bei Einführung der neuen Agende entstandenen Schwierigkeiten vorhergesehen habe. Am wenigsten Unruhe sei da entstanden, wo die Prediger sofort die neue Agende in allen Hauptteilen eingeführt hätten. Wo aber die Prediger „nur einen geringen Anfang mit einzelnen Theilen der Agende gemacht haben, ist große Gährung und Unruhe entstanden, die sich vorzüglich gegen die Prediger in manchen unangenehmen Aeußerungen und Auftritten thätig gewiesen haben."

Bei der letzten Spezialvisitation sowohl, als auch sonst hat der Propst „einen beinahe

allgemeinen Widerwillen gegen die neue Einrichtung erspühret; aus verschiedenen Gemeinden sind nicht nur einzelne, sondern im Auftrage eines großen Theils der Gemeine Abgeschickte zu mir gekommen und haben einen außerordentlichen Widerwillen dagegen geäußert und von mir die mir unmögliche Verfügung verlangt, den Predigern aufzugeben, wie sie sich ausdrücken, nichts Neues einzuführen, sondern es völlig beim Alten bewenden zu lassen."

„Alles, was sie gegen die neue Einrichtung einwenden, kommt im Ganzen darauf hinaus: Die Formulare wären viel zu hoch in ihren Ausdrücken gestimmt und nach ihren Begriffen ihnen in Vielem unverständlich — man wolle eine neue Lehre einführen und ihnen den alten wahren Glauben an Gott, Jesum und den h. Geist nehmen — in den Formularen und Gebeten würde Christus blos als Exempel und Muster, als göttlicher Lehrer, aber nicht als Versöhner genannt — bei der Taufe wären die gewöhnlichen Fragen weggelassen — bey Austheilung des h. Abendmahles geschehe keine ordentliche Einsegnung, das Kreutz werde weggelassen und die Worte der Einsetzung würden nicht gesungen, sondern nur hergebetet und der ganze sonst gewöhnliche Altardienst fiele beinahe völlig weg. — Das alte von Christo selbst wörtlich zu beten anbefohlene Vaterunser wäre abgeschafft, wenigstens würde es selten gebetet und dagegen ein neues V. U., das für sie viel zu hoch gestimmt, könnten sie nicht recht verstehen und nicht mit Andacht nachbeten, der gewöhnliche Kirchensegen fiele weg — und mit einem Wort: sie sähen voraus und befürchteten gewiß, daß man ihren Glauben und ihr Christentum, worauf sie doch zu leben und zu sterben wünschten und worin sie auch ihre Kinder wollten erzogen haben, nehmen wollte."

Die Schuld wird den Predigern gegeben, weil keine Königliche Verfügung bekannt gemacht sei und die Prediger selbst höchst ungleichmäßig vorgingen. Der Propst befürchtet nicht gerade offene Empörung, aber doch eine Entfremdung der Gemeinden von ihren Predigern und Gottesdiensten.

In dem zweiten, an den König gerichteten Berichte vom 30. Oktober 1797 spricht sich Propst Voß rücksichtlich der Albersdorfer Vorgänge wesentlich im Sinne des Landvogtes Boie aus, teilt aber dabei mit, daß es auch in anderen Gemeinden, namentlich in Windbergen, unruhig sei. — „Insonderheit haben Abgeschickte aus Windbergen im Auftrage eines großen Theiles der Gemeine sich gegen mich und andere geäußert, nie würden sie sich gegen ihren geliebten König auflehnen, aber auch nie würden sie, wenn ihr Prediger mit der Einführung der neuen Agende fortfahren sollte, die Kirche und den öffentlichen Gottesdienst besuchen, nie nach der neuen Einrichtung das h. Abendmahl empfangen und nie ihre Kinder mit ihrem guten Willen nach der Agende taufen lassen. Man könne ihnen wohl in weltlichen Dingen befehlen, auch mit dem äußerlichen Gottesdienste eine neue Einrichtung machen, aber nie, was ihren Glauben beträfe, welcher nach ihrer Meinung hierbey in Gefahr sei, Veränderungen machen und nie könnte sie sich überreden, daß ihr theurer König das von ihnen verlangen würde, ja, die Agende wäre blos ein Werk der Prediger. Sie wünschten also um ihrer Ruhe und ihrer und ihrer Kinder Glückseligkeit willen sehnlichst, daß das Rituale nicht eingeführt würde, sondern daß es bei der alten Einrichtung bleiben möchte."

Die Gemeine soll auch vor einiger Zeit, als der Prediger angefangen, statt die bisherige Collecte zu singen, das nach der neuen Agende vorgeschriebene Gebet vorzulesen, sogleich die Kirche verlassen haben.

Der Propst bittet endlich um einen bestimmten für die Oeffentlichkeit bstimmten Königlichen Befehl zur Einführung der Agende.

Der Generalsuperintendent J. L. Callisen berichtet am 12. November 1797, daß er dem Albersdorfer Vorgange kein Gewicht beilege, auch keine weiteren Unruhen befürihte, dagegen wünschen müsse, daß zur Beruhigung der dort und anderswo erregten und beunruhigten Gemüter etwas geschehe. Entweder solle man den Predigern die Freiheit geben, die neue Agende nur als Vorschlag zu behandeln, oder es solle die letztere durch öffentliche Bekanntmachung überall eingeführt werden.

Das Glückstädter Oberkonsistorium hält in seinem abschließenden, alle bisherigen Aeußerungen zusammenfassenden Berichte vom 20. November 1797 das ungleichmäßige Verfahren der Prediger für einen besonders schlimmen Uebelstand und empfiehlt, von allen Visitatorien Berichte einzuziehen, wie weit es mit der Einführung der neuen Agende gekommen, welche Wirkung sie gehabt und wie etwanigen Unzuträglichkeiten abzuhelfen sei.

Eine Verfügung der Königl. Deutschen Kanzlei ist nicht ergangen.



In min Heimat — —

Ditmarscher Platt.

In min Heimat dor steit een Hus alleen,
As Tüg noch ut öllere Tid.
Ünnern Gewel dor but de Lünken un Spreen.
Dat Moos grönt twüschen de Stänners
un Steen.
Das Ganze is fründli un blid.

In min Heimat dor steit een Hus alleen,
Noch but na de ole Ort.
Nu fahrt de Bewahner all Tegelsteen,
Bald rit se dat Dack un dat Fack vuneen;
Ik weet ni, walang as dat wohrt,

Den steit dar en Sloß, en halve Fabrik,
Mit Finstern un Dœrn na de Strat.
Un todämmt ward denn de Graff un de Dik,
Denn kriggt dat faken een anner Schick;
Wat ward dat een Pracht un en Stat!

Un dat ole Hus mit sin Makligkeit,
Dat ward vun Erdboden rak.
Doch mit em swinnt dat Glück un de Freid.
Dat Hus ward terbraken — de Steen ward
verstreit.
Dat Hus is — de plattdütsche Sprak.

Heinrich Carstens jun.



Fragen und Mitteilungen.

1. Herr J. J. Callsen in Flensburg sendet zu den in Nr. 2 der „Heimat“ gebrachten „Mitteilungen und Fragen“ 2, 3 und 4 folgende Bemerkungen:

Zu 2. Den Feuersalamander habe ich in Schleswig-Holstein nie angetroffen. Er ist mir einige Male für unsere Schulsammlung gebracht worden, aber immer aus Aquarien, woher mir auch entflohene Sumpfschildkröten zugestellt wurden. Sollten die bei Lottorf im Brunnen gefundenen „Salamander“ vielleicht Wassermolche (Triton) gewesen sein, die uns Kindern unter dem Namen „Waterveerbeen“ sehr bekannt waren?

Zu 3. Die Drosseln wurden hier noch vor wenig Jahren in der Umgegend massenhaft gefangen. Man sah ganze Bündel bei den Wildhändlern hängen. Sie scheinen jetzt weniger eingebracht zu werden, wohl weil diese Vögel leider abnehmen. Nur die Amsel macht eine Ausnahme. Die hat sich hier in der Umgebung seit Jahren merklich vermehrt. Man trifft sie auf jedem Spaziergange, und in Anlagen und Gärten ist sie ein regelmäßiger, oft recht zutraulicher Gast, über den schon die Gärtner als eine Plage in den Erdbeeren Klage führen. Die Stare haben sich seit Jahren besonders stark vermehrt, gehören fast zu den Hausvögeln, werden aber in Kirschen und Beeren oft lästig.

Die kleinen Singvögel nehmen, wie mir scheint, seit Jahren zu, vielleicht auch dadurch, daß man mehr und mehr sich bestrebt, sie gegen Raubzug zu schützen, mit Nistkästen zum Brüten und Unterschlupf zu versehen und im harten Winter zu füttern. Das Verschwinden der Knicke, das auch hier in der Umgegend — gottlob aber noch in beschränktem Maße — vorkommt, kann noch keinen merkbaren Einfluß üben, höchstens den Zug in die Nähe der Stadt verstärken, wo sie in den alten Dornhecken oder den zunehmenden Anpflanzungen sich ansiedeln. Interessant ist dabei die Beobachtung, wie die Zahl der Vogelnester zunimmt, je näher man den Wohnungen und dem täglichen Verkehr kommt. Zur Winterzeit habe ich in den durchsichtigen Hecken, Büschen und Bäumen auf kurzen Strecken von Haus zu Haus nicht selten 10 und mehr alte Nester (freilich wohl nicht von einem Jahre) gefunden und mitunter an Stellen, an denen man es nicht erwarten sollte. So z. B. fand ich vorigen Winter in einem Gartengebüsch unmittelbar an der Straße, in nächster Nähe einer Schule, ein mit der Hand zu erreichendes Nest, in dem die Brut richtig groß gezogen worden war. Ebenso sah ich einem jungen Ahornbaume mit noch dünner Krone an der Apenrader Chaussee, ferner vor einem Hause, wo täglich Scharen von Kindern spielen, und gar neben der Hauptthür des Tivoli — an der Straße — in eben solchen Bäumen ein Nest, und in beiden waren die Jungen groß gezogen worden. Die Tierchen müssen sich in der Nähe der Menschen sicher fühlen!

Zu 4. Der Hamster ist mir in Schleswig-Holstein unbekannt.

Zu den Mitteilungen 2 und 4 bemerkt in gleichem Sinne Oberlehrer Rohweder in Husum:

„Ich bin fest überzeugt, daß der Feuersalamander in Schleswig-Holstein nicht heimisch ist. Das bei Kiel gefundene Exemplar ist sicherlich als Gefangener hierhergeführt und seinem Besitzer entflohen. Die in hiesiger Gegend nicht seltenen Kamm-Molche (Triton cristatus = Molge palustris) werden hier „Wassersalamander“ oder kurzweg „Salamander“ genannt. Die Lottorfer „Tüze“ werden wohl dieselben Tiere sein. — Vor einigen Jahren erhielt ich aus einem „Sielzug“ in Eiderstedt eine lebende Sumpfschildkröte (Emys lataria); ein paar Monate später fand man an dem Ufer desselben Wasserlaufs eine von Krähen zerhackte Clemmys picta (Heimat Nord-Amerika)! — Die Geschichte vom „Hamster im öst-

lichen Holstein" wiederholt sich nach meinen Erfahrungen jedesmal, wenn sich die Wasserratte hier oder dort einmal in unliebsamer Weise durch ihre Wühlereien bemerkbar macht. Durch Zeitungsnotizen veranlaßt, habe ich mir zweimal die betreffenden Tiere schicken lassen: die ostholsteinischen Hamster waren gemeine Schermäuse.

3. **Magnussen.** Von der Familie des Künstlers geht uns folgende Berichtigung einiger nebensächlicher Irrtümer zu, die in dem Abschnitt über den älteren Magnussen enthalten sind: Der Aufenthalt in Barbusson und in Paris, wo Magnussen in Coutures Atelier malte, war 1852 vor seiner ersten Verheiratung; nachdem er schon drei Jahre in Rom gewesen war und dann den schleswig-holsteinischen Krieg als Freischarenführer und danach in der Armee mitgemacht hatte. — 1864 war er im Winterfeldzug der Überbringer der von Hamburg gesandten Liebesgaben bis zu den Vorposten im Sundewitt. Endlich 1870 ging er als Führer einer Krankenträger-Abteilung von Hamburg aus mit nach Frankreich und wurde in Meaux vor Paris Inspektor des Lazaretts.

Bücherschau.

Gustav Falke: „Mit dem Leben." Verlegt bei Alfred Janssen, Hamburg. Eleg. gb. 3 ℳ. — Falke ist einer der größten und tiefsten, wenn nicht gar der größte und tiefste Lyriker, den wir haben. Sein neues Gedichtbuch ist ein prächtiges Werk, das ich jedem für stille, einsame Feierstunden wünsche. Es sind alles einfache, schlichte Verse, die aber in so graziösem Tanzschritt, in so einschmeichelndem Rhythmus fließen, daß sie einem, auch wenn sich die Worte längst losgelöst haben, immer noch in den Ohren klingen wie ein verklungenes Lied glückseliger Kindertage. Die Leute zwar, die jeden Vers an den Fingern skandieren, um den Dichter wütend oder gar mitleidig anzuschauen, wenn nach ihrer Meinung in einer Zeile ein Versfuß fehlt, die mögen das Buch ungelesen lassen. Wer aber sein Ohr künstlerischen Feinheiten offen zu halten weiß, wird staunen, immer wieder staunen über den sich an den Gedankeninhalt und an den Klang jedes einzelnen Wortes anschmiegenden Rhythmus. — Man ist in unserer Zeit gegen Lyrik so mißtrauisch geworden. Man findet ja auch gar zu leicht entweder seichtes, plattes Epigonentum oder den Schmutz und die wüste Verworrenheit unserer Hypermodernen: Lyrik für die dieser Art huldigenden Lyriker. Wenig echte, gottbegnadete Dichter wandeln, unbekümmert um das Schreien aller Parteien und Richtungen von ragender Sängerburg in die Volksseele hinein. Falke ist so einer; er wird einst seinem Volk viel, sehr viel werden, ihm tief ins Herz hineinwachsen. Man öffne nur Ohr und Herz seinen Weisen! Es sind wunderbare Stimmungsbilder, deren Hintergrund unsere norddeutsche Heimat bildet, Liebeslieder von tiefer Glut und zartem Schmelz und Verse voll liebenswürdig lächelnden, oft satirischen Humors.

In demselben Verlag erschien in derselben Ausstattung und zu demselben Preis ein neuer Roman von Falke: „Der Mann im Nebel," ferner „Ein Katzenbuch," Gedichte zu Speckterschen Illustrationen. (Preis 50 Pf.) W. Lobsien.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig: B. G. Teubner, 1899. Preis des Bändchens 1,15 ℳ. — 3. Bändchen: **Bau und Leben des Tieres.** Von Dr. Wilh. Haacke. *II und 140 Seiten, 8⁰. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.* — Der Inhalt dieses, wie auch der beiden folgenden Bändchen bildet den in eine stilistisch-flüssige Form gegossenen Extrakt aus Vorträgen, die in Vereinen, welche die Förderung der Volksbildung erstreben, vor zahlreicher Hörerschaft gehalten worden sind. Anschaulichkeit in Wort und Bild, liebevolle Versenkung in die Materie, Berücksichtigung der Verhältnisse des praktischen Lebens: das sind die Grundpfeiler, auf denen der stoffliche Aufbau ruht. — Nachdem der Verfasser an der Hand einer Wanderung durch die Lüneburger Heide ein Bild von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des tierischen Lebens entrollt hat, betrachtet er das Tier im Rahmen seines Wohnorts überhaupt, lehrt die Tiere als Glieder der Gesamtnatur, Bau Leben im Lichte der organischen Harmonie.

5. Bändchen: **Luft, Wasser, Licht und Wärme.** Acht Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie von Prof. Dr. R. Blochmann. Mit zahlreichen Abbildungen. VI und 137 Seiten, 8⁰. — Eine vortreffliche Einführung in das Gebiet der Chemie, unter Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen!

10. Bändchen: **Unsere wichtigsten Kulturpflanzen.** Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde von Dr. R. Giesenhagen. VI und 114 Seiten, 8⁰. — Nachdem Verfasser Bau und Leben entwickelt hat, widmet er seine Arbeit der Betrachtung unserer Getreidepflanzen: Die Getreidepflanzen als Produkt der Kultur. Die älteste Angabe über den Anbau des Weizens bei den Chinesen. Der Getreidebau bei den alten Ägyptern. Älteste Nachrichten über den Getreidebau in Europa. Getreidebau der alten Germanen. Germanischer Getreidebau im frühen Mittelalter. Entwickelung des deutschen Getreidebaues in der neueren Zeit. Die Krankheiten der Getreidegräser (Brand, Rost, Mutterkorn). Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 5. Mai 1900.

Die schleswig-holsteinische Armee im Frühling 1850.

Von v. Osten.

Im Frühling 1850, als Schleswig-Holstein sich genötigt sah, den Kampf gegen Dänemark selbständig, also ohne fremde Hülfe wieder aufzunehmen, traten zwei Umstände ein, durch welche die Wehrkraft unserer kleinen, mutigen Armee in einem bedeutenden Grade geschwächt wurde: die Abberufung der preußischen Offiziere und die neuen Anordnungen des Generals v. Willisen.

I.

Bei der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark, 1848, standen dem Prinzen Friedrich von Noer, der zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmt war, anfangs nur 3000 Mann zur Verfügung, die nach dänischem Kommando eingeübt waren. Die Anzahl der Offiziere betrug kaum 30, weil die gebornen Dänen fast alle von der Erlaubnis Gebrauch machten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Zwar wuchs die Stärke der Armee durch eingezogene Reserven und durch viele Freiwillige, die aus allen Gegenden des engeren und weiteren Vaterlandes zusammenkamen, rasch zu 7000 Mann heran; aber was sollte der Prinz bei dem Mangel an Führern beginnen, diese ganz verschiedenen Truppenmassen zu ordnen und kriegstüchtig zu machen?

Die Schleswig-Holsteiner fühlten sich daher dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen zu besonderem Danke verpflichtet, weil er ihnen recht bald gegen 50 tüchtige Offiziere sandte, die sich der Aufgabe unterzogen, Einheit und Gleichmäßigkeit in der jungen Armee herzustellen. Auf Anordnung des Prinzen wurden die preußischen Exerzier-Regeln zu Grunde gelegt und alle militärischen Übungen nach preußischem Muster ausgeführt.

Nachdem die deutschen Bundestruppen, die in dem großen „Völkerfrühling" in Schleswig eingerückt waren, infolge des Waffenstillstandes von Malmö die Herzogtümer wieder verlassen hatten, legte Prinz Friedrich sein Kommando nieder. Mit Genehmigung der preußischen Regierung wurde jetzt — am 27. September 1848 — der General v. Bonin von der provisorischen Regierung zum kommandierenden General über die gesamte schleswig-holsteinische Streitmacht ernannt. Der neue Oberbefehlshaber und sein ausgezeichneter Stabschef Hauptmann v. Delius waren nun mit rastlosem Eifer bemüht, alle Truppengattungen weiter auszubilden, um im Falle der Wiedereröffnung des Kampfes mit einer musterhaft geschulten und kampfesmutigen Armee ins Feld rücken zu können.

Dennoch konnte die „gemeinsame Regierung" [1]) bei dem Hinblick auf die

[1]) Auf die provisorische Regierung folgte am 22. Oktober 1848 die sogenannte gemeinsame Regierung, von Dänemark und Preußen gemeinsam eingesetzt.

Kriegsrüstungen sich einer gewissen Besorgnis nicht erwehren. Die preußischen Offiziere mit Einschluß des Generals waren nämlich mit wenigen Ausnahmen nur auf unbestimmte Zeit beurlaubt und konnten jeden Tag ohne weitere Verhandlung wieder zurückberufen werden. Es kostete Preußen also nur ein Wort, um Schleswig-Holstein in große Verlegenheit zu setzen.

Höchst bedrohlich gestaltete sich daher die Sachlage am 10. Juli 1849, als die preußische Regierung mit Dänemark den für Schleswig-Holstein so ungünstigen Waffenstillstand von Berlin abgeschlossen hatte. Unsere „Statthalterschaft" [1]) war nicht geneigt, die Bestimmungen dieses Vertrages anzuerkennen, und begab sich daher ins Hauptquartier zum General v. Bonin, um zu fragen, ob er sich nach dem Abzuge der deutschen Reichstruppen stark genug fühle, den Kampf gegen die an Zahl weit überlegene dänische Armee allein fortzusetzen. Der General erwiderte, daß er nach den Schlachten bei Kolding und Friedericia jedenfalls einer kurzen Ruhezeit bedürfe, um den Verlust an Offizieren und Mannschaften zu ersetzen. „Es ist aber mehr als wahrscheinlich," fügte er hinzu, „daß Preußen alle seine Offiziere zurückziehen wird, falls Schleswig-Holstein auf die Wünsche Sr. Majestät nicht eingeht." Die Statthalterschaft zog es daher vor, sich ruhig zu verhalten, beschloß aber, soweit es ihr unter den äußerst schwierigen Verhältnissen möglich war, die Armee zu stärken, damit sie imstande sei, Dänemark selbständig die Spitze zu bieten.

Bei diesem Streben mußte sie ihr Augenmerk besonders darauf richten, sich in militärischer Hinsicht von Preußen unabhängig zu machen, also einen eigenen General und ein eigenes Offizierkorps zu erhalten. Sie bat daher die preußischen Offiziere, sich an ihren König zu wenden, um ihre militärischen Verhältnisse bestimmt zu regeln. Nun hatten freilich die Offiziere große Neigung, in unserer Armee zu bleiben, wo sie nicht nur einen höheren Rang bekleideten und ein höheres Gehalt bezogen, sondern auch Gelegenheit hatten, den Krieg kennen zu lernen; sie trugen aber Bedenken, gänzlich in den Dienst der Herzogtümer zu treten, weil sie im Falle eines ungünstigen Friedens um ihre Zukunft besorgt waren. Der König hatte ihnen nämlich bisher keine Bürgschaft gegeben, daß sie später in ihrem Vaterlande wieder eine Anstellung finden würden.

Der General erhielt auf zwei Gesuche die Antwort, daß seiner unbedingten Entlassung nichts entgegenstehe, sein Abschied unter Vorbehalt des Rücktritts aber nicht zu genehmigen sei. Auch ein Gesuch der Statthalterschaft in dieser Angelegenheit blieb ohne den gewünschten Erfolg. Von den übrigen preußischen Offizieren hatten einige auf ihr Ansuchen schon früher einen bestimmten Urlaub auf zwei Jahre erhalten, andere baten um ihre förmliche Entlassung ohne weiteren Vorbehalt; die meisten aber — 35 an der Zahl — konnten sich zu diesem Schritt nicht entschließen, sondern hielten es für geraten, mit dem General v. Bonin zugleich die Herzogtümer zu verlassen. [2])

Die Verhandlungen mit anderen Offizieren zogen sich so in die Länge, daß erst im Frühling 1850 der Personenwechsel eintreten konnte. Am 8. April nahm der so beliebte General v. Bonin mit bewegtem Herzen von der Armee, deren Ruhm er begründet, und von dem Lande, das er liebgewonnen hatte, Abschied. Der preußische Generalleutnant a. D. v. Willisen, der nur als militärischer Schriftsteller, nicht als praktischer Feldherr berühmt, dazu mit der Armee, mit

---

[1]) Auf die gemeinsame Regierung folgte am 26. März 1849 die Statthalterschaft (Obergerichtsadvokat W. Beseler und Graf F. v. Reventlou, Propst des Klosters Preetz), eingesetzt von der deutschen Zentralgewalt.

[2]) Unter diesen befand sich auch der Major v. Wrangel, der „Trommler von Kolding."

Land und Leuten ganz unbekannt war, trat an seine Stelle. Ebenso wenig fand sich ein genügender Ersatz für die übrigen Offiziere, die sich fast alle durch hervorragende Tüchtigkeit ausgezeichnet hatten und bei ihren Truppenteilen in hoher Achtung standen. — Unter den neu eintretenden Offizieren aus anderen Ländern waren recht viele unfähige, die mit schleswig-holsteinischen Soldaten nichts Ordentliches anzufangen wußten, und auch die tüchtigen mußten doch erst die neuen Einrichtungen kennen lernen, ehe sie mit Entschiedenheit und Sicherheit auftreten konnten.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß dem ganz fremden General in der ersten Zeit weder ein Stabschef noch ein Souschef zur Seite stand, da der so befähigte Hauptmann v. Blumenthal[1]) und der ebenso tüchtige Oberleutnant v. Treskow nach Preußen zurückgekehrt waren. Zum Stabschef berief General v. Willisen den bayrischen Oberst v. d. Tann, der seine Dienste wieder anbot, diesen tapferen Haudegen, den wir so gern an der Spitze einer Brigade gesehen hätten, der aber nach einem dunklen Gefühl, das sich in uns regte, für seinen jetzigen Posten nicht geeignet war. — Und nun der neue Souschef Major von Wynecken? Wäre er doch in Hannover geblieben!

Die Zurückberufung der preußischen Offiziere war für Schleswig-Holstein ein harter Schlag.

II.

Aber auch die neuen Einrichtungen, die von dem Oberkommando getroffen wurden, waren mit Bezug auf die Wehrkraft von höchst nachteiligen Folgen.[2])

Kaum hatte General v. Willisen die Führung übernommen, als er schon mit der Ansicht hervortrat, daß die ganze Armee von Grund aus umgeformt werden müsse. Gegen die Statthalterschaft, die anfangs ihre Einwilligung dazu nicht erteilen wollte, berief er sich auf seine militärischen Erfahrungen. Die Offiziere hielten es aber für sehr bedenklich, jetzt das Werk Bonins, das sich im Jahre 1849 doch bewährt hatte, zu zerstören, ohne zu wissen, ob noch Zeit vorhanden sei, etwas Neues zu schaffen.

Die neuen Anordnungen bezogen sich teils auf die Einteilung und Gliederung der Armee, teils auf das neue Kommando.

Die Armee, die der General antraf, hatte drei Infanterie-Brigaden zu je 5 Bataillonen und eine Jäger-Inspektion, die aus 5 Korps bestand. Sieben Bataillone und das erste Jägerkorps hatten die Feldzüge beider Kriegsjahre, drei Bataillone und drei Jägerkorps nur den Feldzug von 1849 mitgemacht. Die Bataillone Nr. 11 bis 15 und das fünfte Jägerkorps waren zwar noch nicht auf dem Schlachtfelde gewesen, aber doch im Jahre 1849 genügend eingeübt worden.

Aus den älteren, besonders den 25- bis 30jährigen Mannschaften und jungen Rekruten sollte für den Kriegsfall eine vierte und fünfte Brigade, bestehend aus den Bataillonen Nr. 16 bis 23 und dem 6. und 7. Jägerkorps, gebildet werden.

Uniform und Waffen für die Bataillone und Korps waren fertig, die Offiziere schon bestimmt, die Aufmachung der Stammrollen fast vollendet. In kurzer Zeit konnten diese beiden Brigaden als Reserve einberufen und eingekleidet sein, ohne daß die übrigen Truppenteile eine Störung dadurch erlitten.

Der Plan des Generals v. Willisen, der jetzt zur Ausführung gelangte, lautete: „Die Armee bildet, wenn sie auf den Kriegsfuß gesetzt wird, nicht 23 Ba-

---

[2]) Der frühere Stabschef Hauptmann v. Delius wurde am 23. Mai 1849 bei Friedericia von einer Kugel getroffen und mußte drei Tage später seiner Wunde erliegen.

[1]) Bei diesem Abschnitt habe ich benutzt: „Generalleutnant v. Willisen und seine Zeit." 1851. Verfasser ungenannt.

taillone und 7 Jägerkorps, sondern nach wie vor 15 Bataillone und 5 Jägerkorps. Die Mannschaften der 4. und 5. Brigade werden nach ihrer Einberufung gleichmäßig unter die schon bestehenden Bataillone und Korps verteilt, sodaß die Kriegsstärke dieser Truppenteile von 900 Mann auf 1300 Mann erhöht wird. Jedes Bataillon hat wie früher vier Kompanien; aber je zwei Kompanien bilden jetzt eine Abteilung, die in der Gefechtsstellung von einem Hauptmann kommandiert wird.

Durch diese neue Einteilung wurden viele Arbeiten des verflossenen Winters gänzlich nutzlos. Die Kammern für Uniform und Waffen der 4. und 5. Brigade wurden aufgelöst, ihre Vorräte den alten Truppenteilen zugeteilt, die Waffenröcke der neuen Einteilung gemäß umgeändert, die alten Stammrollen kassiert und in größter Eile neue angefertigt. Bei dem Ausbruch des Krieges war noch keine dieser Arbeiten beendet. Eine große Anzahl der Reserven wußte daher bei der Einberufung garnicht, für welches Bataillon oder Korps sie bestimmt war. Die Leute irrten hin und her, bis sie bei irgend einem Truppenteile, der noch nicht die vorschriftsmäßige Stärke hatte, Aufnahme fanden.

Auf solche Weise erhielten denn die Bataillone und Korps endlich eine Verstärkung von etwa 400 Mann. Da die neu eintretenden Kameraden aber teils nur sehr wenig, teils noch garnicht in den Waffen geübt waren, so wirkten sie auf dem Exerzierplatze störend ein und riefen öfters eine große Unordnung hervor.

Die Sache würde sich übrigens weniger ungünstig gestaltet haben, wenn der Zuwachs an den altgedienten Soldaten eine feste Stütze gefunden hätte. Diese aber, die Bonin wegen ihrer trefflichen Haltung und Tüchtigkeit immer gelobt hatte, fühlten sich jetzt selber unsicher, weil sie — umlernen mußten.

Der General hatte nämlich die bisher ordnungsmäßige Aufstellung in drei Gliedern abgeschafft und dafür die zweigliedrige Aufstellung eingeführt. Da mit dieser Neuerung auch Änderungen im Kommando verbunden waren, so verlor das alte Exerzier-Reglement in mancher Hinsicht seine Gültigkeit und seinen Wert. Als Ersatz für das Abgeschaffte gab aber der Oberbefehlshaber keine festen Regeln, sondern nur kurze Grundzüge und überließ es dem einzelnen Major oder Hauptmann, nach diesen Andeutungen selber eine Norm zu entwerfen. Große Verwirrung entstand jedesmal, wenn ein Bataillon in der Gefechtsstellung, d. h. in zwei Abteilungen exerzierte, weil keine näheren Bestimmungen über das Verhältnis des Majors zum Abteilungskommandeur und des Abteilungskommandeurs zum Kompagniechef getroffen waren.

Es mußte daher vom Morgen bis zum Abend fleißig exerziert werden, um das Alte zu verlernen und das Neue zu erlernen. Noch kurz vor der Entscheidungsschlacht wurde alle Zeit mit militärischen Übungen ausgefüllt, obgleich es notwendig gewesen wäre, die Gegend genau zu erforschen und geeignete Stellen zu verschanzen.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß Versetzungen von Offizieren von einem Bataillon zu einem andern, von einem Bataillon zu einem Korps, von einem Korps zu einem Bataillon an der Tagesordnung waren, so wird der geneigte Leser sich ein Urteil darüber bilden können, in welchem Zustande sich die schleswig-holsteinische Armee im Frühling 1850 befunden hat.

Der ungenannte Verfasser des Buches: „Generalleutnant v. Willisen und seine Zeit" sagt mit Recht: „Der innere Halt, welchen Bonin der Armee geschaffen, der Stolz des Offiziers und des Soldaten zu seinem Korps, mit welchem er verwachsen, war erschüttert." S. 28. Die Prophezeiung des früheren preußischen Kriegsministers v. Strotha begann in Erfüllung zu gehen: „Wenn Willisen an

Bonins Stelle das Kommando übernommen hat, dann sind die Herzogtümer verloren, er wird sie ruinieren." [1])

Der General v. Willisen hätte, eine recht bedeutende Reserve im Rücken lassend, 15 gut eingeübte Bataillone und 5 Jägerkorps dem Feinde entgegenführen können; nach seinem neuen Plan zog er ohne Reserven mit 15 an Zahl freilich stärkeren, aber ungeordneten Bataillonen und 5 ungeordneten Korps in Schleswig hinein.

Dennoch gingen die Schleswig-Holsteiner (27 000 gegen 38 000 Mann) mit Begeisterung in den Kampf und errangen am 25. Juli bei Idstedt in den ersten Morgenstunden so bedeutende Vorteile, daß eine gänzliche Niederlage der dänischen Armee in Aussicht trat. Nur Mangel an Umsicht, Mut und festem Entschluß macht es erklärlich, daß der Oberkommandeur zu derselben Zeit die Schlacht verloren gab, als es sich darum handelte, den Sieg festzuhalten und weiter zu verfolgen. — Ein dänischer Generalstabs-Offizier äußerte später: „Den gänzlichen Rückzug der Schleswig-Holsteiner haben wir uns niemals erklären können." [2]) — Professor Dr. Jansen urteilt wohl nicht zu hart, wenn er sagt: „Willisen war ein Mann von jener Unklarheit des Urteils und Schwäche des Willens, die von bewußtem Verrat nur in den Beweggründen, nicht in den Wirkungen verschieden ist." [3])



Wilhelm Jensen.

Von **W. Peper** in Preetz.

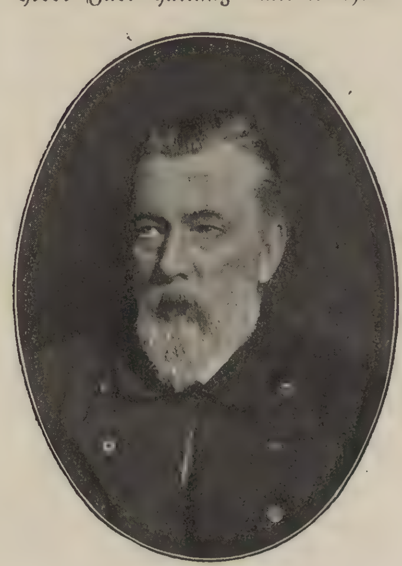
In dieser Zeitschrift, die allen Natur- und Kulturverhältnissen der Heimat liebend nachgehen will, muß eine knappe Skizze von dem künstlerischen Schaffen eines Dichters, der ein Sohn Schleswig-Holsteins ist, insofern eine besondere Gestalt gewinnen, als sie nicht nur die Gesamtbedeutung des Mannes ins Auge faßt, sondern auch den inneren Beziehungen desselben zur Stammesheimat teilnehmend nachspürt.

In unserm Lande hat die Dichtkunst späte, aber um so köstlichere Blüten gezeitigt, deren Schönheit nicht zum wenigsten darin beruht, daß der Hauch der Heimaterde ihnen voll entströmt. Schleswig-Holstein hat für alles Empfangene der deutschen Dichtung überreichen Dank und schwerwiegende Gaben dargeboten, als der starke, tiefe Quell übermächtig hervorbrach und Groth, Hebbel und Storm gleichzeitig emporwuchsen, jeder eigen- und andersartig, jeder fest in sich geschlossen, jeder in seiner Eigenart unerreicht in der nachklassischen Zeit. Am tiefsten senkt Groths Poesie ihre Wurzeln in Heimaterde; auch bei Storm ist das Autochthone vorherrschend. Hebbels Dichtung dehnt sich dagegen weit hinaus, wenn auch der Dichter selbst zeitlebens scharfkantig die Züge der Stammeseigenart an sich trug. Auch bei dem Vierten, den wir in die Reihe stellen können, bei Wilhelm Jensen, ist das Verhältnis zur Heimat nicht so innerlich, nicht so allherrschend wie bei jenen beiden. Allerdings weisen, oft seltsam gemischt, seine Dichtungen vielfach die Züge nordischen Temperaments auf. Wie wechselreiche Wolkenstimmung der Heimat liegt über seinen Schöpfungen vielfarbig wechselnder Stimmungshauch; eine Neigung für das Absonderliche, für das Vergangene und Vergilbte, für die Querköpfe, für die harten, knorrigen Naturen, für einsiedlerische, trotzige Re-

[1]) Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre 1849—1850. Von Rudolf Schleiden. Seite 361.
[2]) Geschichte Schleswig-Holsteins von Werner Fröhlich. S. 171.
[3]) „Die Heimat," Juli- und Augustheft 1891. S. 153.

signation verraten den Niederdeutschen. Auch seine Stoffe entnimmt er vielfach dem heimatlichen Boden und seiner Geschichte: „Der Herr Senator," „Aus meiner Vaterstadt," „Die persianischen Häuser," „Aus Lübecks alten Tagen," „Aus den Tagen der Hansa." „Luv und Lee," „Die Erbin von Helmstede," „Späte Heimkehr," „Heimkunft." Allerdings greift er hinein in alle Zeiten und Zonen, mit Vorliebe in das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und den Südwesten Deutschlands. Von seinem tiefen Heimatempfinden aber giebt das Gedicht „Herbstwiederkehr" Zeugnis, das der Poet seiner Jugendheimat und dieser Zeitschrift als Gruß gesandt hat. (Vgl. „Heimat" 1899, Nr. 1, S. 23.)

Ein Blick auf den Entwicklungsgang eines Dichterlebens läßt zugleich am klarsten hineinschauen in das Werden und Wachsen seiner Werke. In Jensens Charakter ist die Art des Niederdeutschen scharf ausgeprägt, sein grüblerisches, zum Sinnieren und Träumen neigendes Wesen, die innere Abgeschlossenheit, die herbe Zurückhaltung mit welcher der Norddeutsche sein Urteil den Dingen entgegenzustellen pflegt. Die kühle, klarsichtige Nüchternheit, die auch ein Erbteil unseres Stammes ist, wird freilich bei ihm vom Poetengemüt vollständig überrankt. Ein starker friesischer Zug liegt in ihm. Obgleich in Heiligenhafen geboren (15. Februar 1837), ist er friesischer Abkunft; sein Vater war ein Jugendfreund von Uwe Jens Lornsen. Dem inneren Hinneigen zu seiner Nordseeheimat giebt der Dichter oft starken Ausdruck, so in den hartumrissenen, ergreifenden Schilderungen in „Heimkunft," den Gestalten der Bina Fredden und des scharfkantigen Friesenpastors Lokke Harring, der Darstellung der grauen, stürmenden Herbstflut. Gern steigt der geheimnisvolle, herzberückende Zauber der See lebendig aus seinen Dichtungen hervor; am ergreifendsten malt er aber die friesische See mit ihrem glimmernden, nebelumhauchten, wildstürmenden Flutenspiel.



Wilhelm Jensen.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen," Lipsius & Tischer, Kiel.)

Ein scharfes Auge für das Naturleben, ein grübelnder Drang, die Beziehungen der Dinge zu verstehen, ist schon dem Kinde eigen gewesen und hat die Studien des Jünglings geleitet. Das eifrig betriebene Insektensammeln des Knaben verrät sich noch in den Naturschilderungen in „Luv und Lee." Wie fein sind die Linien des kleinen „Herbstbildes" im „Skizzenbuch":

In Feldeseinsamkeit am Buchenhain,
Der weit auf blauen Meeresspiegel blickte,
Wo schwarz am blätterdürren Rain
Die Brombeertraube niedernickte —
Wo leis im linden Sonnenlicht
Der Wind durch gelbe Stoppeln zog,
Um blasses Blumenangesicht
Ein schwingenmüder Falter flog —
Ins Blau vom roten Hagdornzaun
Stieg eine Eiche, hoch und braun,
Drin sang, wie lächelnd so der Sommer schied,
Ein kleiner wilder Vogel noch ein Lied —"

Die kleinen Städte Ostholsteins bieten mit ihrem Interieur ihm noch oft den Hintergrund für die künstlerischen Schöpfungen seiner Mannesjahre, z. B. in den zeitlich so weit auseinander liegenden Erzählungen „Der Herr Senator," „Westwardhome" und „Luv und Lee," in welchen sich die Ereignisse entwickeln zwischen allerlei Charakteren, kernhaften Vollnaturen, wunderlichen Querköpfen und idyllisch harmlosen Kleinstädtern. Freilich ist dabei das Bild kleinstädtischer Medisance und

Philiströsität wie der harten Querköpfigkeit oft ironisierend übertrieben. Von einer dieser Städte schreibt er in einem Briefe: „Immer aber umgab mir die alte Stadt, ich weiß nicht weshalb, ein eigener, geheimnisvoller Zauber. Von ihrer Schönheit konnte er eigentlich nicht herrühren; es muß irgend eine Saat aus ihr früh in die Kinderseele hineingefallen sein."

Nicht wenig wirksam war die Anregung, welche die alte Hansestadt Lübeck, wo er eine Reihe von Gymnasialjahren verlebte, in seine Knabenphantasie senkte. Immer wieder kehren seine Schöpfungen zu Lübecks Geschichte zurück, von der Erzählung „Aus Lübecks alten Tagen" an bis zu seinem ergreifendsten, vielleicht auch dauerndsten Werke, dem Novellenkranz „Aus den Tagen der Hansa."

Von Lübeck siedelte der Jüngling nach Kiel über, wo er nach Beendigung seiner Schulzeit zunächst Medizin und Naturwissenschaften studierte, seinem feinen, die Welt gerne mystisch behandelnden Naturgefühl folgend, das ihn auch später noch so oft zu den intimen, aber die künstlerische Komposition manchmal arabeskenhaft überwuchernden Naturschilderungen seiner Dichtungen geführt hat. Sein herb abwehrendes Wesen hielt damals manchen von ihm fern und trug ihm viel Verkennung ein; wie Näherstehende ihn wertschätzten, zeigt eine Äußerung, die Professor v. Jürgensen, später in Tübingen, zu dem ihm befreundeten Klaus Groth that: „Wilhelm Jensen ist ein treuer Freund. Lassen Sie sich nicht stören durch Manieren."

Das Fachstudium trat in Kiel, Breslau und Würzburg aber immer mehr vor den Poetenneigungen zurück, und Emanuel Geibel, der ihn in das damals reichbewegte geistige Leben Münchens berief, gewann ihn gänzlich für die Dichtung. 1868 übernahm er die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung"; 1869 leitete er, nachdem auch seine erste Gedichtsammlung erschienen war, die „Norddeutsche Zeitung" in Flensburg, wo sein übermächtiges, stets feurig vorbrechendes Vaterlandsgefühl sich scharf und erfolgreich äußern konnte. Die dort entstandenen „Lieder aus Frankreich" gehören zu dem Trefflichsten der Kriegslyrik jener Zeit.

Nach vierjährigem Aufenthalt in Kiel (1872—76) fanden er und seine Dichtung eine neue Heimat in der Südwestecke Deutschlands. Beim Scheiden übergab er dem von ihm verehrten Klaus Groth einige noch aus dem Elternhause stammende Lorbeerpflanzen und Rhododendren, die unser Altmeister treu gepflegt hat. An der Seite einer schönen, feinsinnigen, besonders für Malerei hochbegabten Frau, welche er 1863 aus Wien heimgeführt hatte, verlebte der Dichter in seinem rebenumrankten Hause an der Dreisam, von welchem aus er auf die tannendüstren Schwarzwaldwände blicken konnte, in Freiburg schaffensfreudige Jahre im Kreise heranblühender Kinder; eine Tochter vermählte sich mit einem Manne aus deutschem Fürstenhause. Gegenwärtig lebt der Dichter in München-Schwabing. Die nahe Bekanntschaft mit oberrheinischem Land und Leben bot ihm Anregung zu mancherlei Schöpfungen. Hier spielen ganz oder in einzelnen Teilen „Götz und Gisela," „Der Pfeifer von Dusenbach," „Um den Kaiserstuhl," „Der Teufel in Schiltach," „Die Heiligen von Amoltern," „Am Ausgang des Reichs," „Unter der Linde." Den Chiemgau erblicken wir im wenig gelungenen „Hunnenblut" und den reizvoll schlichten „Glocken von Greimharting."

Es ist hier nun nicht der Ort, vergleichende und abschließende Untersuchungen anzustellen über Jensens Stellung und allgemeine Bedeutung in der deutschen Litteratur der Gegenwart. Dazu bedürfte es weiterer Vorerörterungen über die Höhe des kritischen Standpunktes und die Eigenart der angewandten künstlerischen Maßstäbe. Vorerst wird einmal jeder Dichter aus seiner Persönlichkeit heraus mit eignem Maße zu messen sein. Der Raum reicht hier auch nicht aus, eine eingehende Darstellung seiner dichterischen Gesamtthätigkeit zu geben.

Wenn Jensens Bedeutung auch wesentlich auf seinen Novellen und Romanen beruht, so ist doch, wie das jede Seite seiner Werke verrät, das lyrische Empfinden in ihm so mächtig, daß wir in seinen Liedergaben („Aus wechselnden Tagen," „Stimmen des Lebens," „Gedichte," „Vom Morgen zum Abend," „Um meines Lebens Mittag," „Im Vorherbst" u. a. Sammlungen) viele eigenartige und tiefempfundene Schöpfungen, formfeine und stimmungsreiche Gedichte finden, wenn auch seine Lyrik nicht überall wie bei Storm aus dem tiefinnersten Erleben herauswächst. Unter seinen erzählenden Gedichten sind zu nennen: „Vor Sonnenwende," „Die Insel," „Der Holzwegtraum" und manche scharfumrissene Zeichnung im „Skizzenbuch."

Die Kunstform des Drama ist im allgemeinen seiner Eigenart nicht sehr zusagend, weil Stimmungen und Einzelmotive zu oft die Architektonik der Komposition durchbrechen. Doch sind auch hier beachtenswerte Schöpfungen: „Der Kampf fürs Reich," „Das prächtige Lustspiel," „Der Wasunger Krieg," „Juana von Kastilien," „Dido."

Einen weiten, hochsteigenden Weg nahm Jensen als Novellen- und Romandichter. Schon die Erstlingsarbeiten deuten seine seltsame, wirkungsvolle Eigenart an. So wirkte (nach seiner eignen Äußerung) die Novelle „Die Liebe der Stuarts" frappierend auf einen Kritiker wie unsern Altmeister Klaus Groth, der auch „Magister Timotheus" und „Aus Lübecks alten Tagen" mit vollster Anerkennung öffentlich besprach. Seitdem erschien eine Fülle von Novellen und Romanen, zu viel, um alle gleichwertig sein zu können oder in intimer Kleinarbeit an allen Stellen die Vollendung Stormscher Novellen zu zeigen; aber auch das Unbedeutendere steht immer hoch über dem Durchschnittsmaß unserer Belletristik; überall zeigt sich der wirkliche Dichter von reicher Phantasie und leidenschaftlich bewegter Gestaltungskraft.

Besonderen Reiz werden für uns diejenigen Erzählungen haben, die auf schleswig-holsteinischem Boden erwachsen sind. Unter diesen zeigt „Heimkunft" besonders stark Jensens Eigenart in ihren Vorzügen und Schwächen, z. B. die weit ausholende Komposition, die Stimmungsgewalt, die scharfe Charakterzeichnung. Der Inhalt ist folgender: Jan Harring, früherer Leutnant in der schleswig-holsteinischen Armee, kehrt nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Australien nach Bosau am Plöner See zurück, wo er sich in Buschmanier einführt. Er nimmt dann seinen Aufenthalt in einer nahen Kleinstadt. Von dem scheinbar Heruntergekommenen wenden sich die früheren Freunde verächtlich ab, bis auf eine Nachricht von Jans ungeheurem Reichtum der Tanz um das goldene Kalb beginnt. Die Kleinstadtkreise sind dabei mit übertreibender Ironie gezeichnet. Im Hause des Bankiers, wo wir der äußerlich so feinedlen Hausfrau und dem kalten, eleganten Ehepaare Altmann begegnen, ergreift ihn eine Neigung zur taufrischen, schönen Tochter. Mit feiner Koketterie wird er herangezogen; als er, um zu prüfen, vom Verluste seines Reichtums spricht, verschließt man ihm schnöde die Thür. Im Hause eines friesischen Bauern auf Amrum findet seine tief empfindende, ungelenke Natur resignierende Ruhe. Bei dem harten, eckigen Friesenpastor Bokke Harring lebt er dann auf einer kleinen Hallig. Mit tiefer Kraft malt uns der Dichter dabei das Friesenland und -volk. Hier lebt auch Bina Fredden, die ihrem vor Jahren im Meere umgekommenen Bräutigam Treue halten will. Um sich selber vor der aufkeimenden Liebe zu Jan zu retten, schreitet sie in starrem Trotz bei Ebbezeit dem Wasser entgegen; doch gelingt es Jan, sie in der Nacht auf einen kleinen Halligfleck zu retten. Den Höhepunkt bildet die erschütternde Zeichnung der herbstlichen Sturmspringflut, welche auch die beiden Menschenherzen zusammenführt.

Von schlichterer Zeichnung ist die Erzählung „Der Herr Senator.“ Hier durchflechten auch die Reflexionen nicht so stark die Entwicklung.

Detlev Gundermann, ein self made man, ein stolzer Charakter, ist der eigentliche Leiter des Stadtwesens in einem kleinen ostholsteinischen Küstenort. Als der Bürgermeister stirbt, ist er in Gefahr, Fälschungen entdeckt zu sehen, die er in schwerer Not begangen hat. Man wählt seinen Sohn Folkart zum Bürgermeister. Als dieser die Entdeckung macht, will er den Verdacht auf sich selber lenken und sich töten. Dode, angeblich die Nichte des Senators, in Wirklichkeit die Tochter einer Frau, die er einst liebte, trägt eine tiefe Neigung zu Folkart im Herzen. Aus dem scheinbar immer stärker aufwachsenden Haß zwischen beiden flammt, als beide von Todessehnsucht an die Au getrieben sind, die tief innen lebende Neigung auf. Um den Vater zu retten, will seine Tochter Tina, eine feste nordische Mädchennatur, sich opfern und den ungeliebten Mann nehmen. Ihr Opfer kommt zu spät, aber des Vaters Andenken bleibt unangetastet. Das idyllische Kleinstadtleben, das Naturwalten sowie der Charakter des Senators finden besonders vertieften Ausdruck.

Am bekanntesten ist bei uns wohl die Novelle „Die persianischen Häuser.“ Hier zeigt sich auch deutlich die Art, wie bei Jensen sich an Erinnerungen des für allerlei „nugae et curiositates“ schwärmenden Knabenlebens wie an einen Kristallkeim die Gestalten seiner Dichtungen ansetzen. Ein von dem Knaben in einem alten Hause der Fischerstraße in Kiel gefundenes Pastellbildchen und ein dem Medizinstudenten in die Hand fallendes Sonett Paul Flemmings rufen im Dichtergemüte jene schöne Erzählung aus Paul Flemmings Leben wach.

Das alte tom Kyle ersteht vor uns. Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, Adam Olearius, Paul Flemming wandeln vor unsern Augen. Agnete Burenäus, Tochter des poeta laureatus und Bürgermeisters, neigt in stiller Liebe zu dem herrlichen Dichterjüngling. Da führt eine gemeine Intrigue sie auseinander. Bei der Teilnahme an der moskowitischen Gesandtschaft lernt der Dichter in Reval Elsabe Niehusen, das Urbild des in Kiel gesehenen Pastellbildchens, kennen. Das Werden und Wachsen einer tiefen Neigung zwischen beiden ist in zartlieblicher, oft mystisch traumhafter Weise dargestellt. Als Paul Flemming in Hamburg sterbend und verlassen liegt, eilt Agnete, still entsagend, an sein Sterbelager.

Den Hang Jensens für das Rätselhafte zeigt besonders die Erzählung „Die Wunder auf Schloß Gottorp,“ die uns an den Hof des Statthalters Landgrafen Karl von Hessen führt, der samt seinem Hofe durch den vielgenannten Grafen St. Germain irregeführt wird durch Vortäuschung magischer Offenbarungen. Dorette Eggen, die Schwestertochter des Friesen Pidder Sövenbruder, durch die der Graf ohne ihr Wissen den Statthalter täuscht, wird vom Junker Kay von Sehestedt geliebt; nachdem er die Geflüchtete auf Sylt gefunden hat, führt er sie als seine Hausfrau heim. Das bei Jensen mehrfach auftretende Motiv, daß das Verhängnis durch die Reihe der Geschlechter hindurch die Lebensschicksale in unheimlicher Wiederholung gleich gestalte, tritt hier stark hervor, nicht minder die feinspielende ironische Darstellung menschlicher Beschränktheit.

Der Raum reicht hier nicht, alle auf Schleswig-Holstein sich beziehenden Dichtungen näher zu zeichnen. Nur ein Werk möge noch kurz skizziert werden. Gleich ausgezeichnet durch farbenvolle Schilderungen, durch den Ausdruck trotzigen Deutschbewußtseins, durch packende Konturen und prachtvolle Gegensätze und Parallelen der Charaktere entrollen uns die drei Erzählungen „Aus den Tagen der Hansa“ Bilder des deutschen Mittelalters, deren Komposition an Freytags „Ahnen“ erinnert; die Fäden sind aber bei Jensen kunstvoller und fester ineinander ge-

schlungen. Die erste Erzählung „Dietwald Wernerkin“ führt uns den Ahnherrn des Geschlechts vor. Dietwald rettet auf dem Ritt nach Lübeck Elisabeth von Holstein, die Tochter Gehrts des Großen und des eisernen Heinrich Schwester, vor einem Überfall; ihr Bild verläßt ihn nicht wieder. In Lübeck gewinnt er des gedankenkühnen Bürgermeisters Johann Wittenborg Gunst. Im Dienste Lübecks geht er nach Wisby, wo der falsche, kühne Dänenkönig Waldemar Atterdag, als Kaufmann verkleidet, Witta Holmfeld zum Verrat an der Stadt verführt. In Venedig trifft der eiserne Heinrich Dietwald Wernerkin und sendet ihn heim, damit er Elisabeth als Königin von Norwegen zu ihrem Lande geleite. Unterdessen ließ Johann Wittenborg im Kampfe mit Waldemar die Flotte der „Dudeschen Hansa“ vor Helsingborg zu Grunde gehen, betrogen von Ingeborg, der nixenhaft schönen Tochter Waldemars; in Lübeck wird er gerichtet. Waldemar trifft mit Heeresmacht den Zug Elisabeths und Dietwalds und will sie veranlassen, einander anzugehören; sie entsagen.

Ein Urenkel Dietwalds, Osmund Werneking aus Wismar, bildet den Mittelpunkt der zweiten, im 15. Jahrhundert spielenden Erzählung. Osmund rettet Lübeck vor einem Anschlage Christians; er wird nach Bergen geschickt zum dortigen Hansenhof. Zwei Töchter Erichs von Pommern, des königlichen Wiking, greifen in das Lebensschicksal Osmunds ein, beide ihn liebend: die dunkle Tove Sigburgdatter und die goldblonde, nordische Vilma Oldigson. Mit prachtvoll markanten Strichen ist der Überfall des Hansenhofes durch die Vitalienbrüder und die Nordmannen geschildert, bei welchem Tove, entsagend und sich selber opfernd, Osmund und Vilma rettet.

Gleiche Komposition zeigt die dritte Erzählung aus dem 16. Jahrhundert „Dietwald Werneken.“ Der Kaufherr Dietwald, ein Freund Marx Meiers und des so tragisch endenden Jürgen Wullenweber, zieht nach Dorpat, wo Folka Wulflam, die wildkühne Enkelin des Wiking Visimar, eine Herzensneigung zu ihm faßt. Dietwald begiebt sich nach Nowgorod, wo er die letzten Trümmer der Hansenmacht wieder aufzurichten strebt; dort findet er in verlorner Einöde Elisabeth Warendorp, seines Geschlechtes Anverwandte. Die Lerche und das Goldkreuz der ersten Erzählung verflechten sich wieder in die Ereignisse. Bei dem vernichtenden Überfall durch die Russen ist es Folka Wulflam, die Dietwald und Elisabeth entsagend und mit namenloser Kühnheit rettet.

Unter den humoristischen Erzählungen Jensens mögen „Der Teufel in Schiltach“ und die Sommergeschichten genannt werden. Andere Novellen, welche sich weiter Beliebtheit erfreuen, sind „Die braune Erika,“ „Trimborn und Cie.,“ „Lübecker Novellen,“ „Frühlingssturm,“ „Nordlicht,“ „Ein Ton,“ „Unter der Linde,“ sowie die Sammlungen „Aus stiller Zeit“ und „Neue Novellen.“

Die vollste Kraft entfaltet der Dichter in seinen historischen und kulturhistorischen Erzählungen, wie überhaupt seine großen Romane vortreffliche Zeitbilder sind. An die geschichtlichen Daten pflegt sich der Dichter trotz der vielfachen historischen Einlagen nicht viel zu halten; er bietet vielmehr ein farbenfreudiges Phantasiegemälde, welches aber die Kulturverhältnisse und kleinen Züge der Zeit mit plastischer Vortrefflichkeit zeichnet. Durch „Karin von Schweden“ begründete er recht eigentlich seinen Ruhm. „Die Juden von Köln,“ „Minatka,“ „Versunkene Welten“ folgten, ebenso die Romane „Aus dem 16. Jahrhundert,“ „Um den Kaiserstuhl.“ Auch „Aus schwerer Vergangenheit“ ist zu nennen. „Vom römischen Reich deutscher Nation“ malt mit feinem Humor das Zeitalter Friedrichs des Großen; „Nirwana“ schildert wuchtig die französische Revolution. Der Roman „Am Ausgang des Reichs“ giebt in der Schilderung des Hofes von Karl Theodor von Pfalzbaiern ein feinzügiges Bild des schillernden, vermorschten Kulturlebens,

das vor dem Sturmhauch der Franzosenzeit zusammenbricht. Der charakterlose, feine Ästhetiker und Lebenskünstler Karl Theodor, sein Gegenstück, der riesige Lord Fitzgerald, der edle Karl Theodor v. Dalberg, der vaterlandsglühende, schrullige Reichsfreiherr Bodo v. Sinsburg, die Gestalten aus dem Volke Verena und Arnulf gruppieren sich zu einem farbenbewegten kulturhistorischen Gemälde.

Von den größeren Romanen mögen noch Erwähnung finden „Flut und Ebbe," „Nach hundert Jahren," „Vom alten Stamm," „Metamorphosen," „Drei Sonnen," „Die Namenlosen," „Sonne und Schatten," „Barthenia," „Über die Wolken," „In der Fremde," „Runensteine," „Die Kinder vom Ödacker," „Jenseit des Meeres," „Doppelleben." An kleineren Erzählungen schrieb der Dichter u. a. „Diana Abnoba," „Eddystone," „Das Asylrecht."

In der Gesamtheit seiner Schöpfungen tritt uns Jensen als stimmungsmächtige und gestaltungsfreudige Poetenpersönlichkeit entgegen. Seine Dichtung ist noch eine duftreiche Nachblüte der Romantik. Weder der philosophische, systemerprobte Denker noch der moderne Litterat mit Tendenz- und Problemenhascherei zeigt sich bei ihm. Weder die Darstellung der tiefen Kämpfe unserer Zeit noch die Entfaltung einer starken Weltanschauung mit religiösen, philosophischen, ethischen und sozialen Weit- und Tiefblicken liegen innerhalb der Grenzen seiner künstlerischen Thätigkeit. Leider hat sich der Dichter nicht gewahrt vor einer Zeitkrankheit, dem Versinken in Pessimismus („Tagebuch aus Grönland" u. v. a.), über dessen graue Öde und sonnenlose Lebensanschauung ihn freilich sein künstlerisches Empfinden oft wieder emporheben muß:

„Halt' bereit
Neue Schwinge,
Daß sie dich hinüberbringe
Zur Erinn'rung schöner Zeit!"

Eine leise Schwermut, die Neigung zur Tragik, zur Resignation ist aber doch vorherrschend.

Das, was den Dichter macht, die Fähigkeit, mit feinem Ohr, mit scharfem Auge ins Leben zu lauschen und zu spähen, die Kraft, die Ideen zu verbildlichen, Gedanken und Wirklichkeit sich durchdringen zu lassen, besitzt Jensen in reichem Maße. Vor allem hat er eine tiefe Liebe und ein feines Verständnis für alle wahrhaften und innerlich geläuterten Naturen. Sein Pessimismus verhindert aber auch das Spiel des feinen, freien, herzwarmen Humors, obgleich der Dichter anfangs Dickens' Spuren folgen zu wollen schien („Magister Timotheus"); er wird aber zu bald bitter und schwer, zur Satyre oder düsterer Resignation übergehend.

Es giebt eine moderne Poesie, die den Humor, die überhaupt die Stimmung schroff und erbarmungswürdig scheut. Bei Jensen überspielt die Stimmung alles; das helle Licht der Wirklichkeit wird gern von dämmerigen Traumarabesken umrankt, spielt gern durch farbige Scheiben in halbdunkeln Räumen, so daß die Naturdinge beseelt erscheinen. Die innere Beseelung der Charaktere ist allerdings nicht immer in demselben Maße lebensvoll; hierin übertrifft ihn Storm, dessen Einfluß in seinen Erstlingswerken wahrnehmbar zu sein scheint, der aber in Gestaltenreichtum und farbiger Kleinmalerei wieder hinter Jensen zurücksteht. Wollte man unter den Malern nach Künstlern suchen, die unserm Dichter geistesverwandt sind, so müßte man vielleicht an Moritz Schwind oder an Böcklin denken.

Als Sittenschilderer, als Dichter der großen historisch-phantastischen Romane mit ihren prachtvollen geschichtlichen Weitblicken ruft er unwillkürlich Vergleiche mit Freytag und Riehl wach, deren historische Dichtungen allerdings klar verraten, daß jene Männer zugleich in hervorragender Weise Forscher und Gelehrte waren. Jensens leidenschaftliche Lust am Fabulieren gestaltet dagegen die Ereignisse viel konfliktreicher, macht vergilbte Chroniken lebendig; das einzelne Menschen-

schicksal ist ihm das Wertvollste. Dabei greift er in späteren Produktionen oft schon zu starken Abenteuerlichkeiten und Seltsamkeiten und zeigt vielfach Vorliebe für dunkle, unerquickliche Zustände.

Eine künstlerisch rund und klar geschlossene Form fehlt bei vielen Dichtungen; historische Seitengänge und breite Stimmungsmalereien durchbrechen oft die Architektonik seiner Romane, entschädigen allerdings durch ihren dichterischen Eigenwert.

Durch diese weitausladende Art der Darstellung, durch die realistische Breite der Details wird zuweilen die psychologische Vertiefung der Charaktere in den Hintergrund gedrängt. Das Einzelne bei ihm aber wirkt stets durch den Zauber der Wortmelodie, den plastisch malenden, reichbewegten Stil, das klare Farbenleuchten der Bilder, die edlen Linien der Zeichnung, durch die Sprache, die alle Töne findet von der Wucht der Leidenschaft bis zur weichen Resignation.

So nennen wir in Jensen einen Poeten unser eigen von starker Sonderart, der niemals dem Modegeschmack sich anpaßte und trotzdem eine breit sich dehnende Wirkung erzielte. Vor den Neigungen eines unkünstlerischen Naturalismus bewahrte ihn schon seine starke Eigenart; auch in seinen seelischen Analysen tritt der moderne Zug zum Krankhaften und zu den düstern Seiten selbst da nicht brüsk hervor, wo er widrige Entwicklungen schildert, wie in „Luv und Lee."

Als Besonderheiten Jensens könnte man noch die vielfachen Parallelen in Ereignissen und Charakteren nennen (z. B. „Aus den Tagen der Hansa"), auch das häufige zweite Aufleben vergangener Ereignisse („Späte Heimkehr"). Von den alten Novellisten aber, die nur erzählen wollten, die ihre Dichterpersönlichkeit ganz zurückhielten, unterscheidet sich Jensen auf das stärkste; seine oft träumende, oft ironisierende Reflexion begleitet alles und mischt die Empfindungen oft so sehr, daß überall wohl starke, tief erregende Eindrücke wirksam werden, daß aber nicht immer der volle Klang einer einzigen mächtigen Stimmung erreicht wird.

Manches unter den Werken unseres Dichters wird im Wechselgange der litterarischen Bewegungen in den Hintergrund treten; das Vollwertige jedoch, das dauernd ein wertvolles Bestandstück der deutschen Nationallitteratur bleiben wird, sowie das fernere Schaffen des noch in voller Poetenkraft stehenden Dichters verdienen in besonders reichem Maße das Interesse der Schleswig-Holsteiner, die die innerlichste Eigenart ihres Landes und Stammes so vielfach aus seinen Werken in feinen Zügen und lebensvollen Farben können hervorleuchten sehen.



Das Christians-Pflegehaus in Eckernförde.

Von **Heinrich Lund** in Kiel.

I.

Wer vor hundert, ja, noch vor fünfzig Jahren einen Eckernförder Bürger nach den Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt gefragt hätte, dem wäre gewiß zunächst das Christians-Pflegehaus genannt worden. Heute ist der Name dieser Anstalt verschollen; kaum nimmt ihn noch ein alter Eckernförder gelegentlich einmal in den Mund. Die Voraussetzungen, denen das Pflegehaus seine Entstehung verdankte, haben sich im Laufe eines Jahrhunderts gründlich verändert; die Ansprüche, die es befriedigte, die Wirkungen, die es ausübte: alles liegt in der Vergangenheit, und keine Fäden reichen in die Gegenwart hinüber. Doch war es einst eine segensreiche Einrichtung, und wenn man sich in seine Geschichte vertieft, so entrollt sich dem Auge ein interessantes Kulturbild. Allerdings fließen die Quellen für die Geschichte der Anstalt nur reichlich, soweit es sich um

ihre Blütezeit handelt; für die letzten Jahre versiegen sie fast ganz. Doch vermag hier die mündliche Überlieferung noch manches zu ersetzen.

Das Pflegehaus war bestimmt für Unteroffiziere und gemeine Soldaten, die im Kriege oder in der Garnison dienstuntüchtig geworden waren, — also sowohl für wirkiche Invaliden als auch für abgedankte Soldaten, ebenso aber auch für deren Frauen und Kinder. Diese Zweckbestimmung führt vor unserm Geiste eine hinter uns liegende Zeitperiode herauf: die Tage, in denen die Werber das Land durchzogen. Alle, die sich verleiten ließen, das Handgeld zu nehmen, waren dem Kalbfell verfallen, so lange die Kraft irgend reichte; an eine Entlassung war nur zu denken, wenn Dienstuntauglichkeit dazu zwang. Die Einrichtung des durch Werbung ergänzten stehenden Heeres bestand in Dänemark seit Einführung der Souveränität im Jahre 1660. Um diese zu erhalten und zu befestigen, vor allem gegen den Adel, genügten die früheren Heere nicht mehr, die nur für die Dauer eines Krieges geworben wurden. Allerdings gab es neben dem stehenden Heere auch eine Landwehr, anfangs als besondere Truppe, später mit den geworbenen Mannschaften vereinigt, deren Glieder auf 6, später auf 12, unter Umständen sogar auf 18 Jahre verpflichtet waren; hier war aber Stellvertretung gestattet, und ein Stellvertreter konnte mehrmals nacheinander immer aufs neue zugelassen werden: so gab es also auch hier viele, die unter der Muskete grau wurden.

Der Soldatenstand war verachtet; die Verteidiger des Vaterlandes waren die Parias der Gesellschaft. Kein Wunder, denn was sich damals in den Kasernen zusammenfand, war eine zuchtlose Bande, nur durch eiserne Disziplin zu regieren. Man sah es gerade als einen Segen der Werbungen an, daß durch sie das Land von „Saufbrüdern und Herumtreibern" befreit wurde. Eine Zeit lang bestand sogar die Anordnung, daß unverbesserliche Diebe, Bettler, Verbrecher ohne weiteres zwangsweise in die Armee hineingesteckt werden konnten. Und die Gutsbesitzer ließen zur Landwehr mit Vorliebe solche ausheben, die ihnen irgendwie unbequem wurden; hatten sie doch auch das Recht, einen nach Ablauf seiner 12 Jahre entlassenen Landwehrmann, der nicht die ihm angebotene Katenstelle bereitwillig annahm, aufs neue wieder zur Armee zurückzuschicken, damit er noch 6 Jahre diene. Es läßt sich leicht ermessen, welche Fülle von Widerwillen und Haß, von Unsittlichkeit und Trunksucht, von Gleichgültigkeit gegen Recht und Pflicht, von moralischer Verderbnis jeder Art sich in der Armee ansammelte. Der dänische Geschichtsschreiber Suhm erzählt: Einmal fragte ich die alte Witwe eines Kätners: Wie viel Söhne habt Ihr, Mutter? — Ich habe 7 Söhne gehabt, aber die sind, gottlob! alle tot. — Warum gottlob? — Weil sie Soldaten werden sollten! —

Die Berufssoldaten durften sich aus naheliegenden Gründen verheiraten. So gab es also neben den Unteroffiziersfrauen auch Frauen der Gemeinen und Soldatenkinder genug. Ihr Los war traurig. War der Mann in der Kaserne, so mußte er seine karge Löhnung mit seiner Familie teilen; war er zur Übung oder zur Revue auswärts, so hatte sie nichts. Allerdings war sowohl den Soldaten als auch ihren Angehörigen Nebenerwerb gestattet, doch war dieser selbstverständlich nicht lohnend. Die Kinder wuchsen, trotzdem es hin und wieder Garnisonschulen gab, in entsetzlicher Verwilderung auf.

Aber die Not in der Kaserne oder in den Quartieren war nur das Vorspiel einer größeren. War der Soldat dienstuntauglich geworden, so entließ man ihn, und dann hatte er garnichts, sondern vermehrte mit seiner Familie die Zahl der fahrenden Leute, der Landstreicher, die noch vor hundert Jahren eine schier unerträgliche Plage des Landes waren. Man sammelte wohl hin und wieder für die ins Elend gekommenen Landesverteidiger, indem man Becken für sie an die Kirchthüren stellte; auch wird berichtet, daß die Landesherren hie und da mit

zeitweiligen Unterstützungen eingriffen, wo die Not zu groß erschien. Doch hören wir auch, daß die Hülfe immer nur Einzelnen zu teil ward und vielfach nicht den Bedürftigsten und Würdigsten, sondern denen, die sich anzudrängen verstanden. Auch Regiments-Invalidenkassen, von denen später berichtet wird, vermochten nur karge Pensionen zu bieten; die Mehrzahl war auf die Landstraße angewiesen und fand ihr Ende im Gefängnis, im Armenhause oder hinter einem Zaun.

Wichtig wurde es, daß man in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Kriegshospitalskasse errichtete, um dem Elend zu wehren. Es wurde ein Kapital für diesen Zweck zusammengebracht und stetig vermehrt. Jeder Offizier mußte bei seiner Beförderung eine Summe beisteuern; dazu kamen noch andere Einnahmequellen, z. B. das Recht, in Dänemark Lotterien einzurichten und die Einkünfte daraus zu beziehen. Doch scheint die Verwaltung der Kasse nicht energisch gewesen zu sein; wir hören später, daß das zuletzt genannte Recht gar nicht mehr ausgeübt, sondern stillschweigend an die Verwaltung des Waisenhauses überlassen wurde, schwerlich deswegen, weil man dieser Einnahme nicht bedurft hätte, sondern wohl nur aus großer Gleichgültigkeit gegen das Elend.

Christian VI., von streng religiöser, pietistisch gefärbter Sinnesrichtung, suchte in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in der Behandlung der Veteranen praktisches Christentum zu bethätigen. Er ließ Unteroffiziere und Gemeine, die auch zu leichtem Dienst in den Garnisonregimentern, die er für sie einrichtete, nicht mehr tauglich waren, samt ihren Weibern und Kindern auf einem vor Kopenhagen gelegenen königlichen Gehöfte, das der Kriegshospitalskasse überlassen worden war, unterbringen. Doch wird der Aufenthalt auf diesem „Ladegaard" als ungemütlich geschildert: die Zimmer waren eng, niedrig und schmutzig, die Luft schlecht und das Ganze durchaus unzureichend. Es bestand noch ein kleineres Pflegehaus in der Stadt selber, auch ein paar Garnisonschulen waren vorhanden; doch waren alle diese Einrichtungen so beschränkt, so elend, daß bei einer unter Friedrich V. angeordneten Untersuchung der damit beauftragte General zornig schrieb: „Was habt Ihr anderes, als Euren verfluchten Ladegaard, einem alten Soldaten zu bieten!"

Die Untersuchung wurde durch die philantropische Bewegung veranlaßt, die damals durch Europa ging und die trotz der mit ihr verbundenen Phrasenhaftigkeit doch großen Segen gestiftet hat. Als durch die ungeschminkten Berichte des Generals das Elend aktenmäßig festgestellt war, sann man auf Abhülfe, und bei Gelegenheit einer Heeresreorganisation im Jahre 1764 wurde eine Einrichtung vorgeschlagen und ein Jahr später ausgeführt, die alle ähnlichen Veranstaltungen anderer Länder übertraf, vor allem Preußens, das doch sonst in militärischen Dingen voranging. Das war das Pflegehaus.

Aus den Einkünften der Lotterie wurden 50000 Thlr. entnommen als Vergütung für die dauernde Abtretung der vorhin bezeichneten Gerechtsame an das Waisenhaus; für diese Summe wurde ein Haus in der großen Königsstraße in Kopenhagen gekauft und auf diesem Grundstück 1765 ein Pflegehaus errichtet. Am 12. September 1765 wurde es zunächst mit 20 Kindern eröffnet. Es erhielt nach dem Gründer den Namen Friedrichs-Pflegehaus.

Die Bestimmungen für diese Anstalt, die im wesentlichen bis zu ihrer Auflösung maßgebend gewesen sind, lauten wörtlich nach der vom König approbierten Vorstellung des General-Kriegs-Direktors folgendermaßen:

1. Wäre einer Anzahl unvermögender Invaliden, die nicht mehr ihr Brot verdienen oder von der ihnen bis dahin gereichten Pension subsistieren können, für die übrige Zeit ihres Lebens Quartier und anständige Verpflegung zu verschaffen.

2. Wäre eine Anzahl kümmerlicher und sich wohl aufführender Soldatenwitwen gleichfalls mit lebenswieriger Verpflegung zu begnadigen.

3. Wären auch darin arme, verlassene Soldaten-Waisenkinder bis in ein gewisses Alter aufzunehmen und ihnen eine christliche Erziehung und Verpflegung zu geben.

4. Wären auch darin große Informationssäle einzurichten, um diejenigen Soldatenkinder, deren Eltern den für jedes Kind allergnädigst bewilligten täglichen Sechsling angenommen haben, unentgeltlich im Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden.

5. Wären darin abgesonderte und bequeme Kranken- und Siechstuben, wie auch solche Gelegenheiten einzurichten, wo erforderlichenfalls Züchtlinge und Wahnwitzige eingesperrt werden könnten.

6. Wären alle dabei gehörigen Ober- und Unterbeamte darin einzulogieren.

Zum vierten Punkt wird hinsichtlich des allergnädigst bewilligten täglichen Sechslings eine Erläuterung nötig sein. Dieser wurde allen Soldatenkindern von der Taufe bis zum fünfzehnten Jahre gereicht, wenn die Eltern sie schon in der Wiege an die Armee verkauft hatten. Das geschah durch Unterschreiben eines Kontrakts, durch den der Knabe gezwungen wurde, nach vollendetem fünfzehnten Jahre in die Armee einzutreten. Der Sechsling galt als Handgeld.[1]) Die auf diese Weise „geworbenen" Kinder mußten bis zu ihrer Einkleidung ein rotes Halstuch tragen, wie alle Knaben, die durch die sogenannte Schillingswerbung im voraus in den Machtbereich des Heeres getreten waren, damit sie jeder Werber sofort als schon geworben erkennen konnte.[2]) — Wollten die Eltern eines Soldatenkindes über ihr Kind nicht in dieser Weise verfügen, so verloren sie die Versorgungsansprüche für die Kinder, auch wurde ihnen — zeitweilig wenigstens — die Berechtigung abgesprochen, ihre Kinder umsonst in die Schule schicken zu dürfen; unzweifelhaft haben sie auch unter vielen Schikanen zu leiden gehabt. Denn das Gefühl für das Unwürdige dieses Handels war nicht allgemein verbreitet. In einer gleichzeitigen Schrift heißt es: „Alle braven Dänen werden Gott und dem Könige danken für eine so heilsame Einrichtung." —

Doch verlor die Sache, entweder aus Gründen der Humanität oder der schweren Durchführbarkeit halber ihre Bedeutung; seit 1772 sind derartige Kontrakte nicht mehr abgeschlossen worden. Von dieser Zeit an wurden im Falle großer Bedürftigkeit auch Soldatenkinder, deren Eltern noch lebten, ohne jene Bedingung ins Pflegehaus gebracht. —

Übrigens schien es, als ob die Anstalt bald nach ihrer Gründung schon wieder eingehen sollte. Der König Friedrich V. starb und sein Nachfolger, der geistesschwache Christian VII. hatte anfangs keine Neigung, das Werk seines Vaters fortzusetzen. Doch wurde die Stimmung bald wieder günstig, und am 10. Dezember 1767 konnte man die Einrichtungsarbeiten als abgeschlossen ansehen. Das Stift erhielt jetzt nach dem neuen Könige den Namen Christianspflegehaus. Für die 5000 Thaler aus der Lotteriekasse waren Bau und Ausstattung bezahlt worden;

---

[1]) Anfangs war es ein Schilling, der vom 5.—9. Jahre gereicht wurde; die Änderung der Bestimmung stammt aus dem Jahre 1764.

[2]) Die Schillingswerbung war der gröbste Unfug, der bei der Werbung vorkam. Um billig Soldaten zu bekommen, warb man schon Knaben an. Für einige Schillinge wußte man sie zu überreden; hatten sie das Handgeld genommen, so mußten sie in einem bestimmten Alter eintreten. Allerdings war das Risiko groß: der Knabe konnte dienstuntüchtig bleiben, er konnte fortlaufen oder sich anderweitig anwerben lassen. Doch war andererseits die Werbesumme gering, und um das Risiko zu verringern, mußte ein Kontrakt vor Zeugen abgeschlossen werden, und der Knabe war verpflichtet, bis zu seinem Eintritt die rote Halsbinde zu tragen.

nun verkaufte man den Ladegaard und brachte die Pfleglinge dieses Hofes sämtlich ins neue Stift; ebenso vereinigte man die zweite Pflegeanstalt und die meisten Garnisonschulen mit dieser Anstalt. Die Zahl der Pfleglinge war anfangs auf 300 festgesetzt, stieg aber bald auf 500. Die Aufsicht wurde durch Einteilung in Kameradschaften erleichtert; die Uniform war grau mit roten Aufschlägen. Alle Pfleglinge mußten sich nützlich beschäftigen; anfangs wurde Weberei und Schusterarbeit, später das Spinnen bevorzugt.

Im Jahre 1775 scheinen ungünstigere Zeiten für das Pflegehaus gekommen zu sein. Es mußte die Gebäude verlassen, die eigens für seine Zwecke erbaut worden waren, und sich 10 Jahre lang mit dem allgemeinen Krankenhause in die Räume einer Kaserne teilen. Da wurde 1784 der Landgraf Karl von



Landgraf Karl von Hessen.
(Nach einem Steindruck, Zeichnung von C. C. A. Böhndel 1830.)

Hessen, Schwager des Königs und Statthalter von Schleswig-Holstein, nach Kopenhagen berufen, um wieder einmal eine Hauptveränderung der dänischen Armee vorzunehmen. Er wünschte die Kasernen wieder für das Militär zu benutzen; da man dann aber weder Pflegehaus noch Krankenhaus glaubte unterbringen zu können, schlug man ihm vor, eine neue Kaserne im Rosenborger Garten zu erbauen. Die Kopenhagener haben Ursache, dem Landgrafen dankbar zu sein, daß er ihnen den herrlichen Park gerettet hat. Er erbot sich nämlich, dem Pflegehause ohne die geringste Entschädigung eine Anzahl von Gebäuden, die er in der Stadt Eckernförde besaß, zu überlassen. Nachdem Graf Schimmelmann auch das Krankenhaus anderweitig untergebracht hatte, war die Kaserne also wieder frei; der dänische Fiskus hatte die Summe von 700000 Thalern gespart, die sonst für den Neubau

der Kaserne hätten verwendet werden müssen, und der Rosenborger Garten brauchte nicht verkleinert zu werden.

Die Gebäude, die dem Landgrafen von Hessen in Eckernförde gehörten, waren Eigentum des bekannten Kanzleirats Otte gewesen. Dieser Mann, dem auch die Güter Kriesebŋ und Bienebek gehörten, hatte durch seinen Unternehmungsgeist einen Aufschwung der Stadt herbeigeführt. Ihm gehörten die meisten der 30 Schiffe, die Eckernförde damals in See hatte; er hatte am südlichen Eingange der Stadt außer einer Färberei und mehreren Strumpfwirkereien eine Anzahl von Fabriken und Manufakturen eingerichtet, die Plüsch, Fries, Manchester, wollene Zeuge, Amidam und vor allem die heute so sehr gesuchten Fayencen lieferten. Die Gebäude bildeten eine Doppelreihe; die nach Osten liegenden enthielten ganz oder vorzugsweise die Fabriken, die westlichen die Beamten- und Arbeiterwohnungen.

Nach Ottes Tode in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gingen seine Fabriken und Manufakturen ein; nur die Fayencefabrik bestand noch eine Zeitlang. Doch war die Ware schon in den letzten Lebensjahren Ottes wegen Mangels an Geld schlechter geworden, und bald mußte auch diese Fabrik geschlossen werden. — Die Gebäude aber kaufte der Landgraf Karl. Er beabsichtigte, wie berichtet wird, „nützliche und große Unternehmungen für das Land darin zu beginnen." Vor allem sollte sein Liebling, der bekannte Abenteurer Graf von Saint-Germain, seine geheime Kunst in der Herstellung verbesserter Färbestoffe beweisen. Doch wird aus der Sache nicht viel geworden sein, trotzdem der Graf nach Eckernförde übersiedelte. Wie es scheint, lief das Ganze auf eine gewöhnliche Färberei hinaus. Und als Saint-Germain, trotz des Lebenselixirs, das er zu besitzen vorgab, im Jahre 1784 in Eckernförde gestorben war,[1]) scheint der Landgraf seine Pläne aufgegeben zu haben, und die Gebäude mögen ihm eine Last gewesen sein. Daß er sie dem Pflegehaus unentgeltlich überließ, verdient darum keine geringere Anerkennung.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

6. Em schall de Kęhl foortsen af.**)

Dar sünd mal 'n paar Dachlöners weß, de hebbt Kohl stęl'n wullt.

Nu węt se,[1]) de Preester hett je so'n schön'n Kohl. Un do gat se 's abens hen un sni't sik den Kohl af.

As se dar nu bi sünd to sniden, do seggt se een to'n annern: „To den Kohl, dar hööirt je uk 'n fett Schap too."

Nu węt se, dat de Preester uk je fett Schap hett, wo he ęr een vun afftan kann. Un do geit de een hen un schall dat Schap hal'n, un de anner schall wiltdes[2]) de Kohlköpp vun een deel'n.[3])

---

[1]) Er liegt in Eckernförde begraben, nicht, wie Wilhelm Jensen in seinem Roman „Die Wunder auf Schloß Gottorp" sagt, in Schleswig.

*) Zu dem Märchen des vorigen Heftes (Na Möörn!) teilt mir Herr Lehrer Karstens in Moorrege bei Ütersen mit, daß dasselbe mit einer unwesentlichen Abweichung im Inhalt (der Schalk von Apotheker packt dem Burschen einen Bienenstock in seinen Korb) auch in seiner Heimat Ditmarschen erzählt wird. Als Ort wird statt Möörn der Name Hohn genannt. Herr Bürgermeister Langenheim in Eutin ist geneigt, in Möörn eine Entstellung aus Mölln zu sehen.

**) Bei einem Besuch, den ich kürzlich auf einer Märchenfahrt dem alten Marcus Hinrich Frank in Lensahn machte, von dem ich bis jetzt 65 Geschichten habe, hatte ich das Glück, einen zweiten Erzähler dort zu entdecken, den 60jährigen Hans Lemke, der

As he dar nu bi is to deel'n, do secht he ümmer: „Dat is min'n Kopp, un dat is din'n Kopp, dat is min'n Kopp, un dat is din'n Kopp."

Do kümmt de Köster dar verbi — dat is dich an'n Kirchhoff weß — de höört dat.

Do löppt he hen na'n Preester un secht, he schall gau [4]) mit em kam'n, de jüngs Dach is kam'n, de Engeln sünd al up'n Kirchhoff un deelt sik de Dodenköpp vun een.

„Ja," secht de Preester, „ik heff man so vȩl Jich [5]) in 'e Been'n, denn muß du mi drȩgen."

Do nimm't de Köster em up 'n Nacken un dricht mit em los'.

As he dar nu mit em ankümmt bi den annern, do meent dee se, dat he mit dat Schap kümmt, un do secht he: „Smit em [6]) man dal. Em schall de Kȩhl foortsen [7]) af."

Do smitt de Köster den Preester vun Liv' un nei't ut. [8])

Awer do kann de Preester noch vȩl duller lop'n as de Köster.

Nu hett de Preester so 'n stiv' hirschlellern Büx [9]) anhatt, de hett sik ümmer so strȩken. [10]) Un so as he löppt, secht de Büx ümmer: „Giff di, giff di!"

Do secht de Preester: „Nȩ, gȩben doo 'k mi ne, un wenn 'k mi uk dot lop."

Nach Wilh. Harms in Altenkrempe.

Anmerkungen: [1]) wissen sie. [2]) währenddes. [3]) auseinander teilen. [4]) eilends, schnell. [5]) Gicht, auch zur Bezeichnung von Rheumatismus. [6]) Das männliche Geschlecht erklärt sich aus der Vorstellung, daß es ein Hammel ist. [7]) sofort. [8]) wörtlich: näht aus = reißt aus. [9]) steife hirschlederne Hose. [10]) gestrichen.



Ein Beitrag zur Beantwortung der von J. J. Callsen in Nr. 4 der „Heimat" gestellten Fragen betr. Ortsnamenkunde.

Von Joh. Langfeldt, Lehrer in Flensburg.

1. Brunde (im Volksmunde Brunn), Ksp. Ries, 1203 Brunnæ; Brunde, Ksp. Skjolde, Bjerge Harde (Fühnen), 1597 Brond (D. M. VI, 4); Brunn, B. Gotl. (Schweden); Brunna, Upl. (Schweden); Brunnar (Isl.); Brönd b. Norburg (Alsen); Baldersbrønde zw. Kopenhagen und Roskilde.

2. Brundberg, Hof und Anhöhe im Ksp. Loitkirkeby; Brunberg, Hof im Ksp. Leck; Brøndberg (Jütland), 1452 Bronbergh (D. V.); Brunsberg, Haus im Ksp. O.-Lügum; Braunsberg in Ostpreußen, 1370 Brunsbergh (H. R. II). — Brunhy, Haus im Ksp. Feldstedt und Hünengrab im Ksp. Egwatt; Brønhoffue 1550 (D. M. VI, 4) auf Fühnen; Bornhöved in Holstein; Bröns' Höhe auf Sylt (einer Sage zufolge liegt hier ein König dieses Namens begraben); Brynshy, Grabhügel im Ksp. Jels, wo ein König Bryn begraben sein soll; Brønshøj auf Amager, 1193 Brunshogæ (Kj. D. I, 3). — Brunholt 1340 (Ries-

---

mir dann bei ‚Marß Hinnerk' 35 zum Teil recht lange Geschichten erzählt hat, so daß aus der kleinen Wohnung nicht weniger als 100 Geschichten stammen. Unter L.s Geschichten befindet sich auch die oben mitgeteilte. Nach L. findet das Auseinanderzählen der Kohlköpfe und das Abhäuten des Hammels in der Totenkammer statt. Un as de Köster mit den Preester andrȩgen kümmt, do hett de een sik dat Hamelfell öwerhängt, dat de Kopp na vörn too apen steit. Un dat sücht se so schruteri ut, do meent se, dat de Dööwel dat is. Das ist natürlich nicht richtig. Bei Ankunft der Geistlichkeit kann nur der Zählende allein da gewesen sein. Ebenso ist auch der Hammel noch nicht da gewesen. Denn der Zug, daß der Küster mit dem Priester auf dem Nacken für den Hammelträger gehalten wird, darf in der Geschichte durchaus nicht fehlen. Brauchbare Züge sind außer der Totenkammer, die auch in einer Eutiner Fassung vorkommt, daß der Küster vergessen hat, die Turmuhr aufzuziehen, und daß er das noch spät abends nachholen will, ferner daß er zum Priester sagt: he mutt henkam'n un bȩden de Doden to Rau, de sünd mank ȩr Köpp verbistert, und endlich daß nicht der Priester, sondern der hinter ihm her laufende Küster de stiv' hirschlellern Büx an hat, deren „Giff di!" den Priester so in Angst setzt.

Harde); Brunholt (Island). — Brundlund, Schloß bei Apenrade, nach 1411 erbaut; Brundelund, Ksp. Nustrup. — Brunsholm, adel. Gut im Ksp. Esgrus, vom J. 1446 (D. F.) sicher bezeugt; Brunsholm, Ksp. Bergenhusen; Brønsholm bei Kopenhagen. — Brunsnis, Ksp. Broacker, Fl. Stadtrecht 1284: Brunznes (ob Bruneranse 1423 im D. F. I, 310 für Brunenase verschrieben steht?); Brunznæs 1231, Konunglef auf Arö, mutmaßlich das heutige Ksp. Marstal; Brunsnäs, V. Gøtl. (Schweden). — Bruntofte a. Falster, 1231 Brunætoftæ; Brunstoft bei Tyrstrup, gehörte 1563 zu den Einkünften des dortigen Pfarrers. — Brunswik b. Kiel; Braunschweig, 1373 Brunswyk (HR. II).

Brunok, untergeg. Kirche in der ehem. Edomsharde, 1523 Brunocke (D. F. II, 165). — Brunotterkoog in der Wiedingharde, 1618 eingewonnen; Bruns Odde, Häuser im Ksp. Rodenäs. — Brunlid, V. Gøtl. (Schweden). — Brunastadir (Island); Brønsted bei Fredericia. — Brunhem, V. Gøtl. (Schweden); Brunnæm c. 1400 (Æ. A. R. I, 20), jetzt Brøndum, Slet-H.; brunnum 1231 (V. J.), jetzt Brønnum, Hindborg-H. Salling; Brynnwm 1522 (G. J. T.), jetzt Bryndum (Jütl.) u. v. a. O. in Jütland. — Bruneslef 1085, jetzt Brønderslev in Dänemark. — Brunby auf Seeland, 1231 Brunbu; Brunsbo, V. Gøtl. (Schweden); Brunby, V. Manl. (Schweden); Brundby bei Horsens und Tisted (Jütl.). — Brunsbüll, Ksp. Sterup, adel. Hof, schon 1397 gen.; Brunsbøl in Dänemark, 14. Jahrh. Brunesbul, Brundesbul; Brunsbüttel a. d. Elbe, 1447: Brunßbuttel (D. F. I, 533). — Brunsgaard, Hof im Ksp. Skrave; Bruntetenßgarde 1518 (D. F. II, 133, 418) im Ksp. Bordelum. — Brynstorp, Ksp. Skærbæk, Hvidding-H., Anfg. 16. Jahrh. (R. O.); Brønstrup 1491 (G. J. T.); Brunstorp 1470 (D. F. I, 575) in Holstein; Brøndstrup, Ksp. Skamby, Skam-H. (Fühnen), 1677 Brønstrup (D. M. VI, 4); Brønstrup bei Grenaa, Brunstorp 1624 (Schonen), Bruntorp V. Gøtl. (Schweden). — Bruushaab b. Viborg. — Brunsmølle b. Skanderborg.*)

Ich habe die genannten Örter, deren Anzahl sich bei weiterem Umblick beträchtlich vermehren ließe, in zwei Gruppen geteilt. Der ersteren gehören diejenigen an, in deren Name brunn als Grundwort auftritt. Wir werden sie, vielleicht mit Ausnahme von Brönd, zu den ältesten Ansiedelungen zählen dürfen. Brunn ist ohne Zweifel auf das altnord. brunnr (dän. brønd, schwed. brunn, mittel- und niederdeutsch brunn, brunne, burn, born, hochdeutsch Born, Bronnen), Born, Quelle zurückzuführen. Im jütischen Dialekt bez. nach Fejlbergs Wtb. ist brønd eine große Vertiefung auf dem Felde, wo sich im Frühjahr Wasser ansammelt, oder eine niedrig gelegene Stelle, die winters unter Wasser steht. Das isländ. Brunnar (Pl.) würde eine Mehrheit von Bronnen bezeichnen (vgl. Kålunds Bidrag til en hist.-topogr. Beskrivelse af Island). Das schwed. Brunna ist gleich brunnr, in Brunn ist das a abgestoßen. Baldersbrønde bezeichnet die dem Balder geweihte Quelle.

Weit schwieriger gestaltet sich die Frage, wohin ein großer Teil der Namen, in denen das fragliche Wort als Bestimmungswort auftritt, zu rechnen sei. So weit ich sehe, sind hier nämlich drei Auslegungen möglich. 1. Das Bestimmungswort = brunnr (s. o.), 2. das Bestimmungswort = altnord. brún Rand, norw. brun Kante, Abhang, Vorsprung, 3. = Personennamen Brun, Bruno (altnord. brûnn, ahd., mhd., altengl. brûn = braun oder altnord. brûn Augbraue — also der mit außerordentlich starken Augbrauen — oder vielleicht altnord. brunja Brünne, Panzer — also der Panzergekleidete). Vor allem wird zur Entscheidung der Frage die Flexion ins Auge zu fassen sein, da das Bestimmungswort im Genitiv steht. Was brunnr anlangt, so geht der Genitiv auf —s aus; bei brún lautet er bruna, das dänisch zu æ, e abschleift und dann meistens ganz wegfällt; was Brun betrifft, welcher Name im Nordischen schon im 11. Jahrhundert nachweisbar ist, so kommt es in drei Formen vor: Brun — Bruni — Brunær. Die erste und letzte haben im Gen. —s, die mittlere —a, das dänisch zu æ, e wird.

Geht der Genitiv auf —s aus, so kann brunnr oder Brun zu Grunde liegen, endet er auf a, æ, e oder ist er ganz abgeschliffen, so ist an brún oder wieder an Brun (i) zu denken. In den meisten Fällen wird daher die Eigentümlichkeit der Lage den Ausschlag geben müssen.

Bezüglich derjenigen Grundwörter, die die eigentliche Wohnstatt des Menschen bezeichnen, ist man schon lange zu dem Ergebnis gekommen, daß deren Bestimmungswörter in der Regel einen Personennamen enthalten (so bei bo, bu, by, büll, büttel, torp, sted, lev u. a.)

Es würden demnach hierher gehören folgende: Brunby usw., Brunastadir und Brønsted, Brunhem usw., Bruneslef, Brunsbüll, Brunsgaard, Bruntorp usw., die jungen Brunshaab und Brunsmølle selbstverständlich, wahrscheinlich auch Brunok (= Brun Ockens Kirche,

---

*) H. = Harde; D. M. VI, 4 = Dansk Magasin VI. Række, 4. Band; D. V. = Diplomatarium Vibergense; H. R. = Hanserecesse; Kj. D. = Kjøbenhavns Diplomat.; D. F. = Diplom. Flensb.; Æ. A. R. = Ældste Arkiv Registr.; V. J. = Valdemars Jordebog; G. J. T. = Gamle Jyske Tingsvidner; R. O. = Ribe Oldemoder.

vgl. Heimreichs Nordfr. Chr. 182), Brunotterkoog (= der Koog bei Bruns Odde; Odde Landspitze, altnord. oddr, altengl., altsächs., fries. ord, ahd., mhd. ort, das von der ältesten Bedeutung der Spitze und Schneide an Waffen seine mannigfachen neueren Bedeutungen entfaltet hat, vgl. Brüster Ort), Bruntetensgarde (= Brun Tetens Gaard — Hof) und vielleicht auch Brunsnis (= Bruns Näs, vgl. das gegenüberliegende Holnis ? Halfdans Näs, 1463 Holdenæs).

Fragen und Mitteilungen.

1. **Der Kuckuck auf Sylt.** Im Anfange des Juni-Monats 1893 war ich einige Tage auf Sylt. Am Morgen nach meiner Ankunft machte ich einen Spaziergang nach der Strandhalle, die zu so früher Jahreszeit natürlich noch wenig fremde Besucher hatte. Auf meinem Wege dorthin hörte ich zu meiner Verwunderung ganz deutlich den Kuckucks-Ruf. Den Locktönen nachgehend sah ich auch sehr bald den sonst ja recht schenen Vogel auf den Drähten der nach Westerland gehenden Telegraphenleitung sitzen, fortwährend seinen Ruf wiederholend. Er ließ mich so nahe herankommen, daß ich Figur und Zeichnung genau erkennen und mich überzeugen konnte, daß es wirklich unser Cuculus canorus war. Der Kuckuck ist in seinem Vorkommen zur Sommerszeit bekanntlich an das gleichzeitige Vorhandensein von Insektenfressern gebunden, in deren Nester er seine Eier legt. Nun kommen aber auf Sylt jene Insekten fressenden Singvögel, die gewöhnlich die Pflege-Eltern des jungen Kuckucks spielen müssen, als Grasmücken, Nachtigallen usw., nur sehr vereinzelt oder garnicht vor. Wo findet also hier der Kuckuck Nester, in die er seine Eier legen kann? Ich war deshalb geneigt, das Vorkommen des von mir wahrgenommenen Kuckucks für die zufällige, vereinzelte Erscheinung eines vielleicht vom Festlande verflogenen Exemplars zu halten. Am Anfange des Juni war freilich die Wanderzeit des Kuckucks längst vorüber, der Schluß der 5—6 Wochen dauernden Legezeit aber noch nicht; doch ein Bewohner Sylts, dem die Pflege der dort damals unternommenen Strandpflanzungen und Nadelholzkulturen oblag, bestätigte mir auf Befragen meine eigene Wahrnehmung mit dem Zusatze, daß der Kuckuck in jedem Jahre auf Sylt erschiene und über Sommer dort bliebe. Auf mein weiteres Befragen, welchen Vögeln dort er denn seine Eier anvertraue, erhielt ich die Antwort: das dürften wohl zumeist die Haubenlerchen, Alauda cristata, sein, in deren Nestern habe er wenigstens schon einigemal unzweifelhafte Kuckuckseier gefunden. Nun gehört die auf Sylt sehr häufig vorkommende Haubenlerche ja freilich zu den Körnerfressern, allein auch von ihr dürfte wohl gelten, was bei vielen ihrer Verwandten zutrifft, daß sie ihre Jungen zum Teil mit Insekten füttert. Dann könnte auch der junge Kuckuck, den sie ausgebrütet hat, von ihr mit passender Nahrung versorgt werden. Im Interesse unserer speziellen Heimatskunde wie wohl auch in dem der Naturgeschichte der Vögel überhaupt wäre es gelegen, über die hier berührte Frage weitere Forschungen anzustellen und sichere Nachrichten zu sammeln. Es käme also darauf an, sicher festzustellen: 1. ob seitdem und noch jetzt das Vorkommen des Kuckucks auf Sylt wahrgenommen ist, 2. ob genauere Beobachtungen über die Nährmütter des jungen Kuckucks dort gemacht worden sind. Der herannahende Frühling würde sogleich zu solchen Forschungen Gelegenheit bieten.

Prof. Dr. W. Seelig, Kiel.

In dem „Verzeichnis der Vögel der nordfriesischen Inseln von J. Rohweder," das einer im Jahre 1880 von E. F. v. Homeyer herausgegebenen Beschreibung seiner Reise nach Helgoland, Sylt usw. als Anhang beigegeben ist, heißt es von Cuculus canorus: „Häufig auf Nordstrand, Pellworm und Föhr; kaum minder zahlreich auf Amrum, Sylt und Röm. Auf den erstgenannten Inseln werden mehr die Nester der Busch- und Rohrvögel, auf den letzteren die der Pieper, Lerchen und Steinschmätzer von ihm zur Brut benutzt." — Nach einer Mitteilung des Verfassers hat sich in den letzten zwanzig Jahren hierin nichts geändert.

2. **Nutt, butt, jippsteert.** Zu dem Ratespiel „Nutt, butt, jippsteert" (Jahrgang 1898 Nr. 4, S. 94 und 1899 Nr. 1, S. 28) bemerke ich, daß das Spiel auch in Dithmarschen bekannt ist und „hutt, putt, nippstiert" heißt; nutt bedeutet 1, putt 2 und nippstiert 3. (Vergl. auch Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 35.) In Osdorf im Dänischenwohld heißt das Spiel wie oben: „nutt, butt, jippsteert." In der Gegend von Hohenwestedt zählt man bis 9, also: Nutt, putt, jipp, stiert, pard, pag, Hings, Tæt. Die Formel wird in Kellinghusen auch angewendet bei einem Greifspiel. Ein mit einem Stock bewaffneter Spieler versteckt sich, und wer in die Nähe des Verstecks kommt, erhält Schläge. Die Mitspieler rufen dann:

„Putt, putt, Jippsteert,
De Düwel sitt op'e Füerherd."

H. Carstens.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 6. Juni 1900.

Jahresbericht über Landeskunde.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

(Fortsetzung von „Heimat," 9. Jahrg., S. 116 ff.)

Areal. Die Eindeichung des neuen Kooges in dem Winkel zwischen Friedrichs VII.-Koog und dem Kronprinzenkoog (549 ha), für die, wie im vorigen Bericht erwähnt, vom preußischen Landtage 1898 die nötigen Gelder bewilligt waren, ist im Jahre 1899 ohne allzugroße Störungen durch Hochwasser ausgeführt; dadurch sind — nach Abzug der Deiche, Wege und Gräben — 480 ha für dauernde Besiedelung gewonnen, nämlich die früheren Sommerköge Alter Steert-, Neuer Steert- und Rathjensdorfer Sommerkoog (151,78 ha und 70 ha) und das Vorland in der südöstlichen Spitze der Ditmarscher Bucht. Der neue Koog wird den Namen Kaiserin Auguste Victoria-Koog führen.

In Aussicht genommen ist die Schlagung von Sommerdeichen um das Vorland zwischen Friedrichs-Koog und Kaiser Wilhelms-Koog, so daß dort zwei Sommerköge gewonnen werden.

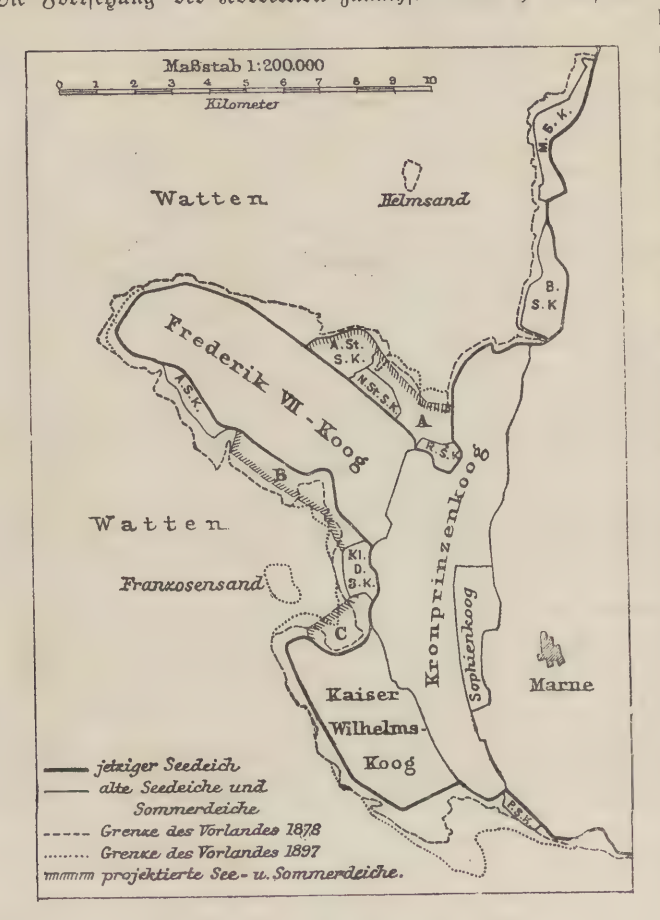
Auf der Skizze ist der Kaiserin Auguste Victoria-Koog mit A, die beiden projektierten Sommerköge mit B und C bezeichnet. Die Eindeichung des Kooges B ist 1900 in Angriff genommen worden. (Vgl. folgende Seite.)

Für die Beförderung des Landanwuchses an der schleswigschen Westküste bei der Hamburger Hallig und an dem Verbindungsdamm nach dem Festlande sind für das laufende Jahr 40 000 Mark in den Etat eingestellt. Zum Schutze der Halligen und für den Bau von Lahnungen sind seit 1896/97 1 265 000 Mark von der Regierung aufgewandt; hier werden jedenfalls noch weitere Mittel für den Küstenschutz von Hooge und Nordmarsch nötig sein.

Auch der Uferschutz der älteren Marschen hat manche erhebliche Aufwendungen erforderlich gemacht, so in der Wilstermarsch und auf Föhr. Die Verstärkung der Deiche Föhrs wird voraussichtlich im laufenden Jahre beendigt, wofür 362 000 Mark als vierte (letzte) Rate in den Etat eingestellt sind. — Vom Abbruch bedroht ist nach wie vor die Nordwestecke des Wesselburner Kooges, wo die ihren Strom weiter südlich verlegende Eider bei jeder Ebbe am Ufer nagt. 1899 sind wieder auf Rechnung der Landschaft Norderdithmarschen große Steinmassen an der bedrohten Stelle versenkt und Dämme errichtet, wozu 1400 Kubikmeter Steine gebraucht wurden. Das „Hundsknüll" genannte Vorland an der Nordwestspitze des Kooges hat fast die Hälfte seiner ursprünglichen Größe verloren.

Schiffahrts-Straßen. Die seit 50 Jahren fast stetig zunehmende Größe der Schiffe stellt immer neue Ansprüche an die Schiffahrtsstraßen, an Flußmündungen und Häfen. Die Korrektion der Unterelbe ist im Jahre 1899

fortgesetzt. Bei Finkenwärder, Pagensand und Park ist eine vollständig neue, 200 m breite und bei niedrigem Wasser 6 m tiefe Fahrrinne hergestellt, so daß der Schiffsverkehr, der bei der schmalen, wenn auch tiefen alten Fahrrinne vielen Gefahren ausgesetzt war und häufig zu Strandungen führte, viel ungefährdeter vor sich geht. Die Fortsetzung der Korrektion zunächst bis nach Nienstedten durch große hamburgische Staatsbagger wird vor Ende 1900 kaum vollendet sein. Der Altonaer Leitdamm auf der Nordseite der Rinne soll bis zur Höhe des gewöhnlichen Niedrigwassers erhöht werden. An ihm bricht sich die aus dem Köhlbrand, der beinahe rechtwinklig zum Elbstrom läuft, herauskommende kräftige Ebbestrom und wird durch den Leitdamm in das nunmehrige Fahrwasser gelenkt, während er sich sonst erst etwa bei Neumühlen brach. Der Altonaer Hafen hat dadurch ein bedeutend ruhigeres Fahrwasser erhalten. Die Korrektionsarbeiten am Südufer bei Park und Pagensand sind bereits fertig gestellt, große Steinwälle, sogenannte Stackbauten. Ehemals an der alten Rinne gestrandete Schiffe liegen jetzt schon ganz abseits vom Strom in seichtem Wasser. Auch bei Finkenwärder sind, um die Strömung vom Ufer fernzuhalten, bedeutende Uferbauten ausgeführt, so daß vor dem jetzigen Finkenwärder Seedeich das Vorland auf sturmflutfreie Höhe gebracht ist. Erwähnt werden mag noch, daß bei den



Neue Köge in Süderdithmarschen.*)

Sommerköge:
P. S. K. Platenrönner Sommerkoog.
Kl. D. S. K. Klein-Diekfander "
A. S. K. Altfelder "
A. St. S. K. Alter Steert- "
N. St. S. K. Neuer Steert- "
R. S. K. Rathjensdorfer "
B. S. K. Barlter "
M. S. K. Meldorfer "

*) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Frdr. Vieweg & Sohn in Braunschweig der Zeitschrift „Globus" (1898, S. 360) entnommen.

Baggerarbeiten zwei gewaltige fossile Knochen aus einer Tiefe von 7 m zu Tage gefördert wurden: ein Oberschenkelknochen (vom Mammut?) 22 kg schwer, 78 cm lang und 90 cm im Umfang, und ein kleinerer von 9,5 kg, 43 cm lang.

Für die Fischerei fehlte es seit längerer Zeit an einem genügenden Schutzhafen an der Elbe. In den Staatshaushalt von 1899 waren 190 000 Mark für die Anlegung eines solchen Hafens bei Schulau eingestellt, der 90 Seefischerfahrzeugen ein sicheres Winterquartier bieten soll. Die Gemeinde Schulau und der Kreis Pinneberg tragen die übrigen Kosten (für Landfläche und Bohlwerk).

Der Husumer Hafen leidet an der schmalen Schleuse, die für größere Schiffe keinen Raum bietet. Der Hafen ist fiskalisch; da die Regierung die Notwendigkeit des Umbaus anerkannt hat, so wird voraussichtlich bald Abhülfe geschaffen werden.

Mißlich sind die Hafenverhältnisse auch in Elmshorn. Die Ausbaggerung der Krückau, die an Verschlämmung leidet, ist zur Hebung des Schiffsverkehrs ein dringendes Bedürfnis.

Mit der Vertiefung der Haderslebener Föhrde ist begonnen. Da der Hafen nur eine Tiefe von 3,2 m unter dem mittleren Wasserstande der Ostsee hat, während der benachbarte dänische Hafen Kolding 5—5½ m tief ist und daher manchen Verkehr an sich zieht, so soll eine mittlere Tiefe von 5,3 m geschaffen werden. Die Kosten sind auf 900 000 Mark veranschlagt; in drei Jahren soll die Baggerung beendet sein.

Die Vertiefung des Fehmarnsundes ist seit längerer Zeit ein Wunsch der benachbarten Häfen gewesen. Seitdem die Zufahrtsrinnen zu den Häfen von Burgstaaken, Orth und Heiligenhafen von den unterhaltspflichtigen Gemeinden auf 4 bis 4,50 m vertieft sind und der Verkehr durch den Sund seit der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals wegen der Schleppzüge von Hamburg nach der Ostsee viel reger geworden ist, soll die Tiefe der Rinne bis auf 5 m unter Mittelwasser gebracht werden bei einer Breite von 60 m. Dafür sind im Jahre 1899 32 700 Mark ausgeworfen.

Ein ebenso wichtiges Unternehmen wie die Elbregulierung für Hamburg ist die Vertiefung der Trave für Lübeck. Am 1. Mai 1899 wurde von der Bürgerschaft in Lübeck einstimmig die Vertiefung des Travefahrwassers von 5,5 m jetziger Tiefe auf 8,5 m angenommen. Zunächst soll die Tiefe nur auf der Plate vor Travemünde 8,5 m, im Travemünder Hafen 8 m, von dort bis zur Stadt 7,5 m betragen. Die Kosten sind auf 4½ Millionen Mark veranschlagt, im Vergleich mit den Regulierungskosten der Swine und des Pregels keine hohe Summe, da die Trave von Lübeck ein Wiesenfluß ohne erhebliches Gefälle und ohne Geröll und Sand ist. Die beiden letzten Regulierungen fanden 1850—54 und 1879—83 statt; zuerst wurde die Trave auf 4 m Wassertiefe bei 35 m Sohlenbreite und einem wasserhaltenden Querschnitt von 180 qm gebracht für Schiffe bis zu 50 m Länge, 8 m Breite und 3,60 m Tiefgang, das zweite Mal auf 5,35 m Tiefe für Schiffe bis zu 70 m Länge, 9 m Breite und 5 m Tiefgang. Bei der zweiten Regulierung wurde der Schwartauer Bogen durch einen Durchstich beseitigt; jetzt wird auch die scharfe Krümmung bei Gothmund durch die Ausführung eines Durchstichs vom großen Avelund bis Gothmund wegfallen, der allein 1 470 000 Mark kosten wird. Bei der krummen Insel gegenüber der Kochschen Werft in Lübeck ist ein Umschlagshafen in Aussicht genommen, wo der Umschlag von den Seeschiffen auf die Kanalschiffe von Bord zu Bord geschehen kann. Endlich werden oberhalb der Seebadeanstalt in Travemünde Seedämme errichtet werden, um die Versandung der Fahrrinne auf der Plate vor Travemünde zu verhüten. Für Lübeck ist das Unternehmen aller Achtung wert.

Der Elbe-Trave-Kanal ist infolge der beiden milden Winter 1897/98 und 1898/99 soweit vorgeschritten, daß die Eröffnung am 16. Juni stattfinden wird. Fertiggestellt sind die Schleusen bei Lauenburg, auch die neue Eisenbahnbrücke für die Hamburg-Lübecker Bahn bei Genin, wo der Kanal einen andern Lauf hat als die demnächst eingehende Stecknitz. Die Brücke ist ohne Störung des sehr bedeutenden Bahnverkehrs erbaut, indem zuerst für das eine Geleise, das so lange gesperrt war, dann für das andere der Bau ausgeführt wurde.

Der Kanal wird sicher auch viele Lustreisende anziehen, da das Gelände besonders von Berkenthin bis Mölln manche hübsche Punkte bietet.

Eine kurze Skizzierung des Kanals wird den Lesern willkommen sein.

Die Länge des Kanals beträgt 64,25 km. Von der Elbe, deren Normalwasserstand 4,66 m beträgt (höchster 1876 9,40 m, niedrigster 3,01 m), steigt der Kanal durch die Schleuse bei Lauenburg auf 8,85 m und bleibt in dieser Höhe 9,45 km bis zur Witzeezer Schleuse. Überbrückt wird er auf dieser Strecke durch die Büchen-Lauenburger Bahn (eine 12 m hohe Brücke). Dann steigt er durch die Witzeezer Schleuse auf 12 m und behält diese Höhe 29,8 km bis zur Donnerschleuse nördlich vom Möllner See (Brücke der Hamburg-Berliner Bahn etwa 10 m hoch und der Lübeck-Büchener Bahn 11 m hoch). Von der Donnerschleuse an senkt sich der Kanal nach der Trave; 4,1 km unterhalb derselben liegt die Behlendorfer, 3,30 km weiter die Berkenthiner, noch 4,80 km weiter die Crummesser und endlich nach 5,10 km die letzte, die Büssauer Schleuse. Von dort bis zur Mündung in die Trave nördlich von Lübeck beim Burgthor sind noch 6,10 km. Bei Berkenthin kreuzt die Oldesloe-Hagenower Bahn auf einer fast 23 m hohen Brücke den Kanal, bei Genin die Lübeck-Hamburger Bahn (11 m hoch) und dieselbe Bahn noch einmal dicht vor Lübeck (7 m hoch). Das Mittelwasser der Trave liegt 0,15 m unter Null, während der höchste Wasserstand (am 13. November 1872) 3,11 m, der niedrigste — 1,65 m betrug. Die Wassertiefe des Kanals beläuft sich auf 2,0—2,50 m, die Sohlenbreite auf 20 m.

Es ist zweifellos, daß die Bedeutung des Kanals für Lübeck recht groß ist; es war aber auch Zeit, daß die alte Hansakönigin etwas that, um ihre Handelsverbindungen zu erhalten und zu erweitern; für den Holzhandel, dessen Ausdehnung dem Fremden schon auf einer Eisenbahnfahrt von Schwartau nach Lübeck auffällt, ist der Kanal von ganz besonderem Werte.

Für den Verkehr auf dem Lande ist durch Anlage neuer Bahnen in den letzten Jahren gesorgt worden; es sind fast sämtlich Kleinbahnen mit geringerer Spurweite, die lokale Bedürfnisse befriedigen sollen und daher zum Teil recht bedeutende Umwege machen, bevor sie ihr Ziel erreichen, da sie möglichst viele Ortschaften berühren. Die St. Michaelisdonn-Marner Sekundärbahn ist bis in den Friedrichskoog verlängert um 12,7 km (eine schon längere Zeit als Zuckerrübenbahn benutzte Strecke), die Neustadt-Oldenburger Bahn um 20,2 km bis Heiligenhafen, auf Alsen sind 51 km Kleinbahnen erbaut; im Frühjahr 1899 sind eine Kleinbahn von Hadersleben nach Christiansfeld 20 km, von Hadersleben über Woyens und Gramm nach Rödding 54 km, von Apenrade nach Gravenstein 32 km und die Sekundärbahn Hollenbek-Mölln 12 km, die Mölln mit der Linie Kiel-Berlin verbindet, 1899 eröffnet worden.

Ethnographisches. Der Untersuchungen über die dänische und deutsche Bevölkerung in Schleswig giebt es aus dem letzten Jahrzehnt verschiedene; die neueste ist die von Langhans in Petermanns Mitteilungen 1899, S. 37, mit Karte, beruhend auf den Volkszählungen, den Reichstagswahlen, dem Verhältnis der dänischen und deutschen Gottesdienste und manchen sonstigen Erkundigungen. Nach der amtlichen Statistik von 1890, die gewiß nicht überall das Richtige

trifft, waren in Hadersleben-Sonderburg 88,4 % Dänen, in Apenrade-Flensburg 27,5 %, in Tondern-Husum 25,8 % Dänen, nach den Wahlen von 1898 dagegen Dänischgesinnte resp. 71,9, 18,5 und 14,6 %. Die Zahl der Deutschen nimmt von Jahr zu Jahr zu, besonders durch den Übergang von Höfen aus dänischen Händen in deutsche; bis Ende 1899 sind ca. 200 Höfe an Deutsche übergegangen. Am thätigsten ist in dieser Beziehung der deutsche Ansiedlungsverein in Rödding; während 1890 im Kirchspiel Rödding nur 6,4 % Deutsch als Muttersprache angaben, wurden 1899 1489 Deutsche gegen 8856 Dänen ermittelt, also 14,4 % Deutsche. So ist im nördlichsten Schleswig eine deutsche Insel im Entstehen. Ähnlich wirkt die Scherrebeker Kreditbank: in Scherrebek und Roager hat die Zahl der Deutschen sich sehr vermehrt. Dasselbe ist im Kirchspiel Hvidding durch die Eisenbahngrenzstation und die Quarantäne der Fall gewesen. Infolgedessen hat sich die Zahl der Gemeinden, in denen neben den dänischen auch deutsche Predigten gehalten werden, bedeutend gehoben; in den Propsteien Hadersleben, Törninglehn, Apenrade, Sonderburg und Nordtondern wurden 1890 nur deutsche Predigten in 7, nur dänische in 87, gemischte in 25 Kirchen gehalten; 1898 waren die entsprechenden Ziffern 7, 56 und 56.

Langhans' Karte sei den Lesern der „Heimat" bestens empfohlen.

Über ältere ethnographische Verhältnisse bringt das sorgfältige Buch von Sach: „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung," 1. und 2. Abteilung, Halle 1896 u. 1899, eine Masse Stoff, zu dem allerdings die nötigen kartographischen Skizzen fehlen.

Von anderen Untersuchungen erwähne ich eine von Sigurd Nygaard über dänische Personen- und Ortsnamen in der „Dansk Historisk Tidsskrift" VII, 1 (Kjøbenhavn 1897—99). Ihre Ergebnisse sind folgende: In den mit Personennamen zusammengesetzten Städtenamen finden wir zwei Lagen, eine ältere mit urnordischen Personennamen, zusammengesetzt mit den Endungen —lev und —sted, und eine jüngere, zusammengesetzt mit —torp, —bölle und —röd. Die älteren Namen, die den Urdörfern angehören, sind älter als das Jahr 1000, die anderen gehören Ausbauten (mit torp und bölle) oder Rodungsplätzen an.

Die holsteinischen Ortsnamen behandelt Jellinghaus in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" Bd. 29 (1899), S. 205—327. Da Ortsnamen zu den ältesten Urkunden für die Geschichte des Landes gehören, so ist die Zusammenstellung derselben eine höchst erwünschte Arbeit. Mitglieder unseres Vereins können sich an ihrem Teil durch Sammlung alter Flurnamen in dieser Hinsicht verdient machen.

Dabei seien die Leser der „Heimat" auf die beiden anderen Zeitschriften, die die Geschichte und Landeskunde fördern, aufmerksam gemacht, auf die eben erwähnte „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" und auf die „Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte" (Jahresbeitrag für jene 6 Mark, für diese 3 Mark). Der letztere hat ein für sämtliche Forscher auf dem Gebiete der Provinzialgeschichte unentbehrliches Hülfsmittel geschaffen: Pastor Witts „Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte," die für jedes Gebiet auch die Arbeiten über Profangeschichte aufzählen.

Von Spezialarbeiten über einige Teile des Landes erwähne ich außer den in der „Heimat" unter „Bücherschau" besprochenen noch Detleffsens Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen (Kreis Steinburg) und Schröder, Nachrichten über die Stadt Neustadt in Holstein im Mittelalter („Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. 28, resp. 29).

Über Feldeinfassungen und Durchlässe in Ostholstein berichtet O. Schwindraz-

heim in einem durch 12 Figuren erläuterten Artikel in den „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin," Heft 4. 1899. Der lesenswerte Aufsatz wird in der „Heimat" abgedruckt werden.

Nachtrag. Dr. Eugen Traeger, Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten. Mit 10 Abbildungen und Skizzen. Hobbing & Büchle, Stuttgart 1900. 48 S. 8°. 1,20 Mark.



Die Inseln und Watten Schleswigs in der Husumer Bucht.
Nach der Reymannschen Karte gezeichnet von Eugen Traeger.*)

Der Verfasser, dessen unablässigen Bemühungen es vor allem zu verdanken ist, daß der preußische Staat für die Erhaltung der Halligen zu sorgen begonnen

*) Aus dem oben besprochenen Werke „Die Rettung der Halligen" mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Hobbing & Büchle in Stuttgart entnommen.

hat, berichtet in dieser Schrift zunächst über die Rettungsbauten bei den Halligen. Als im Frühjahr 1896 vom preußischen Landtag 1 320 000 Mark bewilligt waren, wurde zuerst die Hallig Oland der Schauplatz des regsten Lebens. An der Südwestkante der Insel wurde eine 820 m lange Steindecke hergestellt zum Schutze des Ufers und von Oland bis zum Festlandsufer bei Fahretoft ein Damm von 4600 m in gerader Linie angelegt, teils Erd-, meistens Buschdamm; als aber im Januar 1898 bei dem Priele, der etwa in der Mitte das Watt durchschnitt, schon 1000 m weggerissen waren, wurde der Damm mit einem Knie 100 m weiter nördlich verlegt, so daß er etwa folgende Gestalt hat: ___┌┐___ Die Ausbesserung allein kostete etwa 100 000 Mark. Ein zweiter Damm, ungefähr 3500 m lang, führt von Oland nach Langeneß in stumpfem Winkel, da er das alte Tief kreuzt, durch das sonst das Dampfschiff Husum-Wyk verkehrte. Traeger beschreibt die Herstellung der Erd- und Faschinendämme genauer; da er sich eine eingehende Kenntnis des Wattenmeeres erworben hat, so giebt er verschiedene sehr beachtenswerte Winke über die Sicherung der Dämme und die Anlegung von Buhnen.

Was geleistet ist, genügt noch nicht; es muß mit dem Inselschutz energisch fortgefahren werden. Geplant ist vom Staate zunächst die Anlage von Buhnen usw. auf Langeneß und Nordmarsch; dabei erhebt Traeger manche Einwände gegen die Art und Weise, wie man die zahlreichen Priele dieser Halligen behandeln will. Ferner ist projektiert ein Damm von 5500 m von dem Festlande nach Appeland-Gröde mit Seitenarm nach Habel, der Uferschutz Grödes durch Steindecken, sowie ein Damm vom Festlande nach Nordstrandischmoor von 6500 m Länge, der wegen der Wattenströmungen wohl recht schwierig und kostspielig werden wird. Außer diesen Staatsprojekten schlägt Traeger eindringlich noch andere Bauten vor, da erst der vollständige Abschluß der nötigen Bauten nach etlichen Dezennien, vielleicht nach 50 Jahren, reichliche Entschädigung für die aufgewandten Gelder bringen wird. Traeger empfiehlt vor allem die Sicherung der schönen Hallig Hooge und deren Verbindung mit Pellworm und Norderoog, dann einen Damm von Pellworm nach Süderoog und von dem Festlande nach Nordstrand.

In einem zweiten Artikel bespricht Traeger die dithmarscher Bucht, wo die Zukunft noch manche Landanschwemmung bringen wird. Die sorgfältige Beobachtung der Wattenströmungen bei der Erbauung von Buhnen ist auch hier notwendig. Von besonderem Interesse ist die Geschichte der kleinen Insel Trischen (etwa 11 km westlich vom Friedrichskoog). Seit 1854 bildeten sich dort anfangs kleine grüne Inselchen, 1872 war es eine reichlich 16 ha, 1894 103 ha große Insel mit bedeutendem Quellerwuchs, die 1894 sogar 129 ha umfaßte. An dem Westrande bildete sich nach und nach eine Sanddüne, deren höchster Punkt 1897 schon 4,75 m über Cuxhavener ordinärer Flut betrug. In den letzten Jahren ist das grüne Land fast ganz mit Sand überflutet und zur Weide untauglich geworden. Wie hier im Kleinen, so werden sich in ähnlicher Weise in früheren Jahrhunderten die großen Dünen am Rande der tiefen Nordsee bei Blauortsand, St. Peter und Ording, auf Amrum, Sylt und Röm gebildet haben.

Traegers Schrift sei allen Lesern der „Heimat" angelegentlichst empfohlen.

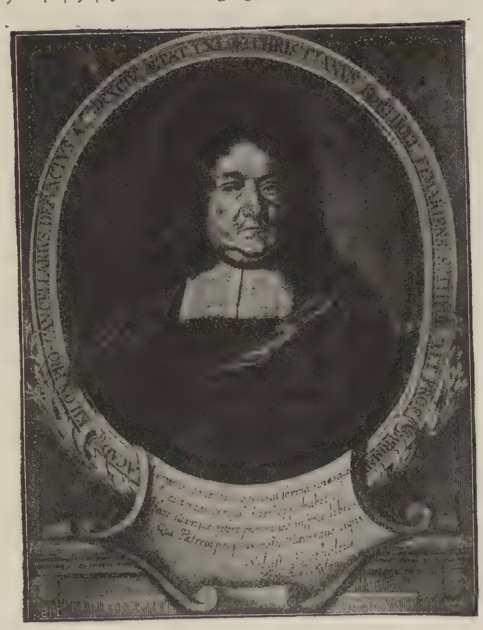
Christian Kortholt, Professor der Theologie in Kiel.

Von **H. Eckardt** in Kiel.

Unter den Fehmaranern, die sich auf geistigem Gebiet einen Namen gemacht, ist Kortholt in erster Reihe zu nennen. Als Sohn eines Kaufmanns ward Christian Kortholt am 15. Januar 1633 zu Burg a. F. geboren. Er besuchte zuerst die Domschule in Schleswig, setzte dann seine Studien auf dem

Gymnasium in Stettin fort und ging 1653 oder 1654 nach Rostock, um Theologie zu studieren. 1656 ward er Magister und ging dann nach Jena, wo Johann Musäus sein Lehrer war. 1657 ward er Adjunkt der philosophischen Fakultät in Jena. Bis 1663 blieb er in Jena und leistete dann einem Ruf als Professor der griechischen Sprache nach Rostock Folge, wo er Dr. theol. und 1664 professor theologiae wurde.

Musäus hatte allezeit großen Einfluß auf ihn und wirkte bestimmend auf seine Gesinnung und Lehre. Musäus war einer der angesehensten und einflußreichsten Theologen seiner Zeit. Seine Größe bestand darin, daß der Eifer um lutherische Rechtgläubigkeit, der in jener Zeit in einen toten Buchstabenglauben auszuarten drohte, bei ihm durch wahre Herzensfrömmigkeit und durch tiefere philosophische Bildung gemildert war. Daher bewahrte er sich eine für jene Zeit seltene Weite des Blickes, die ihn manche Erscheinungen des kirchlichen Lebens, z. B. den Synkratismus, d. h. die Vereinigung verschiedener Glaubensparteien, Glaubensmengerei, Vereinigungssucht, milde beurteilen lehrte und zugleich befähigte, manchem Gegner, wie dem Deismus und Spinozismus, mit Verständnis entgegenzutreten. Der von Calov geplanten Einführung des Consensus repetitus fidei vere Lutheranae als einer fest bestimmten Formel lutherischer Rechtgläubigkeit hat er sich energisch widersetzt. Rechtgläubige, reine Theologen können nach seiner Meinung garnicht einig sein in allem, was zur Erklärung der Glaubenslehre nötig ist, oder in philosophischen Fragen, die eine Verwandtschaft haben mit einigen Glaubensartikeln. Nach den verschiedensten Seiten hin trat er als gewaltiger Streiter für die christliche Wahrheit auf, gegen Protestanten, Katholiken, gegen Sektierer, wie gegen Spinoza kämpfte er in Wort und Schrift. In allen seinen Schriften zeigt sich in wohlthuender Weise, daß, wenn Rechtgläubigkeit der Erkenntnis und Christlichkeit der Gesinnung nicht immer beisammen sind, letztere das Wichtigste von beiden ist.



Christian Kortholt.
Nach einem Stich von Böcklin.
Aus dem Werke „Alt-Kiel" von H. Eckardt.

Unterm 17. April 1665 erhielt Kortholt den Ruf zur theologischen Professur an der neu errichteten Christiana-Albertina. Er nahm ihn an und blieb bis an sein Lebensende in Kiel; 1675 ward er Professor primarius, 1689 Prokanzler. Berufungen an andere Universitäten lehnte er ab, auch auf das ihm angetragene Amt eines Propsten und Hauptpastors an St. Nikolai in Kiel verzichtete er. Er starb als Rector magnificus der Universität den 31. März 1694.

Kortholt war ein überaus fleißiger Dozent und hat zur ersten Blüte der jungen Hochschule vorzugsweise beigetragen. Auch war er ein eifriger Schriftsteller. Sein Hauptfach war die historische Theologie, und er galt als der hervorragendste

Kirchenhistoriker seiner Zeit. „Nur bei Kortholt oder Bebel in Straßburg glaubte man damals Kirchengeschichte hören zu können,“ berichtet Frank in seiner Geschichte der protestantischen Theologie, und Schröckh in seiner Kirchengeschichte legt ihm den ersten Rang bei unter den Theologen, die damals um die Kirchengeschichte sich verdient machten. Unter seinen kirchenhistorischen Arbeiten sind zu nennen: „Historische Beschreibung der zehn großen Verfolgungen, so die Christen der ersten Kirchen unter den heydnischen Kaisern erlitten. Rostock 1663. 2. Aufl. 1698.“ „Öffentlicher Gottesdienst der alten Christen. 1672.“ „Kreutz- und Geduldspiegel, welcher den Zustand derer ersten Christen, wie nemlich dieselben so grausame Verfolgungen, unerhörter Marter, erschreckliche Lästerungen und Verleumdungen über sich ergehen lassen müssen und welchergestalt sie solcher Trübsal bezeiget, vorstellet. 1674. 2. Aufl. 1693.“ „De vita et moribus christianis primaevis per gentilium malitiana afflictis liber. 1682.“ Ein Kompendium der Kirchengeschichte fand sich in seinem Nachlaß nnd wurde erst 1697 herausgegeben. Im Laufe der Zeit sind diese Arbeiten natürlich längst überholt worden und haben jetzt keine Bedeutung mehr; für die damalige Zeit und noch im 18. Jahrhundert waren sie maßgebend.

Als eifriger Gegner des Katholizismus und Kämpfer für die lutherische Lehre schrieb er unter anderm: „Kohlschwarzes Pabstthum oder nochmaliger Beweis, daß das Pabstthum zu Rom vom Teufel gestiftet sei. Jena 1660.“ „Römischer Beelzebub oder Beweiß, daß der Pabst zu Rom der Teufel sei. Jena 1660. Kiel 1668,“ und „Vertheidigung desselben. Rostock 1661. Kiel 1668.“

Der Zeitrichtung gemäß schrieb er viele polemische Schriften mancher Art; seine bekannteste dürfte sein: „De tribus magnis impostoribus liber. Kil. 1680. Hamb. 1700.“ Die drei Betrüger, von denen hier die Rede ist, sind: Cherburg, Hobbes und Spinoza.

Der durch Ph. J. Spener angeregten neuen Richtung in Theologie und Kirche stand Kortholt anfangs sehr sympathisch gegenüber. Speners pia desideria veranlaßten ihn zu der Schrift: „Theophili Sinceri wohlgemeinter Vorschlag, wie etwa die Sache anzugreifen stünde, da man dem in der evangelischen Kirche bisher angerissenen ärgerlichen Leben und Wandel vermittelst göttlicher Verleyhung, abzuhelfen mit Ernste resolviren wolte. Frankfurt 1676.“ Spener selbst verehrte Kortholt sehr und schätzte ihn als einen tüchtigen, bewährten Theologen. Offen bekannte sich Kortholt nie zum Pietismus und zog sich in späteren Jahren mehr und mehr davon zurück.

Auch auf das Volk suchte Kortholt durch verschiedene Schriften einzuwirken. Populär gehalten ist seine „Treuherzige Aufmunterung zu sorgfältiger Unterweisung der Einfältigen und Unwissenden in der heilsamen Glaubenslehre. 1669. N. A. 1679.“ und eine „Vorbereitung zur Ewigkeit oder gründliche Anweisung, wie ein Mensch wohl glauben, christlich leben und selig sterben soll. 1671 und 1679.“

An der Universität hielt er auch Vorlesungen über praktische Theologie und schrieb 1672 eine Schrift: „Die schwere Bürde des Predigtamtes.“ Sein Ideal eines christlichen Predigers hat er in dem nach seinem Tode veröffentlichten Werke: „Pastor fidelis sive de officiis ministrorum eccl. Hamburg 1696.“ ausgeführt.

So spiegelt sich in Kortholt und seinen Schriften das Bild des streitbaren orthodoxen Theologen wider Katholizismus und glaubensfeindliche Philosophie wieder. Einer seiner Hörer, der ihm besonders nahe trat und auch in seinem Hause wohnte, war von 1679—82 der berühmte August Herrmann Francke, der Gründer des Waisenhauses zu Halle.

Kortholt wurde der Stammvater einer ganze Professorenfamilie. Von seinen Söhnen ward Matthäus Nicolaus Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Gießen, Sebastian Professor der Beredsamkeit in Kiel (1675—1760), ein Sohn

des ersteren, Franz Justus (1711—71), war Professor der Rechtswissenschaft zu Gießen, ein Sohn des Sebastian, Christian, Professor der Theologie und Pastor in Göttingen.

Wer eine Geschichte der deutschen Theologie des 17. Jahrhunderts schreibt, wird den Namen Kortholt in erster Linie nennen, und die Christian Albrechts-Universität wird Kortholt stets als einen der hervorragendsten Lehrer ehren. Er hat zwar nur kurze Zeit seines Lebens auf Fehmarn verbracht, aber der Heimatboden ist in gewisser Weise stets bestimmend für die Entwickelung eines Menschen, seine beste Kraft wurzelt in ihm, Eigentümlichkeiten und Charakter des Bodens haften ihm an, und so zeigt sich auch Kortholt als ein echter Sohn Fehmarns.



Das Christians-Pflegehaus in Eckernförde.

Von **Heinrich Lund** in Kiel.

II.

Man begann sofort, die Räume nach den Bedürfnissen der Anstalt zurecht zu bauen, und am 10. September 1785 wurde das Christianspflegehaus von Kopenhagen nach Eckernförde verlegt. Einige alte und kranke Leute, die man nicht transportieren konnte, mußten in Kopenhagen zurückbleiben und wurden der Zivilarmenpflege überwiesen.

Die Oberaufsicht behielt sich der Landgraf vor; er hat sie als Oberdirektor bis an sein Ende im Jahre 1836 geführt.[1]) Doch stand das Stift in allen finanziellen Angelegenheiten unter dem Kriegsministerium, damals General-Kommissariats-Kollegium genannt. Sowohl der Landgraf als auch das hohe Kollegium hatten unabhängig von einander über die Aufnahme ins Stift zu bestimmmen. Die Einberufung der Anwärter erfolgte dann durch die Stiftsdirektion nach Maßgabe des vorhandenen Platzes und nach der Reihenfolge der Aufnahme-Verfügungen. Die Direktion bestand aus dem Direktor, einem Stabsoffizier, der allmählich vom Major zum Obristleutnant aufzurücken pflegte, einem Kapitän, der die Aufsicht über alles zu führen hatte, was Ordnung und Reinlichkeit betraf, dem Hauptprediger von Eckernförde als Seelsorger und Schulinspektor der Anstalt und dem Anstaltsarzt, der über das körperliche Wohlbefinden der Stiftsglieder wachen mußte. Die Zahl der Pfleglinge wurde auf 380 festgestellt, auf 200 Invaliden, 60 Frauen, 80 Knaben und 40 Mädchen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die ganze Geschichte der Anstalt in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen vorzuführen: das würde dem allgemeinen Interesse zu fern liegen. Es möge mir nur gestattet sein, einige besonders wichtige Momente hervorzuheben. Sicher hatten der bald größere und bald geringere Eifer und die verschiedene Befähigung der Direktoren oft einen wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen des Stifts: einen größeren übten aber doch die Zeitumstände aus. Am schlimmsten wirkte am Ende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts die Finanzkalamität Dänemarks. Die Einkünfte des Stifts bestanden, da milde Gaben selten waren, auch die Büchsensammlung, die in Kopenhagen noch manchmal etwas gebracht hatte, hier fortfiel, im wesentlichen aus 12000 Thalern Courant. Von dieser Summe mußte nicht nur der Lebensunterhalt der Insassen und die Besoldung der Angestellten, sondern auch die Unterhaltung der Gebäude bestritten werden. Es ist klar, daß nur bei sparsamster Verwaltung damit auszukommen war. Schlimm wurde es, als während der Kriegszeit die Lebensmittelpreise stark in die Höhe

[1]) Später wurde der Kommandeur der 4. Infanterie-Brigade damit beauftragt.

gingen, unerträglich aber, als infolge der bekannten dänischen Münzumgestaltung dem Stift statt der 12000 Reichsthaler nur 12000 Bankthaler ausbezahlt, die Einkünfte also um fast den dritten Teil verkürzt wurden. Das gab natürlich Zeiten der Not und des Hungers, und die Gebäude verfielen. Einzelne außerordentliche Zuwendungen seitens der Regierung halfen wenig; auch die wichtige Vergünstigung, daß die Summe statt in Zetteln in Silber ausgezahlt werden sollte, konnte nicht genügen. So mußte man sich zu gründlicher Abhülfe entschließen. Im Jahre 1819 wurden die Einkünfte auf 24000 Bankthaler festgesetzt, und bei einer großen Reorganisation im Jahre 1820 bemühte man sich mit Erfolg, noch weitere Mittel herbeizuschaffen. Alle Militärpflichtigen, die einen Stellvertreter hielten, wurden verpflichtet, 10 Thaler an die Anstalt zu entrichten. Diese Besteuerung erschien um so gerechter, als gerade diese Stellvertreter nach Ablauf mehrerer Dienstperioden dem Stift zur Last zu fallen pflegten. Die Summen, die auf diese Weise eingingen, waren nicht gering. Sie machten es möglich, daß die Verwaltung 5 kleinere ungeeignete Gebäude am Südende der Westreihe abbrechen und auf dem Platze in den Jahren 1830—32 ein großes zweistöckiges Gebäude aufführen lassen konnte, das jetzt noch steht. Außerdem wurden überall die lange vernachlässigten Ausbesserungen nachgeholt und das ganze Stift so hergestellt, daß es sich würdig darstellte. Diese Neuordnung brachte weiter eine Verbesserung der Löschordnung, eine Umgestaltung des Schulwesens, des Krankenwesens, eine Erweiterung und Verschönerung des Kirchhofs und eine Reihe anderer Verbesserungen. Ein neues Reglement wurde ausgearbeitet, dessen Bestimmungen sich durch große Umsicht, Sorgfalt und Menschenfreundlichkeit auszeichnen. [1])

Hinsichtlich der Aufnahme und Entlassung wurden folgende Grundsätze maßgebend. Die Männer mußten im Dienste des Königs verkrüppelt oder sonst ihrer Gesundheit beraubt worden sein; auch konnten sie wegen Altersschwäche aufgenommen werden, mußten dann aber mindestens 20 Jahre treu und gut gedient haben und nicht vermögend sein, sich ihren Unterhalt anderweitig verdienen zu können. Doch ist mir mitgeteilt worden, daß später eine Dienstzeit von 10—11 Jahren genügt habe. — Von den Frauen wurde der Nachweis verlangt, daß sie wirklich mit aufnahmeberechtigten Männern schon verheiratet gewesen seien, als diese noch im Dienste des Königs standen; außerdem kam natürlich die Bedürftigkeit in Betracht. Dieselben Bestimmungen galten in sinngemäßer Anwendung auch für die Kinder; doch konnte man hier neben den Waisenkindern auch solche aufnehmen, deren Eltern noch lebten, vorausgesetzt, daß die Bedürftigkeit nachgewiesen wurde. Kein Kind durfte vor dem sechsten und keins nach dem vierzehnten Jahre aufgenommen werden.

Niemand wurde durch Zwang festgehalten. Jeder Alte konnte, wenn er glaubte, sich selbst ernähren zu können, unter Gewährung seiner früheren Pension entlassen werden; er verschloß sich damit die Möglichkeit eines späteren Wiedereintritts ins Stift nicht. Als Regel galt allerdings, daß die Stiftsinsassen bis zum Tode in der Anstalt blieben. Die Knaben behielt das Stift bis zur Konfirmation. Dann wurden die, welche keine Anlage zur Musik hatten, bei Handwerkern untergebracht; nachdem sie ausgelernt hatten, mußten sie 8 Jahre als Soldaten dienen; waren sie auch dazu nicht tüchtig, so wurden sie Militärhandwerker. Doch konnten alle einen Freipaß bekommen, d. h. aller Verpflichtungen ledig erklärt werden, wenn sie soviel mal 15 Thaler bezahlten, als sie Jahre im Stifte gewesen waren. Die Musikschüler blieben noch 2 Jahre nach der Konfirmation

[1]) Es ist mir von Herrn Hauptpastor Nissen in Eckernförde zur Durchsicht übersandt worden; ich benutze die Gelegenheit, ihm für seine Freundlichkeit bestens zu danken.

in der Anstalt, dann wurden sie an die Regimenter abgegeben. — Die Mädchen mußten ebenfalls zwei Jahre nach der Konfirmation bleiben, um für das Stift zu arbeiten und sich in weiblichen Handarbeiten zu vervollkommnen. Dann wurden sie als Dienstmädchen untergebracht. Die Kinder, die um der Bedürftigkeit ihrer Eltern willen aufgenommen waren, konnten jederzeit zurückgefordert werden. Krüppel, Idioten und dauernd Kranke blieben unter einer Invalidennummer zeitlebens im Stifte.

Die Kleidung der Invaliden bestand aus einem Frack von rotem Tuch mit dunkelblauen Rabatten, Kragen und Aufschlägen und weißen Knöpfen, nebst Weste und Hose von dunkelblauem Stoff; für täglich wurde auch wohl statt des Fracks



Wacht- und Kirchen-Parade. Invalide ohne Dienst.

eine rote Jacke getragen. Die Kleidung der Knaben war ähnlich, doch kam für den Sommer noch die weiße Hose hinzu. Frauen und Mädchen trugen blaue eigengemachte Kleider mit weißen Brust- und Schultertüchern. —

Die Gebäude, die der Anstalt als Heim gedient haben, sind zur Hälfte noch vorhanden. Der einen Häuserreihe, die jetzt noch am Südeingange der Stadt durch ihre Bauart auffällt, lag eine zweite ähnliche gegenüber, die nach der Sturmflut abgebrochen worden ist. Ein Gang durch diese Doppelreihe wird am besten in das Leben und Treiben in der Anstalt einführen. Ich beginne mit der zerstörten Reihe. Am Südende befand sich ein niedriges, im Anfange der 20er Jahre

erbautes Gebäude, das zur Wache bestimmt wurde. Da das ganze Stift militärisch organisiert war, hatte man nämlich aus den tüchtigsten Invaliden ein Wachkorps von 2 Unteroffizieren und 24 Mann gebildet. Von hier zog am Morgen die Reveille und am Abend der Zapfenstreich durch die mit Linden bepflanzte Straße, die zwischen den Häuserreihen hindurchführte, hinunter und wieder herauf. Hier befanden sich aber auch das Arrestlokal, in dem leichtere, und 3 Gefängnisse oder Cachotte, in denen schwerere Vergehungen abgebüßt wurden; außerdem auch fünf Tollkammern für Wahnsinnige. Darunter wird man meistens solche verstanden haben, die am Säuferwahnsinn litten; anfangs rechnete man auch die dazu, die sich der Anstaltsordnung beharrlich widersetzten.

An das Wachlokal schloß sich das Krankenhaus, über dessen Mängel vom Anstaltsarzt lebhaft geklagt wird. Aus der Zusammensetzung der Stiftsinsassen ergiebt es sich, daß hier in der Regel Pfleglinge vorhanden gewesen sein werden; doch war der Gesundheitszustand nicht schlechter als in der Stadt. „Wenn sie nur Schnaps hatten, war die Gesundheit da!“ heißt es in einem Bericht.



Konfirmations- und Parade-Anzug.

Gewöhnlicher Zöglings-Anzug.

Nun folgte ein großes Gebäude mit zwei Stockwerken für die alten Invaliden und die Frauen. Die Geschlechter und Lebensalter waren seit der Reorganisation von 1820 streng geschieden, während früher, wie es scheint, in dieser Beziehung schlimme Zustände geherrscht hatten. Auch in der letzten Zeit scheint — nach mündlicher Überlieferung — hin und wieder eine laxere Praxis geherrscht zu haben. — Die Invaliden hatten oben 5 Schlafsäle und ein großes Versammlungszimmer mit einem Ofen. Auch war dort ein Korrektionszimmer vorhanden, in das durch Direktionsbeschluß Stiftsinsassen bei wiederholten Vergehungen hineingesetzt werden konnten. Hier wurden sie mit Arbeiten beschäftigt und entbehrten der Freiheit. Zank- und Streitsüchtige konnten hier an ihr Bett angeschlossen werden, oder sie mußten auch wohl die Strafjacke tragen. Das war eine Jacke mit Ärmeln, die unten vor der Hand zugenäht wurden; dann schnallte man die Arme mittels Riemen vorne oder hinten zusammen. Die schlimmsten Sünder wurden zu körperlichen Züchtigungen verurteilt; für jedes Geschlecht und für jedes Alter war ein sogenannter Rotting vorhanden. Die Exekution fand in den Zimmern der betreffenden Insassen statt und wurde vom Wachtmeister vollzogen. Das Höchstmaß der Streiche betrug 25. Man wird über diese Art der

Strafe nur gerecht urteilen, wenn man bedenkt, aus was für Elementen die damalige Armee zusammengesetzt war und welche Rolle in ihr der „Gewaltiger" und sein Profoß spielten und wohl auch spielen mußten.

Im Korrektionszimmer befanden sich übrigens auch behufs Strafverschärfung Straflöcher; wie diese eingerichtet waren, habe ich nicht erfahren können. — Unten in demselben Gebäude befanden sich Schlafsäle für die Frauen, eine Frauenspinnstube, eine Küche, eine Wohnung für die Haushälterin, welche die Küchenverwaltung besorgte, verschiedene Vorratsräume und 4 Speisesäle, je einer für jedes Geschlecht und jedes Alter. In diesen wurden, nachdem durch die Deckfrau gedeckt worden war, die Mahlzeiten eingenommen. Das Mittagessen wechselte nach den Jahreszeiten; zweimal wöchentlich war frische Suppe und Rindfleisch vorgeschrieben. Vor der Mahlzeit mußte bei den Männern ein Knabe, bei den Frauen ein Mädchen ein Tischgebet sprechen.

In diesen Räumen hatten also die Alten ihr Heim. Doch waren sie keineswegs berechtigt, sich der Ruhe hinzugeben, sondern mußten, wenn es irgend ihre Kraft erlaubte, im Stift und für das Stift arbeiten. Die Männer bestellten den Garten, der sich als Küchengarten und als Garten für Genesende an der Ostseite des Stifts hinter den Häusern entlang zog; sie dienten dem Stift als Schneider, Schuster oder Tischler, oder sie arbeiteten gegen Bezahlung für Fremde, indem sie Torf abluden, Kräuter für die Apotheke sammelten, Feuersteine für die Militärverwaltung oder für den Privatgebrauch schlugen, lange Schwefelhölzer schnitzten, Zündschwamm klopften u. dgl. m.; die Frauen spannen, strickten Strümpfe und halfen in den Krankenstuben. Die zuverlässigsten Insassen konnten auch zu besonders bezahlten Ämtern berufen werden, um den eigentlichen Verwaltungsbeamten Hülfe zu leisten. —

Für jede Arbeit gab es übrigens eine kleine Vergütung; alle sechs Tage etwa mußte jeder umsonst arbeiten, dann bekam er nur ein Vesperbrot und eine Flasche Bier. Für die täglichen kleinen Begürfnisse, d. h. wohl vor allem für Schnaps und Tabak, bekam jeder Alte einen Sechsling; es war eine kleine Stiftswirtschaft vorhanden, in der er etwaigen Gelüsten nach Maßgabe seiner Mittel frönen konnte. Wurde Urlaub erteilt, so wurde das Geld zum besten der Musikkasse zurückbehalten; doch war man vorsichtig mit der Bewilligung, weil manche ihn nur deshalb erbaten, um sich umhertreiben und betteln zu können.

Mit den Erzeugnissen der Hausindustrie hausierten die Alten in der Umgegend. Ältere Leute erinnern noch sehr gut, wie die „Valid'n" durch die umliegenden Dörfer zogen. An einem über die Schultern gelegten Riemen trugen sie einen Kasten mit vielen Fächern, der ihre Waren enthielt. Auch die dadurch erzielten Einkünfte wurden nach Abzug einer Entschädigung für die Invaliden im Interesse der Musikkasse, von der gleich die Rede sein wird, verwendet.

Im letzten Teile des großen Ostgebäudes befanden sich die Wohnungen des Direktors und des ersten Offiziers und hinter ihnen die dazu gehörigen Gärten. Auch waren Ställe für 4 Kühe, für Schweine, Hühner usw. vorhanden.

Die westliche Häuserreihe, die noch heute steht, diente im wesentlichen der Erziehungsanstalt. Allerdings treffen wir, wenn wir nun in umgekehrter Richtung zurückgehen, zuerst die zweistöckige Wohnung des Stiftsarztes und seines Assistenten. Daran schloß sich dann aber das Zimmer der Oberklasse und eine Lehrerwohnung. Dann folgte das Waschhaus; nach dem Durchgang kam dann wieder eine Lehrerwohnung und darauf die Elementarklasse, die sogenannte Normalschule. Bei dieser muß ich einen Augenblick verweilen, denn sie war es, die dem Stift zu einem ganz besonderen Ansehen verhalf. Hier fand die sogenannte Wechselseitige Schuleinrichtung ihre Pflege. Auf diese näher einzugehen muß ich mir diesmal versagen;

die Verarbeitung des reichen Stoffes, der mir dafür zur Verfügung steht, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Hier sei nur soviel bemerkt, daß der König Friedrich VI., ein wohlwollender, aber beschränkter Mann, der im ganzen nur für militärische Äußerlichkeiten Sinn und Verständnis hatte, für eine Schuleinrichtung begeistert war, in der mittels militärisch geordneter Helferdienste seitens der Kinder große Schülermengen durch einen Lehrer unterrichtet werden konnten. Diese aus England und Ostindien auf dem Umwege über Frankreich nach Dänemark gekommene Schuleinrichtung wurde im Pflegehaus durch die Gebrüder Eggers u. a. nach Möglichkeit mit deutschem pädagogischem Geiste erfüllt, so daß hier, wenn auch noch genug Schablonenhaftes nachblieb, doch immerhin die größten pädagogischen Sünden vermieden wurden. Die Elementarschule am Stift wurde die Normalschule für diese Einrichtung und mußte jahrelang von Lehrern aus dem Lande besucht werden. Nach vierzehntägigem Aufenthalt fand eine Prüfung vor einer besonders zu diesem Zwecke eingesetzten Kommission statt; diese stellte alsdann ein Zeugnis aus. Ab und zu kamen auch pädagogische Größen, z. B. Harnisch, Diesterweg u. a., um sich das im Norden strahlende Licht näher anzusehen; ihr Urteil entsprach nicht immer den Wünschen der leitenden Persönlichkeiten. Nach dem Tode Friedrichs VI. verlief die Sache im Sande; doch hat die Einrichtung im Pflegehause bis zu seiner Auflösung bestanden.

Über dem Schulzimmer befand sich der Raum der Arbeitsschule und ein Aufbewahrungsort für Leinenzeug; auch die sog. Altfrau hatte in diesem Gebäude ihre Wohnung. Nun folgt das große 1831 aufgeführte Haus, das neben den Wohnungen für einzelne Offizianten, z. B. für den Musiklehrer, den Gesanglehrer, den Proviantverwalter, vor allem unten die täglichen Wohnzimmer für die Knaben und für die Mädchen und oben die beiden großen Schlafzimmer und den Musiksaal enthielt. In dem Flügel, der von diesem Gebäude nach Westen bis hart an den Bach herangeht, befanden sich seit dem Umbau die Turnräume. Aus diesen, wie aus dem täglichen Zimmer der Knaben führte eine Thür auf den südlich liegenden Spiel- und Turnplatz, auf dem sich auch eine Kegelbahn befand. Hinter der ganzen Reihe lagen wie noch heute Gärten.

Hier wird der Ort sein, einen Blick auf das Tagesleben der Kinder zu werfen. Nachdem es — im Sommer um 5, im Winter um 6 — zum Aufstehen getrommelt hatte, mußten wie die Erwachsenen so auch die Kinder aufstehen, sich waschen und anziehen und ihr Bett machen. Um 6 trommelte es zum Thee und zum Frühstück, um 7 zur Schule. Um 10 mußten die Musikschüler zur Musikschule, die übrigen Knaben und Mädchen zur Arbeitsschule, wo die größeren Mädchen Leinenzeug nähten, die kleineren sowie die unmusikalischen Knaben Strümpfe strickten u. dgl. m. Um 12 Uhr rief die Trommel zum Mittagessen. Nach einer Erholungspause begann um $1\frac{1}{2}$ die Schule; sie währte bis $3\frac{1}{2}$. Von 4—5 wurde von den Knaben geturnt, im Sommer auch im Hafen gebadet oder im Noor geschwommen, während die Mädchen in der Arbeitsschule beschäftigt wurden. Um 5 Uhr wurde Abendbrot gegessen, von 6—7 gings wieder in die Arbeits- und die Musikschule, von 8—9 war Freistunde und um 9 scheuchte der Zapfenstreich alles ins Bett, im Winter schon um 8 Uhr. Mit einigen Abänderungen wird diese Tagesordnung, wie sie uns aus den dreißiger Jahren geschildert wird, bis zur Auflösung der Anstalt gegolten haben.

Ein besonderes Gewicht wurde, wie man sieht, auf die Musik gelegt, da man die für diese Kunst begabten Zöglinge in die Musikkapellen der Regimenter einreihte. Das Musikkorps der Anstalt erfreute sich eines guten Rufes; es wurde auch in der Umgegend begehrt, z. B. bei den jährlich stattfindenden Vogelschießen in benachbarten Ortschaften. Der dritte Teil der bei solchen Ausflügen erzielten

Einnahmen fiel dem Kapellmeister zu, das übrige wurde im Interesse der Kinder aufgespart.

Am Sonntag zog die Jugend unter Führung der Lehrer zur Kirche, wo dem Stifte bestimmte Plätze angewiesen waren. Einmal im Monat mußten die Musikschüler der Anstalt den Chorgesang übernehmen. Sonst war der Tag frei.

An schönen Sommertagen wurden mitunter einige Arbeitsstunden ausgesetzt, und die Kinder gingen in Begleitung ihrer Lehrer oder ihrer Lehrerin, d. h. der Altfrau, die den Handarbeitsunterricht leitete, im Windebyer Gehölz mit voller Janitscharenmusik spazieren; einmal im Jahre pflegte auch ein Tagesausflug nach dem Seheſtedter Denkmal gemacht zu werden zur Belebung des Patriotismus. Auch sonst fand unschuldige Freude Förderung; so wurde z. B. auch Tanzunterricht erteilt und das Kegelspiel geübt. In den vierzehntägigen Augustferien war der Besuch nahe wohnender Verwandter gestattet. In den letzten Tagen dieser freien Zeit fand ein Vogelschießen statt, dem am folgenden Tage ein Ball folgte. Die Bewirtung bestand in Punsch, in Sauerbrot, mit Fleisch belegt, und Sösterkuchen. Es wird berichtet, daß sich hier die Anhänglichkeit früherer Zöglinge deutlich gezeigt habe, da sich zu diesem Feste stets entlassene Zöglinge wieder eingefunden hätten. Von anderer Seite wird das Vorhandensein solcher Anhänglichkeit allerdings bestritten unter Hinweis auf den Mangel an Familienumgang. — Auch der Geburtstag des Königs wurde in ähnlicher Weise mit Festessen, Tanz, Kuchen und Punsch gefeiert.

Im allgemeinen wurde streng auf Reinlichkeit und Ordnung gehalten. Ein Wachtmeister führte bei den Knaben, eine Altfrau bei den Mädchen die Aufsicht, ihnen standen Gefreite aus der Reihe der Knaben und Aufsichtsmädchen zur Seite. Zur Beförderung der Reinlichkeit waren für die Knaben sogar zwei Kämmfrauen vorhanden.

Ich habe versucht, die trockene Beschreibung des Stifts, die doch nicht wohl zu umgehen war, durch Einflechtung dessen, was ich über das innere Leben der Anstalt zu sagen hatte, etwas interessanter zu machen; jetzt bitte ich, mir noch einen Augenblick zu folgen, um einen Blick auf das allmähliche Absterben des Stifts zu werfen. Hier verlassen mich die gedruckten Quellen völlig. Die bisherige Darstellung hat sich im großen und ganzen auf solche stützen können, und die nachfolgende Vergleichung mit dem mir von Herrn Hauptpastor Nissen gütigst zur Verfügung gestellten Reglement hat ergeben, daß sie durchaus zuverlässig sind. Während ich aber bisher nur ein paar Einzelzüge der mündlichen Überlieferung entnommen habe, bin ich jetzt durchaus auf diese Quelle angewiesen. Das meiste verdanke ich den freundlichen Mitteilungen eines alten Eckernförders, des Herrn v. d. Lieth, geb. 1826, der als Sohn des letzten Proviantverwalters am Pflegehause (1827—1854) die letzte Periode aus eigener Anschauung kennt. Ich kann nicht umhin, ihm und allen, die meine wiederholten Anfragen stets freundlich beantwortet haben, hier meinen besten Dank auszusprechen.

Bevor ich zu den Einzelheiten übergehe, muß ich kurz auf die Gründe hinweisen, die zu einem allmählichen Eingehen der Anstalt führen mußten, falls man sich nicht zu völliger Umgestaltung entschloß. Sie lagen in der gründlichen Neuordnung des Militärwesens, im Aufhören des Werbens. Die geworbenen Soldaten, die noch in der Armee waren, wird man behalten haben; da aber der Nachwuchs gleicher Art fehlte, so mußte allmählich das Bedürfnis nach einer derartigen Anstalt aufhören, umsomehr, als damit auch die Frauen und Kinder der gemeinen Soldaten allmählich aus der Armee verschwanden. So wird mir denn auch mitgeteilt, daß in den vierziger Jahren die Zahl der Stiftsinsassen bedeutend abnahm, ebenso daß die Ausländer allmählich verschwanden. Schon bei der großen Neuordnung

im Jahre 1820 war darauf Rücksicht genommen worden; man plante, die vorauszusehende Abnahme der Erwachsenen durch reichlichere Aufnahme von Kindern auszugleichen. Mit Rücksicht darauf wurde damals der Name der Anstalt in Christiansstift umgeändert, doch bin ich dieser neuen Bezeichnung außer in dem Reglement nirgends begegnet; sie scheint nicht populär geworden zu sein. Jenem Plane entsprechend soll die Zahl der Kinder auch zu einer Zeit 180 betragen haben (120 Knaben und 60 Mädchen). Doch habe ich auch erfahren, daß zuletzt die Zahl der Kinder gleichfalls abgenommen habe, ohne Zweifel aus dem vorher erwähnten Grunde. Immerhin werden noch für die letzten Jahre folgende Zahlen angegeben: 120 Männer, 50 Frauen, 80 Knaben und 50 Mädchen. Die meisten Männer sollen Unteroffiziere gewesen sein; doch waren immer noch einige Gemeine vorhanden. Aus einzelnen Andeutungen in den gedruckten Beschreibungen des Stifts geht hervor, daß viele von diesen frühere Stellvertreter waren, die mehrmals gedient hatten; nur durch diese Annahme läßt es sich erklären, daß immer noch so viele Aufnahmebedürftige vorhanden waren, da doch die Werbungen schon 1802 aufhörten.

Jetzt ein paar Worte über das Ende. In den Kriegsjahren scheint das Stift von der jedesmaligen Landesregierung unterhalten worden zu sein. Es wird berichtet, daß die Dänen einmal 1848 die Fenster des südlichen Flügels vermauert haben mit Offenlassung einiger Schießscharten, um von hier aus die Kieler Chaussee bestreichen zu können. Es ist aber bei der Absicht geblieben. Nachdem die Dänen nach dem traurigen Ausgange der Erhebung zurückgekehrt waren, fand sich bei ihnen keine Stimmung mehr dafür, im Lande des „Aufruhrs" und in der Stadt des 5. Aprils ein solches Stift zu unterhalten. So folgte denn 1854 die Auflösung des Pflegehauses. Die Beamten bekamen $^3/_4$ ihres Gehalts als Pension, z. B. der Proviantverwalter 325 Rbthlr., der erste Lehrer (Eggers) 200 Rbthlr. Die Invaliden erhielten je 125 Rbthlr. jährlich. Sie zogen nach Kopenhagen, nach Kiel und nach anderen Orten, einige blieben auch in Eckernförde. 50—60 schwache Alte blieben im Ostgebäude unter Aufsicht eines Krankenwärters (Iwers) zurück; ein Oberarzt (Lund) aus Friedrichsort hatte mit seinem Assistenten (Sommer) die Behandlung der Kranken. Die Kinder wurden in verschiedenen Städten in Pflege gegeben, soweit sie nicht in die Lehre, in einen Dienst oder ins Militär eintreten konnten.

In die leerstehenden Gebäude quartierte man zuerst 300—400 Kadetten, später ein Seebataillon, beides nur für kurze Zeit. Dann kam die endgültige Vertreibung der Dänen im Jahre 1864, und damit verschwand auch der letzte Rest des alten Stifts. 1865 wurde es völlig aufgehoben. Die noch vorhandenen Alten kamen in Pflege bei Privatleuten oder ins städtische Armen- und Krankenhaus gegen Bezahlung von ihrer Pension. Die Anstaltsgebäude wurden zur Kaserne umgewandelt und nach Osten hin ein großer Exerzierplatz angelegt. Von 1867—70 lag hier ein Bataillon des Schlesw.-Holst. Inf.-Rgts. Nr. 85. Später wurden die Gebäude für Kranke und für verschiedene Zwecke, auch für Schulzwecke benutzt. Die Sturmflut vom 13. November 1872 nahm die Ostseite der Häuser so sehr mit, daß sie auf Abbruch verkauft werden mußte. Den Baugrund nebst dem Exerzierplatz kaufte die Stadt. Die westliche Hälfte wurde zunächst der Zufluchtsort vieler Obdachloser; einmal scheint die Marine Absichten darauf gehabt zu haben, wenigstens ist 1874 der Bau von 1831 in ihrem Auftrage repariert und geweißt worden; später haben Seminarschule und Präparandenanstalt dort ein Heim gehabt; endlich ist die ganze Reihe verkauft und zu Privatwohnungen eingerichtet worden. — An das Pflegehaus erinnert nur noch der alte Stiftskirchhof am Strande, auf dem Wege nach dem Denkmal; auch dieser führt aber seinen alten Namen nicht mehr: man nennt ihn jetzt den Soldatenkirchhof.

So hat denn das Pflegehaus ein ruhmloses Ende gefunden und sein Gedächtnis hat sich rasch verloren. In meiner Jugend lebte es unter den Eckernförder Jungen nur noch in einem harmlosen Schimpfwort fort: wer einem andern in milder Form seine Mißachtung aussprechen wollte, sagte: „Du büst 'n Valid." Das kommt, wie ich höre, auch heute noch vor, aber selten. Wir werden das Eingehen des Stifts nicht beklagen. Allerdings war es in hinter uns liegenden Tagen eine segensreiche Anstalt; man wird ihm nachsagen können, daß es lange Jahrzehnte hindurch die ihm zugewiesene Kulturaufgabe mit anerkennenswerter Treue gelöst hat, und man möchte wünschen, daß wenigstens eine einfache Gedenktafel an dem noch vorhandenen Gebäude an die Vergangenheit erinnerte. Doch wird niemand von uns jene Verkettung mit einem fremden Volke, der wir die Anstalt verdankten, die Kulturverhältnisse, die ihr Bestehen möglich und wichtig machten, wieder heraufzuführen wünschen. Das beeinträchtigt aber unser historisches Interesse nicht. Jede ernste Arbeit im Dienste des Kulturfortschritts und der Menschenliebe verdient Würdigung und Anerkennung: gerade deshalb habe ich es versucht, das Gedächtnis des Christians-Pflegehauses zu erneuern.

Anmerkung. Vorstehender Vortrag ist auf der Generalversammlung unsers Vereins im Jahre 1898 in Eckernförde gehalten und auf mehrfach geäußerten Wunsch hier abgedruckt worden. Als Quellen habe ich benutzt: 1. Mehrfache Mitteilungen in den Provinzialberichten, vor allem die zusammenfassende Arbeit von H. J. v. Nissen: Geschichte und Beschreibung des Christians-Pflegehauses in Eckernförde. (Neue Schl.-Holst.-Lauenb. Provinzialberichte 1833, 3. Heft, S. 42 ff.) — 2. J. S. N. Panum, Beschreibung des Königl. Christians-Pflegehauses bei Eckernförde. Schleswig 1833. — 3. A. v. Baggesen, Der dänische Staat. 2 Bde. Kopenhagen 1845. — 4. C. F. Allen, Geschichte des Königreiches Dänemark. Kiel 1846. — 5. P. Fr. Rist, Fra Størlet-Tiden. Kjøbenhavn 1884. — 6. Reglement für das Christians-Stift. (Handschrift im Eckernförder Hauptpastorat.) — 7. Schriftliche und mündliche Mitteilungen von verschiedenen Eckernfördern, vor allem von dem früheren Kaufmann D. v. d. Lieth. — Die Bilder sind für die „Heimat" hergestellt worden nach Zeichnungen des früheren Tischlermeisters Ernst Schröder aus Eckernförde, jetzt in Heide.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

7. Min Ohm.**)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n beten mêr hatt as de annern Bur'n, un do verklagt se em bi 'n Herrn, dat hê hexen kann.

Do lett de Herr em kam'n un secht: ‚Na, du kanns hexen?'

*) Zu dem Märchen des Aprilheftes (Na Möörn!) wird mir aus meinem Heimatsdorf Klenzau bei Eutin mitgeteilt, daß es nach einer dortigen Fassung die Harmsdorfer seien, die sich Unwetter hätten kaufen wollen. Der Knecht habe dem davonfliegenden Sewwer (Maikäfer) nachgerufen: ‚Man ümmer na Harmsdörp too!' Harmsdorf ist ein Dorf bei Lensahn. — Zu dem Märchen des Maiheftes macht mich Herr Johannsen, der Herausgeber des ‚Schlesw.-Holst. Humors', darauf aufmerksam, daß sich die Geschichte von den beiden Kohl- und Hammeldieben auch in Firmenichs ‚Völkerstimmen' (III, 475) findet, in der Mundart des Amtes Trittau. Hier ist sie jedoch entstellt und in unnatürlicher Weise mit dem bekannten Märchen von der ‚klugen Else' (Gebr. Grimm Nr. 34) verbunden. Sie findet sich übrigens — und zwar in besserer Fassung — noch an einer zweiten Stelle bei Firmenich (III, 75), in der Strelitzer Mundart. — Ziemlich stark entstellt erscheint die Geschichte in einer aus Kisdorf bei Kaltenkirchen stammenden Fassung, die mir von Herrn Lehrer Frahm in Poppenbüttel mitgeteilt wird. Diese Fassung enthält indessen auch einen sehr guten Zug: der Küster will die Abendglocke läuten. Der übermütige Schluß (giff di!) fehlt in allen drei Fassungen.

**) Der Erzähler dieser für die Gesinnung der Leibeigenen gegen ihre Herren höchst bezeichnenden Geschichte ist der Tagelöhner Joh. Schütt, derselbe, von dem das Märchen des Februarheftes (De Spitzboof) stammt. Joh. Schütt, geb. 1819 zu Sibstin (Gut Hassel-

,Nę,' secht de Bur, ,wat schull ik wul hexen künn'n?'

Ja, secht de Herr, dat will'e doch êrs mal sên. Hê schall em in ên'n Dach 'n ganz Koppel Haweln [1]) afmei'n. Wenn hê dat ne kann, schall hê von 'e Burstę'. [2])

Nu geit he je hen na de Koppel den annern Mornt un fang't an to mei'n.

Do kümmt dar 'n lütten Kêrl bi em an, de secht: ,Wat schą't [3]) di? Du süchs je so bedrööv't ut?'

,Ja,' sech'e, ,ik schall in ên'n Dach de ganz Koppel afmei'n. Wo schall ik dê wul afkrigen?'

,Ja,' secht de lütt Kêrl, ,ga man hen to Hus; de Koppel schall wul afkam'n.' [4]) Awer hê schall em anners ne nöm'n as ,min Ohm.'

Nu geit he je hen to Hus, un 'sabens is de Koppel af. [5])

Do geit hê na 'n Herrn un secht: ,De Koppel is af.'

Do secht de Herr, wenn hê dat kann, denn schall'e ęr morn uk inföörn, [6]) uk in ên'n Dach. Wenn hê dat ne kann, denn schall hê likes [7]) von 'e Stę'.

Na, den annern Mornt, do geit he je wa' hen na de Koppel un röppt sin'n Ohm.

Do kümmt de lütt Kêrl weller an, un do klagt hê em dat, dat hê de Koppel nu uk inföörn schall in ên'n Dach.

Do secht de lütt Kêrl to em, hê schall na 'n Herrn gan un em üm 'n Drach Hawelu bidd'n. Hê schall man segg'n, hê hett niks mêr to fręten för sin Pêr.

Nu geit he je hen na 'n Herrn, wat hê man 'n Drach Haweln hebb'n schall. Un de Herr verlöv't [8]) em dat uk.

As hê nu wa' up de Koppel kümmt, do secht de lütt Kêrl, hê schall hengan un all' de Rêp [9]) hal'n, de in 'n Dörp sünd. Un denn schall he ęr all' tohop knütten. [10])

Do geit he je hen un hal't sik all' de Rêp — dat's 'n ganz Foor [11]) weß — un föört darmit na de Koppel hen.

Do mutt de Bur up ên'n Enn' anfaten an dat Tauwark, un de lütt Kêrl fat an 'n annern Enn' an, un de ên geit links üm den Haweln, un de anner rechs, un as se tosam'n sünd, do treckt se dat all' tohop, wat up'e Koppel is, un do nimm't de lütt Kêrl dat up 'n Nacken un dricht dat na den Bur'n sin Hus hen.

Do geit de Bur na 'n Hoff hen un secht: ,So, Herr, de Koppel is lerdi.' [12])

,Du heß hier je noch niks bröcht,' secht de Herr.

Ja, secht de Bur, hê hett em je 'n Drach Hawelu verlöv't, dat hett hê na sin Hus dragen, un do is dar niks nablęb'n.

Do secht de Herr, denn schall hê em den annern Dach den gröts'n Boom bring'n, den' hê in sin Holt hett. Wenn hê dat ne kann, schall hê likes noch vun 'e Stę'.

Annern Mornt, do geit he je hen to Holt un röppt sin'n Ohm.

---

burg), beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges einberufen, im zweiten Jahre des Krieges als invalide entlassen, dann Bahnarbeiter bei den ersten Bahnbauten in Schleswig-Holstein, Lauenburg und Hannover, seit seiner Verheiratung (1854) wieder in seiner Heimat, dem Gute Hasselburg, und zwar in den letzten Jahren in Altenkrempe, wo er am 2. April d. J. infolge eines Schlaganfalls gestorben ist. Es war ein alter guter, biederer Mann, der bis an sein Lebensende treu seinen Dienst gethan hat und in den Sielen gestorben ist. Seinen ,Spitzbof' hat er noch gedruckt gesehen und sich darüber gefreut. ,Söns heff ik je ne, de min'n Nam' up'e Nawelt bring'n künnt; nu kümmt he doch noch up'e Nawelt.' — Die (17) Geschichten, die er mir erzählt hat, zeichnen sich aus durch kindliche Einfachheit und markige Kürze des Ausdrucks. Sein Plattdeutsch ist musterhaft. So, gerade so klingt das echte Plattdeutsch. Hinsichtlich des Inhalts zeigen seine Geschichten zum Teil schon ein Hineindringen der Büchermärchen in die echte Volksüberlieferung, im ganzen aber sind sie von hoher Altertümlichkeit. Ehre seinem Andenken!

Do kümmt de lütt Kêrl weller an, un do klągt hê em sin Not, dat he den Herrn den gröts'n Boom bring'n schall, den' hê in sin Holt hett.

‚O,' secht de lütt Kêrl, ‚dat wüwwi [13]) wul krigen.'

Do söökt se den gröts'n Boom ut, un de lütt Kêrl ritt em ut de Eer.

‚Ja,' secht de Bur, ‚wo kri' [14]) wi em nu man na 'n Hoff hen?'

‚O,' secht de lütt Kêrl, ‚tö' [15]) man 'n bęten. Dąr ward wul gliks [16]) Foorwark kam'n.'

Un do wąr't [17]) dat ne lang', do kam't dąr drê grot swart Hingßen mit 'n Wągen an un mit ên ǫ̈wri Sęl. [18]) Un do smitt de lütt Kêrl den Boom up 'n Wągen, un do föört se dąrmit na 'n Hoff hen, vör't Herrenhus hervǫ̈r.

Do frągt de lütt Kêrl: ‚Scha'k [19]) den Boom dąr nu bąben rup smiten na 't Hus?'

Nę, secht de Bur, hê schall em man nedd'n [20]) ląten.

Do kümmt de Herr 'rut un besücht de Hingßen.

‚Dat sünd je banni [21]) schön Hingßen,' sech 'e.

‚Ja,' secht de lütt Kêrl, ‚kenns' du dê ne?'

‚Nę,' secht de Herr.

‚Ja,' sech 'e, ‚denn will ik di dat segg'n. Dissen, den' ik ünnern Sątel heff, [22]) dat is din ol Ellervąder. [23]) Un den' ik achterbi [24]) heff, dat is din Grotvąder. Un den' ik up Lei' [25]) heff, dat is din Vąder. Un denn heff ik hier noch ên lerdi Sęl, dąr schaß du in.' [26]) Nach Johann Schütt (†) in Altenkrempe.

Anmerkungen: [1]) Hafer. [2]) Bauerstelle. [3]) was schadet dir, alt statt: was fehlt dir. [4]) abkommen = abgemäht werden. [5]) d. h. abgemäht. [6]) einfahren. [7]) gleichwohl, dennoch; vgl. engl. likewise. [8]) erlaubt. [9]) Reife, Stricke, Taue. [10]) zusammenknoten. [11]) Fuhre. [12]) ledig, leer. [13]) = wüllt wi. [14]) statt krig't. [15]) statt töf = warte. [16]) gleich. [17]) währt. [18]) mit einer übrigen Siele; im Hochdeutschen gewöhnlich Plural ‚die Sielen', das Sielengeschirr. [19]) = schall ik. [20]) unten. [21]) = unbändig, sehr. [22]) ein ganz gewöhnlicher Ausdruck für Sattelpferd. [23]) Urgroßvater. [24]) der stehende Ausdruck für das Pferd, das ‚hinten bei,' d. h. rechts von dem Sattelpferd geht. [25]) eigentlich: auf dem Leitseil, der stehende Ausdruck für das Pferd, das vorne an der Leine geht. [26]) d. h. nach deinem Tode.

Mitteilungen.

1. **Ei im Ei.** Auf Seite 190 der vorjährigen „Heimat" geschieht eines Eies im Eie Erwähnung. — Eine Henne unseres Hühnerhofes legte Anfang April 1899 zwei auffallend große Eier. Das eine Ei enthielt 2 Dotter; das andere Ei, das 73 mm lang, 53 mm breit war und 116 g wog, enthielt beim Öffnen ein kleineres, vollständig ausgebildetes, von Eiweiß umgebenes Ei mit harter Schale. Es befand sich Dotter und Eiweiß darin. Die Länge des kleineren, inneren Eies betrug 56 mm, die Breite 42 mm. Die Schale desselben wog 71 g, die des äußeren, größeren aber nur 68 g. — Die beiden Schalen befinden sich im Museum des nordbömischen Exkursionsklubs in Leipa (Nordböhmen).

Leitmeritz in Deutschböhmen. Heinrich Ankert.

2. **Drosseln.** Siehe Jahrg. 10, Nr. 2, S. 47 und Nr. 4, S. 95. In der Mitte und dem Ausgange der siebziger Jahre kamen in meinem Garten Drosseln häufig vor, und mein verstorbener Pflegevater fing sie ohne Unterschied der Art; ob Turdus pilaris oder T. musicus — seltener kam T. merula vor — alle gingen für Krammetsvögel weg. Dann aber nahm der Durchzug der Drosseln hier nach und nach ab. Auf eine Anfrage an meinen Onkel in Brunsohe bei Albersdorf, der täglich seine 30 Stück gefangen, wie es dort stände, ward mir die Antwort: „Auch hier fängt man nichts mehr; ich denke, die Vögel haben einen andern Kurs gewählt; daß sie seltener geworden, glaube ich nicht."

Dahrenwurth bei Lunden. H. Carstens.

3. **Aus der Tierwelt.** Der Gastwirt und Mitjagdpächter Schlüter in Löpthien hat im Sommer 1898 eine gehörnte Ricke zur Stadt gebracht. Allenfalls ist es bekannt, daß alte Ricken zuweilen aufsetzen; aber immerhin ist solcher Fall höchst selten.

Bookhorst. Kummerfeld.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 7. Juli 1900.

Herzog Friedrich,

geb. den 6. Juli 1829 in Augustenburg, gest. den 14. Januar 1880 in Wiesbaden.

Von P. F. Bruhn.

I.

Die Herzogtümer Schleswig-Holstein standen seit dem Jahre 1460 mit dem Königreiche Dänemark in Personalunion. Der jeweilige König von Dänemark war zugleich Herzog von Schleswig-Holstein. Das Bestreben der Dänen zielte, namentlich von der Regierungszeit Friedrich VI. an, darauf ab, die Herzogtümer mit dem Königreiche zu einem Gesamtstaate zu verschmelzen. König Christian VIII. machte sogar den Versuch, durch Erlaß des „Offenen Briefes" das dem Lande zustehende Erbfolgerecht aufzuheben und das dänische Königsgesetz auch für die Herzogtümer zur Geltung zu bringen. Da erhob sich ein Sturm der Entrüstuug, der noch verstärkt wurde, als die Eiderdänenpartei ans Ruder gelangte und Schleswig mit dem Königreiche vereinigen wollte. Nun erfolgte die Erhebung gegen solche maßlose Vergewaltigung, und der Krieg von 1848 entbrannte. Das Londoner Protokoll regelte endlich 1852 die schleswig-holsteinische Angelegenheit so, daß, um die Integrität des Staates Dänemark zu wahren, die Personalunion mit den Herzogtümern auch nach dem Aussterben des regierenden Mannesstammes bestehen bleiben sollte; zugleich wurde Prinz Christian vom Hause Glücksburg zum künftigen Thronfolger bestimmt. Das Recht des Herzogs von Augustenburg, des nächsten männlichen Erben, fand keine Anerkennung.

Als nun die dänische Regierung am 15. Januar 1859 den holsteinischen Ständen das Thronfolgegesetz zur Bewilligung vorlegte, reichte Prinz Friedrich, der älteste Sohn des Herzogs Christian August von Augustenburg, Protest dagegen ein.

Nach dem Tode des Königs Friedrich VII. am 15. November 1863 trat der Herzog seine Erbrechte an den Prinzen Friedrich ab, und dieser richtete am 16. November vom Schlosse Dolzig aus eine Proklamation an

die Schleswig-Holsteiner, in der er kundgab, daß er als ihr rechtmäßiger Fürst die Regierung übernehme.

Die Dänen hielten den Thronwechsel für den geeigneten Zeitpunkt, ihrem scharfen Vorgehen gegen das Deutschtum in Schleswig die Krone aufzusetzen, indem sie den neuen König Christian IX. nötigten, die schon am 13. November beschlossene Inkorporation Schleswigs am 18. November zu bestätigen.

Die Schleswig-Holsteiner hofften nun auf endliche Erlösung vom dänischen Druck, während die Dänen sich am Ziel ihrer Wünsche wähnten. Das deutsche Volk forderte von den deutschen Regierungen die Anerkennung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein. Die diplomatischen Bemühungen der Großmächte zur Wiederherstellung des Londoner Protokolls erwiesen sich als vergeblich. Fürst Bismarck äußerte im Jahre 1893 an eine Deputation aus Schleswig-Holstein: „Auf dem Frankfurter Bundestag hatte ich Gelegenheit, in den Akten die schleswig-holsteinische Frage kennen zu lernen als einen Wurm, der nicht lebt und nicht stirbt. Man wollte wohl Ergebnisse, aber man war nicht gewillt, für sie einzutreten. Schon damals hatte ich das Gefühl, daß die schleswig-holsteinische Frage nicht gelöst werden könne ohne Schwertstreich. An eine andere Lösung habe ich nie geglaubt. Sie herbeizuführen, konnte mir zwar als Bundesdelegierter in Frankfurt nicht gelingen. Preußen war nicht gekräftigt genug; es stand allein und war nicht stark genug, ohne Bundesgenossen kämpfen zu können."

Jetzt gelang es Bismarck, Österreich für seine Pläne zu gewinnen. Im Bunde mit Österreich unternahm Preußen es, unter Beiseiteschiebung der deutschen Kleinstaaten, denen die Besetzung Holsteins überlassen wurde, das Herzogtum Schleswig vorläufig in Besitz zu nehmen. Es hatte den Anschein, daß es sich nur um Wiedererrichtung der Personalunion handle; daß man am Vorabend größerer Ereignisse stand, war nicht vorauszusehen.

Als die Dänen sich aus Holstein zurückgezogen und Schleswig nach blutigen Kämpfen preisgeben mußten, zweifelten die Schleswig-Holsteiner nicht daran, daß dem befreiten Lande sein rechtmäßiger Herrscher gegeben werden würde. Von großen Volksversammlungen wurde Prinz Friedrich als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein proklamiert.

Der Herzog wandte sich bald nach Ausbruch des Krieges an den König Wilhelm von Preußen mit der Bitte, ihm eine Anzahl von Offizieren zur Verfügung zu stellen, welche die Formation von Truppen durchführen sollten. Der König gab alsbald eine freundliche, ablehnende Antwort und fügte hinzu: „Ew. Durchlaucht bitte ich zugleich, es als den Ausdruck meiner persönlichen Teilnahme anzusehen, wenn ich die Bildung einer solchen Truppe überhaupt widerrate. Sie erscheint mir zwecklos und im gegenwärtigen Augenblick keiner praktischen Anwendung fähig. — — Wenn unvorhergesehene Eventualitäten eintreten, welche weitergehende Maßregeln

nötig machen, so können die deutschen Truppen auf regelmäßigem Wege bis zu jeder erforderlichen Höhe in kürzester Frist verstärkt werden. Das Eingreifen aber durch einen Truppenkörper, dessen Existenz bis jetzt wenigstens auf keinem völkerrechtlich anerkannten Titel beruhen würde, kann zu Komplikationen führen und Verlegenheiten bereiten, welche Sie in Ihrem eigenen Interesse zu vermeiden wünschen werden."

Wohl schmerzte es den Herzog, daß er für sein geliebtes Volk so wenig thun konnte, und daß es ihm nicht vergönnt war, mit den Söhnen seines Landes gegen den Feind zu ziehen; doch erfreuten und ermutigten ihn sowohl die einmütigen Kundgebungen der Liebe und des unbedingten Vertrauens seines Volkes, als auch die Zusicherung der deutschen Fürsten, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Mit freudiger Hoffnung betrat er das Land seiner Väter, aus dem er seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges von 1848 verbannt worden war.

II.

Der Herzog hatte schon als Knabe im elterlichen Schlosse zu Augustenburg, wo er am 6. Juli 1829 geboren wurde und seine Jugendzeit verlebte, von den Bestrebungen der Dänen, die Rechte Schleswig-Holsteins zu unterdrücken, gehört. Bald erfuhr er auch, daß jene Bestrebungen sich gegen das herzogliche Haus richteten. Als er mit seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Christian, bald nach ihrer am 17. Juni 1846 erfolgten gemeinschaftlichen Konfirmation dem Könige als dem Chef des oldenburgischen Gesamthauses vorgestellt wurden, sprach dieser die Hoffnung aus, sie möchten immer gute Stützen des Thrones sein. Er ernannte sie zu Obersten der Kavallerie à la suite, verlieh ihnen aber nicht den Elefantenorden, der ihnen als Hausorden zukam, weil er damals schon das Erbrecht der jüngeren Linie zu beseitigen beabsichtigte. Sie reisten darauf mit ihrem Vater, der Güter zu besichtigen und zu kaufen plante, nach Schweden, und als sie Mitte Juli die Rückreise nach Augustenburg über Kopenhagen antraten, war der „Offene Brief" erschienen. Die feindselige Stimmung zwischen Dänemark und den Herzogtümern erreichte bald ihren Höhepunkt. Vergeblich versuchte der Herzog Christian August, durch die von dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm IV. erwirkte und am 24. März 1848 kundgegebene Bestätigung der schleswig-holsteinischen Landesrechte den Ausbruch der Feindseligkeiten zu dämpfen. Den 26. März verließ die herzogliche Familie Augustenburg. Ihre Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Stammschloß zurückkehren zu können, erfüllte sich nicht. Prinz Friedrich hat die Stätte seiner Jugend nicht wiedergesehen.

Während der Herzog sich vom Kampfe fernhielt, traten die Prinzen in das schleswig-holsteinische Heer ein. Prinz Christian erwählte das zweite Dragoner-Regiment; Prinz Friedrich wurde dem Stabe seines Oheims, des kommandierenden Generals, Prinzen von Noer, zugewiesen.

Er hat an den Kämpfen bei Schleswig, Friedericia, Idstedt und Missunde teilgenommen und hauptsächlich sich mit der so schwierigen Bearbeitung der Personalien des Heeres beschäftigt.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges besuchten er und sein Bruder die Universität Bonn. Hier studierte er mit Eifer die Rechtswissenschaften und schloß enge Freundschaft mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Friedrich III. Nach Beendigung ihrer Studien unternahmen die Brüder, dem Wunsche ihres Vaters gemäß,



Herzog Friedrich
Aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen." (Lipsius & Tischer, Kiel.)

größere Reisen. Sie lernten Belgien und die Schweiz, Frankreich und Italien kennen.

Als Herzog Christian August im Jahre 1853 die Herrschaft Primkenau in Schlesien ankaufte, traten seine Söhne in das preußische Heer ein, Prinz Friedrich in das 1. Garderegiment zu Fuß. Mit Eifer und Pflichttreue versah er seinen Dienst und verkehrte viel am preußischen Hofe.

Im Frühjahr 1856 lernte er in Baden-Baden die Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg kennen und lieben, und schon im Herbste des-

selben Jahres fand die Vermählung statt. Er trat nun aus dem aktiven Militärdienst, lebte im ersten Jahre seiner Ehe in Primkenau und bezog im folgenden das für ihn angekaufte Gut Dolzig in der Lausitz. Die aus seiner Ehe entsprossenen Kinder sind: Auguste Victoria, deutsche Kaiserin, geb. 22. Oktober 1858; Karoline Mathilde, Herzogin Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 25. Januar 1860; Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, geb. 11. August 1863; Luise Sophie, Gemahlin des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, geb. 8. April 1866; Feodora, geb. 3. Juli 1874.

III.

Der Herzog Friedrich stand in voller Manneskraft, als die Zeit gekommen war, seinen Erbrechten Geltung zu verschaffen. Er war, wie ein Zeitgenosse, Dr. Karl Pietschker, über ihn urteilt, „eine milde, ausgleichende Persönlichkeit, die in schlichter Natürlichkeit und herzlicher Freundlichkeit der Rede zum Ausdruck kommt, ja, schon aus seinen blauen Augen voll unversieglicher Herzensgüte einem entgegenleuchtet. Sein herzgewinnendes, Achtung gebietendes Wesen, nicht zum wenigsten in seiner innigen Frömmigkeit begründet, würde dem Thron Schleswig-Holsteins zur Zierde gereicht haben." — Es war ihm unmöglich, während der ereignisreichen Zeit seinem Lande fern zu bleiben. Am 30. Dezember 1863 traf er, nachdem Holstein schon von Bundestruppen besetzt und von Bundeskommissaren verwaltet wurde, in Kiel ein. Er hatte zuvor der Landesverwaltung seine Ankunft gemeldet, und diese hatte ihm erklärt, sie müsse in solcher Angelegenheit Instruktionen aus Frankfurt einholen. Am 31. Dezember stellte Österreich in der Bundesversammlung den Antrag, die Kommissare sofort anzuweisen, dem Herzog den Aufenthalt in Holstein zu verbieten. Da die Sache zur Berichterstattung an den schleswig-holsteinischen Ausschuß verwiesen wurde, so kam der Antrag erst am 2. Januar 1864 zur Abstimmung. Mit 9 gegen 7 Stimmen wurde dem Herzog der Aufenthalt in Holstein gestattet. Dieser hatte schon in Kiel seinen Wohnsitz genommen. Als er dort eintraf und im Bahnhofshotel abstieg, wurde er von Tausenden jubelnd begrüßt mit dem Rufe: „Hoch Herzog Friedrich VIII.!" In kurzen Worten dankte er für den ihm bereiteten Empfang und sprach die Hoffnung aus, daß seine und des Volkes gerechte Sache zum Siege und zur baldigen Anerkennung gelangen werde. Am folgenden Tage richtete der Herzog eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in der er es als seine Pflicht bezeichnete, unter und mit seinem Volke die Sorgen der ernsten Zeit zu tragen. Er schloß mit den Worten: „Ich habe die begründete Zuversicht, daß der gegenwärtige Zwischenzustand nur von kurzer Dauer sein wird, und hege die Erwartung, daß meine getreuen Unterthanen die vom Bunde angeordnete vorläufige Verwaltung achten und Konflikte vermeiden werden."

Rasch verbreitete sich die Kunde von Herzog Friedrichs Anwesenheit in Kiel durchs Land, und bald erschienen, zunächst aus holsteinischen Städten und Gemeinden, später auch aus Schleswig, Abordnungen, um dem Herzog zu huldigen. In kurzer Zeit trafen über 100 Deputationen in Kiel ein. Wie groß die Begeisterung für den Herzog war, bezeugten die Kundgebungen in Rendsburg am 8. Mai 1864. Aus allen Teilen der Herzogtümer, auch aus Schleswig, waren gegen 40000 Mann herbeigeeilt, um gegen die Wiedererrichtung des Londoner Protokolls zu protestieren. Sie erklärten in einer Resolution: „Wir halten unerschütterlich fest an unserm guten Recht. Getrennt von Dänemark wollen wir ein freies Schleswig-Holstein unter unserm angestammten Herzog Friedrich VIII.“

Diese einmütigen Kundgebungen bestärkten den Herzog in seinen Hoffnungen. Dennoch vermied er alles, was als Ausübung von Regierungsrechten angesehen werden könnte. Seine Wirksamkeit beschränkte sich darauf, die vom Bunde angeordnete Verwaltung Holsteins zu unterstützen und bei den deutschen Höfen für die Anerkennung seiner Thronfolge zu wirken. Die Beobachtung der Zustände und Stimmungen des Landes geschah nicht, um diese zu beeinflussen, und sein persönlicher Verkehr mit den Bewohnern stand nicht im Gegensatze zu der angeordneten Verwaltung des Landes. Viele seiner Äußerungen sind ein unwiderlegliches Zeugnis von seiner Liebe zum deutschen Vaterlande, von seiner Dankbarkeit gegen die Befreier Schleswig-Holsteins und von seiner Abneigung gegen partikularistische Tendenzen. So sprach er in Dithmarschen: „Hinfort wird kein Fürst, der über Schleswig-Holstein herrscht, dem natürlichen und schönen Drange zu Deutschland hin wehren wollen; keinem, selbst wenn er es wollte, wird es möglich sein, partikularistischen Tendenzen zu huldigen. Jedes Band, welches uns näher mit Deutschland verknüpft, wird uns willkommen sein, und denjenigen, welche uns aus dem Joche der Fremdherrschaft befreit haben, Opfer zu bringen, welche das Heil Deutschlands erfordert, werden wir uns nie weigern.“ Und bei einer andern Gelegenheit äußerte der Herzog öffentlich: „Ich darf hoffen, daß das Land mich künftig in den Stand setzen wird, seine Verpflichtungen gegen Deutschland zu erfüllen und die Beziehungen zu derjenigen Macht zu pflegen, die auch in Zukunft die nächste und wirksamste Stütze gegen Dänemark sein wird.“

Der Verlauf des Krieges gestaltete sich, wie zu erwarten stand, für die Dänen ungünstig. Schon hatten sie Schleswig und einen Teil von Jütland preisgeben müssen, als ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der vom 12. Mai bis zum 25. Juni dauern sollte. Während dieser Zeit fand eine Konferenz in London statt, bei der außer den kriegführenden Mächten England, Frankreich, Rußland und Schweden vertreten waren. Mit Spannung sah man dem Ergebnis der Verhandlungen entgegen. Die Wiedererrichtung der Personalunion unter günstigeren Bedingungen für die Herzogtümer lehnten die Dänen ab. Über eine Teilung Schleswigs

fand keine Einigung statt. Da erklärten die Bevollmächtigten Preußens und Österreichs in Übereinstimmung mit den Repräsentanten des deutschen Bundes, daß sie jetzt die Trennung der Herzogtümer von Dänemark und ihre Vereinigung zu einem selbständigen Staate verlangten unter der Herrschaft des Erbprinzen von Augustenburg, der nicht nur in den Augen Deutschlands das meiste Recht auf die Regierung habe, sondern auch unbestreitbar die Stimmen der Majorität der Bevölkerung für sich habe.

Da auch dieser Antrag abgelehnt wurde, so nahm der Krieg seinen Fortgang.

Dem Herzog eröffnete die Erklärung der kriegführenden deutschen Mächte eine freudige Aussicht auf einen seiner Sache günstigen endlichen Friedensschluß.

Schon von Anfang des Krieges an hatte der Herzog in der richtigen Erkenntnis, daß das Schicksal der Herzogtümer hauptsächlich von den Entschließungen Preußens abhängig sein würde, sein Hauptbestreben darauf gerichtet, sich mit dem Könige von Preußen und seiner Regierung in Einvernehmen zu setzen. Durch Vermittelung seines Freundes, des Kronprinzen, war es ihm gelungen, sich die Sympathien des Königs zu erwerben. Dagegen machten die nationalen Wünsche und das geschichtliche Recht des Herzogs auf Bismarck, den Leiter der preußischen Politik, keinen Eindruck. Er war trotz der Londoner Erklärung der Meinung, daß es gegen das preußische Interesse sei, einen neuen deutschen Kleinstaat zu errichten, der als Teil des deutschen Bundes gemeinsame Sache gegen Preußen machen könnte. Österreich war jetzt auch nicht für die Anerkennung des Herzogs zu gewinnen, da es einen engen Anschluß der Herzogtümer an Preußen, der doch hätte erfolgen müssen, nicht zugeben wollte. Daher wurde Schleswig-Holstein im Wiener Frieden am 30. Oktober 1864 ungeachtet der früheren Londoner Erklärung nicht unter entsprechenden Bedingungen dem Herzog Friedrich übergeben, sondern an Preußen und Österreich abgetreten.

Zivilkommissare übernahmen jetzt im Namen der Verbündeten die Verwaltung beider Herzogtümer. (Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners.

Von H. Schümann, Amtsvorsteher in Kaltenkirchen.

a. Aus der Schlacht bei Idstedt.

Angeregt durch den im Jahrgange 1892 der „Heimat" enthaltenen Artikel und im Hinblick auf die bevorstehende Erinnerungsfeier am 25. Juli erlaube ich mir, mit nachfolgenden Erinnerungen aus jener Schlacht vor die Öffentlichkeit zu treten. Zwar vermag ich kein übersichtliches Bild von den Ereignissen jenes Tages zu entwerfen, aber ich glaube, daß durch eine getreue Wiedergabe der Schicksale der einzelnen Bataillone oder auch nur der Kompanien sich das Dunkel erhellen

läßt, das bisher noch immer über diesem Tage schwebt, und der Lösung eines kleinen Teiles dieser Aufgabe will auch die folgende Skizze dienen.

Das 8. schleswig-holsteinische Infanterie-Bataillon, das der Avantgarde zugeteilt war, rückte am 24. Juli mittags aus dem Biwak südlich vom Westergehege, um abends auf Vorposten zu ziehen. Am Nachmittag rückten die Dänen gegen unsere Vorposten, und das Gefecht bei Poppholz und Helligbek begann, das unsererseits vom 1. und 15. Infanterie-Bataillon und 3 Jägerkompanien aufgenommen wurde. Aber bevor noch das anrückende 8. Bataillon mit eingreifen konnte, zogen sich die Dänen zurück. Die 3. und 4. Kompanie des letztgenannten Bataillons gingen abends auf Vorposten, die 1. nnd 2. lagerten sich rechts an der Chaussee zwischen den Heidehügeln; an der Chaussee waren auch unsere Batterien aufgefahren.

Mit Sonnenaufgang des 25. Juli, als wir alarmiert wurden, waren unsere Vorposten schon von den Dänen zurückgedrängt worden, und die Gewehrkugeln schlugen bereits in unsere Reihen. Der Hauptmann Lemmers von der 3. Kompanie, Vertreter des Bataillons-Kommandeurs, eilte herbei und kommandierte von der 1. und 2. Kompanie je die Hälfte in die Kette (was im Zentrum wohl von allen Bataillonen geschah). Die Dänen hielten nun nicht stand und zogen sich zurück, schwer bedroht durch die Kugeln unserer Artillerie. Die Stellung der letzteren mußte jedoch nicht günstig sein, denn nach Abgeben einiger Schüsse fuhr sie nach dem Punkt zurück, wo jetzt das Denkmal steht; aber auch unsere Kolonne, 2. Halbzug der ersten und 4. Halbzug der zweiten Kompanie, zog sich dorthin zurück und nahm Stellung hinter den Hügeln eben östlich von den Batterien. In dieser gedeckten Stellung, in der wir bis gegen 10 Uhr vormittags unthätig standen, hatten wir Muße, die Wirkung der groben Geschütze der Dänen zu beobachten. Wenn die Kugeln eben rechts von uns in eine kleine moorige Wiese schlugen, so flog das Moor haushoch in die Luft, und die Kugel war stecken geblieben; schlugen sie vor uns auf, so erhoben sie sich wieder und brummten über unsere Köpfe hinweg, um etwas hinter uns nochmals aufzuschlagen und wie ein Pflug eine Furche zu ziehen, wohl auch sich wieder erhebend. Die Dänen versuchten es auch wacker mit Granaten (Zeitzündern). Mit Geheul flogen diese über unsere Köpfe hinweg und platzten meistens hinter uns, bisweilen auch vor uns; nur einigemal platzte eine gerade über uns. Dabei wurde unserm Leutnant gerade in dem Augenblick, als er und der Hauptmann in gebückter Stellung über den Hügel lugten, ein Stück hinten aus der Lende gerissen. Der Hauptmann geleitete den Verwundeten, der, sich auf ihn stützend, noch forthumpeln konnte, hinter den Wall zum Verbandplatz. Im Geiste sehe ich noch jetzt den Hauptmann hinter dem Wall auslugen — zur Kolonne kam er nicht wieder! Unvergeßlich bleibt mir der Anblick eines von einer Kanonenkugel vom Pferde gerissenen Ordonnanzdragoners. Nahe bei unserm Halbzug war er gefallen; ich und mein Hintermann sollten ihn zum Verbandplatz bringen, was aber unmöglich war. Auf dem Rücken liegend, quollen seine Eingeweide aus dem Leibe, seine Stimme klang hohl, starr sah er zu uns empor und rief: „Helft mir von der Pein!" — Aber was thun? Guter Kamerad, wir konnten nichts thun! Stumm verließen wir ihn, und nach kurzem hatte er ausgelitten; er war still! Ich habe viel nach seiner Person herumgefragt, und wenn mir recht berichtet worden ist, soll er aus oder bei Bornhöved herstammen.

Gegen 10 Uhr stellte unsere Artillerie das Feuern ein, weil ein Munitionswagen durch eine Granate in die Luft gesprengt und die übrige Munition verschossen war. Bald danach fuhr sie zurück; wir folgten. Nördlich vom Westergehege fuhr sie auf einer hügeligen Koppel nochmals auf, kehrte aber, ohne einen

Schuß abgegeben zu haben, nach der Südseite des Geheges zurück; wir folgten und nahmen dort Stellung. Als nun einige Kanonen kleineren Kalibers an uns vorbeirasselten, gingen auch wir unter dem Hauptmann Jung von der 1. Kompanie wieder vor und nahmen Stellung in der Kette im Gehölz westlich vom Langsee. Da kam ein Leutnant vom 4. Jägerkorps und bat den Hauptmann Jung um Hülfe im Gehege nördlich vom Langsee. Unser Halbzug mußte sich sammeln und wurde nach dorthin abgegeben. „Wer aber führt den Zug?“ fragte der Hauptmann. Es war nämlich kein Offizier mehr da. Die Leutnants Stölting, Schnobel, Jenner und der vierte, dessen Namen ich nicht erfahren habe, weil er erst am Abend vor der Schlacht zur Kompanie gekommen war, waren alle verwundet, und der Hauptmann Bauer — wo war der? — Ein Sergeant Seemann erbot sich zum Führer, ebenfalls der Jägerleutnant, der auf die Dänen äußerst erbittert war, denen er bereits so nahe gewesen, daß sie ihm durch einen Kolbenschlag den Schirm seines Käppis auf die Nase gebogen hatten. Im Laufschritt ging's über die Brücke am Westende des Langsees, und jenseits kommandierte der Leutnant: „Nun rechts und links auseinander und mit Hurra vorwärts!“ Wir stürmten nun die Anhöhe im Walde hinauf, mein Hintermann und ich am linken Flügel der Kette hatten aber bald alle andern aus dem Gesichte verloren. Unterdes rückte die dänische Garde westlich von uns ungestüm vor; wir schossen unsere Kugeln in deren Masse hinein, aber vergebens — sie stürmte an uns vorbei der Brücke zu, über die wir gekommen waren. Jetzt waren wir auch dem Feuer der Unsrigen ausgesetzt, und mein Nebenmann erhielt bald einen tötlichen Schuß in den Rücken. Es hatte nun den Anschein, als ob mein Hintermann und ich allein im Gehölze wären. Wir gingen deshalb zurück, der Brücke zu; aber die Dänen waren bereits da, der Rückzug war uns abgeschnitten, wir mußten weiter nach Osten. Am Langsee fanden wir in der Niederung Sergeant Seemann mit 10—12 Mann von unserm Halbzug und 5 oder 6 Jäger, die ebenfalls nicht fortkonnten. Der Sergeant riet, Deckung zu suchen, denn wir hofften noch, der Sturm der Dänen werde zurückgewiesen werden. Aber es kam anders. Etwa zehn Minuten lang war links von uns ein furchtbares Gewehrfeuer, denn hier standen die Unsrigen vom 8., 13. und 14. Bataillon, sowie viele Jäger, aber alle schon in Unordnung. Sie hielten dem geordneten Ansturm der Garde nicht stand, und als die Schüsse aus immer geößerer Entfernung zu uns herüberhallten, entdeckte eine Kette vom 13. dänischen Bataillon, das das Gehölz durchzog, unsere kleine Kolonne. Jeder Widerstand war nutzlos; wir mußten uns ergeben und wurden in der Richtung nach Stolk abgeführt.

Dieser eben erwähnte Angriff der dänischen Garde hatte den allgemeinen Rückzug unserer Armee zur Folge, es war der Durchbruch im Zentrum.



Vom Johannisfest.[1])

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Am 21. Juni erreicht das Sonnenlicht und damit das Wachstum in der Pflanzenwelt seinen Höhepunkt, von da an nimmt beides allmählich wieder ab. Die Zeit der Sommer-Sonnenwende war daher ein Hauptfest unserer heidnischen Vorfahren. In späterer Zeit verlieh die christliche Kirche diesem Naturfest einen christlichen Charakter, indem sie den Geburtstag Johannis des Täufers dahin ver-

[1]) Die nachstehenden Ausführungen beschränken sich auf das Vereinsgebiet.

legte, ohne sich dabei genau an den bestimmten Tag zu halten. Auf den ursprünglich heidnischen Charakter des Johannisfestes weisen mancherlei Brauch [1]) und Glaube hin.

Die Johannisnacht gehörte zu den heiligen Zeiten Wodans, der auch dann gleichwie in den zwölf heiligen Nächten seinen Umzug hielt. Die spätere christliche Zeit verwandelte diese Umzüge in die Züge und Tänze der Hexen, die außerdem in der Mainacht stattfanden. „Wer es versteht, kann in dieser Nacht die Hexen erkennen. Zu dem Zwecke muß man sich auf einem Kreuzwege unter eine Egge setzen, deren Zinken man nach außen gerichtet hat. Man muß sich hüten, einen Laut von sich zu geben, sonst wird man von den Hexen umgebracht. Dieses Wagestück unternahm einst ein Neugieriger. Er sah einen wunderlichen Zug herankommen, lauter verwachsene Personen oder solche mit roten Triefaugen. Die erste fuhr ein schiefgeladenes Fuder Heu, das mit Mäusen bespannt war, eine andere ritt auf einem Gänserich, eine dritte auf einer Katze, die ein rotes Kopftuch vor den Augen hatte. Noch andere ritten auf Besenstielen, einige sogar auf Flöhen und ähnlichen Plagegeistern der Menschheit. Sie kamen alle an ihn heran, und auf jede Zinke setzte sich eine. Dann begannen sie ihn auf alle erdenkliche Weise zu quälen, doch er blieb standhaft und gab keinen Laut von sich. Darum konnten sie ihm nichts anhaben. Aber es wurde ihm eine lange, bange Stunde, bis sie ihn verließen." (Haseldorfer Marsch.)

Müllenhoff berichtet: [2]) „Zwei junge Knechte wollten gerne die Hexen erkennen. Sie gingen in der Johannisnacht auf eine Wiese und wälzten sich nackend im Tau. Sonntags darauf gingen sie in die Hüttener Kirche (sie dienten da in der Nähe) und sahen nun, daß jede Frau, die eine Hexe war, eine Milchbütte auf dem Kopfe hatte."

In der Johannisnacht darf man keine Wäsche draußen lassen, weil dann der Krebs fliegt und sich daran setzt. Wer solche Wäsche wieder trägt, wird sich damit eine krebsartige Krankheit zuziehen. (Kaltenkirchen, Kreis Segeberg.)

Nach der Schrift „Am Urdsbrunnen" [3]) erklärt sich dieser Glaube daraus, daß die Sonne zu der Zeit im Zeichen des Krebses steht. [4])

Wer in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr geboren ist, wird ein Hellseher. (Kaltenkirchen.)

In der Johannisnacht trieben früher die jungen Leute allerlei Scherze und Neckereien. Bei Brunsbüttel pflegten die Knechte den Mädchen, denen sie nicht wohlgesinnt waren, hinter ihrem Fenster oder auf der Weide, wo sie die Kühe melken mußten, einen Strohmann auf hohem Windelbaum zu errichten. Die Mädchen verließen daher am Johannismorgen die Lagerstatt sehr frühzeitig oder entbehrten gänzlich des Schlafes, um diesen Schimpf rechtzeitig zu entfernen.

Schütze berichtet: [5]) „Der Mutwille des jungen Volkes in der Johannisnacht äußert sich auf manche Weise. Man steckt dem, den man necken will, einen großen Busch aufs Haus, den man Banner nennt, oder schleppt ihm schwere Sachen: Bretter, Bänke, Wagen, vor die Thür. Den Kühen, welche noch nicht gemolken sind, setzt man Kränze auf, daher die Mägde früh aufstehen müssen, um diesem Schimpf zuvorzukommen. Man macht durch Zusammenknüpfen des langen Grases auf Fußsteigen Fallstricke und untersägt die Klampenstege, damit die Übergehenden in den Graben fallen."

---

[1]) Einen interessanten Bericht über das Johannesbier in Norderditmarschen findet man in „Am Urquell," Bd. I, S. 87—88.
[2]) Müllenhoff, Sagen usw., Nr. 290.
[3]) „Am Urdsbrunnen," Bd. IV, Nr. 1, S. 5.
[4]) Zu vergl. „Heimat" 1892, Heft 12.
[5]) Schlesw.-Holst. Idiotikon V, S. 193—149.

Aus der besonderen Bedeutung dieses Zeitpunktes im Naturleben wird es erklärlich, daß das Volk dem Feste einen zauberischen Einfluß auf die Pflanzenwelt zuschreibt. Während im allgemeinen die Regel gilt, daß Arzneikräuter vor Johanni gepflückt werden müssen, sind manche der Meinung, daß dies am besten am Johannistage geschieht. Sollen die Kräuter aber zur Zauberei dienen, so ist nur dieser Tag zum Beschaffen geeignet.

Eine alte handschriftliche Aufzeichnung aus Ulzburg giebt Anweisung, Eschen- oder Wundholz zu schneiden: Es muß Johannistag morgens vor Sonnenaufgang mit einem Schnitt von unten auf geschnitten werden, und wenn einer sich gehauen oder geschnitten hat, so speiet man bloßen Speichel darauf und streichet mit diesem Holz darüber her, so heilet es ohne Pflaster und ohne Schmiere.

Über die „Johanniswurzel" teilt Professor Handelmann in „Am Urquell" (I, S. 187) eine Abschrift von einem alten Manuskripte aus dem Kreise Rendsburg mit: „Wer dieselbe bei sich trägt oder im Hause hat, kann nicht bezaubert werden. Nimm eine Johanniswurzel und lege sie unter das Tischtuch, daß es niemand siehet; wenn dann ein Zauberer in der Gesellschaft ist, wird er alsobald bleich und kann vor Angst nicht bestehen. Wenn jemand beschrieen wird, es sei Mensch oder Vieh, daß ihm das Herz zittert oder die Zähne wackeln, der nimm ein Stück von dieser Wurzel, leg sie auf Kohlen und damit geräuchert. Es blühet diese Wurzel dreimal, als am h. Osterabend, am h. Christabend und am h. Johannistag und kann dann gegraben werden." — In Hamburg wird am Johannistag die Knolle von Orchis maculata L. („Kuckucksblom." E.) als „Johannishand" zum Kauf angeboten. Sie gilt als glückbringend namentlich im Portemonnaie.

(Knuth, Flora v. Schl.-Holst., XXV.)[1]

Verbreitet ist der Glaube an das „Johannisblut," das am Johannistage in den Knospen oder in den Wurzeln des Johanniskrautes, Hypericum perforatum L. („Gottesgnadenkrut") enthalten ist. Aus den Blättern und Knospen dieser Pflanze läßt sich in der That ein rötlicher Saft pressen, und Schütze[2]) bezeichnet diesen als das Johannisblut. Er berichtet: „Der gemeine Mann aus Hamburg und Altona sammelt diese Knospen und hält sie für glückbringend. Knaben verkaufen sie, in Gläsern gesammelt."

Meine alte Nachbarin weiß dagegen von dem Johannisblut in den Wurzeln zu melden,[3]) doch bezeichnet sie Hieracium Pilosella L., das gemeine Habichtskraut, als die betreffende Pflanze.

Auch in Müllenhoffs Sagen (Nr. 302) wird von dem Johannisblut in den Wurzeln einer Pflanze erzählt: „Zu Klostersande bei Elmshorn lag früher zwischen dem Pilger- und dem Kuppelberge die sogenannte Hexenkuhle. Man sieht hier oft an gewissen Tagen, namentlich am Johannistage, mittags zwischen 12 und 1 Uhr alte Frauen wandeln, die auf den Pilgerberg wollen, um in dieser Stunde ein Kraut zu pflücken, das allein da wächst. Dies Kraut hat in seiner Wurzel Körner mit einem purpurroten Safte, der das Johannisblut heißt. Die alten Frauen sammeln dies in blechernen Büchsen und bewahren es sorgsam auf. Aber nur, wenn es in der Mittagsstunde gepflückt wird, kann es Wunder thun. Mit dem Schlage eins ist seine Kraft vorbei."

Am Johannistage wurde früher der „Johanniskranz" aus allerlei Blumen gebunden und dann unter den Boden gehängt.

---

[1]) Zu vergl. „Am Urquell" III, S. 232.
[2]) Schlesw.-Holst. Idiotikon.
[3]) In „Am Urdsbrunnen" (Bd. IV, Nr. 1, S. 5) heißt es: Am Johannistage findet man bei Sonnenaufgang an der Wurzel des Johanniskrautes einen Blutstropfen. Auch Relmg und Bohnhorst erwähnen, daß der rote Saft in der Wurzel als Johannisblut bezeichnet wird.

Schütze berichtet darüber:[1] „Die Mädchen vieler Dörfer binden den Johanniskranz, einen großen Kranz aus Johanniskraut, „Stah up un gah weg" (Veronica officinalis L., Gebräuchlicher Ehrenpreis. Eschenb.), Flieder (Sambucus nigra L. Eschenb.), Kamillen und hängen ihn auf der Landdiele auf bis zum Winter. Dann wird er völlig getrocknet an einen sichern Ort gelegt, und wenn im Hause eine Maladie, Geschwulst usw. entsteht, wird von den Kräutern des heiligen Kranzes genommen und äußerlich und innerlich gebraucht."

Bekannt und verbreitet ist das „Johannikrutstęken." In diesem Falle versteht man unter Johanniskraut die großen, dickblättrigen und saftreichen Sedum-Arten. Man pflückt die Stengel der Pflanze am Johannistage und steckt sie unter den Boden. Jeder Stengel bezeichnet eine bestimmte Person. Alle Stengel, die weiterwachsen, verheißen den betreffenden Personen weitere Lebensdauer, alle Stengel, die bald vergehen, verkünden baldigen Tod.

In ähnlicher Weise müssen die Stengel Auskunft geben, ob zwei Liebende ein Ehepaar werden oder nicht. Am Johannisabend stecken die Mädchen zwei Stengel unter die Bodendecke. Nähern die Stengel sich beim Weiterwachsen, so kann die Fragerin auf sichere Erfüllung ihres Herzenswunsches hoffen, dagegen ist es ein ungünstiges Zeichen, wenn sie sich beim Wachsen weiter von einander entfernen. Diesen Brauch nennt man bei Brunsbüttel „Brut- un Brögamupstęken."

In Wiemersdorf bei Bramstedt pflanzte man am Johannistage auch zwei Kohl- oder Rübenpflanzen in ein Loch, um aus der Annäherung oder Entfernung der beiden Pflanzen das zukünftige Schicksal zweier Liebenden zu erkennen.[2]

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

8. De Köni un de Ent.**)

Dar is mal 'n Köni weß, de föört mal spazêr'n in't Holt.

Do dröppt hê dar so 'n smuck Dêrn, de geit bart.[1]

Do fragt hê ęr, worüm as se bart gan deit.

Ja, sech' se, se hett 'n Stêfmudder, de gifft ęr kên Schooh un Strümp.

Do secht hê, denn will hê ęr Schooh un Strümp köpen, wonęb'n[2] as se wan'n deit.

---

[1]) Schlesw.-Holst. Idiotikon V, S. 193—194.

[2]) Der zuletzt erwähnte Brauch wurde in der Haseldorfer Marsch anders gehandhabt und war nicht an einen bestimmten Tag gebunden. Man spaltete einen Grünkohlstengel und zog durch diesen Spalt eine andere Grünkohlpflanze. Wenn dann beide Pflanzen wuchsen, so galt es den Liebenden als ein gutes Zeichen.

*) Nach der Mitteilung des Herrn Ehlers in Husum ist es nicht, wie im Juniheft S. XXIII irrtümlich angegeben ist, die Geschichte ‚Na Möörn,' sondern die Geschichte von den beiden Kohl- und Hammeldieben, die breiter ausgeführt vor etwa 20 Jahren in dem Kellinghusener „Störboten" gestanden hat und zwar in der Fassung, in der sie mir auch aus Poppenbüttel (s. S. 134) mitgeteilt worden ist. Hiernach zählt der eine Dieb im Totenhaus an der Kirche gestohlene Pfeffernüsse und sagt immer: ‚Dat sünd min, un dat sünd Adam sin.'

**) Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 21 (Aschenputtel) und Nr. 13 (Die drei Männlein im Walde). Vgl. auch Nr. 11 (Brüderchen und Schwesterchen) mit den Anmerkungen dazu in Bd. III (S. 21) und Nr. 135 (Die weiße und die schwarze Braut). Ein Märchen, in welchem die in eine Ente verzauberte Schwester nach dem Schicksal des gefangenen Bruders fragt (Grimm Nr. 135), ist mir von Frau Lemcke aus Sagau erzählt worden. Ein anderes, wesentlich desselben Inhalts, aber im einzelnen stark abweichend, befindet sich in dem handschriftlichen Nachlaß Müllenhoffs; es ist ihm mitgeteilt worden von Advokat Griebel in Heide.

In dat un dat Hus, sech' se.

Do sticht hê af un nimm't er Mat.[3]) Un as hê er Mat nam'n hett, föört hê wider.

Nu köfft hê er je Schooh un Strümp un föört darmit na er Hus hen.

As de Olsch rut kümmt, do secht hê, hê bring't Schooh un Strümp. Un wokên[4]) as de Schooh passen doot, de schall sin Fru ward'n.

Nu hett de Olsch noch 'n rech Dochter hatt, de is so häßli weß.

As de Köni dat nu secht vun de Schooh, do röppt se er Dochter rin un secht, se schall de Schooh mal anpassen.

De Dochter de paßt de Schooh je an; se sünd er awer to lütt.

Do secht de Olsch: ‚Och, Herr Köni, min Dochter hett man so 'n dick Strümp an. Ik will mit er na de anner Stuv' gan un er dünner Strümp antrecken. Denn ward se wul passen.'

Nu geit se je mit er na de anner Stuv', un do nimm't se 'n Meß[5]) un snitt er Dochter de Hacken dal,[6]) un do quält se er de Schooh an.

Do gat se wa' rin, un do secht de Olsch: ‚So, Herr Köni, de Schooh de paßt.'

Wat schall hê do segg'n? Hê hett dat Woort je êmal spraken, un do mutt hê dar je bi blib'n.

As hê nu mit er wechföörn will, mit de rech Dochter — un de Olsch mutt hê uk je mitnem'n —, do fragt hê er, wat se noch mêr Döchter hett.

Ja, sech' se, se hett noch ên Stêfdochter, de is in 'e Kök.

Ja, secht de Köni, denn schall dê uk mit un geb'n er Swester dat Gelei'.

Och, secht de Olsch, dat is so 'n ol swart Aschenpüstersch,[7]) dê kann se gar ne sên laten.

Eenerlei, sech 'e, lat er wesen as s' will, mit schall se.

Nu kricht de Stêfdochter je vun de rech Dochter er Tüch[8]) an, un do föört se uk je mit.

As se nu ünnerwegens sünd, do flücht dar ümmer 'n Vagel baben[9]) er, de sing't ümmer: ‚Blut im Schuh, Blut im Schuh!'

‚Wat sing't de Vagel?' fragt de Köni.

‚O, Herr Köni,' secht de Olsch, ‚de Vagel sing't Sinksank, un wi föört unsen Gank.'

De Vagel blifft awer ümmer bi: ‚Blut im Schuh, Blut im Schuh!'

Do secht de Köni to den Kutscher, hê schall mal still hol'n.

De Kutscher hölt je still, un do secht de Köni to de Stêfdochter, se schall er Schooh mal uttrecken.

Se treckt er Schooh ut: dar is niks in.

Do secht hê to de anner, sê schall er Schooh uk mal uttreck'n.

‚Gott, Herr Köni,' secht de Olsch, ‚de sitt je so schön, laten S' er dê doch an.'

‚Ja,' sech 'e, ‚se kann er naher je wa' antreck'n.'

Hê is sik dat al mooden weß.[10])

Do mutt de rech Dochter er Schooh uk je uttrecken: do sünd se ganz vull Bloot.

Do smitt de Köni er bei'[11]) vun 'n Wagen raf, de Olsch mit samms er Dochter, un do föört he mit de anner wech.

De Olsch schelt er na, se schall er dat Tüch weller geben, wat se ankregen hett.

Dat will 'e er wul wa' henschicken, secht de Köni. Nak[12]) kann he er je doch ne mitnem'n.

Un darmit föört hê mit er wech, na sin'n Sluß hen, un nimm't er to 'n Fru. —

Na 'n Jars Tit[13]) kümmt se in Wuch'n un kricht 'n lütt'n jung'n Prinzen.

Do kam't de Olsch un er Dochter mal un wüllt er besööken — de Köni is ara' ut weß — un de Olsch sett sik bi de Königin hen, vör't Bett.

Nu is dat 'n ol Zaubererſch[35]) weß, de Olſch. Un as ſe dąr nu ſo ſitten deit, do fööl̈t un pul't[14]) ſe ſo lang' bi de Königin rüm, bet ſe ęr to 'n Ent[15]) verzaubert[35]) hett. Un do kricht ſe de Ent fąt un dricht mit ęr rut un ſmitt ęr na 'n Slußgrąb'n rup. Un ęr Dochter mutt ſik bi den Prinzen in't Bett henlegg'n.

Nu ſwümm't de Ent den Dach ǫ̈wer up 't Water. Abens kümmt ſe dör 't Gǫ̈tellock[16]) na de Kǫ̈k rin.

In 'e Kǫ̈k hett den Kǫ̈kenjung ſin Bett ſtąn, achter de Tripp. Un de Kǫ̈kenjung is al to Bett weß, hê hett ąwer nǫch wąk't.

Do ſecht de Ent:

'Kǫ̈kenjung, wat mąks du?
Slöpps du oder wąks du?
Dat lütt Klöckſchen,[17]) kling't dat noch?
De lütt Vągel, ſing't hê noch?'

De Königin hett 'n lütt Klock mitnąm'n ut 'n Huſ', de hett ümmer klung'n, un 'n lütten Vągel, de hett ümmer ſung'n. Dąrüm hett de Ent dat ſecht:

'Dat lütt Klöckſchen, kling't dat noch?
De lütt Vągel, ſing't hê noch?'

Un toletz ſecht ſe noch, de Ent:

'De lütt Sǫ̈n, wen't hê uk vęl?
De Herr Köni, grämt hê ſik uk vęl?'

De Kǫ̈kenjung, as dê dat höört, do ward hê bang. Un hê ſwicht boomſtill[18]) un ſecht niks.

Do krüppt[19]) de Ent wa' ut 't Gǫ̈tellock herut.

Annern Abent geit dat wa' ębenſo. De Ent kümmt weller dör 't Gǫ̈tellock na de Kǫ̈k rin un ſecht:

'Kǫ̈kenjung, wat mąks du?
Slöpps du oder wąks du?
Dat lütt Klöckſchen, kling't dat noch?
De lütt Vągel, ſing't hê noch?
De lütt Sǫ̈n, wen't hê uk vęl?
De Herr Köni, grämt hê ſik uk vęl?' ***)

De Kǫ̈kenjung is ąwer weller bang' un ſecht kên Woort.

***) Frau Block erzählte ſo:

'Wat makt dat lütt Klöckſchen, kling't ſe (!) noch?
Wat makt de lütt Vagel, ſing't he noch?
Wat makt de lütt Sön, wen't he uk vęl?
Wat makt de Herr Köni, grämt he ſik uk vęl?'

Gerade ſo fragt die Ente den Koch in der Grimmſchen Sammlung III, S. 21:

'Was machen meine Mädchen, ſpinnen ſie noch?
Was macht mein Glöckchen, klingt es noch?
Was macht mein kleiner Sohn, lacht er noch?'

Worauf der Koch antwortet:

'Deine Mädchen ſpinnen nicht mehr,
Dein Glöckchen klingt nicht mehr,
Dein kleiner Sohn weint allzuſehr.'

Das 'kling't ſe noch' iſt natürlich daraus zu erklären, daß der Erzählerin 'de Klock' vorſchwebte. — Die urſprüngliche Lesart war übrigens nicht 'kling't dat noch' — das dat iſt viel zu ſchwer —, ſondern, da der Vers ohne Zweifel Jahrhunderte alt iſt, 'kling't it noch' oder 'kling't et noch.' Da aber von der mnd. Form it oder et (= hochd. es) in dem jetzigen Plattdeutſch, wenigſtens in unſerer Gegend, nur noch das bloße t übrig geblieben iſt (z. B. ik heff 't ne ſeen), ſo trug ich Bedenken, et zu ſchreiben. Zu ſprechen iſt aber jedenfalls 'kling't et noch?'

Do secht de Ent: ‚Een'n Abent kam ik nu noch weller. Wenn ji mi denn kên Bloot winn't,[20]) denn bliv' ik 'n Ent.' Un dgrmit krüppt se wa' ut 't Gǫtellock-herut.

Annern Mornk denkt de Kǫkenjung: ‚Dat mußt du den Köni doch segg'n.' Un hê fragt den Bedênter, wat hê man[21]) mal na 'n Köni schall.[22])

Do secht de Bedênter, dat kunn den Köni am Enn' ne passen. Hê schall em dat man segg'n, hê will dat wul bestell'n.

Nę, secht de Kǫkenjung, hê mutt den Köni dat sülb'n segg'n.

Do geit de Bedênter na 'n Köni un fragt em, wat de Kǫkenjung man mal rin kamen schall.[22])

Ja, secht de Köni, hê schall[23]) man rin kam'n.

Do geit de Kǫkenjung je rin un vertell't em dat all'.

Do secht de Köni: ‚Dat 's goot, min Jung, dat du mi dat sechs. Nu schaßt[24]) du hüt Abent in min Bett slapen, un ik will in din slapen.'

Na, 'sabens, do mutt de Kǫkenjung in den Köni sin Bett slap'n, un de Köni lecht sik in den Kǫkenjung sin Bett.

Sin'n Sęwel nimm't hê mit.

Do kümmt de Ent weller dör 't Gǫtellock un secht:

‚Kǫkenjung, wat maks du?
Slöpps du oder waks du?'

Do secht de Köni: ‚Ik slap ne, ik wak.'

Do secht de Ent:

‚Dat lütt Klöckschen, kling't dat noch?
De lütt Vagel, sing't hê noch?
De lütt Sǫn, wen't hê uk vęl?
De Herr Köni, grämt hê sik uk vęl?'

Do secht de Köni:

‚Dat lütt Klöckschen kling't ne mêr,
De lütt Vagel sing't ne mêr,
De lütt Sǫn wen't so vęl,
De Herr Köni grämt sik noch vęl mêr.'

Un do nimm't he sin'n Sęwel un haug't[25]) too, un haug't de Ent 'n Lock in 'n Foot.

Do steit sin Fru vör em.

Do kümmt[26]) hê up un nimm't ęr mit na sin Stuv'. Un do geit hê na de Slapstuv', wo de anner in Bett licht mit den lütten Prinzen.

Do secht de Olsch: ‚Gott, min Sǫn, du kunns je doch slap'n. Dat is je dull' nog,[27]) dat wi beiden hier rümmer woogt[28]) mit dat Lütt.'

De lütt Prinz hett je ümmerlos wen't. De anner hett je kên Such[29]) hatt.

Do secht de Köni, hê kann doch ne slap'n.

Un do sett hê sik bi ęr dal un fang't allerhand Snack mit ęr an.

Toletzt secht hê to de Olsch, se is je so old word'n un hett allerhand höört un belęv't — wat so 'n[30]) vör Straf hebb'n mǫt, de anner Lü' in Tier'n verwanneln doot.

‚Gott, min Sǫn,' sech' se, ‚so 'n mǫt je so 'n harr[31]) Straf hebb'n. De mǫt splidderngk in 'n Tunn', de mit Nagels utslagen is, un denn mutt dar 'n blinn' Pêrd vör, un denn mǫt se dar so lang' in rǫdert[32]) ward'n, bet se dot sünd.'

‚So,' secht de Köni, ‚nu heßt du din Ordel sülb'n spraken.'

Un do lett hê den annern Dach 'n Par Tunn's mit Nagels utslagen, dar kam't de beiden splidderngk in, de Olsch un ęr Dochter, un do 'n Paar blinn'

Pêr vǫ̈r. Un do secht hê to de Foorlü', se schüllt man allerwęgens rǫ̈wer jagen, wo dat am dullß'n stött,[33] un kên'n Gra̦b'n schon'n,[34] so lang' bet se dot sünd.

Do sünd se dot rǫ̈dert word'n.

Un do hett de lütt Klock weller klung'n, un de lütt Va̦gel hett weller sung'n, un de lütt Sǫ̈n hett ne mêr wen't, un de Köni is uk weller vergnög't weß.

Nach Frau Block in Kröß bei Oldenburg i. Holst.****)

Anmerkungen: [1]) barfuß. [2]) gesprochen wonęm'n (statt wonęb'n) oder wonęmp (statt wonęb'nt) = woeben = wo. [3]) Maß. [4]) wer, hier dat. fem. [5]) Messer. [6]) die Hacken hinunter. [7]) plattdeutsch für Aschenbrödel, die in der Asche herum püstert (mit dem Feuerpüster). [8]) Zeug, Kleidung. [9]) über ihnen. [10]) eigentlich: er ist sich das schon (ver)muten gewesen = er hat das schon vermutet. [11]) beide. [12]) nackend. [13]) Nach Verlauf eines Jahres. [14]) zupft. [15]) Frau Block spricht Ęnt, nicht Ent. [16]) = Göte-Lock, Gosse. [17]) Glöckchen. [18]) schweigt baumstill. [19]) kriecht. [20]) Blut gewinnt = abgewinnt. [21]) nur. [22]) Im Plattdeutschen gewöhnlich statt darf. [23]) soll. [24]) sollst. [25]) So in der Gegend von Oldenburg und Lensahn statt hau't. [26]) kommt auf, plattdeutsch statt steht auf. [27]) toll genug statt schlimm genug. [28]) eigentlich: herum wogen, d. h. sich unruhig bewegen, sich auf alle Weise bemühen, das schreiende Kind zu beruhigen, ein klassischer Ausdruck. [29]) Sucht, Substantiv von saugen; sie hat nichts zu saugen gehabt. [30]) solche (Menschen). [31]) harte. [32]) gerädert. [33]) am tollsten stößt. [34]) hier: an keinem Graben vorbeifahren. [35]) Die alten plattdeutschen (mittelniederdeutschen) Formen toveren (= zaubern) und toverer (fem. toversche) sind in unserer Gegend durch die hochdeutschen so völlig verdrängt, daß selbst alte Leute sie nicht mehr kennen. Doch ist es mir, als ob ich das Wort tovern (gesprochen toowern) kürzlich doch noch irgendwo einmal gehört hätte. Möglicherweise war es auf Fehmarn. In ‚Zaubererſch' ist übrigens das letzte r stumm: ‚Zaubereſch.'



Mit Gott!

„Nu gah „mit Gott," min söten Jung!"
Sä Moder, as ik von ęr gung;
Un jümmers, wenn ik wedder keem
Un nösen wedder Affschied neehm,
Denn drück se mi de Hand so warm
Un lä mi üm de Nack ęr'n Arm
Un sä: „Nu gah „mit Gott," min Sœhn,
Ik will to Em ok för di będ'n."

Wa geit de Tid! Ik weet nich mehr,
Wann ik toletz di Moder weer.
Bald sünd min eegen Kinner grot
Un gaht to anner Lüd in Brot.
Un kann ik se ok sünst nix gęb'n
As gude Mitgiff för dat Lęb'n,
Min Moder-Arv, dat bleef se stahn,
Dat is de Będ: „mit Gott" to gahn.

Kiel. Karl D. Andresen.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Wie viele geborene Schleswiger kämpften bei Idstedt in unserm, wie viele im dänischen Heere?** Antwort: In unserm Heere mutmaßlich etwas mehr als 6900, im dänischen allerhöchstens 980. — Zu diesem Resultat gelangen wir auf folgendem Wege:

1. mit Bezug auf das schleswig-holsteinische Heer. Nach Niese[1]) stammten von 415 (419)[2]) bei Idstedt gefallenen oder an dort empfangenen Wunden später gestorbenen[3])

****) Frau Stina Block, geb. Pohlmann, geb. 1821 zu Johannisthal bei Oldenburg i. Holst., in frühester Jugend nach Kröß bei O. gekommen, später verheiratet mit dem Kutscher Block in Putlos bei O., nach dem Tode ihres Mannes seit etwa 15 Jahren wieder in Kröß, bei ihrem Schwiegersohn. — Ihre sehr altertümlichen (12) Geschichten hat sie zum Teil von ihrem Vater gehört. ‚Awer de meerßen hett min Unkel mi vertell't, Jochen Land, wenn he abens mit de Pip kööm. Ja, de is noch mit in 'n Krieg weß, de hett dat in Stralsund (Schill, 1809) mit dörmakt.' Jochen Lands Schilderung der Vorgänge in Stralsund werde ich bei Gelegenheit mitteilen. Aufmerksam gemacht auf Frau Block bin ich durch einen früheren Schüler, Herrn Dr. Burchardi, einen Neffen des Herrn Gutsbesitzers Burchardi auf Georgenhof bei O.

[1]) Namentliches Verzeichnis der Toten und Invaliden der schleswig-holsteinischen Armee usw. Kiel 1852.

[2]) Aus Niese S. 336 ergiebt sich letztere Zahl, doch scheint hier ein Rechenfehler vorzuliegen.

[3]) Der Kürze wegen werden wir diese letzteren in der Folge unter der Bezeichnung „Gefallene" mit begreifen.

Unteroffizieren, Spielleuten und Gemeinen des schleswig-holsteinischen Heeres 108, also reichlich der vierte Teil, aus dem Herzogtum Schleswig. Da nun die Schleswiger auf alle einzelnen Truppenteile, mochten diese größere oder geringere Verluste erlitten haben, ziemlich gleichmäßig verteilt waren, und da die Stärke des schleswig-holsteinischen Heeres in der Position bei Idstedt [1]) (die detachierten Truppen mitgezählt) ohne die Offiziere 26 382 Mann betrug, so gelangen wir zu dem Resultat von 6866 Schleswigern der oben bezeichneten Soldatenklassen. Da endlich von 29 bei Idstedt gefallenen Offizieren 3 geborene Schleswiger waren, die Gesamtzahl der Offiziere aber sich auf 460 belief, so dürfen wir 48 schleswigsche Offiziere annehmen. Somit würden sich also für unser Heer im ganzen 6914 schleswigsche Idstedtkämpfer ergeben.

2. mit Bezug auf das dänische Heer. Hier sind wir angewiesen auf die Angaben von Cohen, Krigen i Aarene 1848, 1849, 1850 og de Faldnes Minde. Odense 1851, welche ziemlich vollständig und zuverlässig zu sein scheinen. Doch muß unser Verfahren jetzt ein anderes sein als unter 1., weil im dänischen Heere die weit überwiegende Mehrzahl (gegen 88 %) der Schleswiger drei Bataillonen, dem 10., 12. leichten und dem 13. Linien-Bataillon, angehörte, welche über den Durchschnitt hinaus bei Idstedt geblutet haben, während diejenigen Truppenteile, welche keine oder verhältnismäßig geringe Verluste erlitten haben, wie die Reiterei, die Artillerie, die ganze Umgehungsbrigade (unter Oberst Schepelern) das 4. Linien-Bataillon, das 3. Reserve-Bataillon, offenbar nur ganz vereinzelt Schleswiger [2]) in ihren Reihen zählten. — Zunächst haben wir die mutmaßliche Zahl der Kämpfer [3]) derjenigen Truppenteile festzustellen, welche bei Idstedt einen Verlust an Schleswigern erlitten haben, was geschieht, indem wir von den im genannten dänischen Generalstabswerk III, Bilag 5 die Stärke der kombattanten Armee nach der Liste vom 15. Juli bezeichnenden Zahlen 1 % wegen der Vermehrung des Krankenbestandes bis zum 24. Juli abrechnen. Das Weitere zeigt dann folgende Tabelle:

	Gesamtstärke [4]) bei Idstedt.	Gefallene [4]) überhaupt.	Gefallene [4]) Schleswiger.	Zahl der schlesw. Idstedtkämpfer. [4])
10. Linien-Bataillon . . .	922	22	14	587
12. leichtes „ . . .	1029	39	5	132
13. Linien- „ . . .	1039	39	4	107
3. „ „ . . .	967	27	1	36
5. „ „ . . .	1008	34	1	30
1 Verst. Jägerkorps . . .	1041	55	1	19
Summa .	6006	216	26	911

Unter den Gefallenen aller übrigen Truppenteile des dänischen Heeres, sowie unter denen des Offizierkorps finden wir keinen einzigen Schleswiger. Das schließt natürlich die Möglichkeit nicht aus, daß hier Schleswiger sich unter den Kämpfenden befunden haben; ja, von einem Offizier, dem Oberanführer General v. Krogh, wissen wir, daß er im Herzogtum geboren war. Groß aber wird ihre Anzahl nicht gewesen sein. Um eine allerdings sehr unbestimmte Schätzung derselben vorzunehmen, verfahren wir folgendermaßen: Wir rechnen aus, daß von 30 354 Unteroffizieren, Spielleuten und Gemeinen der zuletzt bezeichneten Truppenteile 581, d. i. jeder 52. Mann, gefallen sind, sowie vom gesamten, 792 Köpfe starken Offizierkorps 48, d. i. jeder 16,5te. Wäre unter jeder der beiden Kategorien *ein* gefallener Schleswiger, so würden wir auf 52, bezw. 16 oder 17 Kämpfer schließen. Da wir nun unter beiden Rubriken keinen finden, so treten wir dem dänischen Interesse sicherlich nicht zu nahe, wenn wir als Grenze nach oben die Zahlen 51, bezw. 16 annehmen. Das Resultat würde demnach sein 911 + 51 + 16 = (allerhöchstens) 978 oder in runderer Zahl 980 schleswigsche Idstedtkämpfer im dänischen Heere gegenüber reichlich 6900 im schleswig-holsteinischen Heere. — Selbstverständlich halte ich diese Zahlen nur für annähernd dem wirklichen Sachverhalt entsprechend.

Flensburg, im Juni 1900. H. Hansen.

2. **Unio pseudolitoralis** Cless. ist ein unserer Teichmuschel (Anodonta mutabilis Cless.) nicht unähnlicher Süßwasserbewohner, der insofern die Beachtung der Leser unserer „Heimat“ verdient, als er bis jetzt nur in der Tapsau bei Hadersleben überhaupt gefunden worden ist. Mehr interessiert vielleicht aber noch der Umstand, daß

---

[1]) Zu vergl. u. a. das dänische Generalstabswerk: „Den dansk-tydske Krig i. A. 1848“ usw. III [21] Bilag 1.

[2]) Es geht dies aus den späteren Verlusten des Jahres 1850 an Gefallenen, sowie namentlich aus der Liste der an Krankheiten Verstorbenen hervor. Die wenigen Schleswiger in diesen Truppenteilen scheinen nach gewissen Andeutungen teilweise erst nach der Schlacht bei Idstedt ausgehoben zu sein.

[3]) Unteroffiziere, Spielleute und Gemeine.

[4]) Ohne die Offiziere.

diese Muschel neben der eigentlichen Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera Schm.) wertvolle Perlen liefert. Die Entdeckung dieses Thatbestandes verdanken wir bayrischen und sächsischen Soldaten, die, von Haus aus mit der Perlenfischerei vertraut, auf die genannte Unio-Art und ihre Perlenproduktion beim Baden in der Tapsau aufmerksam wurden. Sie fischten so eifrig, daß sie große Mengen an Perlen erbeuteten, die sie auf dem Rückzuge in Hamburg an dortige Juweliere verkauften. Leider wurde dadurch die kaum entdeckte Muschel fast gänzlich ausgerottet. Diese Angelegenheit ist wichtig genug, daß sie näher untersucht werde, und darum erlaube ich mir, folgende Fragen an unseren Leserkreis zu richten:

1. Was ist z. Zt. über das Vorkommen der Unio pseudolitoralis zu berichten?
2. Ist Schonung des jetzigen Bestandes am Platze?
3. Wo kommt die Muschel sonst noch vor, vielleicht in der Nähe der Tapsau?
4. Giebt es bei Hadersleben eine Au unter dem Namen „Aller"? In Lampert, Das Leben der Binnengewässer (Leipzig, 1899) wird nämlich des Vorkommens der in Rede stehenden Muschel auch in dieser Au erwähnt.
5. Wer liefert mir die Muschel (lebend in feuchtes Moos verpackt oder nur die Schalen) und Perlen in jeder Menge im Kauf oder im Tausch gegen Mineralien?

Gleichzeitig erkläre ich mich zum Bestimmen bereit.

Kiel, am 9. Juni 1900. Barfod, Friedrichstr. 66 III.



Na buten.

Nu blöht wedder buten, wa smuck antosehn,
Goldregen un blaue un witte Syreen.
Un de Appelbom kreg een ganz sneewitte Huw,
Un du sittst dar binn in de dumpige Stuw?

Wo lisen weegt sik de Saat in den Wind!
Büst du krank? De Luft is so warm un gelind.
Schast sehn, du warst buten so flügg as een Duw,
So komm doch herut ut de dumpige Stuw!

J. F. Ahrens.



X. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw. zu Burg auf Fehmarn am 5. und 6. Juni 1900.

Zum ersten Male seit seinem zehnjährigen Bestehen unternahm unser Verein eine Meerfahrt: Es galt dem Besuch der „meerumschlungensten Insel unserer meerumschlungenen Heimat," dem schönen, fruchtbaren Eilande Fehmarn und seinen biedern Bewohnern! War es im Interesse des Ganzen wohlgethan, zur Tagung der Generalversammlung einen Ort zu wählen, der schwer zu erreichen ist wegen seiner Lage abseits von unseren Hauptverkehrsstraßen? Der geschäftsführende Ausschuß glaubt diese Frage bejahen zu müssen; denn er durfte auf Grund der in den Vorjahren gewonnenen Erfahrung auf zahlreichen Besuch unserer Mitglieder aus dem gesamten Vereinsgebiet überhaupt nicht rechnen. Leider ist es immer so gewesen, daß nur der Versammlungsort und seine nächste Umgebung die größere Zahl der Teilnehmer stellte; so war es in Meldorf, Eckernförde und Husum. Wo aber ein Wille ist, da ist auch ein Weg, da wäre also auch der Weg nach Fehmarn gefunden; und keiner hätte die Reise dorthin zu bereuen gehabt. Abgesehen davon, daß unsere auswärtigen Gäste von seiten der Inselbewohner die gastlichste Aufnahme gefunden haben, war den fremden Besuchern Gelegenheit geboten, eine Insel kennen zu lernen, über deren Größe, Bodenbeschaffenheit usw. die irrigsten Vorstellungen die Köpfe unserer Landsleute beherrschen, weil sich nur selten Gelegenheit zum Besuch dieses Eilandes bieten dürfte. Was nun die Wahl Fehmarns rechtfertigte, ist vor allem der Umstand, daß hier wie kaum anderswo der Boden für unsere Vereinsbestrebungen geebnet und bestellt ist und zwar als eine Frucht der rührigen Thätigkeit, die der „Verein für fehmarnische Altertümer" seit etwa drei Jahren hier entfaltet und mit der Gründung eines Museums in Burg besiegelt hat. Darum allein schon glaubten wir dem Inselvölklein unseren Besuch schuldig zu sein. Es hat uns nicht gereut. Zahlreich war der Besuch der Versammlung aus Stadt und Land; reich gedeckt war der Arbeitstisch mit Vorträgen und Mitteilungen. Uns auswärtigen Gästen werden die beiden Tage unvergeßlich bleiben. Schöner konnte sich unsere Pfingst-

fahrt nicht gestalten: eine Reise zu Wasser nach Fehmarn, herzliche Aufnahme dort, anregende Versammlung, gemütliches Beisammensein und zum Schluß eine Wagenfahrt durch den Osten der Insel in frischer Morgenluft, bei lachendem Sonnenschein auf staubfreien Pfaden durch saftstrotzendes Grün, Besuch sehenswerter Altertümer als beredte Zeugen alter Zeit. Herzlichen Dank allen denen, die für unser geistiges und leibliches Wohl so vortrefflich gesorgt haben: den Referenten, den gastfreien Bewohnern und nicht zuletzt dem Ortskomitee! Wann wird die Zeit kommen, da unsere Generalversammlung eine Landesversammlung wird? Wer hilft mit, dies Ziel zu erreichen? Wer giebt uns Vorschläge, die der Erwägung und Beherzigung wert wären? —

Nach Ankunft der letzten Gäste mit den Dampfern von Kiel und Heiligenhafen eröffnete unser Vorsitzender, Rektor Peters-Kiel, die etwa 200 Personen, Damen und Herren, Mitglieder und Gäste, zählende Versammlung am Dienstag kurz nach 3 Uhr im „Kaisersaal" zu Burg. In seinem Eröffnungsworte betonte er, daß unser Verein ein Weniges dazu beitragen möchte, daß unserm lieben deutschen Volke das Innen- und Gemütsleben nicht verloren gehe, daß es erhalten bleibe und gekräftigt werde. Das thut unserer Zeit not. Redner will kein Klagelied anstimmen in dem Sinne, als ob die Welt mit jedem Tage schlechter werde. Nichts wäre verkehrter als das. Angesichts des gesteigerten Verkehrs zu Wasser und zu Lande, der Fortschritte in der Technik an der Wende unseres Jahrhunderts verbirgt sich in den dadurch bedingten Segnungen eine Gefahr, nämlich die, daß der Mensch für sich selbst verloren gehe, daß sein Innenleben leide. Dies war nicht zu befürchten in jenen Tagen, wo der ehrsame Bauernstand von ehedem nichts wußte von Konkurrenz, die Maschinen nicht kannte, sich sein eigenes, Freud und Leid mit ihm teilendes Gesinde hielt und nicht wie heute, namentlich hier in Fehmarn, auf die zweifelhafte Mithülfe der unser Land überschwemmenden „Monarchen" angewiesen war; wo der ehrsame Handwerkerstand nichts wußte von der Konkurrenz der Maschinen und den Schleuderpreisen der Fabrik. Wir bringen die alte Zeit nicht wieder zurück, wollen auch die großen Fortschritte behalten und uns freuen, daß es so weiter geht. Bei allen Kämpfen ums liebe Dasein wollen wir aber vor dem Kampf um die idealen Güter unseres Volkes nicht zurückschrecken. Unser Verein steht mit im Vordertreffen und erstrebt sein Ziel durch Förderung der liebevollen Betrachtung der Natur, Sammeln alter Volksüberlieferung, Studium der Geschichte und Landeskunde. Reicher Beifall lohnte den Redner, dem sich als zweiter Herr Bürgermeister Lafrentz aus Burg anschloß, indem er namens der Bewohner aus Stadt und Land die erschienenen Gäste herzlich willkommen hieß und allen genußreiche Tage wünschte.

In Erledigung der Tagesordnung erstattete zunächst unser Rechnungsführer, Lehrer Th. Doormann-Kiel, seinen Kassenbericht, aus dem wir Folgendes hervorheben: Einnahmen und Ausgaben des Vereins für das verflossene Geschäftsjahr 1899 balanzieren mit 5531,44 M. Unter den Einnahmen befindet sich außer den regelmäßigen Mitgliederbeiträgen eine einmalige Unterstützung von der Provinzialkommission für Kunst und Wissenschaft im Betrage von 300 M. Von den Ausgabeposten seien hervorgehoben: Druck der „Heimat" 2423,60 M., Expedition der Hefte 1178,10 M., für Umschläge 133,08 M., für Druck der Adressen 91,55 M., an Porto und Reisegeldern 211,22 M., Honorar des Vorstandes 420 M., Honorar an die Mitarbeiter 358 M., für Klischees 158,30 M., ein Trauerkranz für unser verstorbenes Ehrenmitglied Klaus Groth 15 M. Auf Grund der von den Herren Lehrern Hinckelmann und Suhr revidierten und als richtig befundenen Rechnung wird dem Kassenführer Entlastung erteilt. Mit Rücksicht auf die reichhaltige Tagesordnung verzichten Schriftleiter und Schriftführer auf ihre Berichterstattung. Unser bisheriger Schriftleiter, Rektor H. Lund-Kiel, wurde in voller Würdigung seiner Verdienste um die Herausgabe der Monatsschrift einstimmig wiedergewählt. An Stelle des auf seinen Wunsch zu Ende dieses Jahres aus dem Vorstande scheidenden Rechnungsführers, Lehrer Th. Doormann, der lange Jahre dem Vorstande angehört hat, jetzt aber wegen Übernahme anderer Pflichten genötigt ist, sein Amt niederzulegen, wurde Lehrer Fr. Lorentzen-Kiel zum Kassenführer erwählt. Rektor Eckmann-Ellerbek wurde aufs neue mit dem Amt eines Beisitzenden betraut und der in der Versammlung anwesende Lehrer Feil-Kiel zum Mitrevisor ernannt.

Nach Verlesung eines Grußes von unserem Mitgliede Herrn Ankert in Leitmeritz (Böhmen) erhielt zunächst Lehrer Voß-Burg a. F. das Wort zu seinem Vortrage: „Amalie Schoppe, geb. Weise, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn." In freier, schwungvoller Rede entrollte Referent ein Bild des wechselvollen Lebens der Amalie Schoppe, feierte sie als Jugend- und Romanschriftstellerin, als Wohlthäterin, als Freundin eines größeren Dichterkreises, vor allem aber als Gönnerin unseres landsmännischen Dichters Friedrich Hebbel. Der Vortrag wird s. Zt. in der „Heimat" erscheinen, desgl. das „Mahnwort zur Rettung der schleswig-holsteinischen Volksmärchen", das unser rühriges Mitglied Professor Dr. Wisser aus Eutin an die Versammlung richtete. Beide Redner ernteten lebhaften Beifall für ihre Ausführungen, Pofessor

Wisser namentlich auch für die Mitteilung einiger von ihm neu aufgefundener ostholsteinischer Märchen, von denen hoffentlich die kernigsten in ihrem ureigensten Gewande unserem Schriftleiter zur Verfügung gestellt werden. Besonderes Interesse erheischten noch die 139 Geschichten, die ehedem unserem bedeutendsten Sagen-, Märchen- und Liedersammler Karl Müllenhoff nebst anderem Material als Manuskript zugegangen waren, von ihm aber aus mehreren Gründen nicht mit in seine Sammlung: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (1845)" aufgenommen worden sind. Die Manuskripte hat Professor Wisser aus Berlin erhalten.

Der Unterzeichnete legte der Versammlung mehrere in seinem Aquarium zum Keimen und Wachstum gebrachte, in Formol präparierte Wassernüsse (Trapa natans) mit dem Bemerken vor, daß diese Pflanze noch vor etwa hundert Jahren in unserer Provinz vorgekommen ist, nun aber bei uns und auch an anderen Stellen Norddeutschlands (z. B. in Westpreußen) völlig ausgestorben sei. Unser Ehrenmitglied Callsen in Flensburg hat Nüsse aus dem Hechtmoor in Satrup (Angeln) erhalten. Referent verzichtete mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit zu Gunsten der noch folgenden, auf fehmarnische Verhältnisse Rücksicht nehmenden Mitteilungen auf Darbietungen einiger interessanter biologischer Erscheinungen, versprach aber in der „Heimat" auf diese Angelegenheit zurückzukommen und daselbst auch zum Forschen nach dem subfossilen Vorkommen der Wassernuß in unserer Provinz anzuregen. Hauptlehrer a. D. Callsen-Flensburg teilte zur Ergänzung mit, daß die Wassernuß auch auf Laaland gefunden worden ist, berichtete über Nachforschungen in Schweden, erinnerte an das Vorkommen der eßbaren Nüsse in Pfahlbauten und legte zum Schluß der Versammlung eine aus China stammende Wassernuß (Trapa bicornis) vor, die nur zwei abwärts gekrümmte Stacheln besitzt und einem Ochsenkopf ähnlich sieht. Rektor Blunck-Kiel hatte einen aus den Früchten der Wassernuß hergestellten Rosenkranz mitgebracht, der aus der Gegend des Lagomaggiore stammt.

Dr. med. Reinecke-Burg a. F. führte der Versammlung im Anschluß an einige Mitteilungen über die mehr als vierhundert Jahre alte Brüderschaft der Bürgerkompagnie in Burg den reichen Silberschatz in Gestalt eines Prunkbechers, einundzwanzig großer und sechs kleiner Becher vor. Auch über diesen Gegenstand wird die „Heimat" ausführlich mitteilen und voraussichtlich noch einige Abbildungen hinzufügen.

Zum Schluß verlas Rektor Eckmann-Ellerbek die Inschrift mehrerer Albumblätter aus den Jahren 1812—1815, die von Bewohnern der Insel Fehmarn einem in die weite Welt ziehenden Jüngling zum bleibenden Andenken gewidmet worden sind. Referent überwies das Album dem Museum für fehmarnische Altertümer, das nach Schluß der Versammlung und des gemeinsamen Festessens in „Wissers Hotel" unter der sachkundigen Leitung der Herren Lehrer Voß und Dr. med. Reinecke besichtigt wurde. Die reichhaltige, in etwa $2^1/_2$ Jahren zum größten Teile durch Schenkung erworbene Sammlung ist in einem früheren Klassenzimmer untergebracht. Schon ist der Raum beengt, so daß bereits ein zweites Zimmer demnächst zur Verfügung gestellt werden wird; hoffentlich erhält die Sammlung später einmal einen Platz, der dem Werte der in ihm aufzustellenden Schätze entspricht. Ein feuchtfröhlicher Kommers vereinigte alsdann noch über die mitternächtliche Stunde hinaus zahlreiche Bewohner aus Stadt und Land, zum Teil mit ihren Damen, und ihre Gäste. Wie bei Tisch ermangelte es auch hier nicht der Redner. Durchschlagenden Erfolg erzielte dann noch Professor Dr. Wisser durch Vortrag einiger ausgewählter Märchen seiner reichhaltigen Sammlung. Noch sei erwähnt, daß bei Tisch ein Glückwunschtelegramm einlief, unterzeichnet von Rohweder und Voß in Husum.

Am anderen Morgen standen vierzehn Wagen, die in liebenswürdigster Weise von Bewohnern Fehmarns gestellt worden waren, zur Verfügung, und hinaus fuhr die Gesellschaft kurz nach acht Uhr in die frische Morgenluft, zu beiden Seiten die gesegneten Fluren der Insel im hellen Sonnenschein, über Bitzdorf, Cathrinenhof, Staberdorf, Staberhof, Meeschendorf und Sahrensdorf, besichtigte das Steinaltergrab auf dem Hinrichsberg, der höchsten Erhebung der Insel (27 m), sowie die Ruine Glambek, und dann ging's nach Burgstaaken, wo eine gemeinsame Frühstückstafel alle Teilnehmer an der Wagenfahrt bis zur Abschiedsstunde vereinigte. Auf verschiedenen Wegen traten die auswärtigen Teilnehmer die Rückreise an: über Heiligenhafen, über Neustadt und über Lübeck.

In mehr als einer Hinsicht zählt diese Versammlung zu den hervorragendsten Veranstaltungen dieser Art während des zehnjährigen Bestehens unseres Vereins. Ja, es fehlte nicht einmal an einer Ansichtspostkarte, die jedem Gaste eingehändigt wurde: Eine Ansicht von dem nach Entwürfen des Herrn Architikt Carl Voß in Kiel zu erbauenden Rathauses in Burg, mit dem Aufdruck: „Gruß von der X. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde."

Kiel, am 11. Juni 1900. Der Schriftführer: Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 8. August 1900.

Herzog Friedrich.

Von P. F. Bruhn.

IV.

Die gemeinsame Regierung der Herzogtümer führte zu Unzuträglichkeiten und befriedigte die Bevölkerung nicht. Die Mehrzahl der deutschen Bundesfürsten wünschte die Anerkennung des Herzogs Friedrich. Diese erfolgte aber nicht, weil die preußische Politik die Annexion des Landes erstrebte. Bismarck erklärte am 20. Dezember 1865 im preußischen Landtage, daß er einen selbständigen Staat Schleswig-Holstein besser als die Personalunion mit Dänemark, aber die Annexion doch für das beste halte.

Die Forderungen, die preußischerseits an den Herzog gestellt wurden, falls ihm die Regierung überlassen würde, brachten ihn in eine äußerst schwierige Lage, da sie derart waren, daß er befürchten mußte, sie nicht vor seinem Lande vertreten zu können.

In den sogenannten Februarbedingungen verlangte Preußen hauptsächlich die Einordnung der gesamten Wehrkraft des Landes in das preußische Heer, das Recht zur Anlage eines Nord-Ostseekanals, die Abtretung der Stadt Sonderburg, der Festung Friedrichsort und des Kieler Hafens, die Verwaltung der Posten und Telegraphen und den Anschluß Schleswig-Holsteins an den Zollverein.

Österreich, dem diese Bedingungen zuerst vorgelegt wurden, lehnte sie ab.

Der Kronprinz schrieb am 24. Juli 1865 an Max Duncker: „Wollte man rasch nach unsern vorjährigen Siegen die Angelegenheiten der Herzogtümer ordnen, so könnte man bald mit dem Herzog Friedrich einig werden, vertraulich die Lebensfrage für Preußen mit ihm abmachen und dann seine Kandidatur betreiben. — — Wie unter den gegebenen Verhältnissen, d. h. wie sie heute liegen, und abgesehen von meinen Ihnen bekannten Gründen für Einsetzung Herzogs Friedrich, jemals eine Annexion der Elbherzogtümer durch Preußen zugestanden werden könnte, kann ich mir nur im Falle eines siegreich geführten Krieges mit dem Kaiserstaat denken. — — Sie meinen, ich sollte auf Herzog Friedrich wirken, daß er

die Bedingungen vom 22. Februar annehme. Glauben Sie aber, daß er so abhängig von meinen Ratschlägen ist und nicht vielmehr, durchdrungen von seinen Rechtsansprüchen, wie auch von der großen Zahl seiner Anhänger gestützt, eher sich durch Militärarrestation aus dem Lande tragen läßt, als nachzugeben? Und nun soll ich ihn veranlassen, jene Bedingungen anzunehmen, nachdem Bismarck mir am 18. Juni sagte, selbige seien so redigiert, daß sie unannehmbar für den Herzog Friedrich würden? Man will ja einen Krieg, um den inneren unhaltbaren Zwist beizulegen. Dies ist doch ziemlich klar. Und wenn Herzog Friedrich wirklich nachgäbe, und wenn er noch stärkere Bedingungen annähme, man würde es bei uns schon verstehen, die Dinge so zu betreiben, daß neue Komplikationen erständen, um Krieg zu bekommen."

Wie stellte sich nun der Herzog zu jenen Bedingungen?

Er hatte schon vertraulich dem Könige von Preußen am 29. April 1864 ähnliche, wenn auch nicht so weitgehende Zugeständnisse gemacht und am 20. Juni desselben Jahres an König Wilhelm geschrieben: „Ich wage zu hoffen, daß Ew. Majestät die Überzeugung gewonnen haben, daß nicht partikularistische und selbstsüchtige Tendenzen, nicht Sympathien für andere Mächte mich leiten. Meine Versprechungen vom 29. April habe ich Ew. Majestät mit freudigem Herzen erteilt, weil ich die volle Überzeugung habe, daß jedes Band, welches die Herzogtümer, wie auch die übrigen deutschen Staaten an Preußen knüpft, zum Heile dieser Staaten wie ganz Deutschlands gereichen wird. Die Erweiterung des Einflusses Preußens wird nur dazu beitragen, die Macht Deutschlands zu vermehren und die Einzelstaaten sicher zu stellen. Dieser Überzeugung, welche ich von jeher besessen habe, werde ich auch in Zukunft stets treu bleiben."

Da des Herzogs persönliche Anschauungen im wesentlichen nicht von den Februarbedingungen abwichen, so wies er sie nicht zurück. Die Einschränkungen, die er für wünschenswert hielt, waren nicht derart, daß sie ein Einvernehmen als unmöglich erscheinen ließen.

V.

Während Preußen eine endgültige Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zurückhielt, um sich auf diplomatischem Wege für eine Annexion sichere Stützen zu verschaffen, gab Österreich seinen Widerspruch gegen die Einsetzung des Herzogs auf. Als von preußischer Seite die Entfernung des Herzogs aus dem Lande gefordert wurde, sicherte Österreich ihm seinen Schutz gegen jeden Zwang. Herzog Friedrich verblieb in den Herzogtümern, auch nachdem König Wilhelm in einem eigenhändigen Schreiben ihn aufforderte, die Schwierigkeiten der Lage durch seine persönliche Entfernung aus Holstein zu vermindern. Der Herzog nahm in Nienstedten bei Hamburg Sommeraufenthalt, gestattete jedoch nicht, daß eine

geplante große Massendemonstration am 6. Juli, seinem Geburtstage, ausgeführt wurde.

Je deutlicher die Annexionsbestrebungen Preußens hervortraten, desto mehr wurde von seiten Österreichs auf Anerkennung des Herzogs gedrungen. Auch der Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865, durch den Preußen die Verwaltung in Schleswig, Österreich die holsteinische übernahm, ohne daß dadurch die gemeinsamen Rechte auf das ganze Land aufgehoben wurden, konnte kaum als eine Verbesserung der vorläufigen Landesregierung angesehen werden. Während Preußen in Schleswig die Volksstimmung für den Herzog unterdrückte, wurde sie in Holstein durch Österreich begünstigt.

Da richtete Frankreich am 28. Mai 1866 eine Einladung an die europäischen Mächte zur Beschickung eines Kongresses in London. Es hieß darin: es handle sich hauptsächlich um eine diplomatische Lösung der Frage der Elbherzogtümer und um eine Reform des deutschen Bundesvertrages. Der Kongreß kam nicht zustande, weil der Deutsche Bund seine Beteiligung ablehnte mit der Begründung, daß er Bundesreformen als eine innere Angelegenheit Deutschlands betrachte. Österreich erklärte, daß die Frage der Herzogtümer nach dem Bundesrecht und in Übereinstimmung mit dem Recht der Herzogtümer geregelt werden müsse. Wenn die Verständigung mit Preußen nicht erreicht werde, so sei die Regelung den Beschlüssen des Bundestages zu unterwerfen. Es habe zu gleicher Zeit durch das Organ des kaiserlichen Statthalters in Holstein die Zusammenberufung der Stände dieses Herzogtums befohlen, um ihre Meinung einzuholen. Da Österreich die Einberufung der Stände in Holstein eigenmächtig vollzog, um die Anerkennung des Herz'ogs zu fördern, so hielt Preußen solches Vorgehen für einen Bruch des Gasteiner Vertrages, der die Regelung der Erbfolge nach gemeinschaftlichem Einverständnisse festsetzte.

Am 7. Juni überschritten preußische Truppen die Eider, um in allem Frieden Garnisonen auch nach Holstein zu legen, wie dies in gleicher Weise Österreich fortan für Schleswig freistehe. Die österreichische Besatzung rückte indes am 12. Juni aus Holstein. Gleichzeitig verließ Herzog Friedrich das Land. Die Ereignisse drängten jetzt zu einer Entscheidung. Österreich stellte beim Bunde den Antrag: Da Preußen durch die Besetzung Holsteins den Gasteiner Vertrag gebrochen, durch Ergreifung der Regierungsgewalt den Wiener Frieden verletzt und zum Schutze vermeintlich gekränkter Rechte den Weg der Selbsthülfe betreten habe, so beantrage Österreich die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der dazu zählenden preußischen Korps, die Aufstellung von Ersatzkontingenten und die Ernennung eines Bundesfeldherrn.

Am 14. Juni war die entscheidende Sitzung des Bundestages. Die Majorität stimmte für den österreichischen Antrag. Da erklärte der

preußische Gesandte den Bundesbruch als vollzogen und seine Thätigkeit am Bundestage für beendet.

Der nun ausbrechende Krieg nahm für Preußen einen günstigen Verlauf, und im Prager Frieden vom 23. August 1866 übertrug Österreich alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen.

Der Herzog hatte, infolge der feindseligen Stimmung Preußens gegen ihn, seinen Aufenthalt in Süddeutschland, zumeist in Baden, genommen. In einer Proklamation an die Schleswig-Holsteiner vom 17. Juni 1866 dankt er dem Volke für die ihm erwiesene Liebe und Treue und spricht die Hoffnung auf den Sieg seiner gerechten Sache aus. Sofort nach der Bekanntmachung des Annexionsgesetzes richtete der Herzog seine letzte Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in der er erklärte, daß, da ein blutiger Kampf die Verfassung Deutschlands gesprengt und des Landes Recht niedergeworfen habe, er die Gewissen seiner Landsleute nicht beschweren und alle von den Verpflichtungen entbinden wolle, die durch Eide, Gelöbnisse oder Huldigungen gegen seine Person übernommen worden seien. Er schloß seine Ansprache mit den Worten: „Eure Treue und Liebe machten mir die Prüfungen dieser Jahre leicht. Die Zeit und die Wandlungen derselben werden das Band der Liebe und des Vertrauens, welches zwischen uns besteht, nicht lockern. Für alle Zeiten werde ich mit dem Glück oder Unglück Schleswig-Holsteins mit allen Fasern meines Herzens verwachsen bleiben." Auf Grund des Prager Friedens wurde mit Zustimmung des preußischen Landtages am 24. Dezember 1866 das Annexionsgesetz erlassen und kraft Königlichen Patentes vom 12. Januar 1867 die Einverleibung der neuen Provinz Schleswig-Holstein in die preußische Monarchie am 24. Januar vollzogen. Am 28. Februar 1867 erklärte der Herzog dem Könige von Preußen: „Indem Ew. Majestät durch das Patent vom 12. Januar dieses Jahres sowohl mein und meines gesamten Hauses Recht als das Recht meines Landes beiseite gesetzt haben, habe ich diese Rechte, wie hierdurch geschieht, gegen diese und jede künftige Verletzung zu verwahren."

VI.

Dem Herzog Friedrich waren die letzten Jahre eine Zeit schwerer Prüfung gewesen. Mit freudigen Hoffnungen hatte er sein Heimatland betreten. Dann war eine Zeit banger Erwartung gekommen, und endlich mußte er seinen Wunsch, ein selbständiges Schleswig-Holstein im engen Anschluß an Preußen zu errichten, aufgeben und dazu noch mannigfache Verunglimpfungen durch seine Feinde erfahren.

Er zog von Baden nach Gotha, dessen Fürst ihm in alter Freundschaft zugethan war. Seine Gemahlin verließ mit den Kindern Kiel am 24. Mai 1867. Nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs Christian August, am 11. März 1869 übernahm er die Herrschaft Primkenau. Als im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich ausbrach, war Herzog

Friedrich sofort entschlossen, für die Sache Deutschlands einzutreten. Er schrieb an den Obersten du Plat: „In einem solchen Augenblicke müssen alle innern Fragen, die Deutschland bisher bewegt haben, in den Hintergrund treten. — — Je schmerzlicher es die Schleswig-Holsteiner berühren mußte, daß sie im Jahre 1864 nicht aktiv teilnehmen konnten an der Befreiung der Herzogtümer von der Dänenherrschaft, desto freudiger werden sie jetzt mit eintreten für die Verteidigung deutschen Bodens gegen Frankreich."

König Ludwig von Bayern ernannte Herzog Friedrich auf dessen Bitte zum Generalmajor à la suite. Als er dem König Wilhelm mitteilte, daß er sich freue, an dem Kriege für Deutschlands Ehre und Recht teilnehmen zu können, erwiderte dieser, daß er mit lebhafter Befriedigung diesen Entschluß billige.

Der Kronprinz, in dessen Gefolge der Herzog sich befand, war ihm unter allem Wechsel der Verhältnisse ein treuer Freund geblieben, und König Wilhelm, mit dem er am 24. August im Hauptquartier zu Ligny zusammentraf, begegnete ihm mit herzlicher Freundlichkeit. „Anfangs wurde er," wie Dr. Pietschker erzählt, „wegen seiner bayerischen Uniform mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet; doch ward es je länger je mehr aus seinem Auftreten und gelegentlichen offenen Aussprachen jedermann klar, daß er ein Fürst von geradem Sinn und von deutsch-nationalem Empfinden ist, der in dieser großen, herrlichen Zeit, in der wir leben, seinen Schleswig-Holsteinern vorangeht auf dem Wege, auf dem es gilt, manches zu vergessen und auf manchen persönlichen Wunsch zu verzichten zum Besten des Gesamtvaterlandes. Seine leutselige, ritterliche Persönlichkeit ist stets herzlichster Sympathie derer, die sich ihm nahen, zum voraus gewiß, und dieses Vertrauen zu den Mitmenschen, ein wahrhaft fürstlicher Zug seines Wesens, offenbart sich in seiner aufrichtigen Menschenfreundlichkeit."

Der glorreiche Krieg, in dem das deutsche Volk in Waffen, die Schleswig-Holsteiner mit eingeschlossen, in gewaltigen Kämpfen den Erbfeind besiegte, ließ den Herzog seine eigenen Angelegenheiten als kleinlich und gering erscheinen. So sprach er, wie Gustav Freytag mitteilt, bei der Schlacht von Sedan: „Eine solche Stunde ändert die Gedanken des Menschen und legt neue Pflicht auf." Freytag fügt hinzu: „Dem redlichen Herrn, welcher von seinem guten Recht gegenüber Preußen fest überzeugt war und sich als Opfer einer selbstsüchtigen Politik betrachtete, soll hier zum Andenken nachgesagt sein, daß es nicht berechnende Klugheit war, welche ihm den Verzicht auf das eingab, was er für sein höchstes von den Ahnen empfangenes Recht hielt, sondern die Begeisterung eines treuen Deutschen über den Sieg seiner Landsleute und der Gedanke, daß an diesem großen Tage auch er für Deutschland sein Liebstes zum Opfer bringen müsse."

Wie die gewaltigen Kämpfe und die Errungenschaften des Krieges auf den Herzog wirkten, so übten sie auch ihren Einfluß auf das schleswig-

holsteinische Volk. Selbst diejenigen, die nur widerwillig und mit Groll im Herzen preußische Unterthanen wurden, fühlten sich nun beglückt in dem Gedanken, zum geeinigten deutschen Vaterlande zu gehören. Da die anfangs gefürchtete preußische Herrschaft sich als gerecht und mild erwies, so brach sich die Erkenntnis immer mehr und mehr Bahn, daß die Wohlfahrt des Landes durch sein Verhältnis zu Preußen eher gefördert als gehemmt würde.

Als Herzog Friedrich, dem des Landes Glück mehr galt als persönlicher Ehrgeiz, erkannte, daß das schleswig-holsteinische Volk sich in den neuen Verhältnissen glücklich fühlte, war auch er einer Aussöhnung mit Preußen nicht abgeneigt. Ein gütiges Geschick fügte es so, daß er es mit freudigem Ausblick in die Zukunft thun konnte. Im Frühjahr 1878 war des Kronprinzen von Preußen ältester Sohn, Prinz Wilhelm, bei dem Herzog Ernst von Gotha zu Gaste und sah hier die beiden ältesten Töchter des Herzogs Friedrich. Er faßte eine tiefe Liebe zu Prinzessin Auguste Victoria, und es gelang seiner Festigkeit und der Freundschaft seiner Eltern mit dem Herzog, alle der Verbindung entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Als nun auch Kaiser Wilhelm den Herzog bat, er möge seine Stellung zur preußischen Krone klären, war er, dessen schwerste Bedenken schon geschwunden waren, auch dazu bereit. Er entschloß sich, nach dem Wunsche des Kronprinzen zu erklären: „Schleswig-Holstein gehört jetzt völkerrechtlich anerkannt und in fester Verbindung zum Deutschen Reiche, und die Macht Sr. Majestät des Kaisers und Königs sichert diese Zusammengehörigkeit. Was ich darüber hinaus erstrebte, habe ich immer dem nationalen Gedanken untergeordnet. Um so weniger würde ich in Zukunft, wo uns, wie wir hoffen, noch ein innigeres Familienband als bisher verknüpfen wird, es vor meinem Gewissen rechtfertigen können, das damals nicht Erreichte unter Gefährdung des Wohles und der Ruhe Preußens und des deutschen Reiches und in Gegnerschaft zu demselben zu erstreben."

Nun sah er mit freudigem Herzen dem nahen Abschluß der Verhandlungen über die bevorstehende Verlobung entgegen. Die Freude und Genugthuung, die Verbindung seiner geliebten Tochter mit dem einstigen Erben der Kaiserkrone zu erleben, wurde ihm leider nicht zuteil.

Seine erschütterte Gesundheit erforderte es, in Wiesbaden einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Auf der Reise kehrte er in Gotha ein und fuhr von hier am 12. Januar nach Wiesbaden ab. Schon am 14. Januar 1880 verschied er infolge einer Herzlähmung, ohne daß jemand ein so rasches Ende vorausgesehen hätte.

Groß war die Trauer seiner Angehörigen und seiner vielen Freunde, und mit tiefem Schmerze beklagte die schleswig-holsteinische Bevölkerung den so frühzeitigen Tod des geliebten Herrn, der in guten und in bösen Tagen so treulich zu ihnen gestanden hatte.

Die Verlobung und Vermählung der Tochter des so schwer geprüften und so plötzlich abgeschiedenen Herzogs Friedrich fand in allen deutschen Ländern, besonders aber in Schleswig-Holstein, freudige Teilnahme. Wie groß die Festfreude war, das bewies der Jubel der Bevölkerung, das bewiesen die vielen sinnigen Gaben, die der einstigen Kaiserin als Gruß aus dem Heimatlande zugingen. Vor solcher Freude wichen alle partikularistischen Bestrebungen, und jeder Schleswig-Holsteiner erkannte mit Stolz seine Zusammengehörigkeit zu Preußen und zum deutschen Kaiserreich an.

Als am 24. März 1898 in Schleswig-Holstein die Feier zum Andenken an die vor 50 Jahren erfolgte Erhebung gegen dänische Vergewaltigung stattfand, herrschte allgemeine Freude darüber, daß die damals begonnene Bewegung einen herrlicheren Ausgang fand, als unsere Väter derzeit vermuteten.

Von mehreren Seiten wurde der Gedanke angeregt, daß dem Herzog Friedrich, der in schweren Zeiten für seine und seines Volkes Anschauungen litt und stritt, und der frei von Selbstsucht und Ehrgeiz seine liebsten Hoffnungen zum Heile des deutschen Vaterlandes aufzugeben imstande war, ein sichtbares Zeichen getreuen Andenkens errichtet werden müsse.

Die Anregung fand im Lande freudige Zustimmung, und ein Komitee nahm die zur Ausführung des Planes erforderlichen Vorarbeiten in die Hand. In diesen Tagen wird das Standbild des Herzogs Friedrich vollendet sein und in Kiel seinen Platz finden.

Benutzte Schriften:

Schleswig-Holsteins Befreiung von Jansen und Samwer. — Begründung des deutschen Reiches von Sybel. — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg. — Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris von Dr. Karl Pietschker. — Kaiser Wilhelm und sein Reich von Eduard Simon. — Das Leben Max Dunckers erzählt von R. Haym.

Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners.

Von **H. Schümann**, Amtsvorsteher in Kaltenkirchen.

b. Aus der Gefangenschaft.

Nach der Gefangennahme am Langsee brachte man uns nach Stolk, wo es noch an mehreren Stellen brannte. Hier hatten unsere Jäger den dänischen Dragonern arg zugesetzt; denn auf der Straße und links von ihr lag es voll toter Pferde, Waffen und Montierungsstücke aller Art und dazwischen in großer Anzahl die erschossenen Dänen. Hier wurde auch unsere Bedeckung gewechselt; wir erhielten nun alte, steife Mannschaft mit Holzschuhen (!) am Tornister. Jenseits von Stolk wurde Rast gehalten. Die Dänen hatten sich Brot und Milch requiriert; ein Mitleidiger gab mir etwas ab, die meisten meiner Leidensgefährten aber mußten sich trotz ihres Hungers mit dem Zusehen begnügen. Als es weiterging, wurden ein alter Mann, barhaupt, ein Mann in den mittleren Jahren und

eine Frau, die im Verdachte standen, den gefallenen dänischen General Schleppegrell erschossen zu haben oder doch an dieser That beteiligt zu sein, als Gefangene mit fortgeführt. Es wurde noch oftmals kurze Rast gehalten, denn der Weg und die Chaussee waren wiederholt von den vielen Wagen mit Verwundeten und Gepäck gesperrt. Mit Einbruch der Nacht kamen wir endlich in Flensburg an, wo wir uns auf dem Steinpflaster lagerten; gegen Mitternacht wurden wir an den Hafen geführt, wo wir bis Tagesanbruch in einem Strohhaufen schliefen. Kolbenstöße brachten uns mit Morgengrauen zunächst zur Besinnung und sodann auf ein Dampfschiff. Wir mußten in den Gepäckraum hinunter; er war bereits gedrängt voll, die Treppe ebenfalls, keiner konnte anscheinend mehr hinein. Da hieb ein Matrose mit einem dicken Tau auf die oben Stehenden, und in dichtem Knäuel stürzten sie in den dunklen Raum hinunter. Ich und noch einige Kameraden warteten nun auf der Treppe, bis es sich unten ein wenig geordnet hatte, alsdann zwängten auch wir uns hinein. Wie aber hatte sich die Ordnung vollzogen!

Ein Mann setzte sich auf den Boden, mit dem Rücken gegen die Wand, die Beine gespreizt, ein anderer setzte sich dazwischen, und so der Reihe nach, Mann an Mann dicht gedrängt. Es war für uns eine traurige Fahrt, die vom Morgen des 26. Juli bis zum Abend des 27. währte. Der Dampfer hatte ein Segelschiff im Schlepptau und fuhr durch den Belt um Seeland herum. Beim Ausschiffen im Hafen von Kopenhagen zeigte sich die Menge der auf mehreren Schiffen hergeführten Gefangenen; es mochten gegen 1800 sein. Am Strande wurden wir in Gliedern zu je 4 Mann aufgestellt, zu beiden Seiten immer ein dänischer Soldat (junge Rekruten). Wir mußten uns „Arm in Arm" nehmen, die dänischen Soldaten mit „Gewehr über" faßten mit der rechten Hand ihren Vordermann im Tornisterriemen, 4 Dragoner hielten an der Spitze. Eine böse Ahnung überkam uns! Die Straße zum Hafen war abgesperrt; als wir aber in diese einbogen, mußten die Dragoner mit der Klinge Platz schaffen, denn sie war gedrängt voll Menschen. Ein furchtbares Geschrei, ein Pfeifen und Zischen, ein Fluchen und Schimpfen hörten wir von beiden Seiten, wovon wir gottlob wenig mehr verstanden als „Garden Dreng," „Insurgenter" und „meerumschlungen." Aber nicht lange währte es, da wurden wir mit Straßenschmutz und allerlei Gegenständen beworfen. Vor mir ging ein Sergeant vom 9. Bataillon, der noch seinen Helm trug — das war eine gute Zielscheibe. Neben mir ging ein Feldwebel von den Jägern, ein baumlanger Mann; auch der war ein willkommenes Ziel. In der Nähe der Sylbkaserne war schon das Straßenpflaster aufgerissen, und die Steine flogen zwischen uns. Der dänische Soldat neben unserer Reihe erhielt einen Steinwurf an den Kopf, daß das Blut, begleitet von seinen Thränen, ihm übers Gesicht floß. Wir in den vordersten Reihen kamen im Vergleich zu den nachfolgenden noch verhältnismäßig günstig davon. Den an der Seite Gehenden wurden nahezu alle Achselklappen abgerissen, sowie auch die für die dreijährige Teilnahme am Kriege erhaltenen Ehrenzeichen. Dabei wurde der Steinhagel immer dichter, sodaß nachher etwa 35 Mann als verwundet ins Lazarett gebracht werden mußten. Von der dänischen Bedeckungsmannschaft sollen zwei durch Steinwürfe getötet worden sein.

Auf dem Kasernenhofe fanden wir Ruhe. In der Sylbkaserne wurden wir untergebracht, je 24 Mann auf einer Stube, und zum ersten Male seit dem 24. Juli konnten wir wieder ausschlafen. Nachdem mehrmals — vielleicht, um den Pöbel zu täuschen — das Gerücht aufgetaucht war, wir sollten in der kommenden Nacht nach den Schiffen gebracht werden, wurden wir am 5. August morgens 2 Uhr alarmiert und unter geringer Bedeckung nach den Schiffen „Dronning

Maria," „Waldemar" und „Fylla" geführt. Auf dem „Waldemar" wurden wir mit etwa 700 Mann vom Fähnrich abwärts im 3. und 4. Schiffsraum untergebracht; im 3. Raum, wo ich blieb, hatten wir noch Licht und Luft durch die Kanonenluken, im 4. Raum dagegen war es halbdunkel, und nur kleine, runde Löcher in der Schiffswand sorgten notdürftig für Ventilation. Die Schleswiger wurden auf „Fylla" gebracht.

Das Leben und Treiben dieser 700 auf dem Schiffe genau zu beschreiben, würde zu weit führen; einiges sei jedoch in die Erinnerung zurückgerufen. Je 2 Mann erhielten eine Strohmatratze, ein Keilkissen und eine wollene Decke als Lager; die Matratzen wurden in 4 Reihen längs des Schiffes zur Benutzung niedergelegt. Zum Lebensunterhalt bekam jeder alle 5 Tage ein Schwarzbrot zu $7^{1}/_{2}$ Pfund und $7^{1}/_{2}$ Schilling Cour. = $56^{1}/_{4}$ Pf., zu Mittag dreimal in der Woche Fleischsuppe mit Kartoffeln und 6 Lot Fleisch, dreimal Erbsensuppe nebst 6 Lot Speck und einmal Biersuppe nebst einem Hering und Pellkartoffeln. — Alle Woche sollte uns ein Hemd gewaschen werden; doch währte es oft 3 bis 4 Wochen. Es dauerte daher nicht allzulange, als sich das Ungeziefer bei uns in einer Menge einstellte, die jeglicher Vorstellung spottet. Insbesondere waren es die gewandten, schwarzbraunen Springkünstler, die auf das unerträglichste bei Tag und Nacht uns nagten und plagten und deren Zahl trotz der Massenmorde, trotz der Einzel- und Treibjagden nur immer größer wurde. Dennoch ging uns der Humor nicht aus, und wenn es abends dunkel ward, ließ oft das von 700 kräftigen Kehlen begeistert gesungene Schleswig-Holstein-Lied die Wände des Schiffes erzittern. Auch mußten die Dänen das dort gedichtete Lied:

„Bin ich hier gleich eingesponnen,
Von Soldaten scharf bewacht,
Bin ich dennoch deutsch gesonnen,
Daß mein Herz im Leibe lacht."

oft anhören. In den langen Winterabenden wurde das Schiff durch 36 Öllaternen mäßig erhellt; sie brannten bis gegen 10 Uhr, und mit ihrem Erlöschen begab sich alles allmählich zur Ruhe, der wenig ersehnten: denn wie waren die Nächte so lang, das Lager so hart und — der Flöhe so viel!

Am Morgen wurde die auf dem 2. Deck befindliche Marketenderei belagert. Jeder kaufte nach Maßgabe seiner Kasse: für 1 Reichsbankschilling Bier, für 2 Reichsbankschillinge eine Kumme schwarzen Kaffees, für 3 Reichsbankschillinge desgleichen mit Zucker, für 4 desgl. mit Zucker und Milch. (1 Reichsbankschilling = ca. $2^{1}/_{3}$ Pf.) Außer diesem konnte man nur verschiedene Brotwaren erhalten, besonderes Essen nicht. — Briefe und Geldsendungen gingen an einen deutschen Pastor Johannsen in Kopenhagen, der die Sachen an Bord brachte und dem Schiffsleutnant — einer guten Seele — übergab, der sie alsdann austeilte.

Während des Tages wurden mit dem Taschenmesser allerlei Schnitzarbeiten angefertigt, worin einige sich eine nicht unbedeutende Kunstfertigkeit aneigneten. Nebenher wurde undenkbar viel Scherz getrieben.

Nachdem wir 27 Wochen auf dem Schiffe zugebracht hatten, schlug die Stunde der Erlösung. Auf 2 Dampfern wurden wir eingeschifft, und am Nachmittage des 11. Februar 1851 fuhren wir von Kopenhagen ab nach Travemünde, wo der Major Haack vom 9. schleswig-holsteinischen Bataillon uns in Empfang nahm. Es ist nicht wiederzugeben, welches Gefühl uns überkam, als wir wieder deutsche Erde unter unsern Füßen hatten. Die Bewohner von Travemünde begrüßten uns schon aus der Ferne mit Tuch- und Hutschwenken, und schon in den Kähnen stimmten wir zum großen Verdruß der Dänen unser oft gesungenes Schleswig-Holstein-Lied an — wir wußten nicht, daß der schön're Morgen für unser Vater-

land noch nicht angebrochen war, daß Schleswig-Holstein vielmehr an Dänemark wieder ausgeliefert werden sollte. Alle Ausgelieferten kamen zunächst wieder zu ihrem Truppenteil. Die Nicht-Schleswig-Holsteiner wurden aus der Provinz über die Grenze gebracht; viele davon ließen sich in Hamburg anwerben nach Brasilien, auch der tapfere Hauptmann Lemmers von der 3. Kompanie, der es dort zu einer hohen Stellung gebracht hat.

Fünfzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, und die meisten der Mitkämpfer und Leidensgenossen ruhen schon aus von allen Kämpfen und Mühen des Erdenlebens.



Moorleichen.

Von J. Mestorf in Kiel.

Als am 29. Mai d. J. beim Torfgraben auf dem bei Damendorf, Ksp. Hütten, gelegenen Seemoor ein menschlicher Leichnam zu Tage gefördert wurde, dessen hohes Alter sowohl durch die ursprünglich 6 Fuß tiefe Lage im Moor, wie auch durch die Eigenart der begleitenden Kleidungsstücke verbürgt ward, da erwachte die Erinnerung an frühere Funde gleicher Art, die stets einen mehr oder minder unheimlichen Eindruck machen, weil man sich fragt: Wie ist der Mensch in das Moor hineingerathen? Man hat da mit drei Möglichkeiten zu rechnen: Er ist entweder verunglückt, oder er ist ermordet und von den Mördern bei Seite geschafft, oder er war selbst ein Missethäter und wurde Opfer eines herrschenden grausamen Rechtsbrauches. Das Strafverfahren, lebendige Menschen ins Moor zu versenken, kannte schon Tacitus bei den Germanen, und auch die dithmarsische Geschichte weiß davon zu berichten. Von mehreren Moorleichen ist es in der That erwiesen, daß sie mittels Haken und Pfähle gewaltsam niedergehalten oder „niedergepflockt" waren. Von einer in Jütland gehobenen weiblichen Leiche wird erzählt, das Gesicht habe den Ausdruck wilder Verzweiflung getragen, so daß die Torfgräber, von Grausen erfaßt, ihre Spaten und Schaufeln hingeworfen hätten und davongelaufen seien. Als sie sich nach einer Weile zurück wagten, war durch den Zutritt der Luft der Ausdruck verschwunden.

Auffallend ist es, daß die Mehrzahl der bis jetzt in Norddeutschland und Dänemark bekannten Moorleichen weiblichen Geschlechts ist. In Dänemark ist unter sieben nur eine männliche, in Schleswig-Holstein sind von sechs zwei weiblichen Geschlechts. Aus Hannover kennen wir zwei männliche, eine in Irland unter gleichen Umständen gefundene Leiche war weiblich.

Daß Frauen in jenen fern liegenden Zeiten einsam über Land gewandert und in einen Sumpf gerathen und elendiglich umgekommen seien, oder meuchlings erschlagen und in ein schlammiges Moor geworfen, scheint wenig glaubwürdig. Für sie käme dann das Criminalverfahren in Betracht. Leider haben wir fast ausschließlich mit älteren Funden zu rechnen, über die zuverlässige Berichte fehlen; auch sind die Leichen selten conservirt und jedenfalls nicht von kundigen Augen untersucht worden.

Als im Jahre 1871 im Moor bei Rendswühren, Ksp. Bornhöved, die im Kieler Museum bewahrte Leiche zu Tage kam, war sie so wohl erhalten, daß man an einen recenten Todtschlag glaubte und in Folge dessen die gerichtliche Section an ihr vollzogen wurde. Nach Aussage der Finder waren die Kleider über den Kopf gestreift, „als wäre der Mann eine Strecke weit fortgeschleift," und Herr Professor Pansch, der die Leiche in dem anatomischen Institut zwecks ihrer Conservirung behandelte, constatirte allerdings eine Verletzung des Schädels.

Hier könnte demnach ein Mord stattgefunden haben. Der Damendorfer aber macht durchaus den friedlichen Eindruck eines schlafenden Mannes, so daß auf ihn keine der oben genannten drei Möglichkeiten anwendbar scheint. Herr Oberstabsarzt Dr. Grotrian, welcher dem alten Damendorfer die denkbar sorgfältigste Pflege widmet, prüft mit scharfem Auge den in Folge des Schwindens der Knochen flach gedrückten Körper auch von diesem Gesichtspunct, um auf der Haut Spuren von einem Stich oder Schlag zu entdecken.

So weit bekannt, sind nur einmal, bei einer auf Falster gefundenen weiblichen Leiche, einige Objecte gefunden, die außer der Kleidung einen Anhalt für die Altersbestimmung gaben. Es sind dies eine bronzene Kleiderspange und einige Glasperlen, die in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückweisen. Damit stimmen auch die Kleider überein. Wir dürfen den Leichen von Rendswühren und Damendorf sonach ein Alter von 1600—2000 Jahren zusprechen. Die Kleidung besteht in einem Pelzmantel, einem großen Wolltuch, einer Hose, Lederschuhen, Fußbinden und Gürtel. Dieselben Gewänder besitzen wir in dem großen Torsberger Moorfund, wo noch ein Kittel dazu kommt. Aber nicht jede der uns bekannten Moorleichen war so vollständig ausgerüstet. Eine Hose besaß außer dem Damendorfer nur ein in Ostfriesland gefundener „Moormann," und diese beiden hatten auch zwei schöne Lederschuhe. In zwei anderen Fällen war nur ein Fuß mit einem Schuh bekleidet. Bei anderen, z. B. dem Damendorfer, fehlt der Pelzmantel. Vielleicht endete sein Leben zur Sommerzeit, da für den Oberkörper kein Gewand vorhanden ist. Andere waren nur in einen Pelz- oder Ledermantel gehüllt.

Der Rendswührener scheint in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben. Sein wollener Mantel ist gestopft, der Pelz geflickt, statt der Schuhe trägt er nur um das eine Fußgelenk eine lederne Binde.

Die Kleiderstoffe sind von Wolle; größtentheils von schönem Köpergewebe; Mantel und Hose des Damendorfers mit rautenförmigem Drellmuster. Auch sein Mantel ist geflickt. Die Hose bietet die merkwürdige Erscheinung, daß sämmtliche Nähte aufgetrennt sind, was, da jeder Stich deutlich sichtbar, sich etwa dadurch erklären ließe, daß das Nähgarn von einer Substanz gewesen, die von der Moorsäure zerstört worden. Die Wollfäden, womit der Mantel gesäumt und geflickt worden, sind dahingegen erhalten.

Außer Mantel und Beinkleid besaß der Damendorfer zwei 105 cm lange, 10 cm breite Fußbinden von geköpertem Wollgewebe, einen schmalen Ledergurt und zwei vortrefflich erhaltene Lederschuhe mit gitterartig durchbrochenem Oberleder. Der Körper war, als er zu Tage kam, unbekleidet. Nach Aussage der Finder war der Mantel über ihn gebreitet, die übrigen Sachen lagen in die Hose gewickelt zu Füßen.

Daß dieser Fund so unversehrt gehoben worden, verdanken wir der Umsicht der Finder und der Fürsorge des Herrn Gemeindevorstehers Sye, der den alten Herrn sofort in seine Obhut nahm und später so vorsichtig und geschickt verpackte, daß derselbe unbeschädigt in Kiel eintraf, wo die conservirende Behandlung noch einige Wochen in Anspruch nehmen wird.

Als die Rendswührener Leiche gefunden war, wurden die Kleider alsbald von den Beschauern zerrissen und die einzelnen Stücke verschleppt, weshalb sich über Form und Schnitt derselben nichts feststellen läßt. Günstiger lag die Sache bei dem Damendorfer, wo es möglich gewesen wäre, die Bekleidung herzustellen, wären nicht, und zwar ohne Wissen des Gemeindevorstehers, mehrere Fetzen abhanden gekommen, wodurch die Restaurirung der Gewänder beeinträchtigt wird. Wenn diese alten Landsleute, die nach fast zweitausendjähriger Ruhe wieder ans

Tageslicht kommen, zu reden anfingen, würden wir sie nicht verstehen, wenn sie von ihrem Leben und Leiden erzählen wollten. Was wir über sie erfahren wollen, müssen wir aus ihrer Körperbeschaffenheit und aus ihren Kleidern und sonstigen etwaigen Beigaben herauszulesen versuchen, und da genügt es nicht, die verschiedenen Gewebe zu bestimmen, die mehr oder minder kunstvolle und sorgfältige Näherei der Frauen zu bewundern, es handelt sich hauptsächlich auch um die Form und den Schnitt der einzelnen Gewandstücke, wenn wir uns eine Vorstellung von der äußeren Erscheinung der Bewohner der kimbrischen Halbinsel und der dänischen Inseln machen wollen, die an der Hand der Grabfunde immer eine mangelhafte bleibt.



Ein Mahnwort zur Rettung der schleswig-holsteinischen Volksmärchen.*)

Von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

Die bekannte Grimmsche Märchensammlung, deren erster Teil im Jahre 1812 erschien, war die erste Märchensammlung, die in der Absicht angelegt wurde, die noch vorhandenen Volksmärchen vor dem Untergang zu bewahren. [1])

Die früheren Märchensammlungen verfolgten einen ganz anderen Zweck: sie wollten nur unterhalten.

Die älteste Märchensammlung ist eine italienische, die um das Jahr 1550 erschien. [2]) Es ist eine Sammlung von Geschichten, von denen die Mehrzahl älteren italienischen Novellenschreibern nacherzählt ist; nur etwa 20 sind wirkliche Märchen. Eine zweite italienische Sammlung, die gegen 50 Märchen enthält, erschien 1637. [3]) Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen zwei französische Sammlungen. [4])

An diesen vier ältesten Sammlungen ist wenigstens das anzuerkennen, daß die Märchen wirklich aus dem Munde des Volkes geschöpft sind.

Im 18. Jahrhundert sind dann in Frankreich und danach auch in Deutschland eine Menge von Märchensammlungen erschienen. Sie sind aber für uns sämtlich wertlos. Denn die Märchen, die sie enthalten, sind nicht etwa Volksmärchen, die von den Herausgebern nur gesammelt wären; es sind vielmehr Geschichten, die unter Benutzung von Volksmärchen von ihnen selbst verfaßt sind. Die Volksüberlieferung ist nach Belieben von ihnen abgeändert und durch eigene Erfindungen erweitert. Eine Vorstellung, wie man mit der Überlieferung umsprang, geben die bekannten ‚Volksmärchen der Deutschen' von Musäus, die in den Jahren 1782—86 erschienen.

Im bewußten Gegensatz nun zu diesen Märchendichtern des 18. Jahrhunderts stehen die Brüder Grimm. Was sie von ihnen unterscheidet, ist der wissenschaftliche Sinn. Ihren Vorgängern diente die Volksüberlieferung nur als Mittel zum Zweck, ihnen ist sie Selbstzweck. Demgemäß geben sie die Volksüberlieferung mit

*) Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde am 5. Juni d. J. in Burg auf Fehmarn, für den Druck umgearbeitet.

[1]) ‚Es ist höchste Zeit geworden, alte Überlieferungen zu sammeln und zu retten, damit sie nicht, wie Tau in heißer Sonne vergeht, wie Feuer im Brunnen erlischt, in der Unruhe unserer Tage auf immer verstummen.' Jak. Grimm. [2]) Straparola, ‚Ergötzliche Nächte.' [3]) Basile, ‚Pentamerone.' [4]) Perrault, ‚Erzählungen meiner Mutter Gans', und Gräfin d'Aulnoy, ‚Feenmärchen.' Vgl. R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Berlin 1894. S. 18.

gewissenhafter Treue wieder, ohne irgend etwas hinzuzusetzen, ohne irgend etwas auszuschmücken.

Und dieselbe Treue, die sie dem Inhalt gegenüber zeigen, zeigen sie auch hinsichtlich der Form. In demselben Ton, in dem ihnen die Märchen von Leuten aus dem Volke erzählt sind, erzählen sie sie wieder, schlicht, natürlich, volkstümlich, auch darin von ihren Vorgängern, z. B. Musäus, grundverschieden.

So ist die Sammlung der Grimmschen ‚Kinder- und Hausmärchen' das Muster einer Märchensammlung geworden. Und es ist kein Wunder, wenn die beiden Brüder nach dem Erscheinen ihrer Märchen mit einem Schlage berühmte Leute waren.

Die Bedeutung der Grimmschen Märchen ist eine sehr vielseitige.[1]) Ich will hier nur zwei Seiten hervorheben, ihre Bedeutung für die Kinderwelt und für die Wissenschaft.

Wie groß ihre Bedeutung für die Kinderwelt ist, weiß ein jeder. Ich will garnicht von dem Nutzen der Märchen sprechen, daß sie bis zum achten, neunten Lebensjahre für den Geist, für das Gemüt und die Phantasie des Kindes die Hauptnahrung bilden, daß sie das Denken und das Sprechen des Kindes schulen. Ich will nur an die Freude erinnern, die sie bereiten, an die glücklichen Stunden, die sie schaffen. Nichts Lieberes weiß sich ja ein Kind als ein Märchen. Und wie viele Millionen Kinderherzen haben sie nicht schon entzückt, die Grimmschen Märchen, und wie viele werden sie nicht noch entzücken! Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß noch niemals der Kinderwelt ein schöneres und reicheres Geschenk[2]) gemacht worden ist.

Ebenso groß ist die Bedeutung der Grimmschen Sammlung in wissenschaftlicher Beziehung. Sie hat eine ganze, große Märchenlitteratur ins Leben gerufen, die bereits Hunderte von selbständigen Märchensammlungen zählt, und aus dieser hat sich dann eine eigene, neue Wissenschaft entwickelt, die Märchenforschung.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie die Anzahl der Märchensammlungen mit jedem Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts lawinenartig gewachsen ist. In den zwanziger Jahren erschien eine Sammlung, eine magyarische, in den dreißiger Jahren erschienen 2, eine russische und eine polnische, in den vierziger Jahren 8, vier deutsche, eine jütländische, eine norwegische, eine schwedische und eine walachische, in den fünfziger Jahren erschienen 20, in den sechziger Jahren 45, in den siebziger Jahren 67, in den achtziger Jahren 86. In den neunziger Jahren ist dann, wohl weil der Vorrat allmählich erschöpft wird, die Zahl wieder gesunken. Immer aber sind es noch 29.[3])

Die überwiegende Mehrzahl dieser Sammlungen hat selbstverständlich Europa geliefert, und zwar in seinem ganzen Umfang, von Island bis Griechenland, von Lappland bis Spanien. Vertreten ist aber auch Asien durch 7 indische und 14 andere Sammlungen, Afrika durch 6, Amerika durch 3 Sammlungen.

Von den europäischen Ländern ist Deutschland beteiligt mit 33 selbständigen

---

[1]) Vgl. Franke, Die Brüder Grimm. 1899.

[2]) Von einem solchen Geschenk hatte schon Herder geträumt: ‚Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichtum zauberischer Weltscenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen.'

[3]) Die obigen Zahlen gründen sich auf ein von Johannes Bolte angelegtes Verzeichnis der bisher erschienenen Märchensammlungen, das den von ihm herausgegebenen ‚Kleineren Schriften zur Märchenforschung' von Reinhold Köhler, Weimar 1898, angehängt ist. Das Verzeichnis enthält aber nur diejenigen Sammlungen, die in dem Köhlerschen Werk häufiger angeführt sind. Die obigen Zahlen sind also nicht absolut richtig — sie sind sämtlich zu klein —; sie geben aber doch von der Menge der vorhandenen Sammlungen und von der mit jedem Jahrzehnt sich steigernden Zunahme eine gute Vorstellung.

Sammlungen. Und zwar haben zu dieser Zahl alle Landschaften beigetragen, von Westfalen bis Ostpreußen, von Schwaben bis Schlesien.

Auch in unserem Schleswig-Holstein sind bekanntlich die Volksmärchen gesammelt worden. Hier waren es die drei berühmten Landessöhne Theodor Storm aus Husum, Theodor Mommsen aus Garding und Karl Müllenhoff aus Marne, die zu Anfang der vierziger Jahre eine Sammlung der heimatlichen Volksüberlieferungen anregten.

Nachdem zunächst Storm und Mommsen allein im Herbst 1842 ihr Unternehmen öffentlich angekündigt und um Unterstützung und Förderung desselben gebeten hatten, schlossen sie mit Müllenhoff, der sich gleichzeitig mit demselben Plane trug und gleichfalls schon in seinem Kreise zu sammeln begonnen hatte, eine Verbindung zu gemeinsamer Thätigkeit. Und nun wurde noch im Herbst desselben Jahres eine neue Aufforderung zahlreich in alle Teile des Landes an solche Männer versandt, auf deren Teilnahme sie glaubten rechnen zu dürfen.

Bald gingen ihnen denn auch reichliche Mitteilungen zu. Besonders viel lieferten Dr. Klander in Plön und Kandidat Arndt.

So kam ein Material zusammen, durch welches die Erwartung der drei Freunde fast übertroffen wurde, wie Müllenhoff sich ausdrückt.

Die Bearbeitung dieses Materials übernahm, da Mommsen 1844 nach Italien gegangen war und ebenso auch Storm sich getrennt hatte, Müllenhoff allein. Und als Frucht seiner Thätigkeit erschien dann 1845 seine bekannte Sammlung der ‚Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg,' von der ja im vorigen Jahr ein auch äußerlich ganz getreuer Abdruck veranstaltet worden ist.

Was nun insbesondere den Teil der Sammlung betrifft, auf den es uns hier ankommt, die Märchen, so enthält Müllenhoffs Sammlung an eigentlichen Volksmärchen nur 33, und zwar 16 aus seiner engeren Heimat Ditmarschen und nur 17 aus dem ganzen übrigen Schleswig-Holstein mit Lauenburg.

Diese winzigen Zahlen stehen zu dem Umfang der damals getroffenen Veranstaltungen in einem auffallenden Mißverhältnis.

Wie ist dies Mißverhältnis zu erklären?

Aus einer von Müllenhoff (S. 607) vorgenommenen Aufzählung derjenigen Grimmschen Märchen, die auch bei uns, zum Teil übereinstimmend, zum Teil abweichend oder unvollständiger bekannt seien, ergiebt sich, daß ihm 74 heimatliche Märchen bekannt gewesen oder bekannt geworden sind, die sich mit den Grimmschen mehr oder weniger berührten. Von diesen 74 aber hat er nur 25, also nur den dritten Teil veröffentlicht oder berücksichtigt; zwei Drittel, und zwar teils solche Märchen, die mit den Grimmschen völlig übereinstimmten, teils solche, die von ihnen abwichen oder unvollständiger waren, hat er unberücksichtigt gelassen.

Wenn sich nun auch die Frage, wie viele von diesen weggelassenen Märchen den eingesandten Beiträgen angehörten, und wie stark demnach die Beiträge durch die Weglassung betroffen worden sind, aus Müllenhoffs Angaben nicht beantworten läßt: daß sie, und zwar nicht unbedeutend, davon betroffen worden sind, ist doch schon an sich wahrscheinlich.

Von einem Teil übrigens der eingesandten Märchen steht es fest, daß sie weggelassen sind. ‚Ich bin,' sagt Müllenhoff, ‚noch im Besitz einer Reihe unbekannter oder von den bisher bekannten bedeutsam abweichender Märchen und Schwänke, hauptsächlich in Ditmarschen und Plön gesammelt, aber leider sind sie noch so unvollständig und so wenig für die Mitteilung ausreichend, daß erst weitere Nachforschung nötig ist, um sie in befriedigenderer Gestalt geben zu können. Ich mußte sie daher zurücklegen, es war noch nichts damit anzufangen.'

Daß Müllenhoff die mit den Grimmschen Märchen übereinstimmenden oder unvollständigeren Märchen nicht berücksichtigte, ist ja ganz in Ordnung. Daß er aber auch die abweichenden weggelassen, daß er nicht wenigstens die Abweichungen angegeben hat, ist schade. Denn gerade in den Abweichungen zeigt sich die Eigenart eines Landes besonders deutlich ausgeprägt. Noch mehr zu bedauern aber ist es, daß er auch die ‚unbekannten oder von den bisher bekannten bedeutsam abweichenden' Märchen zurückgehalten hat, wenn auch ‚noch nichts mit ihnen anzufangen' war. Wären sie mit veröffentlicht worden, so hätten sie sich doch wahrscheinlich aus andern Gegenden unserer Heimat ergänzen oder vervollständigen lassen, während sie so vergebens gesammelt waren.

In der Hoffnung, daß diese unveröffentlichten handschriftlichen Schätze noch vorhanden seien, habe ich mich vor einiger Zeit zunächst nach Kiel und dann nach Berlin gewandt. Und zu meiner Freude kann ich mitteilen, daß das ganze damals an Müllenhoff eingesandte Handschriftenmaterial — mit Ausnahme leider der wertvollen Klanderschen Beiträge — sich wirklich dort noch vorgefunden hat und mir durch Vermittelung meines früheren Lehrers, des Herrn Geheimrats Weinhold, bereitwilligst zugesandt worden ist.

Auf Grund dieses Materials nun läßt sich jetzt auch feststellen, in welchem Umfange die damals eingesandten Märchen durch die absichtliche Weglassung betroffen worden sind.

In dem Teil der Sammlung, der nur Märchen oder außer anderen Arten der Volksüberlieferung auch Märchen enthält, — es ist der bei weitem kleinere Teil —, habe ich nach Abrechnung der eigentlichen Lokalsagen 139 Geschichten gezählt. Davon sind gedruckt oder wenigstens berücksichtigt 53, unbenutzt geblieben 86. Von den 53 benutzten sind 20 unter den Sagen aufgeführt, 33 unter den Märchen teils abgedruckt, teils wenigstens benutzt.

Hiernach finden wir also, was wir oben als schon an sich wahrscheinlich annehmen mußten, vollauf bestätigt. Müllenhoff hat wirklich von den eingesandten Beiträgen vieles — und zwar mehr als die Hälfte — absichtlich weggelassen.

Es ist aber an der verhältnismäßig geringen Anzahl der Müllenhoffschen Märchen noch ein zweiter Umstand schuld: es ist damals nicht überall und nicht mit der nötigen Ausdauer und Sorgfalt gesucht worden.

Daß in der That bei umfangreicherer und sorgfältigerer Nachforschung weit mehr hätte gefunden werden können, geht daraus hervor, daß ich, wie den Lesern der „Heimat" bekannt ist, im östlichen Holstein noch jetzt eine Menge bisher unbekannter Märchen gefunden habe. Und mit diesen Funden ist hoffentlich der Vorrat noch nicht erschöpft. Ich habe bisher nur allein gesucht und nur hier und da. Bei weiterer und allgemeinerer Nachforschung wird sich ohne Zweifel noch mehr finden lassen. Ferner aber, wenn unsere Nordostecke Holsteins einen verhältnismäßig so reichen Ertrag geliefert hat, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß auch die übrigen Teile Schleswig-Holsteins, besonders die abgelegeneren, noch manchen Schatz bergen, der nur des glücklichen Finders harrt. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: ‚Suchet, so werdet ihr finden'.

Soll aber noch gefunden werden können, dann muß bald gesucht werden. Wie viel mag schon seit Müllenhoffs Sammlung verloren gegangen sein. Wenn aber weitere fünfzig Jahre ins Land gegangen sind, wer weiß, wie viel dann noch übrig ist? Wohl haben die Volksüberlieferungen ein zäheres Leben, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist. Aber heutzutage stürmt auch alles auf sie ein. Zu der immer weiter und immer tiefer ins Volk eindringenden Bildung, vor der die Sagen und Märchen dahinschmelzen, wie der Märzschnee vor der warmen Frühlingssonne, kommt in unserer Zeit noch die Eisenbahn, die Zeitung,

das allgemeine Interesse für politische und wirtschaftliche Fragen, das Wirtshaus und vieles andere. Die größte Gefahr aber droht den Volksmärchen von den zahllosen Märchenbüchern. Durch diese werden die eigentlichen Volksmärchen nicht nur verdrängt, sie werden auch, was ebenso schlimm ist, durch sie verfälscht. Es wird garnicht mehr lange dauern, so wird nicht mehr zu unterscheiden sein, wie weit ein Märchen aus mündlicher Überlieferung, wie weit es aus Büchern stammt.

Hieraus ergiebt sich, meine ich, für jeden, dem unser Volkstum am Herzen liegt, die dringende Mahnung, an seinem Teile mit dahin zu wirken, daß die in unserer Heimat noch vorhandenen Märchenschätze vor dem Untergang gerettet werden, so lange es noch Zeit ist, d. h. sobald als möglich. In erster Linie würden diejenigen dazu berufen sein, die auf dem Lande wohnen oder mit der Landbevölkerung in nähere Berührung kommen.

Für den Fall, daß meine Worte hier und da auf fruchtbaren Boden fallen sollten, möchte ich mir erlauben, noch einige Winke hinzuzufügen.

1. Vor allem sind diejenigen alten Leute aufzuspüren, die viele Märchen wissen. Sie sind zwar dünn gesät, aber es giebt noch solche. Wie in der „Heimat" gelegentlich erwähnt ist, sind mir von einer Frau in Griebel 43 Geschichten erzählt worden, von drei Männern in Altenkrempe 59, von zwei Männern in Lensahn 100. Solche Leute verdienen nicht blos deshalb den Vorzug, weil sie mehr wissen, sondern auch deshalb, weil sie wegen ihres guten Gedächtnisses auch das Einzelne treuer bewahrt haben, und weil sie besser erzählen.

2. Da die Leute oft schwer dazu zu bewegen sind, Fremden ihre Geschichten zu erzählen, so darf man nicht mit der Thür ins Haus fallen. Ehe man sie merken läßt, was man von ihnen will, muß man sich mit ihnen anfreunden.

3. Wenn man sie fragen wollte, ob sie Volksmärchen wissen, so würden sie diese Frage in den meisten Fällen nicht verstehen. Ich frage sie gewöhnlich, ob sie solche Geschichten wissen wie: ‚Dąr is mął' n Bur'n weß, de hett drê Söns hatt; de ên is so dumm weß, de hett Hans hêten'. Dann wissen sie gleich, was man meint.

4. Um die Leute in ihrer Erzählungsfreudigkeit nicht zu stören, darf man keine Geschichte zurückweisen, sie mag sein, wie sie wolle. Sehr wohl jedoch kann man ihnen sagen, es sei Einem nur um solche Geschichten zu thun, die ihnen erzählt worden seien — dabei kann man dann auch gleich nach ihrer Quelle fragen —, nicht um Geschichten, die sie etwa gelesen hätten.

5. Die Geschichten sind *möglichst wörtlich, und zwar plattdeutsch* aufzuschreiben — die Orthographie ist gleichgültig —, mit allen Unregelmäßigkeiten im Satzbau und allen sprachlichen Eigentümlichkeiten. Können die Leute nicht langsam erzählen, so läßt man sie ihre Geschichten erst mal so erzählen, wie sie es wollen, und notiert sich dann aus jedem Satz das bezeichnendste Wort. Wie nachher bei der Ausarbeitung das Nachgeschriebene benutzt werden muß, darüber lassen sich keine allgemeinen Regeln geben. Sollte übrigens jemand zu dieser Ausarbeitung keine Neigung haben, so bitte ich ihn, das Rohmaterial mir zuzuschicken.

Dies dürfte das Wesentlichste sein. Übrigens führen ja viele Wege nach Rom.



In 'e Rosentid.

Sla den Sleier torüg! Ach, so lat doch mal sehn,
Büst du würkli, as seggt ward, so smuck un so schön?
En smuckes Gesicht, wer süht dat nich geern,
Ach, so lat din Gesicht doch mal sehn, min lütt Deern!

Un will man ok sülm nix mehr fang'n un finn,
Na en smuckes Gesicht mal to sehn, is dat Sünn?
Ach nich doch! Wer süht nich de Rosen geern blöhn, —
Un du büst as en Ros ja so smuck un so schön! J. F. Ahrens.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

9. De Tunkrüper.*)

De Tunkrüper[1]) hett sin Neß int Waggenschur hatt.

Nu sünd de Ol'n bei' mal utflagen — se hebbt vör er Jung'n wat to leben hal'n wullt — un hebbt de Lütten ganz alleen laten.

Na 'n Titlank kümmt de Ol wa' to Hus.

„Wat 's hier passêrt?“ sech 'e. „Wer hett ju wat dan, Kinner? Ji sünd je ganz verschüchtert.“

„Och, Vadder,“ seggt se, „hier kööm eben ên verbi — hu, wat sêg hê böſ' un schruteri ut! — de glup[2]) mit sin groten Ogen na unſ' Neß rin. Dar hewwi[3]) uns so vör verfêrt.“[4])

„So,“ secht de Ol, „wonēb'n is hê denn afblēb'n?“

„Ja,“ seggt se, „hê is dar herümmergan.“

„Töf!“[5]) secht de Ol, „den' will ik na — wēſ't[6]) ji man still, Kinner — den' will ik krigen.“

Darmit flücht hê je na.

As hê üm de Eck kümmt, do is de Löw' dat, de dar helank[7]) geit.

De Tunkrüper is awer ne bang'. Hê sett sik up den Löb'n sin'n Rüch un fang't 'n Schell'n an. „Wat heß du bi min Hus to doon,“ sech 'e, „un min lütten Kinner to verfêrn?“

De Löw' kêrt sik dar gar ne an un geit sin'n Gank.

Do ward de Tunkrüper noch duller schimpen. „Du heß dar gar niks verlarn, wi'k di man segg'n! Un kümms du weller,“ sech 'e, „denn schaß man mal sên! Ik mag 't man ne doon,“ sech 'e — un darmit bört[8]) hê sin'n ên'n Bên[9]) in Enn'[10]) — „süß perr' ik[11]) di foorts den Rüch in!“[12])

Darup flücht hê wa' trüch na sin Neß hen.

„So, Kinner,“ sech 'e, „den' he'k dat aflêrt, dê kümmt ne weller.“

Anmerkungen: [1]) Zaunkönig. [2]) = er glupte; glupen = finster blicken. [3]) = hebbt wi. [4]) sik verfeern: erschrecken. [5]) warte! inf. töb'n. [6]) seid. [7]) entlang. [8]) hebt. [9]) Im Plattdeutschen sagt man der Bein. [10]) in die Höhe. [11]) = sonst träte ich; inf. pedd'n. [12]) In der Grimmschen Sammlung fordert der Zaunkönig von dem Bären, der seine Kinder beleidigt hat, Abbitte und droht: „Sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“



Der Guß der Neumünsterschen Kirchenglocken vom Jahre 1596.

Von **M. Kirmis.**

Von den gegenwärtig in der lutherischen Kirche in Neumünster in Gebrauch befindlichen Glocken ist die größte im Anfange des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der Okkupation des herzoglichen Holsteins durch Friedrich IV. aus dem Material einer älteren Glocke gegossen worden, die zweite entstand ebenfalls durch Umguß im Jahre 1832, die kleinste Glocke ist bedeutend älter als die beiden größeren, ob aber von 1596 herstammend, scheint zweifelhaft, da sie keine Inschrift trägt und der berühmte Meister, welcher jene Glocken verfertigte, kaum ohne zierende Schrift gearbeitet haben würde; auch scheint sie

*) Die kleine Geschichte, die mir von dem Regierungsboten Zur Horst in Eutin mitgeteilt worden ist, stammt aus dem Herzogtum Oldenburg. In der oldenburgischen Fassung heißt der Zaunkönig „de Kortjann.“ — Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 102 (der Zaunkönig und der Bär).

nicht annähernd das Gewicht jener kleinsten Glocke, welche fünf Schiffspfund wog, zu erreichen. Möglich ist aber, daß sie die einzige vor 1596 überhaupt vorhanden gewesene Glocke gewesen ist, denn zu dem Geläut, welches in diesem Jahre das Kirchspiel Neumünster herstellen ließ, war kein vorhandenes Material benutzt worden, wie es sonst fast ausnahmslos der Fall zu sein pflegte.

Die Geschichte des Glockengusses vom Jahre 1596 ist uns in einem interessanten Aktenstücke aufbewahrt geblieben (Königliches Staatsarchiv zu Schleswig A x x Nr. 1585), welches die Phasen eines Entschädigungsstreites wiedergiebt, den das Kirchspiel Neumünster gegen den Itzehoer Glockengießer Claus Meier und gegen die Stadt Itzehoe anstrengte. Am 29. März 1596 schlossen die Bewohner des Kirchspiels Neumünster mit dem Glockengießer Claus Meier aus Itzehoe einen Vertrag „vermöge der Zarten" (Zerte, Zerter, Zarter hieß eine in zwei Teile geschnittene Urkunde, von der jede Partei eine Hälfte bekam; sie wurden gezähnt oder wellenförmig durchgeschnitten, und es mußte dann die eine Hälfte genau auf die andere passen, als Zeichen der Echtheit), wonach Claus Meier drei Glocken zu gießen versprach, die eine von zwanzig Schiffspfund Gewicht, die zweite zu zehn, die dritte zu fünf Schiffspfund. — Es waren mächtige Glocken, denn ein Schiffspfund war gleich 280 Pfund Handelsgewicht; im Jahre 1596 war in Holstein Hamburger Gewicht üblich zu 484,6 Gramm das Pfund, so daß also die Glocken 2713,76 Kilo, 1356,88 Kilo und 678,44 Kilo oder rund 13½, 27 und 54 Zentner wogen.

Das Gußmaterial erstanden die Kirchspielsvertreter von der Stadt Itzehoe in Gestalt einer „olden Döfe" (Taufbecken) und mehrerer Stück Kanonen. Hans Meier verpflichtet sich, drei Glocken zu liefern, vortrefflich und untadelig in Maßen und im Klange, und will ein Jahr nach der Inbrauchnahme für die Glocken Garantie leisten. Dagegen versprechen die Neumünsterschen Vertrauensmänner dem Meier zu zahlen für jedes Schiffspfund 16 Mark lübisch und 4 Thaler Trinkgeld; wenn die Glocken fertig, soll das Glockengut bezahlt werden und hundert Thaler von dem anderen Gelde, der Rest zu Michaelis des laufenden Jahres. Außerdem wird das Kirchspiel dem Meister zur Arbeit liefern: Holz, Kohlen, Thon, Steine und eine gewisse Zahl Eier. (Wozu diese, ist nicht ersichtlich.) Der Rat von Itzehoe verbürgte sich für die gute Ausführung der Arbeit. Das Dokument hat Claus Meier unterzeichnet mit seinem Namen und seinem „gewohnten Zeichen":

Meier fertigte auf dem Großflecken zu Neumünster die Glockenformen, der Guß mißlang aber zweimal vollständig, und die Kirchspielsleute von Neumünster verlangten von Meier, bezüglich von der Stadt Itzehoe Schadenersatz für das (durch Oxydation) verlorene Glockengut und für die gehabten Auslagen an Wachs, Terpentin, Spanischgrün usw., im ganzen 315 Mark 5 Schilling. Den Verlust an Metall hatten sich die Neumünsteraner auf vier Schiffspfund berechnet.

Das Glockengut behielt Neumünster, Meier aber weigerte sich, den Schaden zu bezahlen. Das Gericht entschied gegen ihn, und nun baten (unterm 11. August 1597) „der Bürgermeister und Rath von Itzehoe die Herzogin Christine um Schutz für ihren Mitbürger Claus Meier wegen seines großen und unüberwindlichen Schadens, so er wegen der Klocken gießen zu Newemünster erlitten." An eben diese Fürstin, zu deren Wittum Neumünster gehörte, und die häufig zu Neumünster wohnte, wandten sich die Neumünsteraner. Der Hamburger Meister Hans Siop wurde als Sachverständiger gewählt; er fand die Forderungen des Kirchspiels billig, und die Fürstin forderte die Stadt Itzehoe sehr ernsthaft auf, für die endliche Zahlung zu sorgen, was denn wohl auch geschehen sein dürfte.

Das Gutachten Siops liegt im Originale vor, und aus demselben ersehen wir auch den Fortgang des Glockengusses.

Er führt aus, daß er, Hans Siop, Glocken- und Stückgießer zu Hamburg, nach Neumünster gerufen worden sei, nachdem Claus Meier zweimal vergebens den Glockenguß versucht habe. Als er den Ort betreten habe, in der Erwartung, mit Meier verhandeln zu können, um die Ursachen des Mißlingens festzustellen, sei Meier auf der anderen Seite auf- und davongegangen. Er habe die Sache besehen, das in den Sand geflossene Metall, zerbrochene Formen usw. und habe, um später nicht mit dem Kirchspiel in Streit zu geraten, festgemacht, daß er die Glocken gießen wolle, aber nicht in Neumünster, sondern in Hamburg. Dort wolle er die Formen bauen, das Glockengut müßten die Neumünsteraner nach Hamburg bringen und alles für den Guß Nötige hergeben. Das sei denn auch geschehen und die Glocken seien untadelig gelungen abgeliefert worden. Was den Abgang an Metall beim Schmelzen anbelange, über den das Kirchspiel sich mit Meier noch nicht geeinigt habe, so sei er, Siop, vom Senat der Stadt Hamburg kontraktlich verpflichtet, diesem für zehn Pfund erhaltenes Rohmaterial neun Pfund fertigen Gusses abzuliefern, und so habe es auch sein Vater, der Glockengießer von Danzig, gehalten.

Die Geschichte dieses Glockengusses von 1596 hat mehr als lokales Interesse. Kontrakte und Gutachten, wie sie hier vorliegen, mit allen Detailangaben, sind aus so früher

Zeit sehr selten; sodann aber erfahren wir den Namen und, was von besonderem Werte ist, das Zeichen eines bisher völlig unbekannten holsteinischen Gießers, des Claus Meier aus Itzehoe. Die Gießer jener Zeit versahen die aus ihrer Werkstatt hervorgegangenen Güsse — auch Mörser, Grapen usw. — stets nur mit ihrer Marke, welche eben gedeutet werden muß, um den Ursprung der Arbeit festzustellen.

Hans Siop ist derselbe Meister, dessen Gutachten man einforderte, als 1607 zu Lübeck die große Pulsglocke von St. Marien geborsten war.



Fragen und Mitteilungen.

1. **Die Schlacht bei Idstedt.** Anknüpfend an die „Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners" (Nr. 7 der „Heimat" d. J.) erlaube ich mir, der Schriftleitung nachstehende Notizen zur Verfügung zu stellen:

In dem Erzähler erkenne ich aus den vielen kleinen Einzelzügen einen alten Kompanie-Kameraden und grüße ihn auf Grund des am Tage von Idstedt gerade so von mir Erlebten und Beobachteten. Kleine Notizen zur Vervollständigung werden ihm selbst nicht unwillkommen sein. Der an der Lende schwer verwundete Leutnant war der erst einen oder zwei Tage vorher bei uns eingetretene Premier-Leutnant v. St. Paul aus Berlin. Ich selbst habe ihn hinter die Front bringen helfen, aber nur wenige Schritte; dann lehnte er weitere Hülfe ab, und ich trat ins Glied zurück.[1])

Während wir in unserer Stellung östlich der Flensburger Chaussee lange unthätig verharrten (es hieß, wir seien zur Deckung einer unserer vorwärts aufgefahrenen Batterien kommandiert), ereignete sich, was von dem qualvollen Tode des Ordonnanz-Dragoners berichtet worden ist. Es war der Sohn des Gutsinspektors (Gutspächters?) Carstens auf Wittmoldt bei Plön. Pferd und Reiter waren von demselben Geschoß getroffen. Vor unsern Augen kämpfte er den Todeskampf. Gott sei Dank, bald wurde es still!

Auch von der Entsendung eines Halbzuges in das Gehölz am Langsee war ich Zeuge, gehörte aber nicht zu den zur Unterstützung der Jäger Detachierten. Von einem dieser letzteren, Glaser Mende aus Lütjenburg, ging unter uns die Rede, daß er, im Gehölz gefangen, entwaffnet und mit seinem Namen in eine rasch aufgestellte Liste der Gefangenen eingetragen, die Gelegenheit wahrnehmend, davoneilt, von Schüssen verfolgt, durch den See schwimmt und auf Umwegen zu seiner Truppe zurückkehrt.

Dem alten Kameraden von der 2. Kompanie 8. Bataillons der schleswig-holsteinischen Armee auf Grund des gemeinsam Durchlebten Gruß und, so Gott will, Wiedersehen am 25. Juli auf dem Felde und an dem Grundstein der Kirche in Idstedt. O. S. in S.

2. **Das Vorkommen von Feuersalamandern in Schleswig-Holstein.** Dem an sich gewiß berechtigten Zweifel der Herren Rohweder und Callsen an dem Vorkommen des Feuersalamanders in unserer Provinz stelle ich folgende, mir zugegangene Nachrichten gegenüber:

a. Herr H. Theen in Seeholz b. Holzdorf hat den Molch im Jahre 1883 im Schulgarten zu Loose in Schwansen in zwei Exemplaren beobachtet. „Es war an einem frühlingswarmen Aprilmorgen, als ich die Tiere in einer Ecke des Gartens zwischen dem Laube, wo es ziemlich feucht war, fand. Im Freien habe ich später den Feuersalamander nicht wieder zu Gesicht bekommen."

b. Herr Hauptlehrer Grewe (Schleswig): „Den Feuersalamander habe ich beim Käfersammeln in der Umgegend von Apenrade (1869—72) in Steinhaufen an feuchten Stellen einige Male angetroffen. Er fehlt in unserer heimatlichen Fauna ebenso wenig wie Calosoma sycophanta."[2])

c. Herr Revierjäger Joh. Kummerfeld in Bockhorn bei Wankendorf (Kr. Plön) hat vor etwa 25 Jahren zwei Exemplare in einem seichten Quellbrunnen am Malerholz im Gute Bothkamp gefunden.

d. Herr Lehrer a. D. Heske (Pinneberg) teilt mit, daß er vor etwa 15 Jahren in Glückstadt einige Exemplare in einem größeren Glaskasten längere Zeit gehalten habe.

---

[1]) Aus der Wunde sonderten sich während des Heilungsprozesses größere und kleinere Knochensplitter ab. St. Paul sammelte sie, und etwaigen Lazarettbesuchern wurden sie gezeigt. Das Pappkästchen, in dem sie ruhten, trug die Aufschrift: Ossa St. Pauli, Germaniae patriae dedicata. (Die Gebeine St. Pauls, dem deutschen Vaterlande gewidmet.)

[2]) Vgl. H. Grewe: „Über die Verbreitung von Calosoma sycophanta („Puppenräuber") im 7. Jahrgang der „Heimat," S. 26 (1897).

Knaben hatten diese Tiere in einem etwas schlüpfrigen Wassergraben gefangen. Die Feuersalamander hatten in diesem Graben ihren ständigen Aufenthalt; denn sie wurden auch später dort von ihm beobachtet. Jetzt ist der Graben infolge von Neubauten und bei der Anlage einer ganz neuen Fahrstraße zugeschüttet.

e. Herr Johannsen (Bredstedt) hat vor einigen Jahren in einem Graben bei Bredstedt an der Grenze von Geest und Marsch zwei Exemplare beobachtet.

f. Jetzt zieht auch Herr J. J. Callsen (Flensburg) seine Zweifel zurück, indem er schreibt: „Der Feuersalamander ist dennoch hier zu Lande vorhanden. Der frühere Gymnasial-Oberlehrer Schnack hat 2 Stück, einen in seinem Brunnen (wo er einige Jahre gelebt hat) und einen in der Marienhölzung, gefunden. — Der Lehrer Gondesen an der Ober-Realschule hat in der Umgebung der Stadt 4 Stück gefunden. Beide sind zuverlässige Beobachter und haben erlaubt, mich auf sie zu berufen."

Die Angelegenheit ist es wert, weiter verfolgt zu werden, und darum bitte ich alle Naturfreunde, mir weitere Nachrichten zukommen zu lassen. Sicherste Gewähr leistet mir jedoch die Zusendung lebender Salamander (in feuchtes Moos verpackt) oder von Spirituspräparaten. Für den letzteren Fall bitte ich jedoch, den Salamander in stark verdünnten Spiritus (oder Formol) zu setzen, damit die Färbung nicht verloren gehe.

Kiel, im April 1900. Barfod.

3. **Bienenwaben?** Auf dem Fahrwege, der am Düsternbrooker Gehölz entlang führt, wurden Ende Oktober v. J. zwischen dem herabgefallenen Laube zwei dürre Blätter einer Rotbuche aufgelesen, die durch einige Zellen von weißem Wachs zusammengehalten werden. Wie die nebenstehende Abbildung des in der Sammlung der hiesigen höheren Mädchenschule aufbewahrten Objektes zeigt, ist das eine Blatt noch mit reichlich 30 solcher Zellen besetzt. Alle Zellen sind leer. Bei den meisten bildet jetzt die dürre Blattmasse die Endfläche, doch scheint früher ein sehr dünner Wachsboden darüber gespannt gewesen zu sein. Die Wabe reicht an der einen Seite über den Blattrand hinaus, ist dort doppelseitig mit Zellen besetzt, deren Endpyramiden erhalten sind, da sie wohl bei der Anlage stärker gebaut wurden. Nach Größe und Form der Zellen scheint eine Bienenart die Wabe bereitet zu haben. Waren wohl die Honigbienen (Apis mellifica L.) die kleinen Baumeister, die in so luftiger Höhe sich ansiedelten?

F. Lorentzen, Kiel.



Buchenlaub mit Wachszellen.*)

4. **Denkmalspflege in Lübeck.** Nachdem in den letzten Jahren so mancher der alten charakteristischen Giebel, die den Hauptreiz der Lübecker Straßen bildeten, den modernen Ansprüchen zum Opfer gefallen war, hatte man jetzt einem der schönsten das Urteil gesprochen, nämlich dem Giebel der Löwen-Apotheke. Glücklicherweise ist in der letzten Stunde die Gefahr abgewendet worden, da durch eine freie Vereinigung die erforderliche Summe von 25 000 M. zusammengebracht worden ist, so daß er uns jetzt erhalten bleibt. Möge dieses Vorgehen Nachfolge finden! Am besten wäre es sicher, wenn es hier so gemacht werden könnte wie in andern Städten, z. B. in Hildesheim, wo behördliche Anordnungen die Zerstörung der altehrwürdigen Straßenbilder verhindern. *

*) Das Klischee ist vom Verlag der „Illustr. Zeitschrift für Entomologie," in der (Bd. 5, Heft 5) ebenfalls eine Mitteilung veröffentlicht wurde, freundlichst überlassen worden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 9. September 1900.

Detlev von Liliencron als vaterländischer Dichter.

Vortrag, gehalten bei einem Unterhaltungs-Abend des Deutschen Vereins in Hoptrup am 24. März 1900.

Von Schulrat **H. Carstens** in Hadersleben.

Über einen vaterländischen Dichter will ich in dieser Abendstunde zu Ihnen reden. Es wird aber mancher, der von diesem meinem Vorhaben Kenntnis genommen hat, sagen: was fällt dem Menschen eigentlich ein? glaubt er, daß die Landleute in Hoptrup und Umgegend mit ihren Frauen und Töchtern Interesse finden an einem Dichter und seinen Liedern? Mit diesem Vortrage wird er schmählich „hereinfallen," und zehn Minuten, nachdem er angefangen hat, werden sämtliche Zuhörer gähnen und wünschen, daß die Geschichte zu Ende sei. Verehrte Anwesende, ich lasse mich nicht irre machen. Ich traue Ihnen und ich traue mir zu, daß es gehen wird. Ich traue es Ihnen zu. Es ist nicht wahr, es ist eine Verleumdung, wenn gesagt wird, daß der Landmann ausschließlich Sinn habe für seine Landwirtschaft und, wenn er hinblickt auf seine Felder und Wiesen, nur daran denke, was sie ihn kosten und was sie ihm einbringen, daß er, wenn der Name eines Dichters genannt wird, höchstens mit einiger Verachtung daran denke, daß ein solcher Mensch ja keine Güter produziere, die irgend einen reellen Wert haben. Ja, das ist gewiß: der Landmann wird nicht leicht auf den Gedanken verfallen, selbst Gedichte zu machen. Es wäre aber vielen anderen, die nicht bloß Gedichte machen, sondern sogar auch drucken lassen, zu wünschen, daß sie ebenso zurückhaltend wären. In dem Bücherschranke des Landmanns wird man wohl nur selten die Werke eines deutschen Dichters finden. Die ihn aber deswegen anklagen, mögen doch ja in ihrem eigenen Bücherschranke nachsehen, was sich da findet und — was da fehlt. Und nun kommt die Hauptsache. Über das, was in der Tiefe des Herzens lebt, spricht sich nicht jeder gerne aus, kann es auch nicht. Wir sind schweigsam über das Tiefste und Beste in uns — und das ist nicht unsere schlechteste Eigenschaft, gerade bei uns in Schleswig-Holstein. Aber niemand hat das

Recht, zu sagen, daß nicht auch in unsern Herzen alle Gefühle der Menschenseele sich regten. Jeder Blumenstrauß in der Hand eines Kindes oder eines jungen Mädchens ist der Beweis, daß man auch hier auf dem Lande die Natur noch anders ansieht als darauf hin, was sie koste und was sie einbringe. Und ich lasse es mir nicht abstreiten, daß der Landmann unter den Schneestürmen des Winters, bei dem jungen Grün des Frühlings und den blühenden Bäumen in seinem Garten, bei dem Dufte der Kornfelder, dem Dufte des Heus auf seinen Wiesen, bei dem Toben des Ungewitters, bei dem Anblick des Sternenhimmels doch noch etwas anderes denke und fühle, als was sich bezieht auf Gewinn und Verlust. Und ich frage: wo giebt es einen Bauernhof, ja, wo giebt es eine armselige kleine Kate auf der Heide und am Torfmoor, wo nicht das Menschenherz seine Liebe und vielleicht auch seinen Haß in sich schließt, wo heißes Verlangen, wo Angst, wo Hoffnung und Furcht, wo Glück und Leid empfunden werden, und vielleicht um so stärker, je weniger man sich ausspricht? Weiß ich nicht, daß an diesem Abend Männer und Frauen um mich versammelt sind, die ihr Vaterland lieb haben, gerne hören und lesen von des Vaterlandes Geschichte? Und ist einer unter uns, der noch nie in den Tiefen seiner Seele wäre angefaßt und bewegt worden von einem heiligen Gottesworte? Ein so reiches, tiefes Leben trägt der Mensch in seinem Herzen. Du selbst aber kannst und willst dich darüber nicht aussprechen. Vielleicht auch bist du dir selbst nicht klar über das, was in deinem eigenen Herzen sich regt. Da kommt der Dichter — das ist sein Beruf — und löst dir die Rätsel deines Herzens. Er sagt dir, was in dir vorgeht; denn er kennt das Menschenherz. Und, wenn er das thut, sollte er da nicht Widerhall finden in unseren Gemütern? Werden wir nicht dankbar sein, daß einer da ist, dem Gott gegeben hat, zu sagen, was wir nicht sagen konnten, und also unser Gemüt frei zu machen? Sehen Sie, meine lieben Freunde, weil ich weiß, daß auch Sie warme, wackere Menschenherzen in sich tragen, darum traue ich Ihnen zu, daß Sie es sich gefallen lassen, wenn ich einen Dichter, einen wahren Dichter Ihnen vorführe mit der Bitte, einem und dem anderen seiner Lieder Gehör zu schenken. Und mir traue ich zu — mag man das anmaßend finden, wenn ich mich so ausdrücke —, das über ihn zu sagen und solches aus seinen Dichtungen heranzuziehen, was bei Ihnen Anklang finden kann.

Detlev Freiherr von Liliencron heißt der Dichter, mit dem ich Sie ein wenig bekannt machen möchte. Er ist geboren in Kiel am 3. Juni 1844. Als preußischer Offizier hat er 1866 in Böhmen, 1870 und 1871 unter den Fahnen seines Königs gefochten und dessen herrliche Siege mit gewinnen helfen. Er ist eine prächtige Soldaten-Natur, und wir werden hernach noch manches darüber hören, mit welcher Begeisterung er dem Vaterlande gedient, mit welcher Kampfeslust und welchem offenen, freien Blicke er auch die Mühsale des Feldzuges und die Arbeit auf dem Schlachtfelde

durchgemacht hat. Man möchte es beklagen, daß er den Soldatenstand aufgegeben und als Hauptmann seinen Abschied genommen hat. Er ist sodann auf einige Zeit in die weite Welt gegangen, später aber in sein Heimatland wieder zurückgekehrt. Mögen hier sogleich zwei Gedichte von ihm mitgeteilt werden, in denen er den Abschied vom Vaterlande und seine Heimkehr schildert.

I.

Vorbei, vorbei, auf feuchter Spur
irrt trostlos nun mein Blick ins Weite.
Vorbei, vorbei, die Möve nur
giebt mir ein trauriges Geleite.

Nun kehrt auch sie; fernab, fernab
ist längst mein Vaterland geblieben.
Aus meiner Heimat, wo mein Grab
ich schon gewählt, bin ich vertrieben.

Als gestern ich im Abschiedszorn
voll Schmerz den Lindenzweig gerüttelt,
als ich den Rebhahn hört' im Korn:
es hat ein Fieber mich geschüttelt.

Es wogt mein Schiff, es sinkt und hebt,
ein Sturmlied singen die Matrosen.
Es wogt mein Herz, es ringt und bebt,
es schlägt der Sturm den Heimatlosen.

II.

Aus Wogen taucht ein blasser Strand,
es schimmert fern durch meine Thränen
des Vaterlandes Küstenrand;
erschöpft muß ich am Maste lehnen.

Der Flieder blüht, die Schwalbe zieht,
und auf den Dächern schwatzen Stare;
der Orgeldreher dreht sein Lied,
ein linder Wind küßt mir die Haare.

Die Mädchen lachen Arm in Arm,
Soldaten stehen vor der Wache,
und aus der Schule bricht ein Schwarm,
der lustig lärmt in meiner Sprache.

Es schreit mein Herz, es jaucht und bebt
der alten Heimat heiß entgegen.
Und was als Kind ich je durchlebt,
klingt wieder mir auf allen Wegen. —

Unser Dichter hat sich dann, wie manche verabschiedete Offiziere es thun, auf einem Landratsamte unserer Provinz für den Verwaltungsdienst ausgebildet und ist als Hardesvogt auf Pellworm und Kirchspielvogt in Kellinghusen thätig gewesen. Was dort auf der kleinen Insel und hernach in dem holsteinischen Städtchen sein Dichtergemüt beschäftigt hat, das können wir in mancher seiner Erzählungen, in manchem Liede zum Ausdruck gebracht finden. Aber es drückten ihn die Fesseln des Beamtentums und die Enge des kleinstädtischen Lebens, und da that er einen bedenklichen Schritt: er gab sein Amt auf, um, frei von jedem Zwange, nur als Schriftsteller zu leben, und siedelte über nach Altona, wo er bis jetzt wohnhaft ist. Ich glaube, es war ein bedenklicher Schritt, grade für sein Wirken als Schriftsteller. Der Mensch muß mitten im Leben stehen, auch der Dichter. Und Liliencron selbst hat schöne, treffliche Worte hier und dort in seinen Gedichten über diese Sache gesprochen. Aus dem Strom des Lebens, des Berufslebens und seiner Erfahrungen auch mit seinen Sorgen und Plackereien, mit seinem Ärger und Verdruß, aus dem Verkehr mit Menschen aller Art gewinnnt auch der Dichter immer neue Anschauungen, die er verwerten kann, schöpft er immer wieder Kraft zu neuer dichterischer Produktion. Immer ausgeben ohne Einnahmen ist ein gefährliches Geschäft: das gilt nicht bloß für das äußere, sondern auch für das geistige Leben. Es gilt auch für Menschen, die ein so reiches Kapital geistigen Lebens zu eigen haben wie Liliencron.

Er besitzt eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den Werken der Dichtkunst, nicht nur Deutschlands, sondern aller Nachbarländer. Unser größter Dichter, dessen 150. Geburtstag wir im vorigen Jahre gefeiert haben, ist auch sein Meister. Die bedeutenden Dichter unseres engeren Heimatlandes, insbesondere Theodor Storm und Klaus Groth, schätzt er nach ihrem hohen Werte. In einem prächtigen Gedichte, welches auf Theodor Storms Tod sich bezieht, finden wir die schönen Worte:

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
um deines Marmorsarges weiße Wände
und senke meine Stirn dem großen Dichter,
den ich so sehr, so sehr geliebt.

Und reizend ist ein an Klaus Groth gerichtetes Gedicht, in welchem er erzählt, wie er, in einem Häuschen in Frankreich in Quartier liegend, einem jungen Mädchen aus Kl. Groths „Quickborn" vorgelesen habe. Das hübsche Kind verstand natürlich keine Silbe der plattdeutschen Gedichte, amüsierte sich aber um so mehr über die fremdartigen Laute. Da, als der preußische Offizier sich anschickte, vorzulesen:

„Ik sprung noch in de Kinnerbüx
dar wer ik al en Daugenix,"

erfolgte eine Überraschung. Es

kam ein Zischen, Heulen, Wuchten,
ein Donnerschlag . . . und eine Stille dann.
Das ganze Hüttchen zittert, schüttert, bebt,
und an den Wänden rieselt es herunter.
Wir aus dem Stroh. Das Mädchen, toderschrocken,
liegt, wie das Lamm dem Hirten, mir im Arm.
Bald fanden wir die unliebsame Störung
erklärt: es hatte in den Hof sich eine
Granate, Grüße bringend, eingewühlt.
Als wieder zum Kamin zurück wir kehrten
und ich mich niederbog zu deinem Buch,
entdeckt' ich auf dem Worte „Daugenix,"
fatale Deutung, Stückchen grauen Kalkes,
die von der Zimmerdecke abgebröckelt,
als neben uns der Eisenengel einschlug.
Ich ließ sie dort, und heute findest du
das Lesezeichen noch an alter Stelle.
In Krieg und Frieden, viele Jahre schon,
trag' ich, wo immer auch mein Aufenthalt,
am Herzen deinen Quickborn und im Herzen
die gold'ne Fülle seiner Heimatlieder.

Liliencron hat nicht lediglich Gedichte geschrieben. Wir haben Romane, größere und kleinere Erzählungen aus seiner Feder. Erst vor wenigen Wochen ist wieder ein Roman von ihm erschienen. Aber der Meister ist er in der kleinen Erzählung, und die schönsten dieser seiner kleinen Werke sind seine Kriegsnovellen, Erzählungen aus den Kriegen von 1866 und 1870. Ich glaube, daß es auch hier bei Ihnen glücken müßte, an einem Winterabend eine und die andere derselben Ihnen vorzulesen. Auch dramatische Werke hat er verfaßt. Ich kann aber nicht über dies alles auf einmal sprechen. Und darum müssen Sie mir erlauben, daß ich heute abend mich nur an seine Gedichte halte.

Eine wundervolle Farbenpracht und Anschaulichkeit zeigt sich uns hier. In wenigen Zeilen entwirft uns der Dichter ein Naturbild, welches unser Gemüt erfaßt und stimmt, wie er es haben will. Ein Beispiel aus: „Heidebilder."

Die Mittagsonne brütet auf der Heide,
im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
die Ente träumt im Binsenkraut,
die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
erlösend meine Heidewelt.

Mögen Sie nach diesem Bildchen aus der Sommerzeit noch eine Landschaft im April sehen und ein Herbstlied hören?

April.

Wie der Südwind pfeift,
in den Dornbusch greift,
der vor unserm Fenster sprießt.
Wie der Regen stürzt
Und den Garten würzt
und den ersten Frühling gießt.

Plötzlich säumt der Wind,
und der Regen rinnt
spärlich aus dem Wolkensieb.
Und die Mühle dreht
langsam sich und steht,
die noch eben mächtig trieb.

Schießt ein Sonnenblick
über Feld und Knick,
wie der Blitz vom Goldhelm huscht
und auf Baum und Gras
schnell im Tropfennaß
tausend Silbertüpfel tuscht

Wieder dann der Süd,
immer noch nicht müd',
zornt die Welt gewaltig an.
Und der Regen rauscht,
und der Garten lauscht
demütig dem wilden Mann.

Meiner Schulter dicht
lehnt dein hold Gesicht,
schaut ins Wetter still hinein.
Kennst das alte Wort,
ewig währt es fort:
Regen tauscht und Sonnenschein.

Herbst.

Astern blühen schon im Garten,
schwächer trifft der Sonnenpfeil.
Blumen, die den Tod erwarten
durch des Frostes Henkerbeil.

Brauner dunkelt längst die Heide,
Blätter zittern durch die Luft.
Und es liegen Wald und Weide
unbewegt in blauem Duft.

Pfirsich an der Gartenmauer,
Kranich auf der Winterflucht,
Herbstes Freuden, Herbstes Trauer,
welke Rosen, reife Frucht.

Es wird dem Leser unterweilen wohl einmal ein Naturbild aus fernen Ländern vorgeführt. Aber ganz überwiegend ist es doch die Heimat, unser schleswig-holsteinisches Heimatsland, dessen bescheidene Schönheit das Gemüt unseres Dichters bewegt und Liederworte in seinem Geiste erweckt, die ihren dankbaren Wiederhall finden im Herzen seiner Leser. Auch mit der Lust und dem Auge des Jägers sieht Liliencron, der Adelsmann, hinein in die Natur; und wer selber die Stimmungen kennt, welche das Herz des Jägers bewegen, wenn er dem Fuchs, dem Rebhuhn, der Ente nachspürt, wenn er unter einer Buche zum Frühstück sich niederläßt, wenn er, ermüdet, an einem Grabhügel der Urzeit in der Heide zu einem kurzen Schlummer einnickt, wird seine Rechnung finden bei dem adligen Dichter. Ich muß an diesen Dichtungen vorübergehen. Viel, viel wäre grade bei unserm Dichter zu sagen über das große Thema, dem alle Dichter in der ganzen Welt, vom ersten bis zum letzten, vom größten bis zum kleinsten sich zugewendet haben: über die Liebe zwischen Mann und Weib. Viele

schöne Blumen dieser Art könnte ich aus seinem Garten pflücken und sie, zu einem Strauße vereinigt, Ihnen darreichen. Aber ich muß mich darauf beschränken, Liliencron als vaterländischen Dichter Ihnen zu schildern. Und so dürfen wir uns auch hier nicht aufhalten. Zugleich will ich nicht verhehlen, daß unter diesen Gedichten nicht wenige sich finden, die ich trotz ihrer dichterischen Schönheit doch lieber entbehren möchte. Er weiß zu sagen von reiner, zarter Frauenliebe; aber er hat auch seine Freude daran, den „Bruder Liederlich" mit seinen kurzen Liebesabenteuern in derbster Anschaulichkeit uns vorzuführen. Und wenn nun eine solche Geschichte auf die andere folgt, da legt man das Buch doch einmal beiseite: die Freude an der Frische, Kraft, Unbefangenheit, an der ausdrucksvollen, stimmungsreichen Schilderung der derben Lebenslust, dem Überströmen der ungezügelten Natur kann doch nicht recht aufkommen wegen anderer ernsten Bedenken. Wenden wir einem anderen Gebiete seiner Kunst uns zu. Wie er die Natur seines Heimatlandes lieb hat, so auch seine Geschichte. Eine nicht geringe Anzahl der alten prächtigen Sagen und Geschichten aus Schleswig-Holsteins vergangenen Tagen hat Platz gefunden unter seinen Dichtungen. Ungerne nur verzichte ich darauf, einige dieser Erzählungen bei dieser Gelegenheit Ihnen mitzuteilen. Es würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, um so mehr, als nicht ganz kurze einleitende Bemerkungen zum Verständnis nötig wären. Bleiben wir daher bei der neuen Zeit. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Soldatenlust und Kampfesfreudigkeit Liliencron dem Rufe seines Königs ins Feld gefolgt ist. Was er in jener gewaltigen Zeit äußerlich und innerlich erlebt hat, das hat seinen Niederschlag gefunden in seinen Dichtungen, und das sind die schönsten und reinsten Klänge, die wir von ihm vernehmen. Ob es mir glücken wird, grade das Beste für Sie auszuwählen? Einerlei — hören Sie eins und das andere der kleineren Gedichte dieser Art.

Rückblick.

Eh' mir aus der Scheide schoß
blitz und blank der Degen,
ließ noch einmal Mann und Roß
kurzer Rast ich pflegen.

Und die Hand als Augenschild,
meine Lider sanken,
rasch vorbei, ein wechselnd Bild,
flogen die Gedanken.

Kinderland, du Zauberland,
Haus und Hof und Hecken.
Hinter blauer Wälderwand
spielt die Welt Verstecken.

Weiter nun in bunten Reih'n
zog mein wüstes Leben.
Wenig Thaten und viel Schein,
Windige Spinneweben.

Würfel, Weiber, Wein, Gesang,
jugendrasche Quelle,
und im wilden Wogendrang
schwamm ich mit der Welle.

Doch Dragoner glänzen hell
dort an jenem Hügel.
An die Pferde! Fertig! Schnell
klebt der Sporn am Bügel.

Zügel fest, Fanfarenruf,
donnernd schwappt der Rasen.
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
an den Feind geblasen.

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
kann den Arm nicht sparen,
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
hab' ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
flatternder Standarten.

Täuschend gleicht des Feindes Flucht
tollgehetzten Hammeln.
Freudig ruft in Wald und Schlucht
mein Signal zum Sammeln.

Schweiß und Blut an Stirn
und Schwert,
laß es tropfen, tropfen.

Dankbar muß ich meinem Pferd
Hals und Mähne klopfen.

Nächtens dann beim Feuerschein
nach des Kampfes Mühe
fielen mir Gedanken ein
aus des Tages Frühe.

Schwamm ich viele Jahre lang
steuerlos im Leben,
hat mir heut' der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben.

Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
ade, ade, du Heimatwelt —
und beugt das Haupt und ist verschieden.

Nach diesem sehr ernsten dürfte ein heiteres, freundliches Erinnerungsbild aus jenen Tagen nicht unwillkommen sein.

Die großen Feuer werfen ihren Schein
hellodernd in ein lustig Biwaktreiben.
Wir Offiziere saßen um den Holzstoß
und tranken Glühwein, sternenüberscheitelt.
So manches Wort, das in der Sommernacht
im Flüstern oder laut gesprochen wird,
verweht der Wind, begräbt das stille Feld.
Die Musketiere sangen: „Stra—a—ßburg,
o Stra—a—ßburg"... da fühlt' ich eine Hand,
die leise sich auf meine Schulter legte.
Ich wandte rasch den Kopf und sah den Lehrer,
bei dem ich, freundlich aufgenommen, gestern
Quartier gehabt; der nun, verabredet,
mit seinem Töchterchen gekommen war.
Ein Mädel, jung gleich einer Apfelblüte,
die niemals noch der Morgenwind geschaukelt.
Der Alte mußte neben uns sich setzen,
und während ihm das Glas die Freunde füllten,
führt' ich, von allem ihr Erklärung gebend,
das Mädchen langsam durch die Lagerreihen.
Sie sprach kein Wort, doch lautlos sprach
ihr Mund,
ihr Lächeln und ihr staunend großes Auge.
Wie schön sie war, wenn sie beim Feuer stand,
und rote Funken knisternd uns umtanzten.
Es hob sich die Gestalt vom dunklen Himmel,
scharf ausgeschnitten aus dem schwarzen
Rahmen.
Und einmal, als Soldaten, ausstaffiert
als Storch und Bär, uns ihre Künste zeigten,
da lehnte flüchtig sie, beinah erschrocken,
an meine Brust ihr frommes Kinderantlitz.
Wir traten zögernd dann den Rückweg an.
Es stahl der Mond sich eben in die Bäume,
und in der Ferne bei den Doppelposten
fiel, dumpf verhallend durch den Wald,
ein Schuß.
Wir gingen Hand in Hand,
und so, halb stehend, halb im Weiterschreiten,
bog ich mein Haupt hinunter zu dem ihren.
Ich fühlte, wie die jungen Lippen mir
entgegenkamen, und ich seh' noch heut'
ihr dunkles Auge in die Sterne leuchten...
Als längst der Alte mit ihr weggegangen,
saß ich im Kreise meiner Kameraden
und dachte voller Sehnsucht an das Mädchen,
bis mir zuletzt die schweren Lider sanken.
Mein treuer Bursche trug mich in mein Zelt
und deckte sorgsam mir den Mantel über.
Seitdem bin ich durch manches Land gezogen,
doch unvergessen bleibt mir jene Nacht.

Der große Krieg geht seinen Gang weiter. Der Tag von Sedan bringt den Frieden nicht, wie viele gedacht haben. Das Blut der Gefallenen rinnt nicht mehr hinab in das grüne Gras; es tropft auf den weißen Schnee

in den Kämpfen vor Paris, in den großen Schlachten des Dezember und des Januar. Aber der Sieg bleibt dem deutschen Heere, und am 18. Januar 1871 wird das neue deutsche Reich geboren in der Stunde, da König Wilhelm im Schlosse zu Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen wird. Den folgenden Tag kämpft General Göben im Norden bei St. Quentin siegreich gegen die Franzosen. An dieser Schlacht nimmt auch unser Dichter teil. Da kommt ein Johanniter herangesprengt und ruft:

Gestern ward unser greiser, großer König
Kaiser.
Und zum Salute donnern die Batterieen
den Kaisergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrieen
den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.

Scheu schielt aus gelb gesäumter Wolkennacht
zum ersten Mal die weiße Wintersonne,
und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
bis auf die fernst marschierende Kolonne —
daß hoch mein jung Soldatenherze schlug
in Wonne.

Alle Anstrengungen, die Hauptstadt Frankreichs zu retten, sind vergeblich: Paris fällt. Und endlich, nach General Werders Heldenkämpfen an der Lisaine vom 15—17. Februar muß Bourbaki mit der letzten französischen Armee Zuflucht suchen in der Schweiz. Die Kraft Frankreichs ist gebrochen. Der Krieg ist zu Ende, die deutschen Heere dürfen in die Heimat ziehen. Deutschland feiert sein Siegesfest.

Flatternde Fahnen
und frohes Gedränge,
Fliegende Kränze
und Siegesgesänge.

Schweigende Gräber,
Verödung und Grauen,
Welkende Kränze,
verlassene Frauen.

Heißes Umarmen
nach schmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
gestorbene Thränen.

Es wird wohl Zeit, verehrte Zuhörer, an den Schluß zu denken. Nur einige Schritte noch lassen Sie uns mit unserem Freunde thun, um zu hören, wie er in der Friedenszeit zurückdenkt an die durchlebten Kämpfe, immer bereit, auf's Neue dem Rufe seines Kriegsherrn zu folgen, wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Bisweilen ist es mir, als ob ich höre
die Trommeln wirbeln und den Ruf der Hörner.
Und siegestrunken bricht aus tausend Kehlen,
es klingt zu mir aus ungemess'nen Fernen,
ein brausend Hurra jauchzend zu den Sternen.

Bei Sommeranfang sieht er die Syringen blühen. Sie wollen ihm den Gruß eines Toten bringen, eines Kameraden, den er am Tage der Schlacht nach heißem Ringen tot in einem Garten fand, „beschattet still von blühenden Syringen." Bei dem lieblichen Anblick einer Sommerlandschaft muß er zurückdenken an die das Land verwüstenden Stürme des Krieges:

Ich stand an eines Gartens Rand
und schaute in ein herrlich Land,
das, weit geländet, vor mir blüht,
drin heiß die Erdensonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
mein Wirt und ich am Apfelbaum,
wir lauschten einer Nachtigall,
und Friede, Friede überall.

Ein Zug auf fernem Schienendamm
kam angebraust. Wie zaubersam!
Er brachte frohe Menschen her
und Güterspenden, segenschwer.
Einst sah ich den metallnen Strang
zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
war damals aufgewühlter Grund.

Ja, wohl dem Lande, das des Friedens sich erfreuen kann. Aber darum soll jeder, der die Waffen zu führen vermag, auch bereit sein, dem Friedensstörer entgegenzugehen. Auch der Dichter will dann nicht zurückbleiben. In seinem Walde steht er unter seiner Buche und dankt dem treuen, verschwiegenen Freund für manche Stunde schöner Einsamkeit.

An deinen Stamm lehnt' ich mich oft,
Und meine Hand griff hinauf
in dein Geäst,
und liebevoll zog einen Zweig ich
zu mir herunter:
du grünes Blatt,
kühle die Stirn,
die oft so heiße Stirn
mir immerdar;
rausche, rausche,
daß ich den Plunder der Welt nicht
vernehme.
verstecke mich,
verstecke meine Einsamkeit.

Da dringen wohlbekannte Klänge an sein Ohr. Und wie er hinaustritt ins Freie, sieht er Soldaten im Manöver.

Wie mir das Herz sehnsüchtig schlägt:
war ich doch oft dabei.

Ein Regiment roter Husaren jagt daher und ihnen voran kein Geringerer als der Kaiser selbst.

Und tief verneig' ich mich
vor meinem kaiserlichen Herrn.
Schütze den Frieden, o Herr;
des reifenden Roggenfeldes
bringenden Segen schirme du,
so lange du es vermagst:
laß dem Kohlgarten
der ärmlichen Heidekate
sein spärlich Gedeihen,
sein kümmerlich Fristen,
so lange es in deiner Kraft steht.
Haß aber, Neid und Mißgunst
sind unausrottbare Raubtiere:
und bis ans Ende der Dinge
wird unter uns Menschen auf Erden
das Kriegsbeil
nicht vergraben werden.
Wenn denn:
— — — — — — — —
dann, dann, o Herr,
laß mich reiten in deinem Gefolge.
— — — — — — — —
Nicht unerprobt ist mein Arm.
In Feldzügen und Schlachten
holt' ich mir Narben;
in Feldzügen und Schlachten
mit jauchzender Seele:
für dein Herkulesgeschlecht,
für das Vaterland. —

Nicht ich, unser Dichter soll das letzte Wort haben in diesem Vortrag. Es ist die Abendstunde jenes Tages im März 1888, da der Leichnam des großen Kaisers nach der letzten Ruhestätte gebracht wird.

Viel Tausende haben sich aufgemacht
in stürmischer, schneeiger Winternacht.
Die Menge staut sich, steht Fuß an Fuß,
dem Kaiser zu danken mit letztem Gruß.
— — — — — — — — — —
„Laßt mich durch, die Gasse mir aufgethan,
laßt mich durch, laßt mich durch, sonst brech'
ich mir Bahn!
Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
Bei Gravelotte, spät war die Stunde,
der König! rief es in weiter Runde,
und jauchzend hemmten wir seinen Zügel,
bedeckten mit Küssen Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
sein Auge tropft, seine Lippe bebt —
mit ihm, mit ihm hab' ich's durchgelebt."



Aus der Schlacht bei Idstedt.

Die Kämpfe im Zentrum.

Von **J. Butenschön**, Lehrer emer. in Hahnenkamp.

Der im Juli-Heft der „Heimat" veröffentlichte Artikel des Herrn Amtsvorstehers Schümann veranlaßt mich, auch einige Mitteilungen zu machen über die Vorgänge im Zentrum unserer Schlachtlinie, um uns an Thatsachen klar zu machen, wie es um uns stand, als wir auf Befehl des Führers der schleswig-holsteinischen Armee den Rückzug antraten. — Zuerst denn über das Vorpostengefecht am 24. Juli. Die Avantgarde bestand aus dem 1., 8. und 15. Bataillon und dem 3. Jägerkorps. Letzteres war bereits im Gefecht im Poppholz bei Helligbek, als das 1. Bataillon Befehl erhielt, vorzugehen. Die Jäger zogen sich zurück, als wir um $1^1/_2$ Uhr nachmittags in das erste Treffen vorrückten. Als wir westlich von der Chaussee über das Büchmoor hinweg in der Richtung nach Helligbek mit der 3. Kompanie vorwärtsgingen, begann die Artillerie des Feindes, die in der Nähe des Poppholzes ihre Stellung hatte, mit Granaten und Vollkugeln auf unsere Kolonne zu feuern, aber es gelang uns, ohne Verlust über den Helligbek-Krug hinaus vorwärts zu dringen. Als wir nördlich von dem genannten Wirtshause in einer Haferkoppel ausgeschwärmt waren, entspann sich ein heißes Tirailleurgefecht, da der Feind hier bedeutende Streitkräfte entwickelte und wir schwere Verluste erlitten. Als wir in der Haferkoppel in Schützenkette fochten, wurde meinem Nebenmann (Schlössermann aus Altona) von den dänischen Scharfschützen die Helmspitze abgeschossen, und als wir uns eine Strecke zurückziehen mußten, erhielt er durch einen Schuß eine Verwundung im Fersengelenk. Bis abends 8 Uhr hatten von unseren Truppen 3 Bataillone und 8 Geschütze (das 1. und 15. Bataillon und das 3. Jägerkorps; das 8. Bataillon war in Reserve geblieben) gegen 10 Bataillone und 4 Geschütze des Feindes 8 Stunden lang mit Ausdauer gefochten, und der Verlust der 3 Bataillone hat wohl etwa 150 Mann betragen. Das Gefecht blieb am Abend in Helligbek stehen, und als wir uns in Ordnung zurückgezogen hatten, kam Oberst Gerhard zu uns und sagte, daß er während des Kampfes uns fortwährend beobachtet und wahrgenommen habe, daß wir uns brav gehalten hätten. „Aber morgen," fügte er hinzu, „wird die Entscheidungsschlacht stattfinden, und dann: entweder — oder!" Das 1. Bataillon lagerte ungefähr 2000 Schritte südwärts von Helligbek an beiden Seiten der Flensburger Chaussee. Spät abends, bevor wir uns nach überstandenem heißen Tageswerk zur Ruhe begaben, spielte die Bataillonsmusik unser Nationallied, während die Wachtfeuer des Feindes vor dem Poppholz entlang emporloderten, was bei uns die kriegerische Stimmung erhöhte. Wir waren in jener Abendstunde fröhlichen Mutes, was sich auch dadurch äußerte, daß auf dem hohen Kamp noch lustige Tänze aufgeführt wurden, als die Klänge des Schleswig-Holstein-Liedes hinübergetragen wurden nach dem vom Feinde besetzten Gehölz. Nachdem wir dann vor dem Schlafengehen unser Gesicht gewaschen und ein wenig gegessen und getrunken hatten, verfügten wir uns zur Ruhe. Unser Nachtlager hatten wir in einem trockenen Wallgraben, Mann an Mann in langer Reihe, südlich vom Büchmoor. — Die feindlichen Truppenteile hatten an jenem Tage nicht unbedeutend gelitten, denn es heißt im dänischen Rapport: „Die 5. Brigade löste die am Gefechte beteiligte Division ab zur großen Erleichterung der 4. und 6. Brigade, welche fast 8 bis 9 Stunden gekämpft hatten und deshalb der Ruhe sehr bedurften." Unser 3. Jägerkorps und das 8. Bataillon erhielten diese „Erleichterung und Ruhe" nicht, sondern bezogen abends die Vorposten. Die 1. und 2. Kompanie des 3. Jägerkorps besetzten die Vorposten westlich von der Chaussee in der

nördlichen Lisiere des Buchholzes bis zur Helligbek, die 3. und 4. Kompanie des 8. Bataillons östlich der Chaussee mit zurückgebogenem rechten Flügel bis zur Niederung. Das 15. Bataillon besetzte Idstedt und stellte Feldwachen links in Verbindung mit dem 8. Bataillon über Röhmke, rechts bis zum Idstedtsee. Die Doppelposten des 3. Jägerkorps und des 8. Bataillons standen nur 500 Schritte von dem feindlichen entfernt und waren daher stark besetzt. — Das 3. Jägerkorps hatte während der Nacht sein Lager in einer feuchten, sumpfigen Moorniederung.

Am 25. Juli. Am frühen Morgen wurden unsere noch im süßen Schlummer ruhenden Truppen an beiden Seiten der Flensburger Chaussee plötzlich geweckt durch den Ruf: „An die Gewehre!" Hannemann war früher aufgestanden als wir und hatte uns der Ordre seines Obergenerals gemäß eine Überraschung bereitet, indem er mit Übermacht unsere auf den Vorposten stehenden Kameraden vom 3. Jägerkorps energisch angriff, im ersten Anlauf warf und auf diese Weise mit seiner Schützenkette so nahe an unsere Lagerstätte gelangte, daß von unserer Mannschaft schon beim Antreten einzelne verwundet wurden. Doch in einem Nu wurden unsere Kolonnen geordnet, schwärmten aus und trieben den vorgedrungenen Feind in das vor uns liegende Büchmoor und darüber hinaus bis Helligbek. Mancher Däne wurden in diesem Moor niedergestreckt, und wir trafen beim Vorwärtsdringen reihenweise die gefallenen Feinde, getroffen von unseren Spitzkugeln. Aber der dichte Nebel, der am Vormittage in der ganzen Gegend lagerte und sich bald darauf in einen anhaltenden Regen verwandelte, verhinderte jede Übersicht. Es kam sogar vor, daß, als die Schützenkette des 1. Bataillons bis nahe vor Helligbek vordrang, unsere Artillerie unsere Soldaten für Feinde hielt und sie mit Bomben nnd Granaten beschoß, bis sie schnell auf ihren Irrtum aufmerksam gemacht wurde. — Das Gefecht an der Chaussee wurde im Laufe des Vormittags mit günstigem Erfolge fortgesetzt, und hier hielt die Avantgarde ihre Position. In den Vormittagsstunden fand im Zentrum ein heftiger Artilleriekampf statt. 37 unserer Geschütze waren aufgefahren; sie feuerten mit Granaten, Kartätschen und Schrapnells und hielten den Feind vollständig in Schach. Wenn sich feindliche Infanteriekolonnen zum Vorgehen sammelten, so wurden sie durch Granaten- oder Schrapnellschüsse schnell zurückgewiesen. Oberst v. Wissel bemerkt darüber, daß die dänische Artillerie schnell und ohne besonderen Nutzen feuerte, denn ihre vielen Granaten platzten meistens zu früh; unsere Artillerie dagegen feuerte ruhig und langsam. Der dänische Rapport sagt, der Artilleriekampf habe ungefähr 1½ Stunden gedauert, ohne daß es gelungen wäre, das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen. — An der Chaussee wurden in der Zeit von 9 bis 12½ Uhr von den Dänen gar keine ernstlichen Versuche gemacht, die Position am Westergehege zu nehmen. Man sammelte und ordnete die Infanterie, was auch von uns während des Artilleriekampfes — als das Gewehrfeuer fast verstummte — hätte geschehen können und sollen, denn einzelne Bataillone waren im Laufe des Vormittags mehr oder weniger in der Feuerlinie vermischt worden, also nicht geordnet. — Sehen wir nun, was in Idstedt, dem Knotenpunkte des Schlachtfeldes, geschah während der Zeit, als die Avantgarde an der Chaussee ihre Position behauptete.

Das 15. Bataillon, das am Abend vorher der Avantgarde angehörte, war der 4. Brigade wieder zugeteilt worden und hatte das Dorf Idstedt besetzt gehalten. Gegen dieses führte der Feind seine 5. Brigade und ging schon um 2½ Uhr zum Angriff über. Bis 4¼ Uhr hielt jenes Bataillon das Dorf, mußte es dann aber räumen, weil ihm die Munition ausgegangen war, und sich auf das Westergehege zurückziehen. Idstedt ward sogleich vom Feinde an allen Ecken in Brand gesteckt, weil er zur Behauptung des Ortes sich nicht stark genug

fühlte, da die Avantgarden-Brigade, gegen Helligbek und Idstedt vordringend, seinen rechten Flügel bedrohte, und das bereits erwähnte heftige Artilleriefeuer schon seine auf der Chaussee vorrückenden Massen zum Verlassen des Weges und zum Aufsuchen einer gedeckten Stellung westlich davon gezwungen hatte. Während nun sein rechter Flügel dem brennenden Dorfe gegenüber stand, um dessen Besitz er fortwährend kämpfte, und es erst einnahm, als er zwei Bataillone zur Verstärkung herangezogen hatte, war sein linker Flügel am rechten Ufer des Idstedt-Sees durch das schmale, dichte Untergehölz vorgedrungen und hatte daraus die vorgeschobenen Posten des 4. Jägerkorps zurückgedrängt. Auf der neben dem Holze gelegenen Anhöhe war eine Granatbatterie aufgefahren und damit das Gefecht gegen das Gruder Gehölz eröffnet worden. Eine halbe Batterie, kommandiert von Hauptmann Crause, der durch einen der ersten feindlichen Schüsse getötet wurde, war aufgefahren worden zur Verteidigung des Übergangs am Idstedt-See, zog sich aber gegen das Westergehege zurück und behauptete hier ihre Stellung. Mit Ausdauer und großer Tapferkeit hatte das 4. Jägerkorps die Gruder Hölzung verteidigt und alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen. — Im Zentrum hatte das 2. Bataillon das Buchholz und die Ziegelei, das 1. Jägerkorps die Übergänge über die Helligbek bei Engbrück und Bollingstedt besetzt. Das 12. Bataillon mit einer halben Batterie ward zur Unterstützung nach dem Büchmoor gesandt. Dem Feinde gelang es anfangs, mit bedeutenden Kräften nach heißem Gefecht das Unterholz bei Engbrück und die Ziegelei zu nehmen, aber durch zweimaligen Bajonnettangriff des 1. Jägerkorps wurden das verlorene Gehölz und die Ziegelei wieder genommen und der Feind mit großem Verlust zurückgeschlagen. Damit war der rechte Flügel der feindlichen 5. und 6. Brigade, die auf Ahrenholz und den Langsee hatten vordringen sollen, um 6 Uhr vollkommen geschlagen und hatten sich auf die Chaussee, in der Höhe von Helligbek, zurückziehen müssen. Um diese Zeit hatte auch die Brigade Abercron auf dem äußersten rechten Flügel den Feind zurückgeworfen bis nach Böcklund. Um 6 Uhr ging auch v. d. Horst mit der 7. Brigade vor zum Angriff in Ober-Stolk; er schlug und zersprengte die 2. dänische Division, und dort endete der Kampf mit einer vollständigen Niederlage des Feindes. — Aber die 6. Brigade blieb stundenlang unthätig, obgleich die vier kampfgeübten Bataillone (5., 6., 7. Bataillon und 2. Jägerkorps) mit ihren durchgängig tüchtigen Offizieren dem Befehle zum Vorwärtsgehen sehnsüchtig entgegensahen; aber solcher Befehl kam leider nicht.

Willisen hatte nun der 4. Brigade den Befehl erteilt, das Dorf Idstedt zu nehmen und sich jenseits mit der 3. Brigade zu vereinigen, um dann gegen die Chaussee vorzudringen. Dieses von Willisen befohlene Unternehmen konnte mit zwei Bataillonen nicht ausgeführt werden; denn es genügte nicht, die feindliche Stellung zu durchbrechen, sondern man mußte sie gänzlich über den Haufen werfen, wozu aber eine so unbedeutende Gegenmacht, ohne alle Reserve, nicht als ausreichend betrachtet werden konnte. Das Dorf Idstedt bot nirgends Deckung für die Angreifenden wegen des allgemein gewordenen Brandes. Der Feind hatte hier fünf Bataillone in Thätigkeit, von denen zwei gegenüber im Nordosten, dicht am Rande des Dorfes standen, eins den jenseitigen Ausgang beobachtete, während auf der Südseite noch zwei Bataillone in gerader Front gegen den Ausgang postiert waren. Eine feindliche Granatbatterie richtete von Röhmke aus auch noch ihr Feuer auf Idstedt. Die beiden Bataillone (das 13. und 14.) erlitten starke Verluste. Hätten sie mit dem Bajonett sich auf den Feind stürzen wollen, so wären beide Bataillone gänzlich aufgerieben worden, ehe sie ihr Ziel erreichten, da sie von allen Seiten, in der Front und auf den Flanken, beschossen wurden. Der Feind schlug die beiden Bataillone gänzlich, und diese mußten sich nach

schwerem Verlust zurückziehen, und konnten sich erst vor dem Westergehege sammeln.

Dennoch stand die Schlacht im Zentrum keineswegs schlecht. Der Feind, der den Angriff des 13. und 14. Bataillons zurückgeschlagen hatte, drängte nur schwach nach und verfolgte seinen Sieg nicht über Idstedt hinaus, ja, es hatte um 7 Uhr schon den Anschein, als rüste er sich zum Rückzuge. General v. Krogh hatte infolge der Niederlage bei Stolk an sämtliche Brigaden den Befehl ergehen lassen, nicht mehr offensiv vorzugehen. Im Zentrum drängte der Feind nicht mehr; seine Kolonnen standen zurückgezogen in weiter Entfernung; nur die Artillerie und die Schüsse der Schützenketten erinnerten an die Fortdauer der Schlacht. Willisen war aber leider nach dem mißglückten Angriff auf Idstedt völlig plan- und ratlos, die widersprechendsten Pläne durchkreuzten seine Gedanken, die widersprechendsten Befehle wurden erlassen. Bald wollte er den Angriff erneuern, aber im nächsten Augenblick sich zurückziehen. Also der Angriff zweier Bataillone hatte seinen Zweck nicht erreicht, aber die übrigen 18 Bataillone hatten bis dahin sich mit Ausdauer behauptet und Erfolge errungen; dennoch verzweifelte er am Siege! Der feste, entschlossene Wille fehlte, sonst wäre der Sieg errungen gewesen!

Willisen befahl den Rückzug, obgleich Oberst v. Wissel, dem dieser Befehl ganz unerwartet kam, erklärte, daß er mit der Artillerie allein den Feind abzuhalten vermöge. Auch Oberst Gerhardt, Kommandeur der Avantgarde, hatte erklärt, daß er seine Stellung behaupten könne. — Am linken Flügel wollten unsere Truppen zur Offensive übergehen, als diese Absicht durch den erteilten Befehl zum Rückzuge verhindert wurde.

Nun wollen wir uns die letzten Vorgänge im Zentrum (kurz vor dem Rückzuge) vergegenwärtigen. Die Avantgarde behauptete bis dahin (12 Uhr mittags) ihre Position an beiden Seiten der Chaussee, nördlich vom Idstedt-Krug, ohne vom Feinde gedrängt zu werden. Die Artillerie war der Ordre gemäß abgefahren, nur vier Geschütze der 6pfündigen Batterie unter Hauptmann Seweloh feuerten noch hart westlich an der Chaussee auf die dänischen Kolonnen. Das 1. Bataillon, bei dem Verfasser stand, wurde zu der Zeit garnicht ernstlich angegriffen, aber es wurde zurückkommandiert, nahm Aufstellung beim Idstedt-Krug und marschierte von dort zurück. Das 3. Bataillon wurde vorgeschickt, und wir waren der Meinung, daß es die von dem 1. Bataillon geräumte Position besetzen und verteidigen solle; aber bevor es diese Aufgabe erfüllen konnte, hatten die Kolonnen der dänischen Leibgarde sich bereits in Bewegung gesetzt und waren mit ihren Tirailleurs vorgedrungen.

Thatsache ist es also, daß die Garde, die einzige Reserve des Feindes, erst dann zum Angriff vorrückte, als unsere Armee auf Befehl den Rückzug antrat. Von Infanterie waren in jener verhängnisvollen Stunde vom 1. Bataillon nur die Tirailleure, die in der Schützenkette das Rückzugssignal nicht vernommen hatten, zurückgeblieben, sowie Jäger vom 3. Jägerkorps, die ihre Munition verschossen hatten. Das 3. Bataillon war freilich nach dem Rückzuge des 1. Bataillons vorgegangen, kam aber gleich im Laufschritt zurück. Hauptmann Seweloh hat beim Anrücken der Garde noch auf 500 Schritt mit Kartätschen gefeuert, aber da seine Geschütze fast gar keine Bedeckung von Infanterie hatten, so war es für die Garde keine schwere Aufgabe, bis zu der Batterie zu gelangen. Rittmeister Keudell, der mit seiner Schwadron Dragoner in einer Senkung hielt, machte noch eine Attacke auf den Feind, jagte ihn über den Knick, empfing dann aber Feuer der Garde und mußte zurück, und so wurde das von Infanterie entblößte Zentrum an der Chaussee vom Feinde genommen. Der Feind schoß mit seinen Raketen den Idstedt-Krug in Brand; hoch loderten die Flammen empor, als ein Zeichen, daß unser Zentrum gewichen war. In erbitterter Stimmung

traten wir unseren Rückzug an in der Überzeugung, daß das Vorgehen der Garde nicht den Zweck hatte, das Zentrum zu nehmen, sondern daß es nur einen geordneten Rückzug ermöglichen sollte. Man rief uns zu: „Schleswig-Holsteen is in Buddel!“ Als einmal auf dem Rückzuge im 1. Bataillon Unordnung entstand, wurde diese von Major Wittich sofort gehemmt, indem er kommandierte: „Auf das Gewehr!“ und so marschierten wir eine Strecke im Parademarsch. Das machte doch nicht den Eindruck einer geschlagenen Truppe! Und das waren Soldaten, die von morgens vier Uhr im Gefecht gewesen waren und bereits am Tage vorher heiß gekämpft hatten. Wir gaben auf unserm Rückzuge die letzten Schüsse ab, als feindliche Dragoner sich blicken ließen, die sofort kehrt machten. Ungestört, von keinem Feinde belästigt, erreichten wir spät abends Sorgbrück, wo wir uns ermüdet in den Sand niederwarfen und fast augenblicklich einschliefen. — Aber schlimmer als wir haben es damals die Kameraden von der 2., 3. und 4. Brigade gehabt, die auf ihrem Rückzuge über Missunde geführt worden sind. Obgleich kein Feind sich hat blicken lassen, hatte Willisen es dennoch angeordnet, daß die vom Schlachtfelde zurückgekehrten Truppen die ganze Nacht ununterbrochen haben marschieren müssen und in Sehestedt morgens 8 Uhr völlig aufgelöst angekommen sind. Im Stehen, Reiten und Fahren ist alles eingeschlafen, Menschen und Pferde! Und warum diese Eile? Damit Willisen so schnell wie möglich die Festungsmauern Rendsburgs erreichte!



Die Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde.

Über die Dienste, welche die Photographie der Landes- und Volkskunde leisten kann, sind uns mehrere Einsendungen zugegangen, die wir zwar nicht alle vollständig aufnehmen können, aus denen wir aber nachfolgende Anregungen unsern Lesern vorlegen.

1. Herr Ingenieur Alfred Paris in Rathenow schreibt: Ich möchte die Leser unserer „Heimat,“ die sich als Amateure der Photographie widmen, auf eine Bewegung hinweisen, die insbesondere in Sachsen in letzter Zeit gepflegt worden ist, und die allen Amateurphotographen, die vielfach ohne besonderen Zweck reine „Ansichtsbilder“ fertigen, eine zweckdienliche Ausübung ihrer Kunst an die Hand giebt.

Es handelt sich hier um die Anwendung der Photographie auf die Volkskunde.*) Welcher Gewinn läßt sich nicht für diese erzielen, wenn unsere Amateure versuchen wollen, charakteristische Merkmale unserer engeren Heimat bildlich festzuhalten! Gerade hier vermag die Photographie als eine rein objektive Darstellungsmethode Hervorragendes zu leisten durch naturgetreue Wiedergabe, frei von jeder subjektiven Auffassung eines zeichnenden oder malenden Individuums; durch diese Bilder kann unendlich viel von den charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Volksstammes in Tracht und Gebaren, in Sitten und Gebräuchen überliefert werden, und auch von technischen Fertigkeiten, von Kunstsinn und Kunstfertigkeit können diese Aufnahmen ein untrügliches Zeichen geben. Eigentümlich ist, daß erst jetzt auf diese Punkte hingewiesen wird; doch erklärt sich dies

*) Das Folgende ist unter Benutzung des H. Schnaußschen Aufsatzes darüber aus dem „Apollo“ Nr. 65, 1898 mit Erlaubnis des Verfassers zusammengestellt worden.

aus der Natur der Sache. Denn der Einzelne, wenn er nicht über große Mittel verfügt und viel, sehr viel Zeit darauf verwendet, vermag hier wenig zu erreichen. Es muß eine Gesamtheit sein, die systematisch das sammelt und ordnet, was die einzelnen zusammentragen, und das Material muß auch so gesammelt werden, daß ein allgemeiner Nutzen daraus entsteht. Das gelegentliche Sammeln solcher Bilder, die mehr oder weniger durch Zufall entstanden sind, würde für die Volkskunde nicht von großem Nutzen sein.

Es ergiebt sich also, daß, um einen Erfolg zu sichern, eine Zentralstelle mit fachkundiger Leitung die Organisation einleiten und ständig überwachen, auch Sorge tragen muß, daß nun das gesammelte Material systematisch geordnet und so einer einheitlichen Bearbeitung zugänglich gemacht wird.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat die Dresdner Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie ein Unternehmen ins Leben gerufen, das freudig zu begrüßen ist; sie beabsichtigt in Dresden eine Sammlung von Photographien zu veranstalten, die alles enthalten soll, was für die sächsische Volkskunde von Wichtigkeit und Bedeutung ist, und hat sich zu diesem Zwecke mit dem „Verein für sächsische Volkskunde,“ der bereits eine ansehnliche Sammlung einschlägiger Bilder besitzt, ins Einvernehmen gesetzt. In dem Museum im königlichen Palais (im Großen Garten) soll die zu schaffende Sammlung als „Stiftung der Dresdener Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie“ untergebracht werden. Die Verwaltung und Instandhaltung übernimmt gleichfalls der Verein für sächsische Volkskunde. Das Übereinkommen ist für beide Teile sehr ersprießlich, denn die Gesellschaft für Förderung der Amateurphotographie erhält so einen Ort und Platz, wo sie ihre Sammlungen gut unterbringen kann, und der Verein für Volkskunde bekommt auf diese Weise eine wertvolle Sammlung von außerordentlich geeignetem Material.

Der Vorteil, den aber der Amateur von der Sache hat, das Bewußtsein, an einem gemeinnützigen Unternehmen dieser Art mitzuwirken, muß jeden Amateur mit Genugthuung erfüllen; es kann ihm nur lieb sein, zu wissen, daß die Früchte seiner Arbeit auf lange Zeit hinaus sorgsam aufbewahrt, von zahlreichen Forschern betrachtet und noch von kommenden Geschlechtern als Anschauungs- und Belehrungsmaterial benutzt werden. Es wird ihm dadurch Gelegenheit geboten, sich an der Lösung einer Kulturaufgabe zu beteiligen, deren segensreiche Folgen, wenn auch erst in späteren Jahren, viele dankbar anerkennen werden. Dazu kommt aber noch ein praktischer Vorteil. Der Vorstand des Vereins für sächsische Volkskunde (den Vorsitz führt z. Zt. Herr Generalmajor Freiherr v. Friesen) wird allen, die sich an dem Unternehmen zu beteiligen wünschen, eine Karte ausstellen, durch die sie sich den über das ganze Königreich Sachsen zerstreut wohnenden Pflegern des Vereins gegenüber zu legitimieren vermögen, welche letzteren ihnen Zutritt zu verschiedenen Baulichkeiten und Anlagen (Kirchen, Schlössern, Gärten usw.) verschaffen werden, die der Camera prächtigen Stoff bieten und die für gewöhnlich nicht zugänglich sein würden. Diese Legitimationskarte würde also gewissermaßen ein Äquivalent sein für die dem Museum gelieferten Bilder.

Die Dresdener Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie will nun eine „Nationale Vereinigung für Photographie im Dienste der sächsischen Volkskunde“ gründen, der alle diejenigen beitreten sollen, die sich regelmäßig an den gestellten Aufgaben beteiligen würden. Das Normalformat für die Photographien soll 18×24 sein; kleinere Bilder werden so viele zu einem Karton zusammengestellt, bis dies Format erreicht ist. Die Hauptsache ist, daß die Gegenstände recht groß und deutlich abgebildet werden.

Auf das Herstellen der Bilder ist nun große Sorgfalt zu verwenden, da eine

lange Dauer natürlich erstrebt wird. Infolgedessen würden Platin- oder Pigmentdruck am geeignetsten sein. Doch da nicht gerade sehr viele Amateure mit diesen Verfahren vertraut sein werden, so werden auch Silberabzüge angenommen, die gut zu fixieren und auszuwaschen sind. Zwei Exemplare davon sind unaufgezogen einzuliefern; im Museum werden die Bilder dann aufgezogen und geordnet.

Was nun die aufzunehmenden Gegenstände anbelangt, so hat für Sachsen Herr Kunstmaler O. Seyffert ein Programm ausgearbeitet; ich lasse es hier folgen, indem ich es so abändere, wie es wohl für unsere „Heimat" maßgebend sein dürfte:

Typische und charakteristische Gegenstände sind zu bevorzugen, in erster Linie aber solche Aufnahmeobjekte, die im Begriffe sind zu verschwinden, wie alte Bauernhäuser, ältere Stadtteile, die vor dem Abbruch stehen, Volkstrachten usw.; insbesondere wären hier die Halligen zu allererst mit zu berücksichtigen.

1. Typische Landschaftsbilder: Strandbilder der Ost- und Nordsee, Marschweiden, Köge, Moor und Heide, die verschiedenen Typen der Anlage von Dörfern und Flecken von höher gelegenen Punkten aus, Hünengräber, Seelandschaften des östlichen Holsteins, landschaftlich bemerkenswerte Gegenden usw.

2. Malerische Häuseransichten, Hausinschriften über den Thüren, schönes Fachwerk, Typen unserer verschiedenen Bauernhäuser und ihrer besonderen Merkmale, Straßenansichten, der Dorf- oder Marktplatz, Rathaus, Förstereien, Schenken, Kirchen, der Kirchhof (Grabkreuze und Denkmäler), Pfarrhaus, Schule, Schlösser, Ruinen usw. Ebenso dürften die Aufnahmen von Ansichten der Städte und Dörfer der Provinz einen außerordentlichen Wert in zukünftigen Zeiten erlangen. Photographien von Bauten neueren Stils, Villen, öffentlichen Gebäuden werden als Kontrast zu den oben genannten Bildern von großer Wichtigkeit sich erweisen.

3. Aber es ist nicht nur erwünscht, das Äußere von Gebäuden im Bilde zu besitzen, hoch willkommen ist auch, zumal dies bisher wohl wegen der sich einstellenden Schwierigkeiten noch wenig geschehen ist, das Aufnehmen des Innern eines Bauernhofs, einer Stube, einer Kirche; im Hause befinden sich wohl noch bemalte und geschnitzte Schränke, Truhen, Himmelbetten, altes Haus- und Wirtschaftsgeräte (Mangelbrett, Spinnrocken); die verschiedenen Gewerke geben bei ihrer Arbeit als Staffage eines Interieurs höchst dankbare Genrebilder, z. B. der dreschende Landmann, der Schreiner ꝛc.

4. Familienaufnahmen, Charaktertypen bei Hochzeiten (Hochzeitsbitter, Brautpaar, Brautjungfern), bei Kindtaufen und Begräbnissen, sodann spielende Kinder in Ausübung der verschiedenen Kinderspiele.

5. Volkstrachten und Verwandtes. Auf die Volkstracht ist, wie schon erwähnt, ein großes Gewicht zu legen, zumal sie sich mehr und mehr verliert. Malerische Studien geben: Jäger, Schiffer, Fischer, Fuhrleute, Hirten, arbeitende Bauern, Militärs, Landleute auf dem Gange zum Markt, Typen bei besonderen Volksfesten, wie bei Kindergilden, Schützengilden usw., Eisboßeln, Kegelschieben, Jahrmarktsbilder, Schulfeste, Scheibenschießen, Richtfeier bei Neubauten, Umzüge und Festzüge aller Art, Jahr- und Viehmärkte, Manöverbilder.

Ebenso Bilder von großstädtischen und ländlichen Straßentypen: Dienstleute, Briefträger mit Klüverstaken, Straßenkehrer, Hausierer, Müllabfuhrleute, Dienstmädchen, Nachtwächter und sonstige Originalgestalten.

8. Verkehrswesen: Lastwagen, Boote, Schuten, Kutter, Schiffe aller Art, verschiedene Wagen, Droschken, elektrische Straßenbahnen, Postwagen, Frachtfuhren, Dampfstraßenbahnen und Eisenbahntypen, Fähren usw.

Aus dem reichhaltigen Programm ist die große Mannigfaltigkeit des zu bearbeitenden Stoffes zu ersehen. Zur Genüge läßt sich schon erkennen, daß für

viele Fälle zur Momentphotographie geschritten werden muß, weil bestimmte Scenen sich nur durch sie werden festhalten lassen.

Fragen wir nun nach den Zentralstellen in unserer Provinz, die geeignet wären, die Sache leitend in die Hand zu nehmen und zu verfolgen, so wäre wohl die mit reichen Mitteln ausgestattete Gesellschaft zur Förderung der Photographie in Hamburg vielleicht die erste, die hierzu berufen wäre, und die künstlerische Richtung dieser Gesellschaft hat in den Hofmeister'schen Bildern: „Urahne," „In Vierlanden," „Stufenfischer," „Guter Fang," „Im Moor" usw. Bilder gezeitigt, die freilich durch die Manier ihrer vergrößerten Ausarbeitung im Pigmentdruck in erster Linie künstlerisch wirken, die aber auch von großer Bedeutung für die Volkskunde sind, wenn man Abzüge nach den Originalplatten herstellt. Weiter würden die Photographischen Gesellschaften in Kiel und Flensburg wohl auch die Initiative ergreifen, und als Sammel-Zentralstelle würde das Thaulow-Museum in Kiel oder eins der Hamburger Museen in Betracht kommen.

Vielleicht bedarf es nur einer Anregung, um unter den Mitgliedern unseres Vereins und unter den Lesern der „Heimat" ein Interesse für diese Sache hervorzurufen, um so mehr, da die Einrichtungen für Photographie heute für wenig Geld zu beschaffen und auch gute Objektive zu billigen Preisen erhältlich sind.

Zum Schluß will ich nur noch darauf hinweisen, daß von der freien photographischen Vereinigung in Berlin (Vorsitzender Geh. Rat Prof. Dr. Fritsch) in Verbindung mit leitenden Kreisen in Kulm und Görlitz Schritte unternommen worden sind, um gleichfalls die Photographie in den Dienst der Volkskunde zu stellen.

2. In demselben Sinne schreibt ein anderer Leser der „Heimat", Dr. Fock in Hamburg, mit Bezug sowohl auf die Amateur- als auf die Berufs-Photographen: Von Jahr zu Jahr wird die Zahl unserer alten niedersächsischen, eiderstedtischen, dänischen ꝛc. Strohdachhäuser geringer; neue werden nicht mehr gebaut und so stehen sie auf dem Aussterbeetat; ihr völliges Verschwinden wird nur eine Frage der Zeit sein. Es wäre doch schade, wenn sie verschwänden, ohne daß genaue Bilder von ihnen der Nachwelt aufbewahrt würden, und hierzu ist die Photographie das beste Mittel. Eine Aufnahme des Hauses von außen, bei besonders alten und interessanten, auch einzelner Teile des Innern, z. B. der — schon selten gewordenen — offenen Feuerstellen auf der Diele, ohne daß ein eigentlicher Feuerherd vorhanden ist, wird viel mehr geeignet sein, eine anschauliche Vorstellung zu vermitteln als die ausführlichste Beschreibung. Und wie oft bildet nicht ein so ein stattliches, uraltes, für Jahrhunderte gebautes Bauernhaus oder eine kleine von alten Linden dicht beschattete Räucherkate ein landschaftliches Idyll, das schon allein aus diesem Grunde eine dauernde Fixierung verdiente! Vielleicht ließe es sich machen, daß die „Heimat" eine Anzahl der interessantesten und bestgelungenen Aufnahmen reproduzierte und allen Lesern damit eine Freude machte!

3. Die Schriftleitung bemerkt dazu, daß der letzte Wunsch sehr gern erfüllt werden soll, so weit es unsere Mittel gestatten. Gleichzeitig weist sie noch auf eine Erweiterung des Programms hin, die von Westpreußen her angeregt wird: die photographische Darstellung alter schöner Bäume. Solche finden sich auch bei uns, z. B. auf Panker, auf Neudorf, bei Cismar, in Bordesholm, auf Dänisch-Nienhof, auf Wulfshagen usw. usw. Auch ihre Jahre sind gezählt, und es wäre schön, wenn sie nicht verschwänden, ohne im Bilde festgehalten zu sein. Vielleicht trüge die Veröffentlichung solcher Bilder auch dazu bei, daß mancher schöne Baum erhalten bliebe, den man sonst dem Beil überantworten würde.



Johann Jacob Meyer, ein schleswig-holsteinischer Botaniker.

In der Geschichte der floristischen Erforschung Schleswig-Holsteins von Prof. v. Fischer-Benzon (Prahls krit. Flora, Teil II) findet sich S. 37 folgende Notiz: „Meyer, Johann Jacob, Nolte Nov. S. XVIII, stammt aus Altona, Pharmazeut; 1826 wurde er Apotheker in Schönberg in der Propstei; 1836 verkaufte er die Apotheke; über seine ferneren Schicksale ist nichts bekannt. (Briefliche Mitteilung von Apotheker A. Streitwolf in Schönberg.) Mit Nolte stand er in Korrespondenz; sein letzter Brief an diesen ist datiert: Altona, den 12. Oktober 1860."

Das Herbarium dieses Mannes, das ganz vergessen und deshalb auch bei der Bearbeitung der Flora unserer Provinz nicht benutzt worden ist, befindet sich im öffentlichen Museum zu Altona. Bei einer Durchsicht desselben fand ich, daß die Sammlung der schleswig-holsteinischen Pflanzen, die größtenteils von Meyer selbst zusammengebracht worden ist, manches Interessante bietet. So will ich nur Subularia aquatica erwähnen, die er im Passader See gesammelt hat. Bei seinen Zeitgenossen, z. B. bei dem Geologen Meyn, war das Herbarium bekannt wegen der in ihm enthaltenen zahlreichen einheimischen Pflanzen.

Deshalb ist es auch vielleicht von Interesse, etwas über das Leben dieses Botanikers mitzuteilen. Ich habe meine Kenntnis desselben größtenteils aus dem Herbarium selbst geschöpft.

Die ältesten von Meyer gesammelten Pflanzen stammen aus dem Jahre 1814 und sind in der Umgebung von Hamburg gefunden. Es sind meist häufigere Arten, was darauf hindeutet, daß er in diesem Jahre angefangen hat, sich mit botanischen Studien zu beschäftigen. Reicher ist die Ausbeute bereits 1817, wo er die Umgebung von Itzehoe durchstreifte. Im Anfange der zwanziger Jahre finden wir ihn in Dithmarschen und 1823 zum ersten Male in Schönberg. Die nähere und entferntere Umgebung dieses Ortes hat er aufs eifrigste durchsucht und hier den größten Teil seiner schleswig-holsteinischen Pflanzen gesammelt.

Wie schon oben bemerkt, verkaufte er 1836 seine Apotheke und siedelte nach Altona über. Er widmete sich nun ganz der Botanik. Da größere Reisen, von denen später noch die Rede sein wird, ihn in den Sommermonaten von seiner Heimatsprovinz fern hielten, stammen die nach diesem Jahre hier, und zwar meist in der Umgegend von Hamburg-Altona, gesammelten Pflanzen meist aus den Frühlings- und Herbstmonaten und sind nicht sehr zahlreich. Einige Male machte er auch Reisen in die entfernteren Teile der Provinz, 1836 nach Helgoland, 1847 nach Föhr, 1845 bis nach Apenrade.

Mit den schleswig-holsteinischen Botanikern stand er in lebhaftem Verkehr. Von seinen Beziehungen zu Nolte war bereits die Rede. Im Kieler Herbar finden sich zahlreiche Pflanzen von ihm. Auch Nolte hat ihm einige mitgeteilt. Von andern Schleswig-Holsteinern fand ich nur Dr. Iversen und Henniges (Prahl, krit. Flora, Teil II, S. 23) erwähnt.

Oben kam ich bereits auf die größeren Reisen Meyers zu sprechen. Vor 1836 besuchte er zweimal den Harz, ferner Südwestdeutschland und die Schweiz. Von 1836 ab machte er fast jedes Jahr eine große Reise. Häufig trat er dieselbe bereits im Frühjahr an und kehrte erst im Herbst zurück. Er botanisirte so in ganz Deutschland zwischen Oder und Rhein, in der Schweiz, in Böhmen, Ober- und Nieder-Österreich, den österreichischen Alpenländern bis nach Istrien und in Ober-Italien. Die letzte größere Reise scheint er 1850 gemacht zu haben. Die botanische Ausbeute, die Meyer heimbrachte, wahr sehr reich. Sie bildet den Grundstock seines systematisch geordneten Hauptherbars, das durch Kauf und Tausch auf die Zahl von 112 Fascikeln gebracht wurde. Außer diesem ist die von Reichenbach herausgegebene Flora germanica exsiccata vorhanden, und ferner sind das Kapland, Australien, Süd- und Nordamerika durch besondere Sammlungen vertreten, von denen die der Kappflanzen am umfangreichsten ist. Auch ist die Hansensche Exsiccatensammlung zu nennen, die jetzt mit den von Meyer selbst gesammelten schleswig-holsteinischen Pflanzen von mir zu einem Herbarium von Schleswig-Holstein vereinigt worden ist. Die Gesamtzahl der Mappen ist 225. Die Sorfalt, die uns überall entgegentritt, legt Zeugnis ab von dem Eifer des Besitzers, die Bemerkungen auf den Etiketten von seinen Kenntnissen.

Nach dem Tode Meyers ging das Herbarium im Jahre 1870 in den Besitz des Altonaer Museums über, das damals noch einer Privatgesellschaft gehörte. Der Besitzer hatte diese Schenkung in seinem Testamente verfügt. Anfänglich konnte man sich aus Mangel an einem geeigneten Platze nicht zur Annahme dieses Geschenkes entschließen, und nachher wurde das Herbarium in der That auch so unglücklich wie möglich aufbewahrt auf dem Boden im Hause eines Vereinsmitgliedes und später des alten Museums. Jetzt wird es im neuen Museum eine würdigere Stätte finden.

Einige rein botanische Notizen über das Herbarium werde ich später veröffentlichen.

Das Dörfchen am See.

Ich schaute Gebirge, gar hoch und hehr,
Ich fuhr auf dem wilden, wogenden Meer,
Die Großstadt sah ich, den mächtigen Strom
Und stund auch im stolzen, hochragenden Dom!
Wohl hat, was ich schaute, den Sinn mir erfüllt,
Wohl trug ich nach Hause manch' herrliches Bild:
Doch trag' ich im Herzen, wo immer ich geh',
Nur eines: Mein freundliches Dörfchen am See.

Von grünenden Hügeln gar lieblich umkränzt
Ein Spiegel, der silbern im Mondlicht erglänzt,
Nur wenige Hütten, mit Stroh meist gedeckt,
Ein Kirchlein, im Laubdach der Linden versteckt!
Rings Stille: Hier ruhen die Lieben vereint,
Hier schlummert in Frieden mein trauter Freund:
Drum heg' ich im Herzen mit leisem Weh
Dein Bild nur, mein heimatlich' Dörfchen am See.

Und blüht nun die Linde, dann treibt's mich hinaus,
Muß wiederum kommen ins Vaterhaus,
Zu schau'n, wie der Mondenstrahl Brücken baut,
Zu hören der alten Glocken Laut,
Zu träumen wieder der Kindheit Traum
Beim Säuseln der Blätter im Lindenbaum:
Denn, deckt auch mein Haupt schon des Alters Schnee,
Jung wird mir das Herz doch im Dörfchen am See.

S. in W.



Fragen und Mitteilungen.

1. **Die Kirchenparade bei Rendsburg.** Die alten Kampfgenossen von 1848/50 haben am Tage der Idstedt-Feier auf ihrem Schlachtfelde einer kirchlichen Feier beiwohnen dürfen. Der feierliche Akt der Grundsteinlegung der Gedächtniskirche erinnert mich und viele meiner Mitkämpfer an eine vor 50 Jahren bei Rendsburg abgehaltene Feier, als am Dienstage, dem 6. August 1850, die 1. Brigade (1., 2. und 3. Infanterie-Bataillon sowie Jäger und die zur Brigade gehörende Artillerie und Kavallerie) zur Kirchenparade befohlen wurde. General Willisen war mit seinem Stabe bei diesem Feldgottesdienste gegenwärtig. Die auf dem Platz errichtete Kanzel war mit vielen schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt; die Feldpredigt wurde von einem Pastor aus der Umgegend von Rendsburg gehalten. Der Redner wies zunächst hin auf die großen dargebrachten Opfer des Landes, blutige und unblutige, berührte auch im Laufe der Predigt die verhängnisvolle Lage unserer Armee und die erlittenen schweren Verluste, sowie die gefahrdrohende Zeit, in der wir lebten, erinnerte uns aber auch an die Kämpfe unserer Vorfahren, die vor Jahrhunderten nicht nur, wie wir, drei Jahre, sondern dreißig Jahre gestritten und die Anerkennung eines selbständigen Schleswig-Holsteins unter Adolf VIII. erreicht hatten. Und dieser Kampf, den die tapferen Schauenburger führten, fand bekanntlich statt, als die drei nordischen Reiche noch eine große Monarchie bildeten, und zu der Zeit, als Deutschlands Kaiser sich nicht kümmerten um das Schicksal ihrer Nordmark. Wir wurden dann als Schleswig-Holsteiner ermahnt, ebenfalls nach dem Vorbilde unserer Vorfahren und im Vertrauen auf Gott auszuharren im Kampfe für unser heiliges Recht. — Nachdem unsere kirchliche Andacht mit dem Gesange „Lob, Ehr' und Preis dem höchsten Gut" geschlossen worden war, fühlte General Willisen sich veranlaßt, die Kanzel zu besteigen. Augenscheinlich war der alte Herr von der gehörten Predigt unangenehm berührt worden, denn er sprach in erregtem Ton, als er begann: „Jetzt nur noch ein paar Worte! Was ist denn los? Was ist denn weg?" Und dann behauptete er, daß die von ihm abgebrochene Schlacht für uns kein wirklicher Verlust sei; das sei sie mehr für den Feind, denn dieser habe ja wegen völliger Erschöpfung uns nicht verfolgen können, um uns eine thatsächliche Niederlage zu bereiten. Die toten Mauern von Rendsburg gewährten uns eine feste, sichere Stellung; wir sollten nur den Feind niedertreten, wo wir auf ihn stoßen würden. Wenn wir das thun würden, verspreche er uns, die Sache gut für uns zu endigen. — Nach diesen Auslassungen brachte Willisen ein Hoch aus auf Schleswig-Holstein, in das wir natürlich begeistert einstimmten,

und unmittelbar darnach wurde auf Veranlassung eines Offiziers vom 3. Bataillon ihm, als unserm kommandierenden General, ebenfalls ein Hoch gebracht. Als auch diese Hurras verhallt waren, ergriff Willisen noch einmal das Wort und sagte, daß er so gerne noch ein Hoch ausbringen möchte, nämlich, falls es unserer gedenke, dem geeinigten Deutschland. Und so rief Willisen zum Schlusse seinen Soldaten zu: „Das große Deutschland, für dessen Ruhm und Ehre wir zuletzt noch kämpfen, lebe hoch!“ Und wir brachten denn in der Hoffnung, daß das große Deutschland seines Schmerzenskindes Schleswig-Holstein thatkräftig gedenken werde, ein dreifaches, donnerndes Hoch! — Aber was Willisen damals auf jener Kirchenparade am 6. August 1850 in einem Augenblick der Begeisterung sprach, erwies sich leider gar bald als leere Phrase, denn bereits am folgenden Tage, dem 7. August, ging Friedrichstadt für uns verloren, weil Willisen trotz der dringenden Vorstellungen hochstehender landeskundiger Persönlichkeiten es unterlassen hatte, diesen für uns wichtigen Punkt mit ausreichenden Streitkräften zu besetzen, da sein Ratgeber, Major Wyneken, gesagt hatte: „Wir dürfen die Armee nicht zersplittern.“ Er folgte dem Rate seines Souschefs, der darauf bestand, daß auf die Behauptung der Stadt verzichtet werde. Anstatt zwei bis drei Bataillone mit einigen Geschützen hineinzuwerfen, bis die notwendigsten Befestigungen ausgeführt waren, legte man nur zwei Kompanien vom 1. Jägerkorps unter dem Hauptmann v. Schöning dorthin, und diese unsere Jäger mußten, von einer ganzen feindlichen Brigade angegriffen, nach tapferer Gegenwehr die Stadt räumen, und damit war der Feldzug 1850 zu unserem Nachteil entschieden. So gab der große Theoretiker einen Vorteil nach dem andern aus der Hand, statt als Feldherr Vorteile zu erringen und festzuhalten.

Hahnenkamp. J. Butenschön.

2. **Denkmal.** (Zum 7. August.) Auf dem Militärfriedhof bei Rendsburg steht neben manchem, was an große Ereignisse im engeren und weiteren Vaterlande erinnert, eine aus Eisen gegossene dreiseitige, abgestumpfte Pyramide mit folgender in erhabenen und vergoldeten Lettern ausgeführten Inschrift: „Denkmal den bei der Explosion des Laboratoriums am 7. August 1850 Gebliebenen des Laboratorien-Etats, 2 Oberfeuerwerkern, 3 Feuerwerkern, 4 Unteroffizieren, 3 Bombardieren und 23 Kanonieren, gewidmet von dem Personale des Laboratorien-Etats. Außer den Gebliebenen des Laboratorien-Etats fanden von den in den Gebäuden zur Arbeit kommandierten Artilleristen und Infanteristen 75 Mann ihren Tod, unter diesen 16 Eleven aus der Unteroffizierschule in einem Alter von 12—18 Jahren. Bei der Explosion kamen von dem an Ort und Stelle beschäftigten Personale des Laboratorien-Etats mit dem Leben, jedoch sämtlich mehr oder weniger schwer verletzt, davon: Beide Offiziere, der Rechnungsführer, 1 Unteroffizier, 2 Bombardiere und 12 Kanoniere. Diese Rettung grenzt an das Wunderbare, da die Gebäude, in denen sie sich zur Zeit der Katastrophe befanden, dem Boden gleich gemacht, ja, selbst die Fundamente aus der Erde gerissen wurden.“ Das Denkmal trägt außer dieser auf die drei Seiten desselben verteilten Inschrift noch mancherlei Schmuck: Wappen, Fackel, Insignien der Artillerie und auf der Spitze einen Helm in Form und Farbe, wie er vor 50 Jahren getragen wurde. Der nächste Platz um den Sockel des Denkmals her ist mit frischem Epheugrün bedeckt und von einer starken Kette eingefriedigt. Das Ganze wird überschattet von dem Laubdach einer aus vier Ulmen bestehenden Baumgruppe. Alles wird sorgfältig instand gehalten und alljährlich am 7. August geschmückt.

Rendsburg. F. Ruge.

3. **Brunsbüttel in der Sage.** (Nach mündlicher Mitteilung.) Brunsbüttel ist zweimal von den Fluten der Elbe verschlungen worden, und beim letzten Untergang der Stadt blieben nur zwei alte Häuser stehen. Das war aber die gerechte Strafe für die Bosheit seiner Bewohner. Daher geht noch heute der Reim um:

Brunsbüttel is dat hochfarrigs Ort,
Daer geit Ebb un Flot mit fort.

Auf dem Marktplatze der Stadt hatte sich mehrmals ein graues Männlein gezeigt, warnend seine Stimme erhoben und gerufen: „Ihr Leute! bekehret euch; noch ist es Zeit. Brunsbüttel wird untergehen!“ Aber seine Warnung wurde verlacht; da brach das Strafgericht Gottes über die Stadt herein. Seit jener Zeit hangen die Brunsbütteler Glocken drüben im Kehdingenschen in Balje*) und rufen beim Läuten noch immer: Hal ræver! Hal ræver! Nach einer alten Prophezeiung soll die Stadt zum dritten Male durch Feuer untergehen. Als nun Brunsbüttel vor langer Zeit durch eine Feuersbrunst heimgesucht wurde, die drei Straßen in Asche legte, glaubte man schon, daß die Prophezeiung sich erfülle.

Holm. Eschenburg.

*) Nach Müllenhoff, Sagen usw., S. 117, haben die Kehdinger sie gestohlen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 10. Oktober 1900.

Der Ahrensböcker Kruzifixus.

Von **Gustav Brandt.**

Wer die alte Kirche in Ahrensböck, einem Flecken des großherzoglich oldenburgischen Fürstentums Lübeck, betritt, der erblickt dem Eingang gegenüber statt des in unseren Landen gewöhnten Altaraufbaues über der Mensa ein fremdartig gestaltetes Kreuz. Von der Platte des Altartisches erhebt es sich in einer Höhe von 3,19 m, in den Kreuzarmen mißt es 1,39 m. Das Kreuz besteht nicht aus zwei glatten, bearbeiteten Balken, sondern ein ganz naturalistisch ausgeführter, mit vielen gekappten Zweigen versehener Baumstamm teilt sich etwa auf vierfünftel seiner Höhe in zwei seitwärts abbiegende und einen gerade aufsteigenden Ast, die alle in reicher Verzweigung enden. An dem schwarzen Kreuzstamm hängt tief an den Armen herab ein vergoldeter Christus in reichlich dreiviertel Lebensgröße, seine Länge beträgt, vom Scheitel bis zur Hacke gemessen, 1,40 m. Der magere, schlanke Körper vereint edle Schönheit und sorgfältigste Modellierung. Die Muskelgruppen der Arme und der mit je einem Nagel über Kreuz befestigten Beine sind anatomisch korrekt wiedergegeben, die kleinen Füße und Hände von feinster Durchbildung. Der mit einem faltenreichen, aber flott und flüssig behandelten, auf der rechten Hüfte verschlungenen Lendentuch bekleidete Körper ist prächtig durchgearbeitet; Brust und Bauchpartien sind musterhaft gebildet. Das seitwärts vornüber gesunkene Haupt mit dem schlichten, gescheitelten Haar, dem strengen, edlen Profil ist von klassischer Ruhe und Schönheit. Der Blick des Heilandes ist nicht um Erlösung flehend nach oben gewandt, die Gleider zeigen nicht die Spannung unerträglicher Schmerzen; das Auge ist geschlossen, willen- und leidlos hängt der schöne Körper am dornigen Stamm. Der Künstler schildert nicht den qualerfüllten Todeskampf des am Kreuze Gemarterten, das Opfer ist vollbracht, versöhnende Ruhe liegt in den ausgeglichenen, edlen Zügen des toten Erlösers. Unser Auge wird nirgends durch den häßlichen verzerrenden Naturalismus so vieler blutrünstiger Kruzifixe des Mittelalters erschreckt, das Streben nach ausgeglichener Ruhe und schönem Maß beherrscht überall die naturwahre Schilderung des Künstlers. So fehlt der Dornenkranz, der die edle Stirn blutig zerreißen würde, und die Speerwunde in der Seite klafft nicht weit auseinander, sondern ist mehr angedeutet als ausgeführt. — Zu der ruhigen Schönheit dieses Körpers steht der zackige, krause Baumstamm in gewiß nicht unbeabsichtigtem Kontrast. Die oberen Zweige des Baumes tragen das schlichte Inschriftband mit den Buchstaben I. N. R. I., unten am Stamm liegt über gekreuzten Knochen ein Totenkopf. Auch er zeugt von sorgfältigster Naturbeobachtung; so sind die Schädelnähte genau wiedergegeben. — Die Arbeit ist aus weichem Holz gefertigt und hat vom Wurmfraß stark ge-

litten. Der Kruzifixus selbst, der Schädel und die Totenknochen sind auf Kreideunterlage vergoldet.

Um das Jahr 1280 [1]) ward in Ahrensböck eine Kapelle gebaut, die bald als Wallfahrtsort bekannt wurde. Kaum ein halbes Jahrhundert später (1328) erhielt Ahrensböck seine heute noch stattliche Kirche. In ihr stand auf dem Hochaltar das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau Maria, das aus allen Teilen des Landes Scharen der Pilger herbeiführte. Als 1397 statt eines ursprünglich gelobten Jungfrauenklosters eine Karthause in Ahrensböck gestiftet wurde, kam die Wallfahrtskirche (1408) in den Besitz des Klosters. Seit der Einführung der Reformation schwand der Einfluß und die Bedeutung der alten Karthause bald dahin, und als 1564 das Heim der schweigsamen Mönche in weltliche Hand überging, die verfallenden Gebäude abgebrochen wurden, mag vom Hochaltar der Kirche auch das wunderthätige Bild der Maria verschwunden sein. — Was an seine Stelle trat, ist wohl nicht mehr zu ermitteln. Unser Kruzifixus war es jedenfalls nicht, denn die barocke, phantastische Gestaltung des Kreuzstammes, der tiefe Hang und die naturalistische Behandlung des Christuskörpers beweisen, daß es sich um ein Werk der Barockzeit handelt, und der schlanke, magere Körperbau, wie der klassicistisch strenge, edle Kopf des Heilandes sagen uns, daß wir ein Kunstwerk der letzten Barockperiode vor uns haben. Das Werk würde um 1700 zu datieren sein, wenn es die selbständige Arbeit eines einheimischen Meisters wäre.

Das ist jedoch offenbar nicht der Fall. Der Typus der Kruzifixe war in Nordalbingien derzeit ein durchaus anderer. Gegen Ende der im ganzen recht unerfreulichen Periode des Akanthusbarocks (des Distelwerks) macht sich um die Wende des 17. Jahrhunderts zwar auch bei uns im Kunstgewerbe eine gewisse klassicistische Richtung geltend, doch bleiben wir für die höheren Aufgaben der Skulptur in jener Zeit auf das Ausland angewiesen. Wo sich um 1700 in Schleswig-Holstein ein plastisches Kunstwerk findet, muß zunächst die Wahrscheinlichkeit des fremden Ursprungs ins Auge gefaßt werden. — Die klassischen Linien des edlen Profils und das schlicht gescheitelte, über die Schläfe zurückgestrichene Haar, das in Locken über die rechte Schulter fällt, könnten an einen italienischen Künstler als Verfertiger des Ahrensböcker Kruzifixus denken lassen. Es war nicht selten, daß von den Fürsten italienische Kunstarbeiter ins Land gezogen wurden und sich dann hier dauernd niederließen. Auch am Plöner Hof war um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein italienischer Bildhauer, Namens Marchalita, thätig. — Doch spricht die Gestaltung des Kreuzstammes und der ganze Habitus des Gekreuzigten gegen die Annahme italienischen Ursprungs der Arbeit. Die Formen der italienischen Plastik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren im Anschluß an die Malerei voller und wuchtiger, pathetisch und leidenschaftlich bewegt. Der italienische Künstler würde daher auch nicht den Heiland, dessen Opferthat vollbracht ist, geschildert haben, sondern den, dessen Mund die qualerfüllten Worte spricht: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? —

Eines der bekanntesten Werke ausländischer Künstler jener Zeit in unserer Gegend ist der große, stattliche Marmoraltar der Marienkirche in dem Ahrensböck benachbarten Lübeck. Der Altar ist bekanntlich von dem jüngeren Quellinus in Antwerpen verfertigt. An dem großen Marmorkreuz des Altars hängt ein Christus,

---

[1]) Die auf Ahrensböck bezüglichen Nachrichten entnehme ich den „Beiträgen zur Geschichte Ahrensböcks" von E. W. (Wallroth, Propst in Altona, derzeit Pastor in Ahrensboeck). Die kleine, auf gewissenhaftem Quellenstudium beruhende und mit liebevoller Sorgfalt geschriebene Chronik wurde 1882 in den „Ahrensböcker Nachrichten" veröffentlicht. — Hoffentlich erscheint sie noch einmal an einer zugänglicheren und ihre Erhaltung besser gewährleistenden Stelle.

der vornehmlich in den oberen Körperpartien, sowie in der Haltung des Kopfes, der Anordnung des Haares und im Profil des Gesichts eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Ahrensböcker Bildwerk zeigt und zu der Vermutung führt, auch der Ahrensböcker Kruzifixus möchte das Werk eines niederländischen Meisters sein. —



Der Ahrensböcker Kruzifixus.

Wer die Kirchen Belgiens besucht, findet auf den Altären stehend oder an den Kanzeln befestigt zahlreiche Kruzifixe, welche an schwarzem Kreuze vergoldete Christuskörper in tiefem Hang zeigen. Das seitwärts vornüber gesunkene Haupt des Heilandes ohne Dornenkrone, mit schlicht gescheiteltem, über der Schläfe zurück-

gestrichenem Haar, das in Locken über die rechte Schulter fällt, hat fast stets ein edles, klassisches Profil. Teilweise sind die Kreuze natürlichen Baumstämmen nachgebildet, so u. a. in der chapelle de riche claire in Brüssel; auch die übereinander geschlagenen Beine finden sich vielfach, z. B. in St. Nicolas zu Gent. — Wir haben hier einen, im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in Belgien allgemein gewordenen Christustypus vor uns. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hat sich dieser Typus erhalten, wie u. a. ein vergoldeter Kruzifixus mit über Kreuz genagelten Füßen der 1745 von Delvaux ausgeführten Kanzel in St. Bavo zu Gent beweist. —

Das Steen-Museum in Antwerpen bewahrt einen vergoldeten Christus an schwarzem Kreuz auf, der zwar von etwas kräftigerer Körperbildung ist, aber im übrigen dem Ahrensböcker fast gleicht. Im Katalog ist er noch nicht verzeichnet, und der Vorstand des Museums, an den ich mich dieserhalb wandte, vermochte mir keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Kruzifixus aus einer Kapelle Antwerpens stamme und das jetzige glatte Kreuz nicht das ursprüngliche sei. Am nächsten von den belgischen Kruzifixen, die ich kennen lernte, steht der Ahrensböcker Arbeit, namentlich auch bezüglich der Modellierung des mgeren Körpers, ein Kruzifixus an der 1699 von Verbruggen gearbeiteten Kanzel in Ste. Gudule zu Brüssel.

Verbruggen gehört, wie der jüngere Quellinus, zu den Trägern einer letzten Blüte der belgischen Plastik in der zweiten Hälfte des 17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts. Mit der italienischen Plastik jener Zeit teilte die niederländische Bildnerkunst den Vorzug vollendeter Technik. Freilich hielt sie sich von konventioneller Glätte und Leerheit nicht frei, aber das schwulstige, bombastische Pathos, das die Nachahmung italienischer Leidenschaftlichkeit in Deutschland erzeugte, hat die niederländische Skulptur vermieden. Sie strebte unleugbar in Ausdruck und Bewegung eine gewisse Mäßigung an, und eine allerdings oft etwas äußerliche Schönheit ist ihren Werken nicht abzusprechen. Als Material wird meist der Marmor verwandt, aber auch an Holzplastik, die bezeichnender Weise in der Behandlung den Einfluß der Marmorarbeit deutlich bemerken läßt, haben die Kirchen eine reiche Menge aufbewahrt. — Auffallend sind die mächtigen, malerischen, phantastisch-naturalistischen Kanzeln aus jener Zeit, die neben der klassicistischen Richtung den barocken Grundton der Periode zu vollem, charakteristischem Ausdruck kommen lassen. Wenn man diese Kanzeln mit ihrer Vorliebe für wahrheitsgetreue Wiedergabe von Tieren, Pflanzen und Felsgestein, mit den als belaubte, natürliche Bäume gebildeten Trägern des Schalldeckels, den gekappten Stämmen als Treppenpfosten und dem Zweig- und Buschwerk als Füllung der Treppengeländer sieht, dann gewinnt man das historische Verständnis für die in unserem Lande befremdende phantastisch-naturalistische Gestaltung des Kreuzes in der Ahrensböcker Kirche. Ohne Zweifel haben wir in unserem Kruzifix eine niederländische Arbeit aus der eben kurz charakterisierten, letzten Blüte niederländischer Plastik vor uns.

Weitere Nachforschung lieferte das interessante Ergebnis, daß in einer Reihe von Kirchdörfern der Umgebung sich Kruzifixe fanden, die als einheimische Kopien der Ahrensböcker Arbeit angesehen werden müssen. Solche Kreuze wiesen die Kirchen zu Gleschendorf, Süsel, Gnissau, Zarpen, Wesenberg und ein kleineres Stehkreuz desselben Typus die Johanneskirche der Stadt Plön auf.

Als Regel ist anzunehmen, daß die Arbeit des Kopisten das Original nicht verfeinert und vertieft, sondern umgekehrt vergröbert und verflacht. Dem Kopisten entgehen kleine Züge, auf die der Künstler Wert legte; Abweichungen von der Vorlage beweisen, daß er das eine oder andere nicht verstanden und es dann in seiner dem Geiste des Kunstwerkes oft nicht entsprechenden Weise umgebildet hat. Dieser Erfahrungssatz darf auch hier zur Grundlage der Untersuchung gemacht

werden. — Die Kruzifixe der genannten Kirchen geben nun zwar die Gesamterscheinung des Ahrensböcker Kreuzes wieder: das Kreuz aus unbearbeitetem Baumstamm, den tiefen Hang des Körpers, die über Kreuz genagelten Füße, die Haltung des Hauptes, die Anordnung des Haares mit den über die rechte Schulter fallenden Locken; sogar das edle Gesicht mit dem strengen, schönen Profil findet sich bei ihnen, und der Schädel über gekreuzten Totenknochen fehlt nicht. Doch ist der Körperbau des Gekreuzigten derber und breiter, im einzelnen nicht so fein durchgearbeitet. Zuweilen, wie beim Gleschendorfer Kruzifixus, lassen die Proportionen, besonders bezüglich der Arme, zu wünschen übrig, und der Kopf steckt zu tief zwischen den Schultern. Der polychrome Wesenberger Kruzifixus fällt durch bessere Modellierung auf, doch ist nicht festzustellen, wie weit er diese seiner modernen Restauration zu danken hat. Er muß daher in betreff der Ausführung im einzelnen außer Betracht gelassen werden. — Sehr bezeichnend sind einige Abweichungen vom Ahrensböcker Vorbild. Die Kopisten haben das Bedürfnis gefühlt, ihre Arbeit dem einheimischen Typus zu nähern, sie haben daher teilweise statt der in Belgien üblichen Vergoldung des Körpers, die ihnen fremd und unverständlich erschien, gelbliche, weiße Farbe zum Anstrich gewählt und das Lendeutuch polychrom behandelt; dementsprechend ist dann auch der Kreuzstamm in naturalistischer Färbung statt des im Ursprungslande des Typus üblichen Schwarz gegeben. Eine weitere Umänderung im Sinne heimischer Tradition ist, daß die Kruzifixe in Zarpen, Wesenberg und Süsel die Dornenkrone tragen, eine Abweichung, die durchaus nicht im Geiste des Ahrensböcker Vorbildes liegt. Der phantastisch barocke Kreuzstaum hat die Kopisten offenbar befremdet, sie haben geglaubt, ihn nicht so kraus ausgestalten zu sollen, und sie haben ihn vereinfacht uod vergröbert. Ein anderer, fremdartiger Zug, nämlich das Überkreuzen der Beine, ist dagegen (in Zarpen und in Wesenberg) wieder übertrieben. — Durch alles das bekunden sich die angeführten Kruzifixe als Kopien, denen das Ahrensböcker Kunstwerk offenbar als Vorlage gedient hat.

Wie aber mag es sich erklären, daß ein niederländisches Kunstwerk auf dem Ahrensböcker Altar seinen Platz fand?

Alle die genannten Orte gehörten zur Zeit, in welche die Entstehung der Kreuze des Ahrensböcker Typus gesetzt werden muß, sagen wir vorläufig, in der Zeit um 1700, zum sogenannten „Plöner Anteil"; der sagenumwobene „schwarze Prinz," der durch seine in kaiserlichen Diensten erfochtenen Siege über die Franzosen, namentlich über den General Turenne, berühmte Hans Adolf regierte über ihn als Herzog zu Schleswig-Holstein-Plön. Hans Adolf ist als Sohn des Herzogs Joachim Ernst am 8. April 1634 geboren im Schloß zu Ahrensböck, das aus den Steinen der alten Karthause um 1600 erbaut worden war. Er wurde einer der bekanntesten Kriegshelden des 17. Jahrhunderts und kämpfte mit ebensoviel Tapferkeit als Glück auf den Schlachtfeldern Europas, bis er im Jahre 1672 in seine Heimat zurückkehrte, um die Regierung zu übernehmen. Als Herrscher war er väterlich für seine Lande besorgt. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volkes fort. Den Kirchen war er ein starker und freigebiger Schutzherr. Dem reformierten Glaubensbekenntnis zuneigend, ohne doch zur reformierten Kirche überzutreten, nahm er persönlich regsten Anteil an allen geistlichen Angelegenheiten. — Im Jahre 1685 ließ Hans Adolf die Neustadt in Plön erbauen mit einer eigenen kleinen Kirche. Es ist das die oben angeführte Johanneskirche, die gleichfalls ein kleines Kreuz des Ahrensböcker Typus enthält. „Diese Kirche ward mit Canzel und Altar-Zierraten reichlich versehen, mit zween silbernen Leuchtern, einer silbernen verguldeten Kanne, Kelch, Oblaten-Schachtel und andere Notwendigkeiten beschenket, und solches alles aus des hochseligen Herzogs (Hans

Adolf) eigenen Mitteln." [1]) Der Chronist führt hier zwar den Kruzifixus nicht namentlich an, vermutlich, weil ihm die Holzarbeit im Vergleich mit den silbernen Geräten nicht sonderlich wertvoll erschien, doch wird sich unter den „Altar-Zieraten" auch das jener Zeit entstammende Kruzifix befunden haben. Eine Stiftung Hans Adolfs ist wahrscheinlich gleichfalls ein vergoldeter Kruzifixus, der sich in der Hauptkirche zu Plön befand. Die alte Kirche von 1151 mußte wegen Baufälligkeit abgebrochen werden, und an ihrer Stelle wurde 1691 ein neues Gotteshaus nach dem Modell der Kirche zu Mastricht gebaut. Die Mittel zum Bau und zur Ausstattung wurden in der Hauptsache von Hans Adolf und seiner Gemahlin Dorothea Sophia hergegeben, wie auch der Plan zur Ausführung offenbar auf die persönliche Initiative des Herzogs zurückzuführen ist. Über die Innenausstattung des Kirchenbaues berichtet der eben zitierte Chronist: „Selbige (Kanzel) ist wie die Orgel überguldet: desgleichen ist auch mit dem Kruzifix, womit der Altar gezieret, geschehen." [2]) — Es hat also in der Stadtkirche zu Plön, bei deren Bau und Ausstattung in erster Linie Herzog Hans Adolf maßgebend gewesen, ein vergoldeter Kruzifixus auf dem Altar gestanden, wie es heute noch in der von Hans Adolf gebauten und ausgestatteten Johanneskirche der Fall ist. Weiter ist der gleichfalls dem Ahrensböcker Typus angehörende Kruzifixus in der Kirche zu Gnissau am 18. Oktober 1685 von Hans Adolf gestiftet. [3]) Also drei Kopien des Ahrensböcker Kruzifixes sind als Stiftungen des Herogs in Anspruch zu nehmen. Dann darf aber auch ziemlich sicher angenommen werden, Hans Adolf habe das auf dem Altar der Kirche seines Geburtsortes, der zugleich Witwensitz seiner Mutter war, befindliche Original ebenfalls gestiftet. — Die Ausstattung des Altars nur mit einem Kreuz statt des sonst üblichen Altarbildes entspricht ganz dem persönlichen, der reformierten Kirche zuneigenden Empfinden des Herzogs, und ebenso erklärt es sich aus des Herzogs eigensten Neigungen, daß gerade ein niederländischer Künstler das Kruzifix anzufertigen berufen ward. Wir sahen schon, daß der Bau der Plöner Kirche nach niederländischem Muster ausgeführt wurde; wie die Korrespondenz des herzoglichen Hofmarschallamtes, die ich im Staatsarchiv zu Schleswig eingesehen habe, vielfach beweist, ließ der Herzog aus den Niederlanden mancherlei beziehen, hatte mancherlei Verbindungen dahin; er selber hat sich wiederholt längere Zeit in den Niederlanden aufgehalten und wurde sogar von den vereinigten Niederlanden zum Generalfeldmarschall und Gouverneur von Mastricht erwählt. — Nach allem ist nicht zu bezweifeln, daß das Ahrensböcker Kruzifix eine von Herzog Hans Adolf der Kirche seines Geburtsortes gestiftete, niederländische Arbeit ist und, da das Kunstwerk als Vorlage für bereits 1685 vorhandene Kopien diente, muß es vor diesem Datum entstanden sein.

Anm.: Dieser Artikel ist samt der zugehörigen Abbildung mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers der „Zeitschrift für bildende Kunst" (1900, Januarheft, — Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) entnommen.



Feldwebel Fröhlich.

Von **v. Osten** in Ütersen.

Bald nach der Schlacht bei Idstedt wurde nicht nur bei den deutschen, sondern auch bei den dänischen Vorposten kein Name so oft genannt wie der des Feldwebels Fröhlich. Dieser stand bei dem 10. Infanterie-Bataillon in Sorgbrück und war zugleich Anführer von 50 verwegenen Kameraden, mit welchen er

[1]) Kurz gefaßte zuverlässige Nachricht von den Holstein-Plönischen Landen usw. von P. H. (Hansen). Plön 1759, S. 26 und 27. [2]) Ebenda. S. 29. [3]) Wallroth, Kapitel 65.

nächtliche Züge gegen den Feind unternahm. Er hatte sich aus den Kompanien nur solche Leute erwählt, die vor keinem Wagestück zurückschreckten, sich vielmehr freuten, wenn ein recht tollkühner Streich ausgeführt werden sollte. Wie viele Begleiter er zu einem Unternehmen gebrauchte, hing von dem Kriegsplan ab, den er sich für die Nacht entworfen hatte. Seine Vorgesetzten gaben zu solchen Streifereien gern ihre Einwilligung, weil ihnen daran gelegen war, zuverlässige Nachrichten über die Stellung des Feindes zu erhalten.

Während des Tages rückte Fröhlich öfters ohne Begleitung aus, um das vor ihm liegende Gebiet nach einer bestimmten Richtung näher zu erforschen. Er legte dann zuweilen seine Uniform ganz ab und kleidete sich wie die dortigen Bauern, nahm auch wohl einen Korb mit Brot oder Eiern über den Arm und wußte sich immer sehr geschickt so zu verhalten, daß er bei den feindlichen Vorposten keinen Verdacht erregte. Auf diese Weise gelang es ihm, jeden Weg und Steg, jedes Bauernhaus und jede Hütte, jede Anhöhe und jeden Schlupfwinkel bis zum dänischen Hauptquartier kennen zu lernen. Besonders aber war ihm darum zu thun, genau die Lage und Stärke der Feldwachen zu erfahren, auf die er es zunächst abgesehen hatte.

Selten verging eine Nacht, in welcher er den Feind nicht an verschiedenen Punkten alarmierte und in Unruhe versetzte. Bald überfiel er eine Feldwache, bald ein Haus, in welchem Dänen einquartiert waren; bald nahm er eine Infanterie-Patrouille gefangen, bald schoß er eine Dragoner-Patrouille zusammen und führte die Pferde samt Bepackung als gute Beute nach Sorgbrück. — Da er fertig dänisch sprach, so konnte er sich mit den Gefangenen unterhalten, und da er sehr schlau war, so wurde es ihm nicht schwer, sie über alle Einzelheiten, die er wissen wollte, auszufragen. „Wehe euch aber," hieß es dann, „wenn sich morgen herausstellen sollte, daß ihr mir etwas vorgelogen habt!"

Seine fabelhaften Züge, bei welchen er gewöhnlich vom Glück begünstigt wurde, gaben reichen Stoff zu interessanten Lagergesprächen und Zeitungsartikeln.[1])

Die Dänen wandten alle möglichen Mittel an, den Feldwebel in ihre Gewalt zu bekommen; immer aber suchten sie ihn da, wo er nicht war. Durch falsche Nachrichten über seine Pläne, die er durch wieder freigelassene Gefangene, oder durch Briefe, die er irgendwo niederlegte, oder durch die Einwohner aussprengen ließ, glückte es ihm immer, seine Gegner irre zu führen. Eines Abends glaubten die Dänen ihrer Sache ganz sicher zu sein. Sie sammelten sich in bedeutender Stärke an einer Stelle, wo sie mit Bestimmtheit einen nächtlichen Angriff erwarteten. Aber der Feldwebel kam nicht. Welche Überraschung, als sie am andern Morgen erfuhren, daß an einem ganz andern Punkte eine Husaren-Patrouille, die ein Offizier geführt hatte, aus einem Hinterhalt überrumpelt worden sei.

Die dänischen Behörden traten nun mit ihrem Feinde in Unterhandlung und machten ihm glänzende Versprechungen, wenn er in ihre Dienste treten wolle. Fröhlich war aber seinem Vaterlande treu ergeben und ließ sich nicht bewegen, den Verräter zu spielen. Bald gelangten denn auch die dänischen Unterhändler zu der Überzeugung, daß er nicht geneigt sei, auf ihre Anträge einzugehen. Der Feldwebel überfiel nämlich nach einigen Tagen die starke Feldwache bei Mielberg, machte mehrere Dänen zu Gefangenen und trieb die andern in die Flucht.

Endlich geriet der dänische Brigadestab so in Wut, daß er einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte. Jetzt hätte Fröhlich vorsichtiger auftreten sollen. Durfte er ferner noch allen Leuten, mit denen er in Beziehung gestanden hatte,

---

[1]) Eine ausführliche Darstellung einiger Unternehmungen, die für dieses Blatt zu weit führen würde, giebt der bekannte Schriftsteller und Dichter Paul Trede (Mitglied der Fröhlichschen Patrouille) plattdeutsch in Dr. Meyns Hauskalender 1890.

trauen? Er blieb jedoch ganz sorglos und sagte: „Es wird Hannemann nicht so leicht werden, meinen Kopf zu bekommen.“ Bald sollte er eines Andern belehrt werden.

Es war im Monat Oktober, als das 10. Bataillon mit Zustimmung des Generals v. Willisen beschloß, einen wenig bekannten Heideweg zu benutzen, um die in Klein-Rheide einquartierte feindliche Kompanie zu überraschen. Fröhlich, der bei diesem Zuge den Führer abgeben sollte, erhielt den ehrenvollen Auftrag, vorher nähere Kunde einzuziehen. „Sie können Sich auf mich verlassen, es gelingt!“ waren die letzten Worte, die er seinem Hauptmann zurief, als er sich des Abends mit 40 Mann auf den Weg begab. Da nun Klein-Rheide über 10 km von Sorgbrück entfernt ist, so konnte er erst am andern Morgen die Rücktour antreten. Als er nun in die Nähe von Kropp gelangte, sandte er einen Bauernburschen in das Dorf und ließ den dänischen Wachtmeister, der mit ihm verwandt und befreundet war, bitten, zu ihm herauszukommen. Er hatte mit diesem Wachtmeister schon öfters eine Zusammenkunft gehabt. Beide legten dann vorher ihre Waffen ab, ließen ihre Leute zurück und traten auf freiem Felde zusammen, um sich auf einige Augenblicke zu unterhalten und zugleich Briefe von Gefangenen auszuwechseln. Dieses Mal aber lockte der Wachtmeister den Feldwebel, der keine Gefahr ahnte, im Laufe des Gesprächs an einen Wall, hinter welchem er seine Dragoner aufgestellt hatte. Plötzlich zog er eine unter seinem Mantel verborgene Pistole hervor, setzte sie ihm auf die Brust und rief: „Steh', oder ich schieße!“ Auf dieses Zeichen sprangen die Dragoner über den Wall: der Feldwebel war gefangen. Als seine Kameraden den Verrat merkten, war es zu spät.[1])

Fröhlich wurde wegen seiner „feindlichen Gesinnung“ in Ketten gelegt, in äußerst roher Weise auf ein Schiff geschleppt und nach Kopenhagen gebracht. Hier kam er auf die Fregatte „Fylla,“ wo alle diejenigen Gefangenen untergebracht waren, bei welchen eine „spezielle Beaufsichtigung“ erforderlich war. Nach der Darstellung eines Leidensgefährten[2]) mußte Fröhlich sich eine sehr harte, oft grausame Behandlung gefallen lassen. In dem unteren Schiffsraum war ein finsteres, feuchtes und schmutziges Loch, „zu eng, um sitzen, zu niedrig, um aufrecht stehen zu können.“ In diesem Gefängnis mußte er 24 Stunden aushalten, wenn er nur das Geringste versehen hatte.

Nach Beendigung des Krieges, im Anfange des Jahres 1851, wurden die Gefangenen abteilungsweise in ihre Heimat entlassen; Fröhlich aber sollte zurückgehalten werden, um die Strafe für „seine Verbrechen“ in einem Zuchthause abzubüßen. Durch eine List entging er seinen Wächtern. Er war in letzterer Zeit dem Kommandanten öfters bei der Ausfertigung der Listen behülflich gewesen. Der Umstand, daß dieser gewöhnlich betrunken war, brachte ihn auf einen klugen Einfall. Er legte jenem bei dem letzten Gefangenentransport eine Liste vor, auf welcher er auch seinen eigenen Namen verzeichnet hatte. Der Kommandant, unfähig, die Richtigkeit der Liste zu prüfen, setzte voraus, daß alles in Ordnung sei, und unterschrieb. Der Feldwebel bestieg also mit seinen Kameraden das Schiff, ohne daß seine Flucht sogleich bemerkt wurde.

Nachdem er glücklich in Flensburg gelandet war, machte er noch einige Besuche bei guten Freunden und wanderte dann aus nach Amerika. Dort soll er

---

[1]) Es ist nicht bekannt geworden, ob der Wachtmeister den Preis erhalten hat.

[2]) Student Callisen, Freiwilliger vom 3. Jägerkorps. Vergl. Möller, Erinnerungsblätter, S. 251. 252.

im Staate Wisconsin als praktischer Arzt, nach anderen Nachrichten als Methodistenprediger thätig gewesen sein. [1])

* * *

Fröhlich wurde als Sohn eines Unteroffiziers in Schleswig geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters im Christians-Pflegehause zu Eckernförde erzogen. Nachdem er eine militärische Vorbildung erhalten hatte, wurde er dem in Rendsburg einquartierten Infanterie-Regiment überwiesen. Er fand jedoch an dem einförmigen Garnisonsleben keinen Gefallen und bat daher nach zurückgelegter Dienstzeit um seine Entlassung, ohne daß er mit Bestimmtheit wußte, wie er seinen Unterhalt erwerben wollte. Er führte jetzt mehrere Jahre ein bewegtes Abenteurerleben. Bald war er Mitglied einer Schauspieler-Gesellschaft, bald führte er Tanzbären und andere abgerichtete Tiere von Ort zu Ort. Im Frühling 1848 trat er als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee, doch erwarb er sich seinen Ruf erst nach der Schlacht bei Idstedt.

Als die Nachricht von seinen kühnen Unternehmungen in das Hauptquartier drang, schenkte der General v. Willisen ihm zur Aufmunterung nicht nur eine Büchse, sondern auch ein schönes Fernrohr. Später wurde ihm vom Generalkommando mitgeteilt, daß er zum Offizier befördert werden solle, falls sein Erkundigungszug gegen Klein-Rheide günstigen Erfolg haben würde. Wie schon mitgeteilt, erfolgte vor der Rückkehr seine Gefangenschaft.

Bei Offizieren und Mannschaften des 10. Bataillons hieß es noch längere Zeit: „Ach, es ist doch gar kein Leben mehr im Feldlager, seitdem wir Fröhlich nicht mehr haben.“ Auch die übrigen auf Vorposten liegenden Truppenteile bedauerten sehr, daß sie nicht mehr von seinen Abenteuern hören und lesen konnten. [2])



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

10. Fuldoowat. *)

Dar is mal 'n Fru weß, de hett 'n Sœ̈n hatt, de is so ful weß. Un sin Mudder hett em ne anners hêten as Fuldoowat. [1])

Nu mal ên'n Dach, do secht sin Mudder to em: ‚Fuldoowat, ga hen un hal mi 'n bẹten Water. Ik will di uk 'n Pannkooken backen.‘

---

[1]) Sein Bruder, der bei dem 10. Bataillon als Musiker stand, blieb im Lande und wurde der Leiter einer Tingeltangel-Gesellschaft.

[2]) Benutzte Quellen: 1. „Generalleutnant v. Willisen und seine Zeit.“ Von einem schleswig-holsteinischen Offizier a. D. (Auditeur Lüders?). 1851. 2. Briefliche und mündliche Mitteilungen von Kameraden.

*) Da die beiden hier mitgeteilten Geschichten, zwei verschiedene Fassungen desselben Märchens, sich gegenseitig ergänzen und erläutern, so durften sie nach meiner Ansicht nicht getrennt werden. Andrerseits schien es mir auch nicht angebracht, sie zu einer Geschichte zu verarbeiten. Denn bei aller Übereinstimmung in den Hauptzügen haben sie doch beide ihre besonderen Eigentümlichkeiten.

Eine andere von Theodor Storm aus Husum mitgeteilte Fassung unseres Märchens findet sich bei Müllenhoff (Nr. 14, S. 431). Diese Fassung ist jedoch unvollständig. Es fehlt die Seefahrt.

Das Märchen ist weit verbreitet. Es findet sich schon in Basiles Pentamerone vom Jahre 1637. Außerdem findet es sich in Strackerjans Sammlung oldenburgischer Märchen (Nr. 633), ferner in einer märkischen, einer dänischen, einer russischen, einer andern slavischen und endlich in einer griechisch-albanesischen Märchensammlung. Vgl. R. Köhler, Kleine Schriften zur Märchenforschung, S. 68.

Nę, secht Fuldoowat, ên'n Pannkooken, dat's ne nog. Wenn se em twê backen will, denn will 'e ęr wat hąl'n.

Do secht se, ją, denn will se em twê backen.

Do nimm't Fuldoowat sik 'n Korf un geit dąr mit hen to Wąter hąl'n.[2])

As hê sik dat Wąter nu utfüll't, do löppt dat je dǫr wech dör den Korf. Un do hett 'e dąr so 'n lütten Fisch in.

Do secht de lütt Fisch to em: ,Fuldoowat, ląt mi lęben, denn schaß di uk ên Dêl wünschen.'

,Nę', secht Fuldoowat, ,ên Dêl, dąt's ne nog.'

,Ja', secht de lütt Fisch, ,denn schaß di uk twê Dêl wünschen.'

,Nę,' sech 'e, ,dat's uk no' ne nog.'

,Ja, denn schaß di uk all' wünschen, wat du wullt.'

Na, dąr is Fuldoowat je mit tofręden. Un do nimm't hê den lütten Fisch un smitt em wa' int Wąter.

Do wünscht hê, wenn he mit den Korf int Wąter sleit, dat dat Wąter dąr in töv't,[3]) in den Korf. Un do füll't hê sin'n Korf vull un geit dąrmit to Hus.

Do secht sin Mudder to em: ,Fuldoowat, du heß mi je kên Wąter bröcht.'

,Ją,' sech 'e, ,dat Wąter steit in 'n Korf.'

Do hett dat Wąter in 'n Korf stąn.

Nu hett Fuldoowat je niks doon möcht, un wünschen hett 'e je kunnt: do hett 'e sik Foorwark wünscht, Pęr un Wąg. Un dąr hett 'e ümmer mit herümmer föört.

Een'n Dach föört hê mal den' Sluß[4]) verbi, und den Köni sin Dochter steit gręg' int ąpen[5]) Finster un kik't ut.[6])

Do röppt se: ,Fuldoowat, wo büß bi dat Foorwark kam'n?'

,Och, Dêrn,' sech 'e, ,ik wull, dat du 'n Kind int Finster krêgs!'

Do hett se je 'n Kind int Finster kręgen.

As dat Kind twê Jąr is, do schall dat uk je 'n Vadder hebb'n.

Do ward all' de Prinzen inląd'n, ümlangshęr.[7]) De mǫt sik all' rundüm in 'n Sąl upstell'n. Un dat Kind kricht 'n Appel in 'e Hand. Un wo dat Kind den Appel henbring'n deit, de schall dąr Vadder to węsen, to dat Kind, un schall de Könisdochter to 'n Fru hebb'n.

Do geit Fuldoowat uk hen un wünscht sik uk mit rin na 'n Sąl. Un do wünscht hê, dat dat Kind den Appel na em henbring't.

Do bring't dat Kind den Appel na Fuldoowat hen.

De Köni will dat ąwer ne gell'n laten, un se smit Fuldoowat rut.

Do wünscht hê, dat dat Kind dąr so lang' mit den Appel bestąn blifft, un do wünscht hê sik wa' rin na 'n Sąl. Un dat Kind bring't den Appel weller na em hen.

Do sücht de Köni je, dat dąr niks bi to mąken is. Un do kricht Fuldoowat de Könisdochter to 'n Fru.

Nu is ęr dat ąwer je ne mit[8]) weß, den Köni ne, un sin Dochter uk ne. Un se mąkt sik af, se wüllt 'n Lußfąrt mąken in 'e See, un wenn se to midd'-węgs[9]) up 't Wąter sünd, denn wüllt se Fuldoowat ǫwer Boord stöten.

Na, de Lußfąrt geit je vǫr sik. Un as se to midd'węgs up 't Wąter sünd, do stöt se em ǫwer Boord.

Do wünscht hê, dat de Könisdochter uk mit rin kümmt na 't Wąter, un dat se bei' bąben[10]) swümm't.

As se 'n Titlank in't Wąter rümswümm't hebbt, do ward de Könisdochter hungeri. Un se klągt em dat, dat se so hungeri is.

Do wünscht hê, dat dar 'n Disch in't Water steit un 'n par Stööl, un dat dar allerhand to eten un to drinken up is, up den Disch.

Do sett se sik tosam'n ran un et un drinkt.

As se satt sünd, do secht de Könisdochter, se wull, dat se weller ant Land wêr'n.

Do wünscht hê, dat se weller ant Land sünd.

Un do hett Fuldoowat sik 'n Sluß wünscht. Un dar hebbt se glückli un vergnögt tosam'n lev't. Un wenn se ne dot bleb'n sünd, denn künnt se noch leb'n.

Nach Frau Schloer-Griebel.**)

Anmerkungen: [1]) Faul(er), thu was! [2]) alte Ausdrucksweise statt: na 'n Waterhal'n. [3]) wartet, bleibt. [4]) Schloß wird im alten Platt als männlich gebraucht, so auch von Frau Sch. und Frau L. [5]) offen. [6]) guckt aus. [7]) ringsumher. [8]) recht. [9]) sprich: mirrwegs. [10]) beide oben.

11. De ful Hans.

Dar is mal ins [1]) 'n Jung weß, de hett Hans hêten, de is so ful weß.

Nu schall hê mal vör sin Mudder hen na 'n Slachter un schall er Flêsch hal'n.

As hê sin Flêsch int Töller [16]) hett, do smitt hê sik dar verlank [2]) mit up 'n Slachterblock hen un secht: ‚Jk wull, dat de ol Block an to wöltern [3]) füng' un wölter mi vör min Mooder [4]) er Kök.'

Nu hett Hans wünschen kunnt, un do ward de ol Block sik rögen [5]) un fang't an to wöltern un wöltert mit em los', Strat up Strat dal.

As Hans den Sluß verbi kümmt, do kik't den Köni sin Dochter ra' ut 't Finster, un se lacht dar öwer, dat Hans dar so wöltern deit.

Do secht he: ‚Dêrn, dar lachs noch öwer? Jch wull, dat du üm drêvittel Jar 'n lütten Jung harrs.'

Nu hett Hans je wünschen kunnt, un do kricht se na drêvittel Jar 'n lütten Jung.

Nu wêt de Köni je gar ne, wo sin Dochter dartoo geraden is, wo se dat her hett, dat Kind. Se is je narms [6]) weß, wo se dar hett bi kam'n kunnt. Un do lett hê utgan, [7]) all' de Junkkêrls ünner twinti Jar, de schüllt all' hen na 'n Sluß kam'n.

Do mutt Hans uk je hen.

Nu ward se all' rund stell't in 'n Sal, un dat Kind kricht 'n Appel in 'e Hand, un de Könisdochter nimm't dat Kind up 'n Arm un mutt de Rêg [8]) rund gan. Un wo dat Kind den Appel hensmitt, de schall Vadder darto wesen, to dat Kind.

**) Frau Christine Schloer, geb. Harms, geb. in Griebel 1828, zur Schule gegangen nach Zarnekau, gedient in Gömnitz, auf Stendorf und Kletkamp, 1851 verheiratet mit dem Weber Lunau in Sagau, 1879 verwitwet, 1880 in zweiter Ehe verheiratet mit S., dem Pächter der Griebeler Holzkate, seit 1894 in Griebel. Jhre Märchen hat sie von der Schwester ihrer Mutter, Frau Stender, geb. Lerch, geboren in der Griebeler Holzkate, verheiratet mit dem Arbeitsmann Stender in Sieversdorf, gestorben um das Jahr 1860.

Für die in dem ‚Mahnwort' des Augustheftes der ‚Heimat' von mir ausgesprochene Behauptung, daß vor 50 Jahren nicht sorgfältig genug gesucht worden sei, enthalten diese Märchen eine sehr bezeichnende Bestätigung. Der damalige Lehrer in Sieversdorf hat sich für das Müllenhoffsche Unternehmen unleugbar interessiert; er hat sogar einen Beitrag (Müllenhoff S. 111) eingesandt. Und doch hat er nicht einmal in seinem Dorf nachgeforscht. Hätte er das gethan, so wäre ihm der Märchenschatz der Frau Stender, die damals in Sieversdorf gewohnt, und deren Tochter sogar bei ihm gedient hat, wie von selbst in den Schoß gefallen.

Von den (43) Geschichten, die Frau Schloer mir erzählt hat, sind bis jetzt außer ‚Fuldoowat' 8 veröffentlicht, und zwar 6 in Nr. 25 u. 28 (1899) der ‚Deutschen Welt' — von diesen sind zwei in der ‚Heimat' abgedruckt: ‚Vun de Katt, de ne wa' free'n will' (Heft 5. 1899) und ‚De Eddelmann un de Bur' (Heft 1. 1900) — und 2 in der ‚Heimat': ‚Dat gifft noch mehr so'n dumm' (Heft 3) und ‚Na Möörn' (Heft 4).

Nu geit se je mit dat Kind rund, un dat wạr't [9]) so lang', bet se bi Hans kam'n deit.

Do kümmt Hans gau [10]) bi un smitt sik verlank [2]) vör ẹr dạl.

Dar fang't dat Kind ọ̈wer an to lach'n un smitt mit den Appel na em.

Do ward Hans je Vadder to dat Kind.

Nu is den Köni dat ạwer je so ord'när weß, dat sin Dochter so 'n Bengel to'n Mann hebb'n schall. Un hê kümmt bi un lett 'n Schipp mạken, dạr kam't Hans un de Könisdochter in, un de lütt Jung uk mit. Hans kümmt in ên Losement, [11]) un de Könisdochter mit ẹr'n lütten Jung in dat anner.

De beiden Kamern sünd ên ant anner weß. Un dạr is 'n gläsern Dọ̈r twischen weß, dat se sik hebbt sên kunnt. Een to'n annern kam'n hebbt se ạwer ne kunnt. De Dọ̈r is tooslạten weß.

As se nu up 't Wạter sünd, do hett Hans ümmer goot to lẹ́b'n, vẹl bẹter as de Könisdochter. Hê hett je wünschen kunnt.

Do secht se to em: ‚Hans, wo geit dat too, dat du ümmer so 'n schön Ẹten un Drinken heß un ik ne?'

‚Ja, Dêrn', sech 'e, ‚ik kann wünschen.'

Do secht se: ‚Denn heß du dat uk je wul wünscht, dat ik den lütten Jung krẹgen heff.'

‚Jạ,' sech'e, ‚dat heff ik.'

Do secht se, denn schall hê doch mạl wünschen, dat hê to ẹr rin kam'n kann.

Do wünscht hê sik to ẹr rin.

Do secht se, hê schall doch mạl wünschen, dat hê rech smuck atsên deit un rech fein in Tüch [12]) geit.

Na, dat hett 'e dunn [17]) uk je wünscht.

Toletz secht se to em, hê schall doch mal wünschen, dat dat Schipp wa' to Lann' kümmt, dich bi ẹr'n Vadder sin'n Sluß.

Do wünscht hê dat uk je. Un mit 'n Mạl is dat Schipp ant Land.

Annern Mornk, as de Köni upkümmt un hê kik't ut't Finster, do dünkt em: ‚Sü, dat is je wul rein [13]) dat Schipp, wo din Dochter up wechkam'n is.' Un hê röppt ên'n vun sin Schriwers un secht, wat hê ne sên kunn oder wat hê dröm'n deit, hê schall doch mạl hengạn un sên mạl too, wat dat Schipp dat is.

De Schriwer geit je hen: richti, do is dat Schipp dat.

Hê bring't den Köni Oller. [14]) Un do geit de Köni sülb'n hen.

As hê de Dọ̈r ạpen mạkt, do ligg't se dạr all' drê tosam'n in Bett, de lütt Jung in 'e Midd, [15]) un Hans up ên Sit, un sê up 'e anner Sit.

Do secht de Köni to sin Dochter: ‚Dêrn, wo is hê dạr rin kam'n na di?'

‚Ja, Vadder,' sech' se, ‚Hans kann wünschen. Den lütten Jung hett 'e mi uk toowünscht.'

‚Ja, secht de Köni, wenn hê wünschen kann, denn kann dat uk je angạn, denn hett 'e dạr niks mêr gêgen.

Un do hett he ẹr 'n Sluß schenkt, de Köni, un dạr hebbt se glückli un vergnögt tosam'n lẹv't. Un as de Köni dotblẹb'n is, do is Hans Köni word'n.

Nach Frau Lembcke-Eutin. ***)

Anmerkungen: [1]) mal einst. Diese alte Ausdrucksweise gebraucht Frau L. (und nur sie) zu Anfang regelmäßig. [2]) der Länge nach. [3]) wälzen. [4]) Diese alte Form hat die Überlieferung an dieser Stelle bewahrt. [5]) fängt an sich zu rühren. [6]) nirgends. [7]) alter Aus-

***) Frau Caroline Lembcke, geb. Lamprecht, geboren 1826 in Pansdorf, gedient in Klein-Timmendorf, Pansdorf, Groß-Parin, Langenhagen und Sagau, 1847 verheiratet mit dem Schuhmacher Lembcke in Sagau, nach dem Tod ihres Mannes (1890) meist in dienstlichen Stellungen, seit 1894 in Eutin, seit 1895 Haushälterin bei meinem Nachbar, dem alten Nachtwächter Tamm. Ihre (18) Geschichten hat sie teils schon als Kind gehört,

druck für ‚bekannt machen.' [8]) Reihe. [9]) währt. [10]) eigentlich eilends, schnell. [11]) Gelaß, frz. logement, mit deutscher Aussprache. [12]) Zeug, Kleidung. [13]) wirklich. [14]) Bescheid, frz. ordre. [15]) sprich: Mirr, ohne daß ein r zu hören ist. [16]) Im Plattdeutschen sagt man das Teller. [17]) dunn = do.

Proben aus dänischen Soldatenbriefen von 1849—1850.

Übersetzt von Dr. A. Gloy in Kiel.

Im Jahre 1898 veröffentlichte die „Kieler Zeitung" eine Anzahl von Briefen dänischer Soldaten aus dem Jahre 1848 in deutscher Übersetzung, von der gewiß nicht unbegründeten Voraussetzung ausgehend, daß eine so ungezwungene, durch keine Rücksichten irgend welcher Art beeinflußte Darstellung von gegnerischer Seite, wie sie gerade in Privatbriefen sich äußern muß, auch unsererseits einem lebhaften Interesse begegnen würde. Die ausgewählten Briefe entstammen einer durch den Kopenhagener Professor C. F. Allen angeregten, von ihm eifrig geförderten und nach seinem Tode von Chr. Bruun besorgten Sammlung „Breve fra danske Krigsmænd, skrevne til Hjemmet under Felttogene 1848, 1849, 1850." Sie besteht im ganzen aus 167 Briefen, die aus mehreren Tausend eingesandten von Allen persönlich ausgewählt worden sind. Schon vor 1864 begonnen, ist diese Zusammenstellung doch erst 1873 im Buchhandel erschienen (Gyldendalsche Buchhandlung in Kopenhagen). Wir erhalten durch diese von dänischen Offizieren, Pastoren, meistens aber von Unteroffizieren und Gemeinen herrührenden Briefe ein äußerst charakteristisches Bild der zu damaliger Zeit in Dänemark herrschenden Stimmung, hören von interessanten kriegsgeschichtlichen Einzelheiten und Episoden, von bekannten Persönlichkeiten auf beiden Seiten usw. Am Schluß der Einleitung zu seiner Sammlung bemerkt der Herausgeber, daß aus ihr nicht nur Wesen und Charakter des dänischen Soldaten mit ausgeprägter Bestimmtheit hervortrete, sondern daß sich auch von ganz anderer Seite ein Einblick in das Herz des Volkes eröffne. Gottesfurcht, Genügsamkeit, eine ruhige, feste und mutige Bereitwilligkeit zur Aufopferung für das Vaterland bis zum letzten Atemzuge, gute Laune und Humor, der über alle Unbequemlichkeiten hinwegsetze, seien Eigenschaften, die ihren einfachen und biederen Ausdruck in diesen Soldatenbriefen fänden. Es läge hier eine Urkunde vor über das dänische Volk, welche es sich selbst ausgestellt hätte. Es habe, wenn er diesen Ausdruck gebrauchen dürfe, in aller Unschuld seine eigenen Memoiren geschrieben.

Bei der Vorrede zu einem solchen, patriotischen Zwecken dienenden Buche hat Allen der Schattenseiten des dänischen Nationalcharakters, die hier mit ebensolcher Sicherheit urkundlich verbürgt vorliegen, natürlich nicht gedacht. Obwohl die hervorgehobenen hübschen Züge des Dänen unzweifelhaft in den Briefen sich wiederspiegeln, so spricht doch aus ihrer Mehrheit eine vielfach unerträgliche Gehässigkeit in der Beurteilung des Feindes, eine vollkommene Unfähigkeit, oder vielleicht mehr ein Mangel an gutem Willen, dem gegnerischen Standpunkt auch nur ein klein wenig gerecht zu werden, und zwar auch gerade bei den Gebildeten. Möglicherweise ist Allens bekannte, gelinde ausgedrückt: einseitige Auffassung bei

die meisten aber — und unter ihnen die hier mitgeteilte — erst in Sagau von einer schon vor 1890 gestorbenen Frau Vogt, mit der sie in 'e dörtigen Jahren (d. h. über 30 Jahre) in einer und derselben Kate gewohnt hat. Frau V. ist aus dem Sierhagener Gut gebürtig gewesen.

Mit Frau Schloer hat Frau L. fast 30 Jahre lang in demselben Dorf (Sagau) gewohnt und auch häufiger mit ihr verkehrt. Eine Verwandtschaft indessen zwischen den beiderseitigen Geschichten besteht nicht.

der Auswahl dieser Briefe nicht ohne Einfluß geblieben. Über die Schlacht von Eckernförde ist nicht ein einziger ausführlicher Brief mit aufgenommen worden. Wahrscheinlich sollte der Schmerz, den diese entsetzliche Katastrophe seiner Zeit in ganz Dänemark verursachte, bei den Lesern nicht abermals aufgewühlt werden. Um so zahlreicher sind die Berichte über Fredericia usw. Man ersieht aus ihnen, daß der Däne seit Kolding vor den bisher so gering geschätzten Schleswig-Holsteinern nicht wenig Achtung bekommen hat, viel mehr, als er sich eingestehen mag, ja, daß ein wahrer Ingrimm ihn erfüllt, einem an Zahl bedeutend schwächeren Gegner unterlegen zu sein. Einem tapferen Feinde gegenübergestanden zu haben, giebt er meistens, wenn auch häufig mit Widerstreben, zu. Auf der anderen Seite aber ist er dagegen mit schönen Titulaturen, wie „Räuber,“ „Verräter,“ „Meineidiger“ u. dgl. m. nicht gerade sparsam. Deutlich ist auch, im Vergleich zu 1848, seit Eckernförde und Kolding, eine Steigerung des Fanatismus zu bemerken, der in vielen Briefen geradezu widerwärtig wirkt.

Im ganzen genommen dürften jene dänischen Soldatenbriefe indessen auch für einen Schleswig-Holsteiner eine willkommene, mindestens aber interessante Lektüre sein. Wie viel mehr aber würde dies der Fall sein, wenn man nach deutschen Gesichtspunkten die Auswahl aus den vielen Tausenden hätte treffen können!

Sollte es nicht noch jetzt, obwohl ein halbes Jahrhundert seit diesem Kriege verflossen ist, möglich sein, auch deutscherseits ein ähnliches Werk zu schaffen, wenn ein dahin gehender Aufruf zur Einsendung von Originalbriefen oder Abschriften an eine Zentral-Sammelstelle in den Herzogtümern nicht nur, sondern auch in allen seiner Zeit beteiligten Bundesstaaten erlassen würde?

Premierleutnant S. L. an seine Mutter.

12. April 1849.

Liebe Mutter!

Meine Gedanken suchen dich bei Tag und Nacht, und das weiß ich ja, daß du beständig bei mir bist, daß du beständig dich danach sehnst, etwas von mir zu hören, ob ich gesund bin, wo ich weile usw., und sieh, liebe Mutter, ich beeile mich, diesen ungewöhnlich ruhigen Nachmittag zu benutzen, obwohl ich mich auch meinerseits so von Herzen sehne, so herzlich nach einigen Zeilen mit Nachrichten von dir und den Deinen. — —

Entsetzlich traurig ist die Affäre bei Eckernförde — das Linienschiff vernichtet und gesunken, die Fregatte „Gefion“ in der Gewalt der Deutschen. Gewiß ist eine Menge von Menschen umgekommen und der Rest in Gefangenschaft. — — Im ganzen genommen ist unsere Lage für den Augenblick nur traurig, aber mit Gottes Hülfe kann sich ja alles ändern; voriges Jahr fingen wir gut an und endeten übel, und dieses Jahr könnte ja vielleicht das Umgekehrte der Fall sein. Ich habe immer die Hoffnung, daß, wenn Deutschland wirklich Holstein, Schleswig und vielleicht Jütland erobern will, so wäre es doch zu verwundern, wenn die menschlichen Schwächen, wie Neid, Mißgunst usw., sich nicht geltend machen sollten bei den übrigen Großmächten, und die Frage sich so — eine Rettung für uns — zu einem europäischen Kriege gestaltete. — — —

Leutnant C. U. an seine Braut.

24. April 1849.

— Sei davon überzeugt, daß diese Sache (Schlacht bei Kolding) uns ebenso unerwartet gekommen ist, wie gewiß auch den Kopenhagenern. Und noch verstehe ich sie nicht; ich sehne mich unbeschreiblich danach, die offiziellen Rapporte zu sehen. Bitte ja L., mich wissen zu lassen, ob er einen näheren Grund für diesen Angriff unsererseits kennt, der ein so trauriges Resultat hatte. War es die Absicht, den Feind zu einem Einfall in Jütland zu reizen, um ihn da zu schlagen, oder aus anderen Gründen — da schweige ich. Aber nach dem zu schließen, was ich sehen und hören kann, war es nicht so. War es die Absicht, die Einwohner von Kolding von den Deutschen zu befreien? Da hat man ihnen sicherlich einen schlechten Dienst erwiesen. Kolding liegt nun gewiß fast ganz in Asche. Aber, wie gesagt, ich verstehe so etwas nicht. — — — Als wir auf der anderen Seite (der Königsaue) gesammelt wurden, hielten wir eine Zählung ab und sahen unseren großen Verlust. Doch machte das keinen so traurigen Eindruck, als die kurz nachher eintreffende Nachricht, daß

Kolding allerdings von den Unsrigen genommen gewesen, und zwar zweimal, schließlich aber doch in Feindes Hand geblieben und beinahe ganz abgebrannt sei. „Zu welchem Zweck ist denn diese Menge von Menschen geopfert worden?“ fragten wir uns da selbst, und niemand vermochte darauf zu antworten; ein einzelner murmelte vor sich hin: Damit wir desto eher nach Skagen gejagt werden können. — —

Premierleutnant S. L. an seine Mutter.

Fredericia, 26. April 1849.

— — — Am 25. rückte der Feind auf Fredericia bis auf 3/4 Meilen von der Stadt. Das Gerücht ging, daß die wenigen in Kolding zurückgebliebenen Einwohner mißhandelt würden, es sollte daher wegen dieser Sache ein Schreiben an den höchstkommandierenden Offizier in K. abgehen. Ich wurde beordert, es den feindlichen Vorposten zu überbringen, die man in nächster Nähe vermutete. Ich verließ also die Armee als Parlamentär, benutzte aber die Gelegenheit, das Terrain kreuz und quer abzusuchen, und erreichte erst gegen Abend die feindlichen Vorposten 1/4 Meile auf dieser Seite von Kolding. Sie machten Anstalt, auf mich zu schießen, ich ließ den Trompeter blasen, brüllte: „Zum Teufel, Parlamentär!“ und sprengte auf sie ein. Das wirkte, sodaß sie vor mir präsentierten. Ich verlangte mit einem ihrer Offiziere zu sprechen, davor grauend, einen Kameraden aus der Kadettenzeit als Feind zu treffen, aber ich fand einen Hauptmann Wrangel in schleswig-holsteinischen Diensten. Ich erledigte meinen Auftrag, worauf er äußerte, daß der 23. „ein heißer Tag“ gewesen, worauf ich wieder antwortete: ich hoffte, ihn demnächst an einem noch viel „heißeren Tage“ zu treffen. Er sah mich groß an, war im übrigen aber recht nett und zeigte Lebensart. — — —

Ole Christian Sörensen an seine Frau.

Fredericia, 17. Juni 1849.

Innig geliebte Frau!

Ich danke dir für deinen Brief vom 2. d. M., den ich zu meiner großen Freude am 15. erhielt; — — heute sind wir wirklich wieder herübergekommen und sollen hier 6 Tage bleiben (auf Wasser und Brot, wie wir es nennen), doch wenn die Deutschen uns das Leben behalten lassen, so kommen wir in 6 Tagen wieder hinüber nach Fühnen, und da drüben haben wir es ja viel besser; so leben wir die halbe Zeit immer als Menschen. Wir haben es in diesen Zeiten nicht halb so schlimm als im vergangenen Jahr, doch sind wir beständig Gefahren ausgesetzt; denn die Deutschen liegen noch um die Stadt herum und werfen jeden Tag Bomben und Granaten zu uns herein, und selten vergeht ein Tag, daß nicht einer zu Schaden kommt. Ich kann nicht wissen, wie lange sie hier noch liegen, nun haben sie bald 6 Wochen hier gelegen, und wir haben sie satt, aber ich denke, die Bauern da draußen herum haben sie auch satt. In Stoustrup (wo Delius seiner Verwundung erlag), welches das nächste Dorf ist, da gönnen wir es ihnen allerdings; denn es waren reiche Leute auf großen Höfen, und doch wollten sie uns nichts geben, weder gegen Bezahlung noch ohne; aber nun müssen sie wohl heran, solange sie etwas haben, und die Deutschen gehören gewiß nicht zu den Leuten, welche bezahlen, was sie bekommen. Gegen uns aber sind sie sehr ehrlich, denn sobald wir ihnen vom Wall aus eine Kugel senden, schicken sie uns gleich zwei zurück und zuweilen noch viel mehr. Unsere Vorposten stehen der deutschen Vorpostenkette so nahe, daß sie zuweilen mit einander sprechen können; aber das ist ihnen strenge verboten. Zuweilen treiben sie aber doch allerlei Scherz mit einander. Die Deutschen haben große Löcher gegraben, in denen ihre Vorposten stehen, sodaß wir nicht mehr als ihre Köpfe sehen können. Das geschieht natürlich deshalb, daß die Unseren sie nicht treffen sollen, und sich gegenseitig totschießen können sie ja leicht, wenn sie so dicht aneinander stehen. Es ist aber doch selten, daß ein Deutscher schießt, ohne daß die Unseren anfangen. Eines Tages, als unsere Kompanie eben auf Posten gekommen war, sprang ein Deutscher aus seinem Loch, stand frei oben und rief unseren Leuten zu: „Seid ihr vom 1. Reserve-Jägerkorps?“ — „Ja,“ antworteten Unsere. — „So laßt uns Freunde sein,“ sagte der Deutsche, „wir wollen da nicht auf einander schießen; denn was nützt es, wenn wir jeder auch einige auf beiden Seiten totschießen können.“ Er ging darauf wieder in sein Loch, und es wurde auch den ganzen Tag über kein Schuß zwischen den beiderseitigen Vorpostenketten gewechselt. Da ist eine Wiese, welche sich durch die Gemarkung von Fredericia hindurchzieht, wo man das Wasser aufgestaut hat; und da stehen die deutschen Posten auf der einen, unsere auf der andern Seite. Eines Tages, als es stark wehte und der Wind von der Seite der Deutschen kam, da schlugen sie ein paar Latten zusammen, setzten darauf einen Zinnteller mit einem Franzbrot, einem kleinen Stück Speck, eine Flasche mit einem „Pägel“ Rum und 1/4 ℔ Rauchtabak. Einen Zettel hatten sie noch angeklebt, worauf geschrieben stand, daß dies ein kleines Geschenk vom 7. Bataillon sei, und nun setzten sie dieses Fahrzeug mit seiner Ladung ins Wasser. Es dauerte auch nicht lange,

bis es auf unsere Seite herüberkam. Es wurde herausgenommen, auf die Feldwache gebracht und von da zum Kommandanten. Nachdem er es erhalten und untersucht hatte, schickte er es wieder hinaus zur Feldwache mit dem Bescheid, daß wir es gerne essen könnten — denn den Sachen fehle nichts —, daß sie aber in Zukunft dergleichen nicht wieder annehmen sollten. — — —

E. P. Lorenzen an einen Freund.

Svendstrup, 9. Juli 1849.

Lieber Freund Thomas!

— — — Den 4. Juli am Abend um 10 Uhr wurde das 3. Jägerkorps, und in derselben Nacht bis zum Morgen Truppen nach Fredericia übergeführt, und der Feind verhielt sich ruhig bei dieser Gelegenheit gegen alle Erwartung. Am nächsten Tage wurde die Festung ziemlich lebhaft beschossen und das Feuer von derselben erwidert. Am Abend des 5. wurden jeder Truppenabteilung Quartiere angewiesen, ungefähr in der Ordnung, in welcher sie auszurücken bestimmt waren, jede Brigade demnach einigermaßen für sich in den verschiedenen Nachbarstraßen gesammelt. Es hieß gegen Abend, daß ein Ausfall mit unserer gesamten Macht (gegen 20 000 Mann) stattfinden und seinen Anfang um 1 Uhr nachts nehmen sollte.

Die Stunden gehen langsam, wenn man warten muß, und die Spannung, in der man sich befindet vor einer Affäre, die, wie jeder einsehen konnte, von großer Bedeutung werden mußte, da das Resultat wegen der starken Verschanzungen des Feindes zweifelhaft war, — diese Spannung ist von einer ganz eigenartigen Natur. Um 12 Uhr ungefähr stand das Korps aufgestellt, und der Chef redete die Mannschaft folgendermaßen an: „Jäger! Binnen einer Stunde werdet ihr in den Kampf geführt, dessen Ausfall für unser Vaterland wie für dessen Feinde von großer Wichtigkeit sein wird. Wenn ihr euch tapfer haltet, muß der Ausfall glücklich enden. Darum schnell dem Feinde auf den Leib, werft ihn aus seinen Verschanzungen, und haben wir ihn erst da heraus, dann wird es nicht mehr schwer halten, ihn vollends zu schlagen; denn wir sind ihm diesmal an Kopfzahl überlegen. Es sind lauter Schleswig-Holsteiner, mit denen wir es zu thun haben werden, zeigt euch tapfer, wenn es gilt, heute dürfen wir nicht daran denken zu retirieren." Das Wetter, welches bis zu diesem Augenblick stürmisch, kalt und feucht gewesen war, veränderte sich plötzlich, es wurde mild und ruhig, und der Himmel lachte über sein ganzes Gesicht; der Mond schien mit seiner vollen Scheibe, was es genügend hell machte. — —

(Fortsetzung folgt.)



Das adelige Gut Schinkel.

Von **Woldemar v. Weber-Rosenkrantz.**

Wenn wir die Darstellungen der Schlösser und Herrenhäuser in Schleswig-Holstein und Lauenburg des um unsere Spezialgeschichte so verdienten Johannes v. Schröder durchblättern, empfinden wir das Verlangen, einerseits ein derartiges Werk zu besitzen, das die Geschichte aller und nicht nur der im 15. und 16. Jahrhundert der Rantzauschen Familie gehörigen Güter umfaßt, und andererseits, den so wertvollen Text der einzelnen Gutsgeschichten in genauerer und eingehenderer Form zu erhalten, etwa in der Weise, wie die Breitenburger Geschichte von dem Verfasser der Schlösser bearbeitet ist. In zahlreichen Darstellungen ist übrigens das obenerwähnte Buch ergänzt worden; gerade in neuerer Zeit sind viele historische und topographische Bücher oder Aufsätze erschienen, die über die Geschichte einzelner Güter oder Dörfer Aufschluß geben. Einen geringen Beitrag kann ich denselben vielleicht hinzufügen, indem ich die Geschichte des Gutes Schinkel-Rosenkranz erzähle, welches in Schleswig im dänischen Wohld nicht weit vom Ufer des Flemhuder Sees gelegen ist. —

Von Königsförde, Wulfshagenerhütten, Warleberg, Groß-Nordsee oder der Eider begrenzt, liegt Schinkel-Rosenkranz am früheren Ausfluß dieses Wasserlaufes aus dem Flemhuder See an günstiger Stelle; nun sind die Wasserverhältnisse durch die Kanalbauten ganz andere geworden. Die Eider ist bis auf kleine Teile verschwunden: das Gut befindet sich 5 Minuten vom Kaiser Wilhelm-Kanal, der in einer tiefen Rille, so hoch wie die begrenzenden Meere, die Halbinsel durchschneidet. Ein lebhafter Dampferverkehr auf diesem Wasserwege verbindet Schinkel-Rosenkranz mit Kiel, das in $1^1/_2$ Stunden zu erreichen ist.

Wenn ich nun einiges aus der Vergangenheit des Gutes mitteile, will ich mich lediglich auf das Feststehende beschränken, sodaß ich auf Vermutungen, wie z. B. über die Entstehung des Namens, verzichte.

Wohl mit Sicherherheit anzunehmen ist, daß, wie bei vielen anderen Edelsitzen, der Besitzer im 13. Jahrhundert den Namen des Hofes annahm, indem er sich von Schinkel nannte, und daß dieser Name dann auf seine Descendenten überging.

1289 nennt Pontoppidan einen Nicolaus de Schinkele als Besitzer des Edelhofes.[1]) Wegen der Übereinstimmung des Wappens liegt die Vermutung nahe, ihn als den Nachkommen des Overboden Gottschalk III anzusehen, welcher nicht, wie früher angenommen wurde, aber mit von Aspern widerlegt ist, der Familie Parkenthin angehörte.[2]) Gottschalk III führt in seinem Siegel dasselbe Wappen, welches sich in den Siegeln der Familie von Schinkel findet: eine von drei Seeblättern kreisförmig umgebene Rose. Über Gottschalks Abstammung und Verwandtschaft wissen wir jedoch nichts Bestimmtes. Die Übereinstimmung des Wappens läßt übrigens auch auf eine Verbindung mit der in der Nähe angesessenen Familie Sehestedt schließen.

Wegen der Spärlichkeit der Nachrichten ist es nicht möglich, einen nur einigermaßen zuverlässigen Stammbaum der Familie von Schinkel herzustellen.

Doch war das Geschlecht nicht ohne Bedeutung. Ein Marquardus Schinkell, der 1326 in einer Urkunde unterschreibt, 1343 als Schleswiger Domherr das Zeitliche segnete und im Dom beigesetzt ist, hat dem Bistum Ripen Grundstücke in Oterskyaer, bei Bolling, Ringkjöping Amt, in Jütland verkauft. Doch scheint Marquardus Eigentümer von Schinkel gewesen zu sein. Seine Nachkommen wenigstens bestimmen 1363, daß die Einkünfte von Grundstücken in Warleberg dazu verwendet werden sollen, um Messen für das Seelenheil des Verstorbenen, der den eigentümlichen Beinamen „Vosbeen" führte, und für dasjenige seiner beiden Söhne Rodolphus und Hardwicus zu lesen.[3])

Warleberg liegt Schinkel benachbart, und es liegt nahe, daß diese Grundstücke zu dem alten Edelhofe gehört haben. Auch wird wenigstens der Sohn des Marquardus, Hardwicus, später einmal direkt als „zu Schinkel wohnhaftig" bezeichnet, worauf ich zurückkomme.

1334 ist ein Ritter Blyxe de Schinkele Zeuge bei den Verhandlungen über das Eigentum an der Küste des Kieler Hafens.

Wir finden seinen Namen unter der von Waldemar V., Herzog von Schleswig, in diesem Jahre ausgestellten Abtretungsurkunde der Küste von Bülk bis Levensau an die Stadt Kiel.

1337 wird Luderus de Schinkele als Eigentümer des Gutes bezeichnet, der 1340 mit dem oben beschriebenen Seerosenwappen siegelt.

Von 1351 an bis 1357 finden wir in den Urkunden häufiger die Namen zweier Herren von Schinkel, die beide den Vornamen Ludeke führten. Sie hatten jeder einen Beinamen: der eine nannte sich „Cune" oder „Laem," der andere „Bredehals."

Ludeke Cune war von 1362 bis etwa 1370 Kommandant des dänischen Schlosses Nyborg. König Waldemar hatte in seinem Kriege mit Lübeck viele Gefangene gemacht. Diese haben z. T. in den Verließen von Nyborg geschmachtet. Vom Ritter und Hauptmann Schinkel wird berichtet, er sei ein harter Mann gewesen, der sich vorgenommen habe, die Gefangenen 10 Jahre festzuhalten. Doch saß schon vor Ablauf dieser Zeit ein anderer Hauptmann, Vicke Moltke, auf Nyborg.[4])

Ludeke Bredehals scheint auf dem Stammgut gesessen zu haben. 1357 ward mit ihm ein Otto von Schinkel als Eigentümer desselben bezeichnet. —

1358 findet sich die Unterschrift eines Hartwicus Schinkel, den wir wohl als den Sohn des obengenannten Domherrn Marquard von Schinkel ansehen müssen, mit dem Zusatz „morans in Schinkele."

Hiermit hören die Beziehungen zwischen Gut und Familie auf, soweit sie sich urkundlich beweisen lassen. Doch waren, wie oben erwähnt, wenigstens Grundstücke in Warleberg bis 1363 im Besitz der Familie. Wahrscheinlich war der Edelhof noch viele Jahrzehnte im Besitz des Geschlechts, welches in Schleswig-Holstein und in Dänemark zu großer Macht und Berühmtheit und besonders zu großem Reichtum gelangte. Der dänische Zweig der Familie ist meines Wissens erst im Jahre 1811 erloschen.[5])

Da Johannes von Schröder in seinen Schlössern in dem Text zu Schinkel auf ein parlantes Wappen der Familie von Schinkel, welches nämlich einen Schenkel, d. h. ein gewappnetes Bein enthält, hinweist, will ich, obwohl ich diesen Hinweis bei Nicolaus von Schinkel für irrtümlich halte, doch erwähnen, daß nur Hans Schinkel in Holstein im Jahre 1401 wirklich seine Unterschrift mit einem solchen Siegel bekräftigt. Er war Kommandant

---

[1]) Danske Atlas VII S. 767.

[2]) v. Aspern, Beiträge zur älteren Geschichte Holsteins I. Hamburg 1849.

[3]) von Stehmann, Schleswigsches Privatrecht. Kopenhagen 1866. III. Bd. Urkunde 13.

[4]) Lübecker Urkundenbuch III Nr. 452, S. 460/61.

[5]) Else Cathrine v. Schinkel, geb. 1730, ist 1. 3. 1811 in Schleswig gestorben. (Kirchenbuch der Domgemeinde in Schleswig.)

von Fehmarn.[1]) Eigentümlich ist nun, daß sich dieses selbe Wappen bei der Pommernschen Familie von Schinkel findet, die auf Schmalzin und Belzow bei Greifswald saß, und von der wir von ca. 1480 bis zu ihrem Aussterben 1688 Kunde haben.

Von 1358 bis 1509 habe ich nichts über die Besitzer des Edelhofes Schinkel finden können.

1509 bis 1520 erscheint Claus Breide als Besitzer Schinkels. Er hat auch dort gewohnt. Zugleich war er Besitzer der Herrschaft Nordsee oder Achterwehr. Claus Breide hatte ein ziemlich unruhiges Leben. Als er von seinem Widersacher, dem durch seine Gewaltthaten bekannten Benedikt v. der Wisch, 1512 in Lübeck gefangen und in Ketten gelegt war, rüstete Herzog Friedrich in Kiel einen Heerhaufen aus, um ihn zu befreien. Doch geriet Claus Breide später auch mit dem Herzog selbst in Streitigkeiten und hat als dessen Gefangener auf dem Schloß Gottorp gesessen. Als sich seine Familie nun für ihn verwandte, ließ der Herzog ihn gegen Leistung der Urfehde frei.

Claus Breide war mit Catharina, des Claus v. Ahlefeld zu Maesleben Tochter, verheiratet. Er war der Sohn des Wulf Breide zu Clausdorf. Seine Ehe scheint kinderlos gewesen zu sein. Als er 1520 starb, blieb Catharina im Besitz Schinkels bis zum Jahre 1526. Dann hat sie auf Wulfshagenerhütten gewohnt, wo ihr eine Stube mit einem Kamin angewiesen war. 1557 ist sie gestorben.

Von 1526 an müssen wir Christoph Rantzau aus dem Hause Rantzau-Bülk als den Eigentümer Schinkels ansehen, wenn er auch erst später als solcher bezeichnet wird.

Da Claus Breede kinderlos war, so waren die beiden Töchter seines Bruders Marquard seine Erbinnen. Die Ansprüche derselben sind 1526 auf dem Prozeßwege geltend gemacht worden. Der zweite Sohn der Anna, Marquard Breides ältesten Tochter, die mit dem bekannten Ritter Otto Rantzau zu Bülk († 1511) verheiratet war, ist der ebenerwähnte Christoph Rantzau, welcher Schinkel erhielt.

Wulf Breide

Marquard Breide — **Claus Breide** zu Schinkel († 1520).

Anna ⌣ Otto Rantzau Ritter († 1511) — Abele ⌣ Paul Rantzau

Hieronymus Rantzau — **Christoph R.** zu Schinkel († 20. 2. 1571) — Heinrich R.

1. Otto 2. Hieronymus Seekamp 3. Heinrich Bülk 4. Paul Knoop — 1. Johann Borghorst 2. **Otto** Schinkel († 1616) 3. Melchior Solwig

Elisabeth ⌣ **Kai Rumohr** zu Schinkel († 1625) — Heinrich — Anna

1. Asmus R. 2. Heinrich 3. Anna 4. Dorotea 5. Elisabeth 6. Margarete 7. Magdalene 8. Hedwig

⌣ **Cai von Ahlefeld** zu Schinkel († 1651), dessen Sohn und Enkel das Gut nach ihm besaßen. (Siehe Seite 215.)

Christoph Rantzau wird als der Eigentümer der Güter Bülk, Knoop, Seekamp, Borghorst und Schinkel bezeichnet, er war Amtmann zu Tondern, heiratete Anna Rantzau, von der er 4 Söhne hatte, und starb am 20. Februar 1571.

1564 wird ein Hans Rantzau, Caspars Sohn zu Hasselburg und Mustin, als Schinkels Besitzer genannt. Ich glaube, daß es sich entweder um einen Schreibfehler oder dergleichen handelt, oder daß der Kauf nach kurzer Zeit rückgängig gemacht wurde.

Nach Christoph Rantzaus Tode finden wir Schinkel nicht im Besitz eines seiner Söhne, sondern in demjenigen seines Neffen, nämlich des zweiten Sohnes von Christophs Bruder Heinrich, Otto Rantzau, der nur Schinkel besessen zu haben scheint und sich „Otto Rantzau zum Schinckel" unterschrieb.

Seine Mutter war aus der Familie Reventlow, seine Gemahlin ein Frl. Dorotea von Buchwald, die ihm einen Sohn, von dem wir nichts erfahren, und zwei Töchter schenkte. Otto Rantzau hat auf Schinkel gewohnt und dasselbe 45 Jahre besessen. Er erbaute hier 1582 eine schöne und geräumige Scheune, die erst 1897 abgebrochen worden

[1]) Lüb. Urk. V, S. 31/32.

ist. Namen und Wappen Otto Rantzaus und seiner Gemahlin waren über den Thüren des Bauwerkes in Holzbalken eingeschnitzt. Otto Rantzau starb im Jahre 1610.

Ottos älteste Tochter, Elisabeth, heiratete Kay Rumohr zu Roest (und nicht, wie Schröder irrtümlich anführt, Cai v. Ahlefeld) und brachte ihm das Gut Schinkel zu. Die jüngere Tochter Anna heiratete einen Gosche von Ahlefeld.

Cai Rumohr zu Roest, der am 11. Juni 1566 geboren wurde, war der Sohn des Asmus Rumohr († 1590) und der Margarethe geb. Rantzau († 1600) und hatte aus seiner Ehe mit Elisabeth 2 Söhne und 6 Töchter, von denen fünf „in mächtige Geschlechter hineinheirateten" (Ahlefeld, Rantzau, Brockdorff, Thienen, Brockdorff). Cai Rumohr war im Gegensatz zu seinem Vater ein milder Herr. Er starb im Jahre 1625.

Cai Rumohrs Tochter Dorotea heiratete Cai v. Ahlefeld zu Sehstermühe. Durch diese Heirat kam das Gut Schinkel, welches wir von nun an eine lange Zeit im Besitz der Familie v. Ahlefeld-Sehstermühe finden, wiederum durch Heirat an den Gemahl der ältesten verheirateten Tochter des Besitzers.

Friedrich v. Ahlefeld zu Sehstermühe hatte in erster Ehe Catharina, eine Tochter des berühmten Statthalters Heinrich Rantzau, geheiratet. In zweiter Ehe vermählte er sich mit Dietrich Blomes Tochter, Dorotea. Aus erster Ehe überlebten den Vater zwei, aus zweiter drei Söhne. Außer Frantz, der das Schloß Arlewatt verkaufte und ohne Kinder starb, wurden diese Söhne Friedrichs die Stammväter der berühmtesten und reichsten Linien der Familie v. Ahlefeld.

Als dritter Sohn Friedrichs und als ältester Sohn aus dessen zweiter Ehe wurde Cai v. Ahlefeld im Jahre 1591 geboren. Er erbte von seinem Vater Sehstermühe, welches damals zu 44 Pflügen gerechnet wurde. Durch seine Heirat wurde Cai außerdem Besitzer von Schinkel. Aus seiner Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor, die Hans v. Rumohr auf Rundhof und Borghorst heiratete.

Cai v. Ahlefeld wird als gebildeter, freundlicher und sehr mildthätiger Mann geschildert. Er selbst und seine Nachkommen waren bei hoch und niedrig beliebt. Allerdings hat ihn das Geschick begünstigt und ihn mit irdischen Gütern reich gesegnet. „Großen Reichtum," erzählt Cai in der Urkunde über seine Stiftung eines Armenhauses in Sehstermühe, „habe ihm Gott verliehen, durch gute Ernten sei derselbe noch vergrößert worden. Die Vorsehung habe ihn wohl dazu ausersehen, nach seinen Kräften dem schrecklichen Elend und der Armut seiner Zeit zu steuern.[1] In die Zeit Cai v. Ahlefelds fallen nämlich die bösen Kriegsjahre von 1626—27 und 1643—45, in welchen die Herzogtümer in schrecklicher Weise alle Drangsale des Krieges zu fühlen bekamen. Der Pastor Marcus Frisius in Kolmar erzählt, im Jahre 1628 seien in Seestermühe bis auf zwei alle Gebäude verbrannt worden, und zwar von französischen Soldaten, die im Dienst des dänischen Königs Christian IV. standen.[2]

Bei den häufigen Märschen zwischen Kiel und Rendsburg wird Schinkel kaum besser davongekommen sein; das nahegelegene Borghorst, welches Cais Schwiegersohn, Hans v. Rumohr, gehörte, wurde fast dem Erdboden gleichgemacht.

Trotz der großen Ausgaben, welche besonders die vielen Neubauten verursacht haben müssen, hinterließ Cai v. Ahlefeld, als er, 60 Jahre alt, am 11. Januar 1651 starb, ein Vermögen von über 340 000 Thalern Cour.[3] (Schluß folgt.)



Herbst.

Die Blätter welken und falben
Und kühle Lüfte gehn,
Und Störche ziehn und Schwalben,
Die Blätter welken und falben]
Und werden bald verwehn.

Ist wohl ein Abendläuten,
Das fern herüber klingt —
Was mag der Klang bedeuten?
Ist wohl ein Abendläuten,
Das durch die Seele dringt.

J. H. Fehrs.

Mitteilung.

Die Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Anregung zur Förderung der Landes- und Volkskunde durch die Amateur-Photographie nicht von Dresden, sondern von Hamburg ausgegangen ist. Im Jahre 1894 ist das Programm der Dresdener dort bereits entwickelt worden und zwar in der

[1]) Matthiessen, Die holsteinischen und adlichen Marschgüter Seestermühe, Groß- und Klein-Collmar. Hist.-stat. Skizze. Itzehoe 1836. [2]) Provinzialberichte 1826, S. 412. 413. [3]) O. Moller, Histor.-geneal. u. diplom. Nachricht von dem uralten adelichen Geschlecht derer v. Alefeld. Flensburg 1771.

Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie. In einem Vortrage, den der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Prof. Dr. Alfred Lichtwark, in dieser Gesellschaft über „Die Bedeutung der Amateur-Photographie" gehalten hat (veröffentlicht in dem sehr lesenswerten gleichnamigen Buche Lichtwarks, Halle a. S. 1894), heißt es S. 12: „Wenn sich eine Verständigung zwischen dem Amateur-Photographenverein und dem Museumsverein erzielen läßt, so könnte im Museum für Hamburgische Geschichte ein Material an Photographien aus den Aufnahmen der Amateure gesammelt werden, das einen ganz einzigen Schatz bilden würde. Nicht nur ließe sich festhalten, was an Altertümern seiner Natur nach nicht im Original Gegenstand des Sammelns sein kann, sondern vor allem könnte ein Bild unserer Zeit aufbewahrt werden, wie wir Ähnliches aus früheren Epochen nicht haben. Nach einem einfachen System könnte der Zustand unserer Stadt und Umgebung in ihrem beständigen Wechsel dargelegt werden, unsere Tracht, unser Volks- und Gesellschaftsleben, es könnten Erinnerungen an Ereignisse im öffentlichen Leben und die Bildnisse hervorragender Männer und Frauen in unmittelbarer Wiedergabe der Erscheinung niedergelegt werden. Der Amateur-Photographenverein bietet seinerseits die Hand und hat zu dem heutigen Vortrag den Vorstand des Museumsvereins eingeladen. Möge die Verständigung die Früchte tragen, die wir davon erwarten dürfen."

Fragen und Anregungen.

Fragebogen über Tieraberglauben. 1. Welche Tiere (Vögel, Fische, Insekten usw.) sollen für denjenigen, der sie sieht, Glück (bzw. Unglück) bedeuten? — 2. Welche Tiere sollen dem Hause, in dem sie sind, Glück (bzw. Unglück) bringen? — 3. Welche Tiere sollen einen Todesfall verkünden? — 4. Welche Tiere sollen den Preis des Kornes, die Reichhaltigkeit der Ernte usw. voraussagen? — 5. Wird den letzten Kornhalmen ein Tiername beigelegt? Sagt man, daß ein Tier durch das Feld laufe, wenn das Korn sich vor dem Winde wiegt? — 6. Werden Tiere (Vögel usw.) im Hause gehalten, um das Glück festzuhalten, um Krankheiten zu wehren usw.? Sollte man das Erstgesehene einer Tiergattung im Frühling fangen, grüßen usw.? Giebt es Tiere (Vögel, Eier usw.) die man nicht nach Hause bringen sollte? — 7. Welche Rolle spielt die Farbe des Tieres im Aberglauben? Werden weiße Tiere bevorzugt? — 8. Giebt es Tiere, die örtlich für heilig gehalten werden, d. h. die man weder töten noch essen darf, die man ungern sieht, deren Körper, Nester usw. man ungern berührt, und deren gewöhnlichen Namen man nicht nennt? — 9. Werden gewisse Tiere nur einmal im Jahre, oder einmal im Jahre mit besonderen Feierlichkeiten gegessen? — 10. Giebt es Tiere, die einmal im Jahre gejagt oder bei Volksbelustigungen getötet werden? Oder solche, die verfolgt oder gepeitscht werden? Oder Vögel, deren Eier man ausnimmt und zerstört? — 11. Werden Tiere oder Tiergestalten umhergeführt, ins Osterfeuer geworfen usw.? Werden Vögel oder Insekten einmal im Jahre verkauft? Werden sie gekauft, um in Freiheit gesetzt zu werden? — 12. Glaubt man besondere Heil- oder Zauberkräfte zu erlangen, indem man das Fleisch von gewissen Tieren ißt, dieselben berührt oder in der Hand bleiben läßt? In welchem Alter sollte man dies vornehmen? — 13. Welche Tiere wendet man in der Zauberei und der Volksmedizin an und zu welchen Zwecken? Wann sollten die dazu bestimmten Tiere erlegt werden? — 14. Werden Kuchen in Tiergestalt oder sonstige Tierfiguren gemacht, oder solche, denen man einen Tiernamen beilegt? — 15. Glaubt man, daß die Toten Tiergestalt annehmen? — 16. Glaubt man, daß die Hexen Tiergestalt annehmen? — 17. Welche Tiere sollen die menschliche Sprache verstehen? — 18. Welche Tiere sollen Menschengestalt in anderen Ländern annehmen, oder nach Belieben als solche erscheinen? Welche Tiere sollen verwünschte Menschen sein? — 19. Welche Tiere sollen die kleinen Kinder bringen und woher? — 20. Werden Märchen von Schwanenjungfrauen bezw. -jünglingen erzählt? Oder solche von Vorahnen in Tiergestalt oder mit tierischen Körperteilen, von Tiergeburten usw? — 21. Spielen Tiere eine Rolle in Geburts-, Hochzeits-, und Begräbniszeremonien? — 22. Werden Tierköpfe oder -schädel an den Giebeln angebracht, oder um die Felder aufgestellt? — 23. Welche Tiere findet man als Wirtshausschilder und als Wetterfahnen? — 24. Giebt es Kinderspiele, die nach Tieren genannt werden oder worin man Tieren nachahmt? Werden Eierspiele, -läufe usw. zu Ostern veranstaltet? — 25. Werden gewisse tot aufgefundene Tiere aus abergläubischen Gründen begraben, zu Fastnacht beerdigt usw.?

Es wird gebeten: 1. Jedesmal den Ort anzugeben. — 2. Auch dialektische Tiernamen (mit hochdeutscher Übersetzung) mitzuteilen. — 3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind Abbildungen auch erforderlich.

N. W. Thomas.

The Anthropological Institute, 3 Hanover Sq. London. (Vom 1. Oktober an.)

Anm. Auf Wunsch des Herrn Thomas ist die Schriftleitung bereit, die Antworten auf obige Fragen entgegenzunehmen, um sie gesammelt an ihn weiterzusenden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 11. November 1900.

Geheimrat Wilhelm Petersen in Schleswig †.

Von P. Chr. Hansen in Kiel.

Unser Schleswig-Holstein hat vor kurzem einen Mann verloren, der in Anbetracht seiner amtlichen Thätigkeit, noch viel mehr aber seiner ganzen Persönlichkeit, seiner Gesinnung und Anschauung nach, seiner so zahlreichen Interessen und Bestrebungen wegen es voll und ganz verdient hat, daß die „Heimat" seines Namens in besonderer Weise gedenkt. Wir meinen den Geh. Reg.-Rat J. Chr. Wilhelm Petersen in Schleswig, der nach längerem Leiden am Abend des 26. September mit Tode abging. Geboren war er zu Kellinghusen am 20. Januar 1835. Er hat die Schulen in Lübeck und Hamburg wie die Universitäten Kiel, Heidelberg und Göttingen besucht. Von dem Augenblicke an, wo er sodann die Laufbahn als Verwaltungsbeamter begann, gehörte seine ganze Lebensarbeit unserem engeren Vaterlande an. Nur wenige biographische Angaben mögen hier noch Platz finden: Im Jahre 1859 trat Petersen als Amtssekretär auf dem Rendsburger Amthause in den Staatsdienst; 1863 wurde er Assistent bei der Holsteinischen Regierung zu Ploen und im folgenden Jahre Kanzlist bei der Landesregierung in Kiel. Einen weiteren Schritt auf der bureaukratischen Stufenleiter that Petersen im Jahre 1865, als er zum Gevollmächtigten in der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung vorrückte, worauf er im nächsten Jahre seine Ernennung als Bureauchef unter der Herzoglich Holsteinischen Landesregierung erhielt. Nach der Einverleibung der Herzogtümer in den preußischen Staat trat



Petersen in die preußische Verwaltung über; 1868 wurde er Königlicher Regierungsassessor und im Jahre 1874 Regierungsrat bei der Königlichen Regierung in Schleswig. Das Jahr 1894 brachte ihm die Verleihung des Charakters als Geheimer Regierungsrat. Dies der einfache Lebensgang des Entschlafenen, dem bei seinem Hinscheiden der Präsident und die Mitglieder seiner Behörde, der er so lange Jahre hindurch ein treuer Mitarbeiter gewesen war, einen überaus warmen und ehrenvollen Nachruf widmeten. Und gewiß hatte Geheimrat Petersen einen Anspruch darauf, daß seinem dienstlichen Wirken unumwundene Anerkennung gezollt wurde. Das Muster eines Beamten darf er genannt werden. Die wichtigen Dezernate der Landwirtschaft, des Veterinärwesens und der Fischerei für unsere Provinz lagen seit mehr als dreißig Jahren in seiner Hand. In jeder Richtung betrachtete er die ihm anvertrauten öffentlichen Aufgaben als Pflichten, deren Erfüllung die peinlichste Gewissenhaftigkeit, eine genaue Kenntnis aller örtlichen und sachlichen Einzelheiten und vollste persönliche Hingabe erheischte. Von dieser Anschauung hat sich der Heimgegangene immerdar leiten lassen, und darauf beruht nicht zum wenigsten die allgemeine Wertschätzung, deren er sich in weiten Kreisen unserer Bevölkerung erfreute. Er kannte unser Land, und er kannte die nicht hoch genug anzuschlagenden Güter, die dieses unser Land in seinem Acker, seiner Viehzucht und in den Schätzen seiner Binnengewässer wie den uns umgebenden Meeresgebieten birgt. Geheimrat Petersen war allezeit bemüht, ein treuer Hüter dieser Werte zu sein. Aber nicht etwas nur Materielles stellten diese Dinge für ihn dar. Sein Blick reichte viel weiter. Die Erhaltung und Kräftigung einer tüchtigen, leistungsfähigen Landwirtschaft bildete in seinen Augen das unerläßliche Gebot einer weisen Staats- und Gesellschaftspolitik. Eine zeitgemäße Fürsorge für die Landwirtschaft war nach seiner Überzeugung unentbehrlich, um unserem Vaterlande die innere und äußere Vollkraft zu bewahren. Und so liebte er den heimischen Acker, und mit Freude blickte er auf die zahlreichen Fortschritte, die im Laufe der letzten zwei und drei Jahrzehnte der schleswig-holsteinische Landwirt angestrebt und erreicht hat; aufmerksam verfolgte er die betrübenden Zeichen der Zeit, die sich aus Verhältnissen, die vielfach außerhalb des Einflusses des einzelnen Landmannes liegen, ergeben, und hier ist er durch die unmittelbare Berührung, die er so gern mit der Praxis des Lebens zu nehmen suchte, nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein zuverlässiger Berater und Förderer gewesen. Was Geheimrat Petersen als Vertreter der landwirtschaftlichen und tiergesundheitlichen Interessen in der provinziellen Zentralbehörde unseres Landes gewesen ist, das wird ganz sicher von berufener Seite demnächst anerkannt werden. Fast noch größere persönliche Sympathien trug Geheimrat Petersen seinem anderen Dezernat, demjenigen des Fischereiwesens, entgegen. Jene brave, kernhafte Bevölkerung, die Schleswig-Holstein an seinen Westsee-

wie Ostseeküsten besitzt, die dem schweren Berufe des Fischers nachgeht, hatte er mit rührender Liebe in sein Herz geschlossen. Andererseits wußten aber auch die schleswig-holsteinischen Fischer — und nicht nur die Küsten-, sondern auch die Binnenwasserfischer —, was sie in diesem Beamten besaßen. Man muß gesehen haben, wie Petersen mit den Fischern verkehrte. Die Schleswiger und die übrigen Schleifischer kannte er alle persönlich, aber auch in Eckernförde, in Flensburg, an der Neustädter Bucht und nicht minder in Blankenese und sonst an der Elbe entlang — wie manchen Freund besaß er da unter den einfachen Männern in den langen Seestiefeln, im Wollentroyer und Südwester. Er verstand es, den schweigsamen Mund dieser wetterfesten Gestalten zum Reden zu bringen. Insonderheit allen alten Fischersleuten mußte er persönlich nahetreten. „Keine Treppe war zu hoch, kein Keller zu tief," so sagt uns jemand, der Geheimrat Petersen bei diesen Gängen so oft begleitet hat, „wenn es galt, einen von den „Alten" aufzusuchen." Dem Besten unserer Fischer zu dienen, das gereichte ihm zu aufrichtiger Freude, das war ihm ein innerstes Bedürfnis; wußte er doch, daß seine Fürsorge auch hier der Erhaltung eines der wackersten Teile unserer Bevölkerung zu gute kam. Ganz sicherlich wird insonderheit die schleswig-holsteinische Küstenbewohnerschaft dem Dahingegangenen für allezeit ein treues Andenken bewahren. Es würde uns zu weit führen, seine Verdienste nach dieser Richtung ausführlicher darzulegen; nur das sei gesagt: die großen und nachhaltigen Errungenschaften unserer schleswig-holsteinischen Fischerei, dieses Wirtschaftszweiges, der sich nun auch seit einer Reihe von Jahren der trefflichen Förderung durch den Oberfischmeister Hinckelmann erfreut, einen Mitarbeiter von hervorragender Tüchtigkeit, der seinem Vorgesetzten zugleich ein nahestehender Freund war — jene Errungenschaften sind auf das nach außen hin kaum viel hervortretende, aber thatsächlich eminent fruchtbare Wirken Petersens großenteils zurückzuführen. Ihm gebührt das Verdienst, daß die sachverständigen Fischerei-Aufsichtsbeamten, die dem Fischer mit Rat und That zur Seite stehen sollen, dem Kreise der praktischen Fischer entnommen werden. Und wenn überhaupt die Organisation des schleswig-holsteinischen Fischereiwesens so oft als mustergültig hingestellt wird, so wissen wir, wem dafür in erster Reihe das Lob zukommt.

Als reichgesegnet darf somit die amtliche Thätigkeit des Entschlafenen bezeichnet werden. Und doch liegt in ihr nur ein Teil seiner Persönlichkeit ausgedrückt. Petersen war nicht ein Beamter, dessen Gesichtskreis mit seinen Bureauaufgaben abschneidet, und der über dieses Gebiet hinaus nicht existiert. Wir behaupten keineswegs zu viel, wenn wir Geheimrat Petersen eine der ersten litterarischen und künstlerischen Autoritäten unserer engeren Heimat nennen. In beiden Beziehungen bildete er nicht lediglich eine rezeptive, sondern auch eine produktive Natur, nicht nur war er eine forschende, prüfende und kritisierende, sondern auch

eine schöpferische Kraft, wenngleich sein Wirken in dieser Hinsicht niemals die Öffentlichkeit aufsuchte. Seine Künstlerhand bewährte Wilhelm Petersen durch die Herstellung einer Anzahl trefflich ausgearbeiteter Charakterköpfe in Thon. Welche Typen hätte er dabei wohl lieber verwenden sollen als die Gesichter seiner ihm so lieben Holmer Fischersleute? Auf der deutschen Fischereiausstellung zu Berlin im Jahre 1880 erfreute eine Kollektion von seiner Hand die zahlreichen Besucher und trug dem Künstler durch Verleihung der silbernen Medaille eine ehrenvolle Anerkennung ein. Ein rechter Poet tritt uns entgegen in einzelnen tiefempfundenen Dichtungen, welche die Leser der „Heimat" kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Wir verweisen auf die beiden Gedichte „Winterwald" und „Korallenmoos" auf S. 21 und 225 vom Jahrgang 1897 dieses Blattes, die eine seltene Schärfe der Beobachtung verraten, einen Reichtum an Bildern umfassen und den goldenen Charakter des Dichters als Mensch und besonders als Vater im schönsten Lichte erscheinen lassen.

Wir heben weiter seine schriftstellerischen Arbeiten hervor, die das Interesse für die Würdigung der früheren künstlerischen Leistungen Schleswig-Holsteins auf dem Gebiete der edlen Thonerzeugnisse, der Fayence-Industrie neubeleben sollten. In den „Schleswiger Nachrichten" hat P. vor etwa zehn Jahren vielbeachtete Studien veröffentlicht und auch später anderswo den gleichen Gegenstand behandelt. Petersen hinterläßt eine sehr wertvolle keramische Sammlung, die selbstverständlich auch künftighin nicht über die Landesgrenzen hinaus wandern wird. Als dichterische und künstlerische Kapazität von ganz hervorragender Stellung offenbart sich Petersen sodann aber in seinem Briefwechsel mit hervorragenden Schriftstellern und ausübenden Künstlern im deutschen Vaterlande und selbst außerhalb der Reichsgrenzen. Unsern Landsleuten Klaus Groth, Theodor Storm und Wilhelm Jensen stand er viele Jahre hindurch nahe; mit den beiden Letztgenannten war er seit der Studentenzeit her befreundet. Mehr als zwei Jahrzehnte hindurch hat er mit Paul Heyse enge freundschaftliche Beziehungen gepflegt, von denen ein äußerst interessanter Briefaustausch Zeugnis ablegt. Ebenso verband ihn herzliche Freundschaft mit Gottfried Keller.*) Daneben können noch andere Namen von bestem Klange genannt werden. In den Briefen, die von Schleswig gekommen und nach Schleswig wiederum gerichtet worden sind, liegt ein litterarischer Schatz von bedeutendem Werte, und wir hoffen, daß dieser Schatz einmal unserm Volke erschlossen werden wird. Auch der Verfasser dieser Zeilen würde in der glücklichen Lage sein, manchen Beitrag zu einer derartigen Veröffentlichung zur Verfügung stellen zu können; darf doch auch er sich zu den Freunden des Heim-

*) Die „Deutsche Rundschau," Heft 2, Jahrgang 1895 veröffentlicht einige Briefe, welche Gottfried Keller an Wilhelm Petersen geschrieben hat.

gegangenen zählen, mit denen P. jahrelang in schriftlichem oder mündlichem Gedankenaustausch gestanden hat. Wilhelm Petersen war ein Meister des Stils in seiner Korrespondenz. Es soll hier nur eine Probe gegeben werden durch die Veröffentlichung eines an den Herausgeber der „Heimat" gerichteten Schreibens vom 15. Januar 1897, das für solchen Zweck verwendet werden darf, und dessen Inhalt auch aus anderen Gründen überaus bemerkenswert ist.

Ich habe versäumt, den Winterwald noch einmal zu überarbeiten, was vielleicht nützlich gewesen wäre. Ich kann mich nicht entschließen, ihn wieder zu lesen. Der kleine Junge ist jetzt 1,93 m lang. Vielleicht können ja die Verse die eine oder andere Seele anregen, den Kindern zu geben, was sie fordern können an Anregung und Befruchtung. Es steht damit traurig: Als der Junge 6, das Mädchen 8 Jahre alt war, nahm ich ihre Erziehung in die Hand, sie waren mein liebster Umgang, und alles wurde mit ihnen geteilt. Schöneres giebt's doch auf der Welt nicht. Aber wie selten findet man Menschen, die so empfinden. Inzwischen hat die Liebe zum Walde sich umgewandelt in die Liebe zur weitsichtigen Landschaft; ich muß Horizont haben. Mein Paradies sind die Deiche. „Bei der Mahlzeit" hat mich sehr angeheimelt; nur einige wenige der Sachen waren mir neu. Wie oft habe als Kind von der plattdeutschen Mutter ich gehört z. B. Utverschamt — Leckertän — Itt wat —: Neben dem Schündöscher war bei uns üblich: Klütenklopper, worauf die Marsch deutet, während doch meine Mutter aus Kellinghusen stammte. Doch genug davon. Die Ordnung nach innerer Zusammengehörigkeit ist eine sehr wichtige Sache ... (Vgl. „Heimat" 1897, Nr. 1.)

Den vorgeschichtlichen Forschungen innerhalb unserer Provinz widmete Petersen eine verständnisvolle Beachtung, und mit dem verdienstvollen Bearbeiter dieses Feldes, Herrn Dr. Splieth in Kiel, verbanden ihn seit zwanzig Jahren ebenso sehr wissenschaftliche wie freundschaftliche Beziehungen.

Jedes aufstrebende Talent auf schleswig-holsteinischem Boden, mochte es sich in der Kunst oder in der Litteratur, in Wissenschaft oder anderswie bethätigen, war seiner Aufmerksamkeit und sobald sich eine nähere Fühlung ausbildete — wozu er seinerseits so gern eine Anregung gab! — seiner stillen Förderung sicher. Wie viele junge Anfänger verdanken ihm wertvollen Rat und schätzbare Weisung! Und welch geläutertes Urteil kam dabei in seinen Äußerungen zum Vorschein! Noch bis in die letzte Zeit seines Lebens bekundete er diese rührende Anteilnahme an allem, was die idealen Güter unserer engeren Heimat zu mehren und zu bereichern versprach. Als ein besonders „freudiges Ereignis" betrachtete er seine Bekanntschaft mit dem jüngst erschienenen Werke „Die drei Getreuen" und

ihrem Verfasser, unserm Landsmann Gustav Frenssen, die bald nachher zur Freundschaft sich gestaltete. Die stolze Freude, daß ein so reiches Talent aus Schleswig-Holstein hervorgegangen ist und speziell aus der von ihm so sehr geliebten Westküste Holsteins, die uns schon manchen großen Mann verliehen hat, war ihm eine wahre Herzensfreude.

Das freudig anerkennende Urteil, das der Entschlafene dem jungen Dichter zu teil werden ließ, wird dieser als ein gar wertvolles Lorbeerblatt ansehen dürfen.

Ein echtes Stück Poesie tritt uns in einer anderen Einzelheit seiner Bestrebungen entgegen. Schleswig wird oftmals die „Rosenstadt" genannt, gewiß ein Ehrenname. Diese Bezeichnung verdankt die Schleistadt dem Geheimrat Petersen. In früheren Jahren hat er in jedem Frühjahr in der Zeitung an die Anpflanzung von Rosen vor den Häusern gemahnt und selbst neue Sträucher geschenkt, wo alte eingegangen waren. Sogar wenn er seine Frühlingsreise nach Italien machte, kam von dort die Mahnung: „Pflanzt Rosen vor den Häusern!" Man hat dieser Aufforderung vielfach Folge geleistet. Eine Fülle blühender Rosen, an denen in Schleswig der Wanderer zur Sommerszeit sich erfreut, wird auch weiterhin an ihren heimgegangenen Freund erinnern.

In der Unterhaltung bewährte Petersen den echten und rechten Schleswig-Holsteiner. Er gab sich nicht, wie man zu sagen pflegt, auf den ersten Anlauf. Zunächst liebte er mehr, den Zuhörer, den Beobachter, den Frager zu spielen, erst nach und nach trat der volle Reichtum seiner Persönlichkeit in Erscheinung. Dann aber, wenn sein Interesse angeregt war, ließ er den Faden des Gesprächs gewiß nicht fallen, und wie sehr liebte er in früheren Jahren eine gemütvolle Zwiesprache auch zu vorgerückter Abendstunde. Vielleicht noch mehr war er ein Freund der Unterhaltung bei einer Wanderung außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach dem Holm, durch die Allee, zum Tiergarten oder sonstwo. Die freundliche Gottesnatur, die ihn hier umgab, der frische Luftzug, der vom Wasser herkam oder durch die Baumkronen trieb, sie schienen ihn allezeit mit neuer geistiger Spannkraft zu erfüllen.

Ja, Wandern — das war seine Lust und Freude von jeher! Aber nicht allein, sondern gemeinsam mit guten Freunden und namentlich mit der Gattin, später seinen herzlich geliebten Kindern, einer Tochter und einem Sohne. Da war ihm kein Wetter zu ungünstig, keine Stunde zu zeitig oder zu spät. Gerade die frühen Morgenstunden zogen ihn hinaus. Und nicht nur in die Umgebung. Die ganze Provinz hat er in dieser Weise durchstreift. Am meisten liebte er die Marschgegenden des Westens mit ihrer weitsichtigen Landschaft, wie es im Briefe vom 15. Januar 1897 heißt; die Wilstermarsch war recht eigentlich seine Schwärmerei. Auf den Wanderungen begleitete ihn sein Skizzenbuch, und mit gewandter Hand wußte er durch eine Federzeichnung eine ihn fesselnde Landschaft oder ein

charakteristische Gestalt, die er beobachtet hatte, festzuhalten. Seinen beiden Kindern, denen die oben gedachten feinsinnigen Dichtungen und auch der Inhalt seines Schreibens gelten, suchte er das reiche Leben der Natur zu erklären, sie mit Liebe und Verständnis für alles, was um sie her sich regte und bewegte, keimte und blühte, zu erfüllen, ihre Seele jeglichem Schönen und Guten zu erschließen.

Verhaßt war seinem schlichten, geraden Charakter alles Schein- und Phrasenwesen, alle Unwahrheit, Oberflächlichkeit, alle Gespreiztheit und Dünkelei. Ihm galt nur der Mensch, nicht der Rock, der innere Wert, nicht der äußerliche Schliff. Zu den Plagen der Menschheit rechnete er die Teilnahme an einer gewissen Sorte von Geselligkeit, bei der neben kostbaren Tafelgerichten meist unsäglich fade Unterhaltung verabreicht wird.

Als Familienglieder betrauern die Witwe, die Kinder den Heimgang unseres Freundes. Auf die letzteren ist, wie wir zu unserer großen Freude nun noch betonen dürfen, das geistige Erbe des Vaters übergegangen. Die Tochter, Anna Petersen, ist eine gottbegnadete Künstlerin, die schon manche vorzügliche Probe ihres Könnens abgelegt hat, und von der unser Schleswig-Holstein sich noch viel zu versprechen hat, der Sohn ein junger Jurist, dem auch die künstlerischen Interessen des Vaters nicht fehlen.

Mit der Familie beklagt die ganze Provinz den frühzeitigen Tod des Geheimrats Petersen. Aber neben der Trauer steht der Dank, der herzliche Dank für unendlich viele köstliche Gaben, die der Lebensarbeit desselben entsprossen sind. Von diesem Danke sollen die vorstehenden anspruchslosen Zeilen Zeugnis ablegen!



Das Märchen
von den im Sumpf überwinternden Schwalben.

Von J. Rohweder in Husum.

Vor kurzem begegnete mir einmal wieder die alte Volksansicht, daß unsere Schwalben den Winter im Sumpfe zubringen sollten; sie ist also noch nicht ausgestorben, obgleich Naumann bereits vor mehr als 70 Jahren überzeugend und allgemein verständlich nachgewiesen hat, daß sie nichts als ein naturgeschichtlicher Aberglaube ist. Naumann schreibt in seiner „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands": „Die alte Sage, daß die Schwalben nicht fortzögen, sondern bei Eintritt der kalten Jahreszeit sich in Sümpfe und Moräste versenkten, den Winter hindurch in Schlamm und Wasser in todesähnlicher Erstarrung lägen, von der eintretenden Frühlingswärme aufs neue belebt würden und dann erst wieder zum Vorschein kämen, gehört unter die naturgeschichtlichen Märchen. Denn so steif und fest sie auch von einigen älteren Schriftstellern behauptet ward, so hat sich doch in neueren Zeiten, wo die Naturgeschichte so viele Verehrer gefunden und daher so riesenhafte Fortschritte gemacht hat, nichts auffinden lassen, was der Sache auch nur einige Wahrscheinlichkeit gäbe. Vielmehr haben reisende Naturforscher und aufmerksame Seefahrer gar vielfältig unsere Schwalben über das

Meer wandern sehen, auch zur Zeit unseres Winters in den Ländern gegen die Wendekreise hin angetroffen und sie gegen die Zeit, wo sie wieder zu uns kommen, jene wieder verlassen sehen. Daß sie dort nicht nisteten, bewies es um so mehr, daß es die unsrigen waren, die dies, wie andere unserer Zugvögel, nur einmal im Jahre und bei uns verrichten. Und warum sollten denn auch gerade die Schwalben, diese mit so außerordentlichem Flugvermögen begabten Geschöpfe, nicht solche Wanderungen unternehmen, da es erwiesen ist, daß sie von mit viel schlechteren Flugwerkzeugen versehenen Vögeln gemacht werden, daß namentlich unsere Wachteln jährlich zweimal das Mittelländische Meer überfliegen? Ja, solcher in neueren Zeiten so vielfältig gemachten Erfahrungen möchte es kaum bedürfen, wenn man bedenkt, daß die alten Schwalben uns in einem alten, abgeschabten Kleide verlassen, im Frühling aber in einem ganz vollkommen neuen, mit den frischesten Farben gezierten wiederkehren, sich also in ihrer Abwesenheit gemausert haben; und wenn man weiß, welch eine wichtige Katastrophe den Vögeln die Mauser ist, welchen Aufwand von Körperkräften sie ihnen macht, wie gewisse Umstände gut oder nachteilig darauf einwirken, daß besonders freie Bewegung, Luft und Raum, nebst hinlänglicher und guter Nahrung, kurz, die höchste Regsamkeit der Lebensprinzipien zum Hervorkeimen und zur Ausbildung eines gänzlich neuen Gefieders unumgänglich notwendig, und daß dies alles unumstößliche Wahrheiten sind: so muß man es auch für platterdings unmöglich halten, daß Schwalben, so wenig wie andere Vögel, von Morast umschlossen allem unmittelbaren Einfluß der atmosphärischen Luft entzogen, in einem fast fünf Monate dauernden Zustande einer Art von Leblosigkeit oder Erstarrung, ohne merklichen Kreislauf der Säfte, ihr altes Gefieder ablegen und dafür ein neues, schöneres, vollkommneres anziehen sollen, um damit nach so langem Schlafen wieder in ihrem Elemente, der Luft, erscheinen zu können." — Die Entstehung jener Volksmeinung erklärt sich wahrscheinlich folgendermaßen: Unsere Schwalben haben, besonders in der letzten Zeit ihres Hierseins, im September und Oktober, oft schwer unter schlechten Witterungsverhältnissen zu leiden. Zur Zeit der höchsten Not suchen dann wohl viele zugleich an einer und derselben Stelle Schutz vor Regen, Sturm und Kälte; und solche Zufluchtsstätten werden nun nicht selten zu Massengräbern der verhungerten und erfrorenen Tierchen. Am nächstliegenden müßte es ja nach unserer Meinung für die erholungs- und schutzbedürftigen Vögel sein, die erst vor ein paar Wochen verlassenen und meist noch gut erhaltenen Nester wieder aufzusuchen. Dies scheint freilich nur ausnahmsweise zu geschehen, aber es kommt doch vor. Im September 1870 bemerkte mein Bruder nach einigen regnigt-kalten Tagen und nachdem die meisten Hausschwalben (Hirundo urbica) unser Land bereits verlassen hatten, wie aus den am Giebel seines Hauses befindlichen Nestern hier ein Flügel, dort ein Schwanz hervorragte, oder im Flugloch einzelne Federn sichtbar waren. Als sich dies nach einigen Stunden nicht geändert hatte, setzte er eine Leiter an, untersuchte die Nester und fand in fünfen derselben je zehn und mehr, bis zu vierzehn tote oder zum Tode erschöpfte Schwalben, im ganzen gegen 60 Stück! Die in der Nähe des Eingangsloches sitzenden lebten zwar noch, befanden sich aber in einem Zustande völliger Ermattung; die weiter aus dem Nestinnern hervorgezogenen zeigten keine Spur des Lebens. Von den ersteren flogen bald einige, wenn auch schwerfällig flatternd, davon, eine kleinere oder größere Strecke, die anderen waren und blieben leblos. — Einen ganz ungewöhnlichen Zufluchtsort, zum Schutz gegen Kälte jedenfalls so ungeeignet wie nur denkbar, hatten die notleidenden Tiere in folgendem Falle gewählt: Im Oktober vorigen Jahres wurde ich von Dockarbeitern darauf aufmerksam gemacht, daß in den halbkugeligen Aushöhlungen der Schleusenmauern, in denen eiserne Ringe oder Haken zum Ver-

tauen der Schiffe angebracht sind, sich eine Menge toter Schwalben befände. Ich untersuchte den Fall und fand noch in einigen Löchern je zehn bis zwanzig Rauchschwalben (H. rustica), aus den anderen waren die Tierchen von den Schiffern schon entfernt; denn seit der harten Witterung, die diesen Vögeln den Tod gebracht hatte, waren mehrere Tage vergangen. Jedenfalls hatten über hundert Schwalben hier ihr kaltes Grab gefunden. — Ist es nun nicht mehr als wahrscheinlich, daß öfter kleinere oder größere Gesellschaften von Schwalben an ihren gewohnten (Herbst-) Schlafstätten, im Schilf und Rohr, in Weiden- und Erlendickichten an Flüssen, Teichen, Seeen, Wehlen und Gräben auf jene Art ihren Tod finden und in Wasser und Schlamm versinken? Daß ihre Leichen verhältnismäßig wenig gefunden werden, mag seinen Grund in Zeit und Örtlichkeit haben. Werden aber die toten Vögel im Spätherbst noch bei ländlichen Arbeiten oder Wasserbauten aufgefunden, wie ich dessen ein einziges Mal Zeuge gewesen bin, so liegt für die mit der Naturgeschichte der Vögel, insbesondere mit den Lebensbedingungen der Schwalben nicht näher bekannten Arbeiter die Voraussetzung nahe, die Schwalben hielten hier, wie die etwa gleichzeitig zutage geförderten Frösche, ihren Winterschlaf.

Über die Verbreitung des Weihnachts-Tannenbaumes in unserm Lande.

Von **H. Hansen** in Flensburg.

(Vergl. Dezemberheft 1899 S. XLVII, sowie Aprilheft desselben Jahres S. XIV.)

Die Verbreitung des Weihnachts-Tannenbaumes in unserm Lande hat sich bekanntlich in sozialer Beziehung von oben nach unten, in geographischer von Süden nach Norden vollzogen. Um womöglich die Zeit zu ermitteln, wo zuerst irgendwo der besagte Brauch als etwas völlig Neues erschienen ist, wandte ich mich teils mittel-, teils unmittelbar an verschiedene ältere Leute mit der Bitte um Mitteilung ihrer darauf bezüglichen Erinnerungen. Die hierauf erhaltenen Berichte werde ich im ganzen in der Reihenfolge vorführen, die der Richtung von Süden nach Norden entspricht. Sie zerfallen in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste (wenn ich die soziale Bewegung mit der geographischen zusammenfassen darf), bis zu den oberen Kreisen Flensburgs reichende sich keiner weihnachtsbaumlosen Zeit erinnert, wohingegen die zweite, vom Flensburger Mittelstande bis nach Hadersleben sich erstreckende sich noch lebhaft der Zeit erinnert, wo bisher der Tannenbaum ganz unbekannt gewesen war, dann aber plötzlich allgemeines Aufsehen erregend sein Licht ausstrahlte.

I.

1. J. F. aus Itzehoe teilt nach der Aussage einer alten Frau mit, daß dort in den zwanziger und dreißiger Jahren nur in wenigen — meist vornehmeren — Häusern Tannenbäume mit Lichtern auf dem Weihnachtstische erschienen seien. Derselbe Herr fügt hinzu, daß in seiner Kindheit, die in die Jahre 1844—53 etwa gefallen sein muß, bereits in seinem Heimatsdorfe (in der Kellinghusener Gegend) die schöne Sitte allgemein gewesen sei.[1]) Daraus würde

[1]) Am heiligen Abend, fügt Herr F. hinzu, wurde der Tannenbaum von einer etwas abenteuerlich vermummten Person — etwa der Mutter, einer Tante oder älteren Schwester, immer aber einem weiblichen Wesen — hereingetragen, die Kinder sprachen stockend ein Gebet, erhielten eine passende Ermahnung und empfingen dann den schön geschmückten, strahlenden Tannenbaum, Äpfel und Nüsse, und der Jubel war groß. Die Spenderin hieß

sich ein ganz gewaltiger Vorsprung Holsteins vor Schleswig, namentlich Nordschleswig, ergeben.

2. Ein aus Rendsburg stammendes, gegen 79 Jahre altes Fräulein v. B. (Offizierstochter?) erinnert sich, von ihrer frühesten Kindheit an (also etwa vom 6. Lebensjahre = 1827 an) einen mit Marzipanfrüchten geschmückten Lichterbaum am Weihnachtsabend bekommen zu haben.

Auf eine noch frühere Zeit weisen die Mitteilungen 3, 4 und 5:

3. Pastor em. Cl., geboren 1817 als Sohn eines Pastors in Gettorf, hat 1824 einen Tannenbaum bekommen. Er erinnert sich deutlich, daß das herableckende Wachs ein damals zum Geschenk erhaltenes Buch befleckt habe. Daß der Tannenbaum dort etwas neu Eingeführtes gewesen sei, weiß er nicht.

4. Oberl. Schn., ebenfalls 1817, aber zu Friedrichstadt geboren, siedelte etwa 1822 mit seinen Eltern nach Garding über. Hier stellte man am Weihnachtsmorgen, dem 25. Dezember, jedem einzelnen Kinde der Familie ein winziges Tannenbäumchen mit daraufgeklebten Wachslichtern auf einem Tische vors Bett.[1]) Herr Schn. hält es für sehr wohl möglich, daß diese Sitte aus Friedrichstadt mit seinem holländischen Wesen nach Garding herübergebracht sei.

5. Propst em. P., 1819 in Koldenbüttel bei Friedrichstadt als Sohn eines Pastors geboren, der gegen 1825 nach Flensburg versetzt wurde, erinnert sich, daß zuerst in Koldenbüttel, dann in Flensburg ebenfalls jedem Kinde der Familie (vergl. unter 4) am Weihnachtsabend, aber nicht wie später eine Krone, sondern nur ein Tannenzweig, den man sich vom Förster habe absägen lassen (was wohl nur für Flensburg gilt), und der mit etwas Blattgold und ein paar Lichtchen geschmückt gewesen, geschenkt worden sei. — Auch hier ist sicherlich an Überführung des Brauches vom früheren nach dem neuen Wohnort zu denken.

6. Lehrer P. aus Schleswig, erst 1826 geboren, bezeugt, daß in den dreißiger Jahren er und seine Geschwister „trotz einfacher Verhältnisse" zusammen einen Tannenzweig erhalten haben, woraus man schließen kann, daß in wohlhabenderen und vornehmeren Familien die Sitte schon längere Zeit geherrscht haben muß; begreiflich genug in der Stadt, die als Sitz des Statthalters der Herzogtümer, des Landgrafen von Hessen, sowie des Obergerichts (vergl. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig S. 293) in vieler Beziehung im ganzen Herzogtum den Ton angab.

7. Der über (?) 80jährige Herr J. in Flensburg, einer dortigen Patrizierfamilie angehörig, erinnert sich ebensowenig einer Neueinführung des Tannenbaums.

II.

8. In einem scheinbaren Widerspruche zu 7, der sich aber löst, wenn man die damalige Kluft zwischen Patriziertum und Mittelstand in Betracht zieht, steht die Mitteilung des Direktors S. in Flensburg: Aus Erzählungen seines verstorbenen, 1797 geborenen Vaters, der 1817 von Harburg hierher gekommen und dem einige Jahre später sein wie dieser dem höheren Handwerkerstande angehöriger Onkel gefolgt war, weiß er, daß der mit bunten Sachen aufgeputzte Lichter-Tannenbaum in weiteren Kreisen Flensburgs 1823 so gänzlich unbekannt gewesen sei, daß, als jene damals einen solchen in ihrer zu ebener Erde in der

---

der „Kin'-Jes.," das Jesus-Kind; die Kleinen mögen sich einen Engel darunter vorgestellt haben, von dem Jesuskinde gesandt, die Größeren kamen natürlich bald dahinter, verrieten jedoch gegen die kleinen Geschwister nichts.

[1]) In der Familie des Herrn Sch. wurden Geschenke, wie man sie jetzt am Weihnachtsabend beschert, in den zwanziger Jahren am Morgen des St. Nikolaus-Tages, des 6. Dezember, gereicht.

Augelburger Straße gelegenen Wohnung angezündet hatten, draußen die Leute sich vor die Fenster gedrängt hätten, um dieses ganz neue Schauspiel zu genießen.

9. Die verstorbene Pastorin L., aus Flensburg um das Jahr 1814 gebürtig, hat den Ihrigen erzählt, daß man in ihrer Kindheit zur Aufnahme der Weihnachtsgeschenke mit Tannenzweigen besetzte Stühle aufgestellt habe. — Ihr einige Jahre jüngerer, noch lebender Gemahl sagt von der Weihnachtsfeier in Apenrade: „Wenn wir Kinder am Weihnachtsmorgen, den 25., aufwachten, hatte in der Nacht „Kindken Jesus" ein mit Äpfeln und Kuchen gefülltes Gefäß für jedes von uns aufgestellt. Später kam auch wohl ein Geschenk hinzu, wie z. B. einmal eine biblische Geschichte. Vom Tannenbaum war noch keine Rede." Beide gehörten dem mittleren Bürgerstande an.

10. Eine gegen 93 Jahre alte Dame, die aber geistig noch ganz klar ist, weiß, daß in der angesehenen Familie A. in Gravenstein, als sie dort konditionierte, was doch schwerlich vor 1823, ebensogut aber beträchtlich später gewesen sein kann, Weihnachten kein Tannenbaum gewesen sei.

11. Eine ebenso alte Dame, Tochter eines Zollkontrolleurs in Hadersleben, äußert sich über die Weihnachtsfeier im Elternhause während ihrer Kindheit, dieselbe habe „in frommer Stimmung bei gutem Essen" bestanden; Überraschungen und Geschenke seien nicht vorgekommen, geschweige denn ein Weihnachtsbaum. Erst später, als sie den heiligen Abend bei ihren Schwiegereltern (der Schwiegervater war Physikus) verlebt habe, etwa 1829—34, sei dort ein Tannenbaum gewesen.

12. Eine gegen 84jährige Haushälterin, ebenfalls in Hadersleben, besinnt sich darauf, daß, als sie 10 Jahre alt gewesen (d. i. also 1826), ihr Bruder, Kegeljunge in einem dortigen Hotel, am Weihnachtsabend nach Hause gekommen sei und voll Verwunderung von einem Baum mit Lichtern erzählt habe, welchen die Kinder hätten suchen müssen. Dieselbe fügt noch hinzu, daß später, während sie bei verschiedenen vornehmen Leuten im Dienste gewesen, ein mit Lichtern und anderen Sachen geschmückter Baum am Weihnachtsabend nie gefehlt habe, aber eben nur bei solchen Leuten sei die Sitte angenommen, in „Bürgerhäusern" nicht.

Ich weise nochmals besonders auf 7 und 12 hin: 1823 erregt in Flensburg, 1826 in Hadersleben der Weihnachtsbaum großes Aufsehen. Gleichzeitig, z. T. auch wahrscheinlich eine Zeitlang nachher ist er in Gravenstein und Apenrade in kleinbürgerlichen Verhältnissen noch unbekannt. Dagegen ist es nicht gelungen, im südlichen Schleswig und Holstein auch durch recht alte Leute das erste Erscheinen des Weihnachts-Tannenbaumes nachzuweisen. Wir sehen also deutlich das allmähliche Vordringen vom Süden nach Norden.

Sehr lieb würde es mir sein, wenn im Dezemberheft der eine oder andere Leser sicher verbürgte Ergänzungen zu dem Vorliegenden oder auch Einwendungen vorbringen wollte.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

12. Hans un de Bur.

Dar is mal 'n riken Bur'n weß, de hett 'n Knech hatt, de hett Hans hêten, un 'n Kȫksch, de hett Grêt hêten.

Nu secht hê mal to Hans: ‚Hans, wenn du so wuß [1]) as Grêt, denn nööms [2]) du Grêt to 'n Fru. Denn harrs du 'n Fru, un Grêt harr 'n Mann, un ji wêr'n bei' holpen. Un denn schull'n ji [3]) min Arb'n [4]) ward'n.'

*) Der Stormschen Fassung des Märchens vom ‚faulen Hans' (siehe Nr. 10 der „Heimat"), die der Müllenhoffschen Darstellung zu Grunde liegt, liegt wieder eine Dar-

Dgrup geit hê hen un secht to Grêt: ‚Grêt, wenn du so wuß as Hans, denn nööms du Hans to 'n Mann. Denn harrs du 'n Mann, un Hans harr 'n Fru, un ji wêr'n bei' holpen. Un denn schull'n ji min Arb'n ward'n.'

Dgrup ward Hans un Grêt je Mann un Fru. Un in den Bur'n sin Kgt kamt se to wgn'n.

Nu kümmt de Bur dgr mgl un will ęr mgl besööken. Do sett Grêt grg' 'n Grapen vunt Für, wo se Grütt in kgkt hett. Un de Grütt, wenn se rech so in 'e Hitt is, denn prüddelt[5]) se je so, denn kgkt se je noch so 'n bęten ng.

Do secht de Bur: ‚Grêt, de Grütt de kgkt je un häng't je ggr ne up't Für.'

‚Ja, Herr,' secht Grêt, ‚dat 's 'n Grapen, de kgkt gn 'n[6]) Für.'

As de Grütt 'n bęten bet afkööls is, do hölt se je up[7]) vun Kgken.

Do secht hê: ‚Ja, Grêt, nu kgkt se je doch ne mêr.'

‚Gott, Herr,' sech' se, ‚wêt de Herr dat no' ne? Wenn de Grütt ggr is, denn hölt se je ümmer up vun Kgken.'

‚Grêt,' sech 'e, ‚den Grgpn kunns[8]) mi krigen lgten. Jk will di em goot betgl'n.'

Na, Grêt verköfft em den Grapen un kricht je 'n Barg Geld.

Nu geit he je mit sin'n Grapen hen to Hus, kricht dgr Grütt un Melk in un sett sik dgrbi hen.

Hê lur't 'n half Stunn', hê lur't 'n Stunn', gwer de Grgp kgkt ne un ward uk ne kgk'n.

Do geit he wa' hen na Grêt un schelt, dat se em bedrggen hett. Hê harr ümmerlos' lur't, sech'e, gwer de Grgp harr ne kgken ward'n wullt.

---

stellung zu Grunde, die sich in Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß gleichfalls noch vorfindet. Da es in verschiedenen Beziehungen von Interesse ist, zu verfolgen, wie die Stormsche Darstellung, die sich vom Original nur unwesentlich unterscheidet, durch Müllenhoff hier und da abgeändert ist, so gebe ich im Folgenden den Text des Originals mit den Abweichungen Storms in der Weise, daß ich das von Storm Ausgelassene in eckige Klammern setze, seine Zusätze und Änderungen in runde.

Es war einmal ein Junge, der hieß Hans, der war so faul, daß er beim Wasserholen den Eimer nicht zum Brunnen tragen mochte. Da sagte die Mutter: ‚Neem (Hans, nimm) de Schufkar un för en (em) hen.' Da nahm er die Schiebkarre (Schubkarre) und fuhr (darauf) den Eimer zum Brunnen. Als er nun bei des Königs Schloß vorbei kam (fuhr), da stand (stand da) die Prinzessin auf dem Balkon; als sie den faulen Hans mit dem Fuhrwerk daher ziehen sah (und wie [sie] das faule Fuhrwerk so einher z. s.), [da] mußte sie so gewaltig lachen, daß es weit durch die Straßen herabschallte. Das ärgerte den Hans, und er dachte: ‚Kun (Kunn) ick di wat wünschen!' Als er (nun) beim Brunnen stand, [so] lief ein allerliebstes Goldfischchen aus der Brunnenröhre; das wollte der Hans fangen; das Goldfischchen aber (aber das Fischlein) fing an zu sprechen und bat den Hans, er möge es doch frei lassen (um seine Freiheit), so (dann) dürfe er sich auch was wünschen. Da ließ er es (er's) laufen und brummte: ‚So wünsch ick, dat de Prinzeß (Prinseß) noch var (vom) Abend — meint Storm ‚vun Abend' = ‚hüt Abend'? — een (en) lütten Jung kriegt.'

Als nun der Abend kam, [so] hatte die Prinzessin (Prinzeß) einen kleinen Jungen. Da wollte der König, ihr Vater (Der K., ihr V., w. aber), daß sie [nun] auch einen Mann dazu haben sollte. Da mußten (und ließ) alle Männer des Reichs in den großen Königssaal (hinaufkommen), [und] ihrem kleinen Jungen gab die Prinzeß einen goldnen Apfel in die Hand und stellte ihn damit mitten in den Saal. Wem von den Männern er (Wem er) den goldnen Apfel geben würde, der sollte sein Vater und ihr Gemahl sein. Da kamen (Und es zogen vorüber) zuerst die Herzöge und Grafen des Reichs, dann kamen reiche Kaufherren und Staatsdiener (dann Beamtete und r. K.), dann [kamen] die Handwerker, [endlich] die Tagelöhner und Dienstknechte, aber das Büblein mit seinem goldenen Apfel stand noch unbeweglich mitten unter ihnen (aber das B. stand unbew. mit s. g. A.)

Zu Haus lag Hans (H. aber lag zu Hause) und war zu faul, die Schloßtreppe hinaufzusteigen, bis die Mutter ihn (ihn die M.) mit Gewalt hinauf (dazu) trieb, da mußte er [denn], [und] kaum trat er in den Saal, so lief das Büblein auf ihn zu und gab ihm den goldnen Apfel. Da ließ der König [die] Hochzeit ausrichten für Hans und seine Tochter, und die Prinzeß hatte über ihren eigenen Gemahl gelacht.

‚Ja, Herr,' secht Grêt, ‚dat wê 'k denn ne, wo dat toogeit. Bi mi hett 'e je doch kakt.'

Darmit is dat goot.

Na 'n Titlank kümmt hê mal weller, de Bur.

Do is Hans grą' bi un makt 'n Fürpüster.

‚Wat maks du dar, Hans?' secht de Bur.

‚Ik mak 'n Püster,' secht Hans.

‚Wat schall dê?' secht de Bur.

‚Ja, Herr,' secht Hans, ‚wenn ên dotblęben is, denn kann 'n[9]) em dar wa' mit lebenni puß'n.'

‚Wo ward dat denn makt?' secht de Bur.

‚Ja, Herr,' secht Hans, ‚de Püster ward den Dod'n in 'n Hals stęken,**) un denn mutt 'n[9]) puß'n; denn lęv't he wa' up.'

‚O Hans,' secht de Bur, ‚den' Püster lat mi krigen.'

Na, Hans verköfft em den Püster un kricht je weller 'n Barg Geld.

As de Bur in 'n Hus' kam'n deit, do kümmt hê bi un sleit sin Fru dot. Un do kricht hê sin'n Püster je hęr un will ęr wa' lebenni puß'n.

Awer hê kann je puß'n, so dull as 'e will, dar helpt je niks too. Se wakt je ne wa' up.

Do geit hê wa' hen na Hans un schelt, dat hê em bedraggen hett. Hê harr sin Fru dot slan, sech'e, un harr ęr dunn wa' lebenni puß'n wullt, awer dat harr all' niks holpen.

‚Ja, Herr,' secht Hans, ‚ik sę[10]) je, wenn ên dot blęben wêr. Wenn ên dot slan is, denn helpt dat niks.'

Nu hebbt Hans un Grêt vör den Grapen un vör den Püster je 'n Barg Geld kręgen, un do schafft se sik Pêr un Waggen an un fööꝛt dar ümmer mit ut.

Do secht de Bur mal to Hans: ‚Hans, wo büß bi dat schön Foorwark kam'n?'

‚Ja, Herr,' secht Hans, ‚dat hę' 'k[11]) mi dar nedd'n[12]) in 'e Wisch ut 'n Graben halt.'

‚Schull'n dar noch mêr so 'n in węsen?' secht de Bur.

‚Ja, Herr,' secht Hans, ‚dar sünd noch nog.'

‚Denn müch ik mi uk wul so 'n rut hal'n,' sech'e.

‚Ja, Herr,' secht Hans, ‚wenn 't mal rech so'n hell' Sünn'nschinwęder is, denn künn wi[13]) je mal tosam'n henfööꝛ'n.'

Na, dat 's je goot.

As dat nu mal rech so 'n hell'n Sünn'nschin is, do spann't Hans je an un fööꝛt mit den Bur'n un den' sin'n Knech hen. Un as se bi den Graben kamt, do fööꝛt Hans ganz dich an 'e Grabenkant ran, dat dat Foorwark sik in dat blank Water spêgeln deit.

‚Sücht de Herr wul?' secht Hans. ‚Dar steit al 'n Foorwark, grą' so 'n as min.'

‚Denn spring' man gau rin,' secht de Bur to sin'n Knech, ‚un hal dat rut.'

Do spring't hê je rin, de Knech.

As hê dat kol' Water spööꝛt, do secht hê ‚brr!'

‚Wat secht hê?' secht de Bur.

‚He secht „prr"!' secht Hans, ‚hê kann de Pêr ne hol'n.'

‚Denn mu' 'k[14]) em je na,' secht de Bur, ‚un em help'n.' Un darmit spring't hê uk herin.

**) Erzählt wurde: ‚achter in stęken.'

Do sünd se all' bei' verdrunken. Un do hebbt Hans un Grêt den Bur'n sin Stę' [15]) arv't [16]) un all' sin Geld dartoo, den ganzen Krgm.

Nach Frau Schloer-Griebel.

Anmerkungen: [1]) wolltest. [2]) nähmst. [3]) solltet ihr. [4]) Erben. [5]) brodelt. [6]) ohne. [7]) hört auf. [8]) könntest (du). [9]) kann een, plattdeutsch für ‚kann man', mutt een, plattdeutsch für ‚muß man'. [10]) sagte. [11]) heff ik. [12]) unten. [13]) künnt wi. [14]) mutt ik. [15]) Stätte, Stelle, Bauerstelle. [16]) geerbt.



Das adelige Gut Schinkel.

Von **Woldemar v. Weber-Rosenkrantz.**

(Schluß.)

Friedrich v. Alefeld, Cais ältester Sohn, wurde am 28. April 1618 zu Schinkel geboren. Sein jüngerer Bruder, der dänische Rittmeister Otto v. Ahlefeld, wurde in jüngeren Jahren von Major Pruser im Duell erstochen.

Friedrich v. Ahlefeld war ein begabtes Kind, das mit besonderer Sorgfalt erzogen wurde. Er studierte in Kiel, machte die übliche Reise durch Holland, Frankreich und Italien und trat nach seiner Rückkehr in den Dienst seines Landesherrn, des Herzogs Friedrich III. von Gottorp, wo er in kurzer Zeit Kanzler, Amtmann, Geheimrat und Statthalter wurde und den Titel Excellenz erhielt.

Friedrich war zweimal verheiratet. Seine erste Frau Eibe, geborene Wensin, starb nach einjähriger Ehe 1644. Im Jahre 1649 heiratete er Catharina, des Wulf Pogwisch zu Farve Tochter. Aus dieser Ehe stammen vier Söhne und zwei Töchter; der älteste Sohn hieß wieder wie der Großvater Cai.

Friedrich v. Ahlefeld war ein sehr frommer, pflichtgetreuer Mann, der sich viel um das Wohl seiner Untergebenen kümmerte, wenn ihm seine Staatsgeschäfte dazu Zeit ließen. Durch sein Wesen geht ein melancholischer Zug der von seinen Zeitgenossen auf das viele häusliche Unglück zurückgeführt wird, das er zu erleiden hatte. So war er schon mit 13 Jahren Waise, verlor seine Braut, ein Frl. Ida Pogwisch, nach halbjähriger Verlobung durch den Tod, ebenso, wie erwähnt, nach einjähriger Ehe seine erste Frau, und zwei Kinder aus seiner zweiten Ehe. Doch hat ihn, wie zum Ersatz hierfür, das Schicksal mit vielen äußeren Ehren und großem Reichtum beschenkt. Als gottorpischer Gesandter hat er 1653 den Herzog Friedrich auf dem Reichstage zu Regensburg und 1659—1660 den Herzog Christian Albrecht am Wiener Hofe in schwierigen Geschäften vertreten. Als im Jahre 1654 die Prinzessin Eleonore von Gottorp nach Schweden reiste, um sich dort mit dem König Karl Gustav zu vermählen, wurde Friedrich v. Ahlefeld zu ihrem Begleiter erwählt und erhielt bei dieser Gelegenheit prächtige Ehrengeschenke vom König: eine goldene Ehrenkette, silberne Kanne und Becken und 4000 Reichsthaler.

Friedrich v. Ahlefeld hat sein Vermögen hauptsächlich durch günstige Gutskäufe vermehrt, er ist als einer der reichsten Grundherren des Landes gestorben. Außer Sehstermühe und Schinkel, die zu 178 000 Thalern taxiert wurden, besaß er die Herrschaften Tremsbüttel und Steinhorst mit dem dazu gehörigen Tangstedt.

Auch wird er als Besitzer von Quarnbeck genannt. (?) Zugleich wurden ihm für große Geldsummen, die er dem Herzog vorstreckte, mehrere gottorpische Ämter, wie Trittau, Reinbeck, Mohrkirchen u. a. verpfändet.

Friedrich war ein guter Haushalter, der es jedoch auch verstand, wenn es erforderlich war, prächtig aufzutreten. In seiner Jugend wohnte er in Schinkel, später auf den Schlössern Reinbeck und Trittau; auch besaß er ein Haus in Kiel. Er starb am 1. Januar 1664, 45 Jahre alt, auf Schloß Trittau und wurde in Kiel begraben. Ein Ölbild von ihm befindet sich im Kloster zu Ütersen, dessen Propst er von 1641 bis 1657 war.

Friedrichs ältester Sohn, Cai v. Ahlefeld, wurde am 7. November 1651 auf Schloß Reinbeck geboren. Er war beim Tode des Vaters erst 13 Jahre alt. Seine Mutter, Anna Catharina, vermählte sich nicht lange nachher mit dem Landgrafen Georg Christian zu Hessen-Homburg. Die Hochzeit wurde in Hamburg gefeiert, und die Königin Christine von Schweden, die sich damals auch in Hamburg aufhielt, soll bei derselben zugegen gewesen sein. In den nächsten Jahren scheint sich niemand recht um die Verwaltung der holsteinischen Besitzungen gekümmert zu haben. „Auf den Gütern wurde gar übel gewirtschaftet. Sie liefen Gefahr, alle darauf zu gehen." — Die Verwaltung von Sehstermühe übernahm deshalb der Rittmeister Benedict v. Ahlefeld, diejenige von Schinkel der Bruder der Land-

gräfin, Bertram v. Pogwisch, dessen Name sich auf dem Zifferblatt der alten Hofuhr von Schinkel unter denjenigen anderer Eigentümer befand.[1])

Übrigens finden sich manche Widersprüche gegen die Mollerschen Angaben. So wird in einer Inschrift auf seinem Sarg in der Westenseer Kirche Benedict oder Benedix v. Ahlefeld nicht als Neffe des Friedrich v. Ahlefeld, wie von Stehmann und Moller, sondern als dessen Sohn aus seiner Ehe mit Catharine geb. Pogwisch bezeichnet.[2])

Die Ehe Anna Catharinas mit dem Landgrafen war eine so unglückliche, daß es zur Scheidung kam. „Der Rittmeister Benedictus von Ahlefeld zu Westensee als naher Agnat," so heißt es in Noodts Beiträgen,[3]) „hat die Ehescheidung des gräflichen Paares beschaffet.." Die Landgräfin hat später auf Pohlsee gewohnt. Sie starb 1694.

Cai v. Ahlefeld zu Sehstermühe und Schinkel studierte in Kiel. Er heiratete Barthe Catharine, Heinrichs v. Ahlefeld zu Osterrade Tochter. Aus dieser Ehe ging nur eine Tochter, Anna Catharina, hervor. Cai starb im Jahre 1684 im 32. Lebensjahre.

Cai v. Ahlefelds Witwe, Barthe Catharine, heiratete nach seinem Tode noch zweimal. In zweiter Ehe heiratete sie Wulf Heinrich v. Thienen zu Walstorf, in dritter Ehe am 3. März 1711 den reichbegüterten Detlev v. Brockdorf zu Rohlsdorf, Travenort, Saxdorf, Osterrade, Kluvensiek, Hohenlied, Gaarz, Rosenhof, Mannhagen, Wesselburg und Armenstadt. Sie starb am 2. Oktober 1721, ihr dritter Gatte, 90 Jahre alt, zu Rohlsdorf am 14. Oktober 1732.

Anna Catharina v. Ahlefeld, Cais einzige Tochter, heiratete am 29. Januar 1692 Cai v. **Brockdorff**, dessen Vater Detlev sich später mit ihrer Mutter vermählte. Anna Catharina wird als reichbegabte Dame geschildert, deren Dichtungen von den Zeitgenossen bewundert wurden. Sie starb am 4. Januar 1727. Sehstermühe hatte sie an ihren Vetter Hans Henrich v. Ahlefeld verkauft.

Cai v. Brockdorffs Güter: Testorff, Gaarz, Rosenhof und Mannhagen, gerieten 1737 in Konkurs. Er starb im Jahre 1752, 82 Jahre alt.

Henrich Friedrich v. **Brockdorff**, Cais Sohn, wurde am 23. Februar 1698 geboren. Als 1737 die Güter seines Vaters in Konkurs gerieten, kaufte er Gaarz, „um es der Familie zu erhalten." Auf Schinkel scheint Henrich Friedrich schon seit dem Tode seiner Mutter 1727 gewohnt zu haben. Da das Gut nicht zur Konkursmasse im Jahre 1737 hinzugezogen wurde, so müssen wir annehmen, daß Anna Catharina es ihrem Sohne vermacht hat. Zwei Jahre vor ihrem Tode hatte sich dieser mit der 18jährigen Margarethe Ölgaard, der Tochter des Generalleutnants Theodosius v. Levetzau und der Anna Margaretha, Detlev v. Brockdorfs Tochter, verheiratet. Sie war seine Kousine. Daß Henrich Friedrich auf Schinkel wohnte, geht aus einigen an ihn gerichteten, im Gutsarchiv befindlichen Briefen hervor. Er hat auf dem Hof mehrere Gebäude aufgeführt. Über der Thür der nunmehr abgebrochenen Meierei standen die Anfangsbuchstaben seines Namens und desjenigen seiner Frau: HBFF / MOB / AÑO 1752." Diese starb 1773.

In zweiter Ehe heiratete Henrich Friedrich eine Baronesse Ulrike Sophie Sell. Beide Ehen waren kinderlos. Henrich Friedrich v. Brockdorff war auch Besitzer von Hohenlied. Hohenlied und Gaarz mußten verkauft werden, da die Ausgaben des nach der Sitte der großen Grundherren jener Zeit sehr luxuriösen und gastfreien Haushalts die Einnahmen bei weitem überschritten.

Henrich Friedrich wird als sehr freundlich gegen seine Untergebenen geschildert. Für das Wohlergehen seiner zahlreichen Dienerschaft sorgte er durch reichliche Legate. Im übrigen war das von ihm hinterlassene Vermögen, als er am 14. Februar 1781 zu Schinkel starb, gering; die Witwe, die anfangs in Schinkel bleiben wollte, konnte das Gut nicht halten.

Henrich Friedrich erreichte das hohe Alter von 83 Jahren. Mit ihm starb die Linie der Herren v. Brockdorff zu Gaarz und Schinkel aus. Den größten Teil seines Lebens hat er auf letzterem Hof verbracht, und ihn in mannigfacher Weise, so auch durch Anlage von Lindenalleen, durch den Bau eines Thorhauses u. a. verschönert. Er hat als der letzte in dem alten Schinkler Schloß gewohnt, das aus dem Anfang der Ahlefeldschen Besitzzeit herstammen soll. Ein Bild desselben ist uns nicht erhalten. Unter den Nachfolgern Henrich Friedrichs wird berichtet, das Haus sei so baufällig, daß man es nicht bewohnen könne.

In den Jahren 1782—1784 verwaltete ein Neffe Henrich Friedrichs, der Geheimrat Cai v. Rantzau zu Gaarz und Güldenstein, das Gut für seine Geschwister, die Kinder der ältesten Schwester des früheren Besitzers Barthe Catharine. Zum 1. Mai 1784 kam dann das Gut für 45 000 Thlr. Kour. an Josias Jensen in Kiel, früher Pächter zu Rathmanns-

[1]) Danske Atlas VII S. 767. [2]) Die ältere Geschichte der Kirche zu Westensee von W. v. Hedemann, Kiel 1898, s. S. 53.
[3]) **Noodt**, Beiträge, Hamburg 1744—1756, II, s. S. 166/167.

dorf. Er verkaufte es zum 1. Mai 1786 für 48000 Thlr. Kour. mit 150 Kühen und nur 10 Pferden an die Gebrüder Bruyn in Rendsburg und Schleswig.

Cai v. Ahlefeld, geb. 1591, † 11. 1. 1651,
zu Sehstermühe und Schinkel ⌣ Dorothea Rumohr.

Friedrich v. Ahlefeld, geb. 28. 4. 1618, † 1. 1. 1664,
zu Sehstermühe, Schinkel, Tremsbüttel und Steinhorst.

Cai v. Ahlefeld, geb. 7. 11. 1651, † 1684,
zu Sehstermühe und Schinkel.

Anna Catharina v. Ahlefeld, † 4. 1. 1727,
⌣ Cai v. Brockdorf, geb. 12. 5. 1670, † 1752,
zu Testorf, Gaarz, Rosenhof und Manhagen. 1737 Konkurs.

Henrich Friedrich v. Brockdorff,
geb. 23. 2. 1698, † 14. 2. 1781,
zu Schinkel, Gaarz und Hohenlied.

Barthe Catharine, vermählt mit
Hans v. Rantzau, Panker und Clamp.

Detlev v. Rantzau,
Generaladjutant.

Cai v. Rantzau
zu Gaarz, Geh.

Baronin
v. Holsten.

Baronin
Schenk v. Winterfeld.

Eigentümer Schinkels im 17. und 18. Jahrhundert.

1784 war der Nord-Ostseekanal fertiggestellt worden, der 200 Schritte am Hof vorüberführte. Die Wiesen, früher zu sumpfig, wurden wertvoller; doch hörte der Eiderfischfang, bis dahin ein wichtiger Faktor in den Einnahmen des Gutes, fast völlig auf. Der Kanalbau gereichte dem Gut mehr zum Schaden als zum Nutzen. Das Holz wurde völlig ruiniert, und das hierher verlegte Militär vermochte nicht, Ordnung unter der hinzugezogenen Menge zu halten. In einem Bauernhause sollen oft 40 Menschen gewohnt haben. Erst allmählich besserten sich die Schäden, die sich aus diesen Mißständen ergaben.

Die erste Änderung, welche die Gebrüder Bruyn auf ihrem neuen Besitz vornahmen, war die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Parzellierung des größeren Teiles des Gutes. 4/5 desselben etwa wurden in 17 Parzellen und 34 Katen vom Hof abgelegt, erstere, wie besonders betont wird, mit allen Eigentumsrechten. Auf den verkauften Grundstücken ruhte eine unablösbare „ewige Rente“ des Inhabers der Stammparzelle in Form eines Kanons, jährlich 1 ℳ per Tonne, zusammen ca. 2000 ℳ. — Nach der Einverleibung Schleswigs in Preußen wurde übrigens 1864 den Parzellisten die Ablösung der „ewigen Rente“ ermöglicht, indem gesetzlich bestimmt wurde, daß der Kanon durch Entrichtung seines 25fachen Betrages ablösbar sei. —

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft nahm die Bevölkerung des Gutes rasch zu. Als Folge dieser Zunahme finden wir häufiges Verarmen. Zwei Schinkeler meldeten sich in Osterrade zur Aufnahme in die Leibeigenschaft.[1])

Christian Bruyn, Justizrat in Schleswig, ließ 1791 das alte Schinkeler Schloß niederreißen und erbaute ein kleines Herrenhaus, einstöckig mit 7 Fenstern Front. Er wohnte auf Eschelsmark, welches ihm ebenfalls gehörte. Während seiner Besitzzeit ist die Schinkeler Schule erbaut und ein Lehrer dort angestellt worden. Christian Bruyn starb 1809.

Christian Bruyns Witwe heiratete später den Etatsrat v. Eggers und zog nach Rendsburg.

Christians älteste Tochter, Caroline, war mit dem Justizrat Nicolai v. Klöker verheiratet, der Schinkel und Eschelsmark 1809 übernahm und auf letzterem Gut wohnte. Nach seinem 1819 erfolgten Tode übernahm Caroline die Verwaltung der Güter und verkaufte Schinkel im Jahre 1828. Das Gut wurde damals für das Rosenkrantzer Fideikommiß angekauft und erhielt zugleich den Namen „Rosenkrantz“; wenn auch die Fideikommißeigenschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufgehoben wurde, so ist es doch von 1828 bis heute der Stammsitz der Familie der Freiherren Weber von Rosenkrantz geblieben.

Berichtigungen:	Sicherheit statt Sicherherheit	S. 213	Zeile 1.
(„Heimat“ 1900,	nun statt mit (3. Wort)	„ 213	„ 7.
Nr. 10.)	Relzow statt Belzow	„ 214	„ 2.
	Breide statt Breede	„ 214	„ 21.

---

[1]) Provinzialberichte 1824, 4. Quartalheft, S. 67.

Proben aus dänischen Soldatenbriefen von 1849—1850.

Übersetzt von Dr. A. Gloy in Kiel.

(Fortsetzung.)

Christopher Olsen Hosterkjøb an seine Eltern.

Asperup, 10. Juli 1849.

Meine lieben, guten Eltern!

— — — Nachts um 1 Uhr rückten wir aus Fredericia gegen die Deutschen und lieferten ihnen eine Schlacht, welche die hartnäckigste gewesen ist, die seit dem Ausbruch des Krieges stattgefunden hat. Wir stürmten ihre Batterien und Laufgräben, welche so gut angelegt waren, daß das Weichen der Deutschen uns wie ein Gotteswunder erschien. Die Deutschen oder die Schleswig-Holsteiner zeigten sich äußerst hartleibig; denn es gab viele, die sich lieber totschießen als gefangen nehmen ließen; und einige haben zugegeben, daß sie einen Eid geschworen hätten, nicht von den Schanzen zu weichen oder sich zu ergeben. Da waren viele, die im Grase zappelten, uns um Hülfe baten und uns Brüder und Kameraden nannten; aber nun war es zu spät, um dänisch gesinnt zu werden. Viele Deutsche hatten gesagt: wenn auch noch so viele Dänen kämen, so könnten sie ihre Batterien nicht nehmen; aber nun bekamen sie zu sehen — d. h. die Überlebenden —, daß wir nicht nur ihre Batterien nahmen, sondern sie sogar über die Königsaue jagten; denn am Abend war eine Abteilung unserer Dragoner in Kolding, und auf dem ganzen Wege dahin war nicht eine deutsche Seele zu sehen. Nachdem wir die deutschen Batterien und Lagerhütten abgebrannt und reinen Tisch gemacht hatten, setzten wir nach Fühnen über, um uns auszuruhen von dieser Tour.

J. C. Madsen an seine Familie.

Røile, 17. Juli 1849.

— — — Als wir dorthin (nach Stribe auf Fühnen) gekommen waren, wurden wir aufgestellt, und unser wackerer General Rye richtete folgende Worte an uns: „Liebe Freunde! Ihr wißt, daß die Deutschen so lange Zeit in Jütland geraubt und geplündert haben, aber doch ist auch Fredericia zu beklagen, und es sind die Aufrührer selbst, welche die Stadt belagert haben. Wir sind nun hierher gekommen, um sie zu züchtigen. Ja, liebe Freunde, ich kann euch nicht genug danken für die Ausdauer und den Mut, den ihr bewiesen habt in der Zeit, wo der allgütige Gott mich mit eurer Führung betraut hat, und nun bitte ich euch, hier zu beweisen, daß ihr Mut in eurer Brust und Kraft in euren dänischen Armen habt. Heute Nacht um 12 Uhr wollen wir gegen ihre Verschanzungen hervorbrechen. Nun bitte ich euch, daß ihr so still und stumm seid wie Mäuse und daß keiner einen Schuß abfeuert; denn das hilft nichts, da sie sich mit Blockhäusern und Laufgräben verschanzt haben, sodaß unser Schießen unwirksam sein würde. Wir marschieren gerade auf ihre Vorpostenkette los in geschlossenen Kolonnen, und wenn diese nicht Stand halten können, so stürzen wir mit gefälltem Bajonnett gegen ihre Schanzen; sie sollen und müssen heraus, dazu gebe Gott uns Kraft und Mut in Jesu Namen." — Liebe Freunde, ihr könnt glauben, daß diese Worte die Haare auf eines jeden Mannes Haupt sich aufrichten ließen (d. h. vor Begeisterung). Nun wurden wir von Strib nach Fredericia übergesetzt, und da bekamen wir einen Vorgeschmack; denn als die Deutschen sahen, daß wir an Land gingen, warfen sie Bomben auf uns; eine fiel in unsere Kolonne und zersprang im selben Augenblick. Die Stücke flogen uns um die Ohren; ein Mann verlor beide Hände und ein anderer sein Bein. Ihr könnt glauben, liebe Geschwister, daß das ein schlimmer Vorgeschmack war; uns stockte beinahe das Blut in den Adern.

Als es 12 Uhr nachts war, wurden wir gesammelt und marschierten aus den Thoren auf verschiedenen Seiten. Ein Jägerkorps und das 6. und 7. Bataillon befanden sich auf dem rechten Flügel und waren dazu bestimmt, das erste Blockhaus zu stürmen. Das war und ist leicht gesagt, aber nicht ausgeführt; denn der Feind erwartete uns daselbst in guter Ordnung, und als wir aus der Festung herauskamen, schossen ihre Vorposten alle auf einmal und eilten dann zu ihrem Blockhause und den Laufgräben zurück. Da stürmte jeder Mann von uns vor mit fürchterlichem Hurra in der Dunkelheit; denn wir wußten nicht, was ein Blockhaus bedeutet. Sie ließen uns auf Schußweite herankommen, aber dann bekamen wir zu sehen, was wir früher nicht uns hatten träumen lassen; denn ihr Blockhaus war wie ein Stachelschwein von Gewehrläufen auf allen Seiten, eine Reihe immer höher als die andern, und die drinnen Stehenden thaten nichts anderes als die Gewehre laden für die Leute an den Pallisaden. Ja, liebe Freunde, es dauerte keine 10 Minuten, bis wir bei jedem Schritt im Blute unserer Kameraden wateten, denn sie fielen wie die Fliegen. Da traf auch mich eine Kugel — — ich erhob mich gleich wieder; aber es war unmöglich, die Leute vorwärts zu bringen, da die Lebenden über die Toten fielen, und der furchtbare sich erhebende Jammer war der Hauptgrund, daß wir uns für den Augenblick aus dem starken Feuer zurückzogen. Einige riefen „Vorwärts!" und andere „Zurück!";

aber da wurde kommandiert, daß alle Trommeln und Hörner gerührt werden sollten, damit wir das entsetzliche Jammern nicht hörten, und nun wurde Sturm geblasen und geschlagen, sodaß es das Jammergeschrei übertönte, und da stürmte General Rye allen voran an der Spitze, obwohl sein Pferd verwundet war und stark blutete. Man sagt, daß er dabei selbst eine Kugel in das eine Bein bekommen hätte, aber ich weiß das nicht. Nun stürmte jeder Mann vor mit Hurra; da traf eine Handgranate mein Gewehr auf das Schloß, sodaß ich nur den Lauf in der Hand behielt. Aber da waren ja Gewehre genug zu haben, da die Toten und Verwundeten wie Sand am Meere dalagen. Das Blockhaus nahmen wir denn also, ohne daß viele Deutsche davonkamen; was nicht erschossen ward, wurde gefangen. Die Offiziere wollten indessen in die Laufgräben enteilen; einem (Leutnant), der da lief, sprang ich nach; doch er wollte sich nicht ergeben, sondern hieb mit dem Säbel aus Leibeskräften. Ich kümmerte mich aber wenig darum, da ich gewohnt war, mein Bajonnett zu gebrauchen. Aber in demselben Augenblick traf eine Kugel dasselbe und zerschlug es. Doch das war nicht das Schlimmste, denn zugleich traf eine zweite Kugel meine rechte Schulter; so weiß ich nicht mehr, ob er entkam oder nicht. — — —

Pastor M. Melbye an Pastor Fenger.

Asperup, 27. Juli 1849.

Lieber Pastor Fenger!

— — — Während der Schlacht blieb ich daheim bei meinen Lieben. Im Lauf des Vormittags ritt ich nach Strib und begegnete über 100 Wagen mit Verwundeten auf dem Wege. Es waren meistens Leichtverwundete, welche vor Freude über den errungenen Sieg jubelten; ich sprach mit verschiedenen von ihnen, auch mit einigen Gläubigen, die ich während ihres Kantonnements hier in der Gegend kennen gelernt hatte. Manche merkwürdigen Scenen zeigten sich da. Z. B. war ein Hofbesitzer aus der Gegend angesetzt, Verwundete zu fahren, und so trifft es sich, daß er seinen eigenen Sohn fahren muß, der tötlich im Unterleib verwundet war. Ihm begegnete ich, dann einem Teil trotziger und verstockter Insurgenten, dann anderen von derselben Sorte, welche die provisorische Regierung verfluchten (es waren indessen die wenigsten). Bei dem Lazarett auf Billeshauge bot sich ein grauenhafter Anblick durch die vielen Verwundeten, denen erst ganz allmählich die nötige Hülfe zuteil werden konnte. Ich wandte mich nach Fredericia, war auf dem Walplatze, sah die eroberten Schanzen und Laufgräben. Tote, 4 bis 5 auf einem Wagen, fuhren beständig vorbei Ich zog mit dem 3. Jägerkorps (meiner Meinung nach das herrlichste in der ganzen Armee) in Fredericia ein. Freude strahlte aus aller Augen, alle fühlten sich als Brüder, man war gleich bekannt mit einem jeden, mit Hoch und Niedrig, aber es war bei dem Siegesjubel doch nicht jene wilde, lärmende Freude.

An diesem Tage lernte ich mein Volk noch mehr lieben. Ich sah die ganze gemachte Beute. Ich sah Ryes Leiche, noch im Tode majestätisch und herrlich, mit dem Lächeln des Sieges auf den Lippen; einen solchen Toten konnte ich nicht beweinen. Ich sah 400 Leichen aufgestapelt in der katholischen Kirche und den nächsten Häusern liegen, und auch das machte nicht einen so unheimlichen Eindruck, als man glauben sollte. Bei einer so frischen Leiche, wenn der Tod seine langsam zehrende Kraft noch nicht ausgeübt hat, kommt mir das natürliche Grauen des Todes halb als überwunden vor. Ich sah die gefangenen Insurgenten zum Verhör bringen, sprach auch mit ihnen, aber, wie ich früher nach der Schlacht bei Kolding an den dort Gefangenen bemerkt hatte, bestanden sie auf ihrer ungerechten Sache, gerade als ob sie im Recht wären. — — —

Christen Morten Folshauge an seine Schwester.

Groß-Danewerk, 2. August 1850.

— — — Wir kamen dorthin (nach Kolding), aber unter entsetzlichen Strapazen in der furchtbaren Hitze,[1]) die in der Zeit herrschte, als wir marschieren mußten, sodaß mehrere stürzten und auf der Stelle starben unter der Hitze und der Bürde, mit welcher ein Infanterist auf dem Marsche belastet ist. Denn außer dem Zeug, das dem Soldaten unentbehrlich ist, sind wir mit diesem Kochkessel beladen, der eine schreckliche Last ist bei einem solchen Sonnenbrand und durch die Sandwüsten, wie sie sich in Jütland finden. Als wir uns Christiansfeld näherten, da kriegte unser Höchstkommandierender die Augen erst offen und sah, daß, wenn sie so fortführen, sie wohl nicht viele übrig behalten

[1]) Bekanntlich hatte auch die schleswig-holsteinische Armee auf ihrem so zwecklos forcierten Marsche von Rendsburg nach Schleswig viele Tote, was den General Willisen in der Ansicht bestärkt haben soll, daß mit „einer solchen Armee" kein Angriff unternommen, sondern „höchstens eine feste Stellung behauptet werden könne." Wir sehen hier dieselbe Erscheinung in der dänischen Armee und wissen auch, daß die nach Süden abziehenden preußischen Truppen eine größere Anzahl von Mannschaften durch Hitzschlag verloren haben.

würden, wenn sie den Kampfplatz erreichten. So wurden wir denn seitdem von unserer Last befreit, bis wir die Stellung erreichten, die wir unseren Gegnern gegenüber einnehmen sollten, und wo wir am 19. des vorigen Monats anlangten. (Schluß folgt.)

Schutz den Naturdenkmälern unserer Provinz!

Wenn irgend jemand das Antlitz unserer Mutter Erde verändert hat, dann ist es der Mensch von ehegestern, gestern und heute. Und morgen wird die rastlos fortschreitende Kultur mit Pflug und Axt, mit Bagger und Karren und wer weiß mit was für Maschinen fortfahren, das Dickicht zu lüften, Wälder zu roden, Heiden und Moore urbar zu machen, Sümpfe zu entwässern, Hügel zu ebnen, Steine zu brechen, Schächte zu graben, Kanäle zu ziehen: Wer wollte ihr Einhalt gebieten! Wer möchte das arbeitslustige Ameisenvölklein stören in dem redlichen Streben, dem Hunger zu wehren und die Freude am Dasein zu erhöhen?! Allein die urwüchsigen Bestände der Pflanzen- und Tierwelt werden vernichtet; künstliche Züchtungen treten an ihre Stelle. Roggen, Gerste, Hafer, Weizen — der Abwechselung zu liebe auch umgekehrt: Weizen, Hafer, Gerste, Roggen — das ist die Flora der Zukunft; am Grün der Kartoffel- und Rübenfelder mag sich das Auge weiden. Nicht besser steht es um die Tierwelt: Schafe, Kühe, Pferde, Hühner, Enten und Gänse sind ihre hauptsächlichsten Vertreter; alle übrigen Tiere werden ausgestopft in den Museen zu finden sein — Reliquien einer glücklichen, aber längst entschwundenen Zeit! Ich gebe zu, grau in Grau gemalt zu haben; aber der Leser versteht mich schon. Wenn nicht, dann mag Professor Dr. Conwentz in Danzig ihm das Geheimnis enthüllen: „Soll nicht unser Volk der lebendigen Anschauung der Entwickelungsstadien der Natur gänzlich verlustig gehen, so ist es an der Zeit, die übrig gebliebenen hervorragenden Zeugen der Vergangenheit und bemerkenswerte Gebilde der Gegenwart im Gelände aufzusuchen, kennen zu lernen und möglichst zu schützen."

Nicht immer kann man die Naturdenkmäler der Nachwelt in natura erhalten. Sei es, daß sie dem Zahn der Zeit verfallen, z. B. Bäume, und wären es Riesen ihres Geschlechts, oder daß die Kultur über sie hinwegschreitet: dann ist es unsere Pflicht, sie wenigstens im Bilde festzuhalten. In diesem Sinne ist die von unserm Schriftleiter, Herrn Rektor Lund, gegebene Anregung mit Freuden zu begrüßen (vergl. den Aufsatz im Septemberheft: „Die Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde"). Dabei ist es nicht erforderlich, die photographische Darstellung auf Bäume zu beschränken. Ich bitte den Leser, sich das Bild: „Gefaltete Sand- und Mergelschichten, angeschnitten zu Levensau beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, Juli 1890" in Peters: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" anzusehen; es ist das Verdienst des Herrn Professor Haas-Kiel, diese Stauchungserscheinung im Bilde festgehalten zu haben. Für derartige Bilder wäre unsere Monatsschrift „Die Heimat" der rechte Ort; dem Verein aber ist durch die von Westpreußen gegebene Anregung ein weiteres Ziel gesteckt: für die Erhaltung der Naturdenkmäler, namentlich urwüchsiger oder seltener Waldbäume Sorge zu tragen; denn gerade der Wald gehört zu den am meisten bedrohten Gebieten. Zwar ist auch der Wald dem Schongesetz unterstellt; nichtsdestoweniger geht derselbe zurück, und an seine Stelle tritt der Forst mit nur wenigen ertragreichen Holzarten und zumeist künstlich erzogenen Stämmen. Das ist die Folge des Kahlschlages, dem namentlich urwüchsige Bäume zum Opfer fallen. Auch das Unterholz schwindet dahin und mit ihm ein großer Teil jener Tiere, die in ihm Unterschlupf oder Jagdrevier finden. „Wenn nicht jetzt Maßnahmen getroffen werden, um dem Einhalt zu thun, wird der deutsche Wald, welcher bezeichnende Pflanzenvereinigungen darstellt und der auch der Schauplatz der deutschen Sage und frühesten Geschichte war, in Kürze vom Erdboden verschwinden."

Der rastlosen Thätigkeit des Herrn Professor Dr. Conwentz, des verdienstvollen Leiters des westpreußischen Provinzial-Museums zu Danzig, ist es zu danken, daß der preußische Staat sein Interesse auch den Naturdenkmälern zuwendet: auf Veranlassung des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ist vor kurzem erschienen: „Forstbotanisches Merkbuch. Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preußen. I. Provinz Westpreußen. Mit 22 Abbild. Berlin: Gebrüder Borntraeger, 1900. XII u. 94 S.; 8°. Preis gebunden 2,50 ℳ." Schon aus dem Titel geht hervor, daß eine Fortsetzung auch für alle übrigen Provinzen geplant ist. Der Verfasser, Professor Dr. Conwentz, hatte in einer an den Landwirtschaftsminister gerichteten Denkschrift hauptsächlich drei Gesichtspunkte aufgestellt: 1. Mit der Durchforschung der Gelände ist zugleich eine Inventarisierung der Naturdenkmäler auszuführen derart, daß die bemerkenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände in die Bücher und Karten (Taxationsnotizenbücher; Spezialkarten, Wirtschaftskarten) der Forstbeamten eingetragen werden, ohne daß dadurch eine zu große

Belastung der Revierverwaltungen usw. bedingt wäre. Größte Einschränkung ist zu empfehlen, um nicht durch ein Zuviel diese Bestrebungen zu beeinträchtigen oder gar hinfällig zu machen. Darum hat nicht jeder alte Baum und jede Waldschwester, auch wenn sie urwüchsig sind, Aufnahme zu finden, sondern nach vergleichender Beobachtung nur solche Hölzer, die ein allgemeines oder wissenschaftliches Interesse beanspruchen dürfen. 2. Für jede Provinz sind Merkbücher herauszugeben, die — wie das vorliegende — eine gedrängte Übersicht der Naturdenkmäler, womöglich mit Abbildungen und kurzen Erläuterungen enthalten. Sie sind nicht etwa als eine Flora der Holzgewächse der Provinz anzusehen, mithin nicht in erster Linie für den Botaniker, dem vielleicht ja auch neues Material geboten wird, sondern für den Forstmann, Waldbesitzer und Verwaltungsbeamten bestimmt. 3. Im Gelände sind geeignete Schutzvorkehrungen zu treffen: Einfriedigung gewisser Bäume, Aufhebung der Waldweide, Anbringung von Merkzeichen an solchen Bäumen, die vom Hieb zu verschonen sind. Einzelne Bäume mit ihrer nächsten Umgebung können vom Revierverwalter ohne weiteres erhalten werden; wo es sich um ganze Bestände handelt, ist durch Verfügung der obersten Behörde der Kahlschlag fernzuhalten und event. die Bewirtschaftung gewisser Waldteile als Plänterwald anzuordnen. Letzteres gilt namentlich von solchen Waldbeständen, die sich entweder durch charakteristische urwüchsige Hölzer, oder durch besonderen landwirtschaftlichen Reiz auszeichnen, oder in denen sehr seltene Pflanzen- und Tierarten leben. Es ist zu hoffen, daß dem Beispiel des Fiskus auch die nichtfiskalischen Forstverwaltungen und die Besitzer von Privatwäldern folgen werden.

Ich muß es mir versagen, näher auf den speziellen Teil des „Forstbotanischen Merkbuches" einzugehen, will darum nur ganz kurz einige der wichtigsten Naturdenkmäler, denen man in Westpreußen Schutz und Pflege angedeihen läßt, nennen: die Eibe (Taxus baccata), ein hervorragendes Exemplar einer Trauerfichte (Picea excelsa Lk. f. pendula Jacq. et Hér.), eine Schlangenfichte (Pinus silvestris L. virgata Casp.), eine Pyramiden-Weißbuche (Carpinus Betulus L. pyramidalis Hort.), die kurznadelige Kiefer (Pinus silvestris L. parvifolia Heer.), horstweise auftretende Knollen- oder Warzenkiefer, kleinblättrige Mistel auf Fichten. Von Abnormitäten werden in dem Merkbüchlein die sogenannten zweibeinigen Bäume erwähnt, das sind von Natur oder mit Zuthun des Menschen entstehende Verwachsungen zweier benachbarter Baumstämme, welche in einer gewissen Höhe zu einem vollkommen einheitlichen Stamme auslaufen. Beschrieben werden 2 zweibeinige Rotbuchen, eine Eiche und 2 Kiefern mit Zweibeinigkeit. Mitunter haben Bäume auch eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Im vorliegenden Falle handelt es sich um gewisse Kiefern von meist hohem Wuchse, welche Bienenbäume oder Beutekiefern genannt werden. Unsern Imkern ist es bekannt, daß bei uns in alten Zeiten, bei Polen und Russen auch wohl heute noch die Klotzbeute — das ausgehöhlte Stück eines Baumstammes — zur Bienenwohnung diente oder noch dient. Im Osten unserer Monarchie aber ließ man die Bienen auch in lebenden Bäumen sich ansiedeln, namentlich oder wohl nur in Kiefern, in deren Stamme oben ehedem eine tief in das Innere gehende Höhlung mit lang rechteckiger Öffnung (Beute) eingestemmt worden ist. Letztere war durch ein schmales Brettchen verschließbar, und davor hing an Holznägeln ein größerer Klotz, welcher noch durch Stricke an seitlichen Nägeln befestigt werden konnte; auch ein Flugloch wurde angebracht. Der künstlich angelegte Hohlraum stellte die eigentliche Bienenwohnung dar. Diese Beutewirtschaft war in der jetzigen Provinz Westpreußen namentlich im vorigen Jahrhundert allgemein verbreitet. 1772 schätzte man die Zahl der Beutestämme auf 20 000. Später sind die meisten Beutekiefern gefällt worden; die Anlage neuer Beuten ist verboten. Nur ein bescheidener Rest ist bis heute in einigen Revieren erhalten geblieben, teils gar noch bewohnte Stämme. Diese Zeugen aus einer Zeit der primitivsten, aber dennoch gewinnbringenden Bienenwirtschaft zu erhalten, ist gleichfalls eine Pflicht der Gegenwart. —

Was ist zu thun, damit auch unsere Provinz für Erhaltung der Naturdenkmäler Sorge trage? Natürlich die Herausgabe eines ähnlichen Merkbüchleins aus sachkundiger Feder zu erwirken. Die Aufgabe, die unserm Verein zufällt, ist nur eine die Arbeit vorbereitende; die Ausführung ist Sache der königlichen Behörde. Auf unserer nächsten Generalversammlung wäre der Beschluß zu fassen, an die Königliche Regierung die Bitte zu richten, daß auch in unserer Provinz möglichst bald die Herausgabe eines Merkbüchleins und Bestimmungen über den Schutz gewisser Bäume, Sträucher und Waldbestände erwirkt werden. Nebenher wäre die „Heimat" ein wohlgeeigneter Sammelpunkt für Namhaftmachung solcher Naturdenkmäler, die des Schutzes dringend bedürftig sind. Den Amateurphotographen zumal eröffnet sich ein dankbares Arbeitsfeld. Wenn so von allen Seiten die Bausteine herbeigetragen werden, dann kann es m. E. an dem Gelingen nicht fehlen. Vielleicht geben vorstehende Zeilen Veranlassung zu einem regen Gedankenaustausch über die von Westpreußen aus angeregte Frage. Möchten namentlich unsere Förster in ihren Revieren fleißig Umschau halten; das von Professor Conwentz herausgegebene Werk sei ihnen als zuverlässiger Führer dringend empfohlen, gleichzeitig denen, die Lust und Kraft verspüren, für den Schutz der Naturdenkmäler mitzuwirken.

Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 12. Dezember 1900.

Die Kirche in Bordesholm.

Von Kreisbauinspektor **Radloff** in Kiel.

Die ehemalige Klosterkirche zu Bordesholm in Holstein wurde im Anfang des 14. Jahrhunderts auf einer Insel (Holm) erbaut, welche man später mit dem Festlande verband. Im Jahre 1332 siedelte das Augustiner-Kloster von Neumünster hierher über. Den ältesten Teil der dreischiffigen gewölbten Kirche (Abb. 1 und 3) bilden die drei Joche des jetzigen Langchores (schwarz). Zwischen den nach innen gezogenen Strebepfeilern der Seitenschiffe liegen Kapellen; im vierten und fünften Joche sind nachträglich unterwölbte Emporen eingebaut, wobei die Gurtbogenöffnungen nach dem Mittelschiff geschlossen wurden. Die nördliche Empore ist anscheinend niemals zugänglich gewesen. Die darunter liegenden Kapellen dienen als Grabgewölbe; alle Zugänge der östlichen Kapelle sind zur Zeit vermauert. Das dritte Joch (schraffiert) ist in spätgotischer Zeit angebaut; noch jünger sind das zweite und erste Joch (strich-punkt-schraffiert). Die Kirche ist vielfach, zuletzt in den Jahren 1859 bis 1861 umgebaut; damals wurde die jetzige Orgelempore eingerichtet und die Westfront erheblich verändert. Die hier früher vorhandenen Fenster sind vermauert; von einem ehemaligen Treppenturm in der südwestlichen Ecke ist noch ein Rest sichtbar. Die Kirche befindet sich im allgemeinen noch in gutem Bauzustande, doch hatten sich in den letzten Jahren im zweiten im dritten Joche wesentliche Baumängel herausgestellt. Während die Joche des Mittelschiffes in der Längsrichtung in Kämpferhöhe durch Holzbalken verankert sind, war eine Querverankerung nur im ersten Joche vorhanden. Der Schub der Mittelschiffgewölbe verursachte ein starkes seitliches Ausweichen der Widerlagspfeiler B und C und der nördlichen Außenwand, sodaß die Gewölbe in ihrem Bestande gefährdet waren. Außerdem erwies sich die Untermauerung der Strebepfeiler A und E und der zwischen ihnen liegenden Wand als sehr fehlerhaft. Durch Einziehen eiserner Anker zwischen den Widerlagern bei A, B, C, D und E, F, G, H, Herausnahme und Neuwölbung der Gurtbögen AB und EF, Ausbesserung der Gewölberisse und Sicherung der Fundamente wurde im Jahre 1899 die Gefahr für den Bestand des Bauwerks beseitigt. Ein weiterer Mangel zeigte sich in der Durchfeuchtung der nördlichen Außenwand, wo infolge allmählicher Aufhöhung das Erdreich des Kirchhofes etwa 1 m höher lag als der Fußboden der Kirche. Durch Herstellung eines offenen Sickergrabens mit abgepflasterter Sohle und starkem Gefälle wurde auch dieser Übelstand in zweckmäßiger Weise beseitigt.

Eine genaue Untersuchung bei Gelegenheit der Sicherungsarbeiten ergab, daß die inneren Wand- und Pfeilerflächen der Kirche sowohl in den älteren wie in

den jüngeren Bauteilen ursprünglich nicht verputzt waren. Später sind die ganzen Flächen mit einer dünnen Kalkfarbe übergeschlemmt, welche als Malgrund für die in einzelnen Spuren nachweisbare einfache Flächenmalerei benutzt wurde. Die Leibungen der Gurtbögen und die Gewölbe waren von Anfang an verputzt und mit einer nicht bedeutenden spätgotischen Ornamentmalerei bedeckt, von welcher jedoch nur wenige Reste erhalten sind. Die Bemalung der Rippen mit steigenden Bändern ist nicht bemerkenswert.

Von den einst sehr bedeutenden Kunstschätzen der Kirche ist das meiste leider verloren gegangen. Der berühmte, im Jahre 1521 vollendete Brüggemannsche



Abb. 1.

Altar befindet sich seit 1666 im Dom in Schleswig. Ein Werk dieses Künstlers ist vermutlich auch das schön geschnitzte Bild des heiligen Augustinus, welches über dem einzigen, aus katholischer Zeit noch erhaltenen Stein-Altar in der südöstlichen Seitenkapelle des Chores hängt. Das aus Eichenholz gefertigte Chorgestühl stammt aus dem Jahre 1509. Die Wangen, Seitenbretter und einzelne Teile der Brüstung sind alt und mit gutem Schnitzwerk versehen. Die Bekrönung wurde im Jahre 1859 erneuert und bei dieser Gelegenheit auch das ganze Gestühl mit brauner Ölfarbe gestrichen. Von den der Kirche sonst verbliebenen Denkmälern ist besonders bemerkenswert das Grabmal der Herzogin Anna von Holstein-

Gottorp (gestorben 1514). Es stand ursprünglich frei im Mittelschiff, über dem zwischen den Pfeilern B und C befindlichen Grabe. Bei dem letzten Umbau wurde das Denkmal in die nordöstliche Seitenkapelle des Chores versetzt. Es ist zur Zeit an wichtigen Einzelteilen beschädigt und verunziert. Der in spätgotischen Formen ausgeführte Bronze-Sarkophag zeigt auf der Deckelplatte die lebensgroßen Figuren (vgl. Abb. 2) der Herzogin Anna, Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, und ihres Gemahls, des Herzogs Friedrich, welcher später als Friedrich I. König von Dänemark wurde. In den Seitenfeldern sind auf niedrigen



Abb. 2. Grabmal der Herzogin Anna von Holstein-Gottorp.

Konsolen die Apostelfiguren angebracht. Die Kopfseite schmückt das holsteinische und brandenburgische Wappen; die Füllung der Fußseite enthält ein Relief, Mariä Verkündigung darstellend. Die jetzt in roher Weise an die Ecken angeklammerten Engelfiguren hatten ursprünglich Schwingen und standen auf den vorgezogenen Ecksockeln. Zwei Engelfiguren trugen früher Leuchter; von den beiden anderen läßt sich nicht nachweisen, ob und welche Attribute sie besaßen. Die sachgemäße Wiederherstellung des Denkmals und seine freie Aufstellung im Langchor ist auf Anregung

Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich in die Wege geleitet. Hoffentlich wird eine genaue Untersuchung bei dieser Gelegenheit Aufschluß liefern über den zur Zeit unbekannten Verfertiger des kunstgeschichtlich so bedeutenden Denkmals.

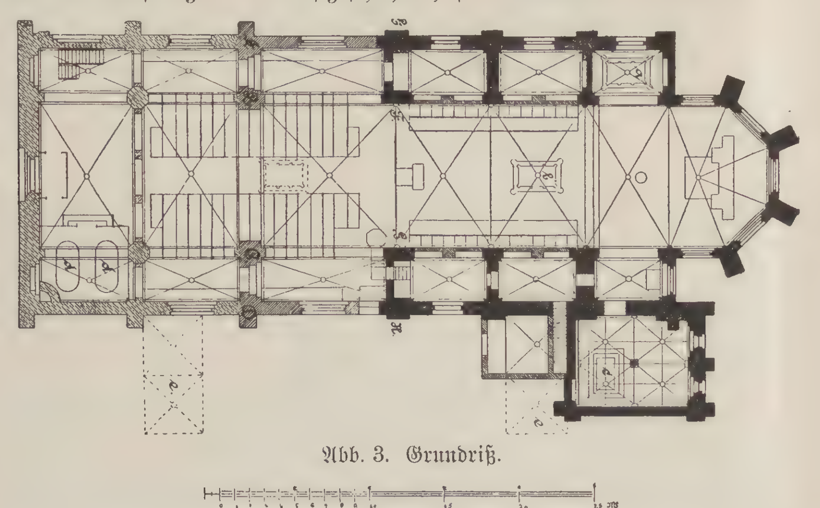


Abb. 3. Grundriß.

a Sarkophag der Herzogin Anna von Holstein-Gottorp. b Neuer Aufstellungsort. c Sarkophag des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. d Sarkophag von Georg Ludwig, Herzog von Holstein-Gottorp, und Sophia Charlotte, Herzogin von Holstein-Beck.
e Abgebrochener Kreuzgang.

Anm. Der Artikel und die Abbildungen sind mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers und der Verlagsbuchhandlung der uns vom Kultusministerium regelmäßig zugehenden Zeitschrift „Die Denkmalspflege" (herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, Verlag von Wilhelm Ernst und Sohn, Berlin) entnommen worden.



Angeln un de Angler.*)

Mitgeteilt von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Angeln liggt twischen de Slie un de Flensburger Wik un geit nah't Westen bet to de Herweg twischen Sleswig un Flensburg. Dat is hen gegen veer Mil lank un bret un meistto vertein Quadratmil grot.

Dat Land is fruchtbar; hier un dar geit wol en Sandstrek dadör, aber de is denn doch man kleen un small. Frielich is de Lehmgrund nich allerwegen like fett. Vel davon is ole Holtland, un dat driggt wol in de eerste Jahren billig wat, aber nahher mutt et vel Düng hebb'n, wenn et gude Kohrn bringen schall. De Osterkant ist am fettsten, da hebb'n se wunderschöne Botter un Kohrn, un darop leggen de Bur'n sick dar ock vör all. In de obrige Deel waard vel Junkveh trocken un nah Holsteen un Mekelnburg verköfft, denn dat angelsche Veh is man kleen un fritt nich vel, un gifft doch gude Melk. Dat Land is meistto allerwegen eben; wenn et sick aber ock man en Stär en kleene beet heeft, so nennt man et gliks en Baarg.

---

*) Entnommen aus: „Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten. Herausgegeben von Joh. Matthias Firmenich. Berlin. Schlesingersche Buchhandlung. Band I (ohne Jahreszahl), S. 35. Man vergleiche: „Staeltjen der Volksprake in't Hertogdom Sleswig." Von v. d. H. Antwerpen, 1849. Enthält den vorliegenden Aufsatz als Probe des schleswigschen Dialekts.

Angeln is fröher meist gans mit Holt bewussen wesen; in de letzte hundert Jahr is schrecklich vel davon utradt word'n, doch kann man noch in velerwegen rund um sick Holt sehn. Dat meiste Holt hört de König to, doch hebb'n de Bur'n ock noch vel, dat steit unner königliche Opsicht, aber wo se ankamen könen, raden se et geern ut, um Kohrn to seien.

In ole Tieden is Angeln gans dänsch wesen un in de norder Deel ward noch vel dänsch spraken. Gans vele Dörper hebb'n dänsche Namen un sind öft tosamensett mit „Bye" un „Rup," de in dat egentliche Dän'sche noch hüpiger vörkamen un so vel as Dörp bedüden, tum Biespill: Brodersbye, Ülsbye, Sörup (Seedörp, von dat dänsche „Sø," denn dat liggt an en See), Hürup (Hochdörp, von dat dänsche „høi"); de Hüruper Möhl is wiet to sehn.

In Angeln is de Övergang von dat Dütsche in dat Dänsche. Süden von de Slie sprickt keen Minsch dänsch un norden von de Flensburger Wyk sprickt man keen dütsch. In Angeln versteit man beide Spraken und de norder Hälfte kann ock beide Spraken spreken, utnahmen en Deel von de junge Lüde. Dagegen sind in de süder Deel man enige ole Lüde, de dänsch spreken könen. De Stadt Flensburg ist meistto gans dütsch, da is man een dänsche Preester un gar keen dän'sche Schol; de dütsche Städe langen wieder hen af naht Norden as de dütschen Dörper.

De dütsche Sprak bredet sick in Angeln immer mehr ut, un dat dänsche rittereert nah Norden to. Kaspeln, wo vör föftig Jahr bienah luter Dänsch spraken worr, sind nu meistto gans dütsch word'n, tum Biespill: Ülsbye, Satrup, Thumby, Boel. De dütsche Sprak is nich alleen dör de Hannel mit de Dütschen, de is ock dör Karken un Scholen, de alltohopen dütsch sind, över dat Dänsche Herr wordn, dadör hett dat angelsche Dütsch vel hochdütsche Wörer in sick opnahmen. Op de Flensburger Kant ward dat Dütsche noch wat dänsch utspraken, se seggen dar slank weg: dat Barg, dat Disk; ick heff to Skol wesen; min Strümpen sind fei natt;[1]) de Skap gahn in de Skoster sien Lück;[2]) ick geit, ick steit usw.; doch is dat man op de buterste Kant. In de öbrige Deel von Angeln is aber ock vel Verschel [3]) op de Sprak; knapp twe Kaspeln sind to finnen, de nich in welke Wörer von enanner afwicken. Wenn dat hiere Kaspel seggt: „de baberste," so seggt dat dare: „de böberste," un dat dridde: „de böbelste." Wat hier schreben is, is Satrup kaspels Dütsch,[6]) dat so wat in de Mirr is.

In de letzte Jahren is hier umbie in de Wochenbläder en rälige [4]) Stried över de dänsche un dütsche Sprak wesen, wo wiet en jeder von de beiden gahn schall. Aber de Angler hebb'n sick wenig danah kehrt, se sind in de wisse Meinung, dat man se mit to dat Dütsche rekent, un so vel se sick ock sonst noch gefallen laten, so wurr et doch wol themlich unruhig wardn, wenn hier de dänsche Sprak inföhrt wardn scholl.[5])

Dat „Bye"-Namen hebb'n ock vele Dörper op de süder Sied von de Slie, aber wenn man von Angeln över de Slie kommt, so kann man't all glik sehn, dat dar gans annere Minschen sind, denn dat Wagenspor is en halbe Fot wieder un de Hüser hebb'n keen Schosteen. In Angeln is keen Kösel so kleen, dat et nich en Schosteen harr. De Sprak is ock gans anners op Güntsied, se seggen dar: ick sün, wi bünt; dat drücken de Angler doch arig wat fiener un richtiger ut, se seggen: ick bin, wi sind. Un so is et in vele Deelen.

De angelsche Deerns hebb'n ock doch nich so'n oltmodisch Tüg an, as de Güntsieder;[7]) se hebben Geographie in de Schol lehrt un weten ock, wo Paris

---

[1]) sehr naß. [2]) Die Schafe gehen in des Schusters Koppel. [3]) Unterschied. [4]) heftiger. [5]) Vor 1849 geschrieben. [6]) In Satrup war von 1819 bis 1853 ein Lehrer Schütt; vielleicht ist er Verfasser dieser Schilderung. [7]) Die Jenseitigen (Schwansener).

liggt. Ock laten se sick nich so mißbruken as de güntsieder Deerns, dat se des Morns um de Klock veer opstahn scholl'n mit de Knechten to döschen. Un Fohrwark drieben könen de Deerns un Fruens in Angeln ock nich, as de Güntsieder un noch mehr de buten int Westen, de mit en Föder Törf to Stadt fahren. Aber wenn et sonst man Deernsarbeiten sind, so könen se wol süßeln [1]) un sansen. [2]) De Junkkehrls sind so wat eben so, as anderwegens, doch drinken un spelen se nich mehr so vel as fröher. Manns- un Fruenslüde, de dar Arbeiten int Feld un in de Stall hebb'n, gahn dabie in Holtenschoh, just so as de Jütländer. De Holsteener, de dabie immer Stebeln anhebb'n, lachen daröber, aber dat is sominn nich so'n ringe Mod, se hebben, wenn se dör de Dreck gahn, dröge un warme Föt. De Bur'n haarr'n vör en tein bet twintig Jahr ehr Part, aber nu hebb'n se fette Jahren hatt, un dar is man gans enkelt Een, de dar mit sien Utgiften in Rückstand is. Nu smiten se ehr ole Hüser dal un buen sick welke nien op, de Art un Schick hebb'n. De Unnerscheed is all immer twischen de angelsche Hüser un de Hüser op Güntsied un in Holsteen wesen, dat de Angler ehr Hüser mehr för de Minschen as för dat Veh buen, op Güntsied un in Holsteen aber hett dat Veh de meiste Platz von de Hüser. Besonders sind de Hüser darin verscheden, dat de Holsteener ehr Ingang von de Enn lank de grote Dehl twischen dat Veh dör hebben, un so beholen se gewöhnlich man twe örndliche Stuben in de achterste Enn öber, un enige Kamern op de Sied von de Dehl. Dagegen hebb'n de Angler ehr Ingang von de Sied von et Hus, da geit also nich de grote Dehl dat ganse Hus lank un nimmt de beste Platz för de Stuben weg. De Wohnstuf (dat Stuf) un de Pesel liggen geern nah Süden. Blot dat Stuf un dat Norder Stuf hebb'n Kachelabn's, de Pesel nich. In de Pesel pleggen de Koffern un Kisten to stahn, wenn nich justement en Beerschupp is, sonst wardn se uttransporteert. In de letzte Jahren fangen de Bur'n ok vel an, dat Wohnhus vör sick to buen un Loh un Vehstall ock vör sick.

Dat gifft dre Slags Beerschuppen: Hochtied, Aarfbeer un Kinddöp. Bie disse Beerschuppen sitten de Gäste in de Pesel, wo an dre Sieden stöhlt is, so dat de Sied nah de Wohnstuf apen blifft. De middelste Platz, gewöhnlich vör de Backleidöhr is baberst un dar sitten achter de Disch bi en Hochtied Brut un Brüdigam mit ehr Biesitters, worop denn de nechsten Verwandten folgen un de Fremden, de am wietsten her sind. Bie en Aarfbeer sitten de nechsten Verwandten von et Lik baben an, bie en Kinddöp de Vaaders un denn de nechsten Verwandten. Disse Rangordnung mutt genau beobachtet ward'n, un wenn en twiebelhafte Fall intritt, so will jeder de Beschedenste sien, un dat is denn keen Klenigkeit, de Lüde to Disch to kriegen. De Scholmeister oder Köster, de de Gäste setten mutt, un de Wehrt oder de Schaffer, de em dabie helpen, kreteln sick öft en lange Tied mit de Gäste, wer von de beiden striedigen baben sitten schall. Biedeß fangen de Klümp an to sinken un de Käksch bi ehr Fürheerd an to schellen. In so'n Noth ward denn mitünner en kleene Beet Gewalt bruckt.

To Vörsitt, de baberste Platz gegenöber sitten Preester un Köster oder Scholmeister. De Köster oder Scholmeister mutt dat Eten op de Disch setten, woto he denn frielich Handlangers nug hett, un de Preester mutt dat baberste Stück Fleesch snieden; dat sind wichtige Ehrenämter. Wenn de Gäste aber to Disch sitten, so sitten se nich so bunt dör enanner, as de Lüde in de Stadt gewöhnlich dohn; de Mannslüde sitten langs de Disch op de Finstersied, de Fruenslüde sitten an de Disch, de langs de Binnerwant geit. Dat süht ock vel ehrbarer ut, as wenn se bunte Reg sitten. De Gerichte sind: Supp, braden Höhner, Rindfleesch un Riesgrütt mit Zwetschen to, dat mutt dar wenigstens sien; öft gifft et noch

[1]) kleine häusliche Arbeiten verrichten. [2]) hurtig arbeiten.

Wiensupp, Braden, kokte Schink un so wat. Twischen de Gerichte steken denn de Mannslüde ehr Piep an, un de Frunslüde gahn enmal nah de Kohlhoff, um sick de Been en Beet to vertreden.

Wenn dar mehr Gäste inladen sind, as in de Pesel sitten könen, so sitten de öbrigen in et Stuf, un wenn dar noch nich Platz nuch is, so möten se in de Loh sitten. Bie ganz grote Hochtieden dröppt et sick öft, dat welke Gäste sogar in de Kohstall sitten möten. Wenn de Wehrt dat ock vörut bereknen kann, so scheneert he sick doch nich, se intoladen, un de Nachbars un de Kutschers, de dar gewöhnlich to sitten kamen, tröstten sick gewöhnlich damit, dat se seggen: et is eenerlei, wo wi sitten, wenn wi man wat in et Fatt hebben.

Sonst reisen de Angler ock öft to Gastebott, dat heet, wenn se bie annere Gelegenheiten enanner besöken. Dat geschicht aber gewöhnlich nich to Middag, sondern des Nahmedags, wenn de Weg nich allto lang is. Denn kriegen se eerst de Kaffe, un denn ward des Nahmiddags um fif, söß oder söven eten. Disse Gesellschaften sind gewöhnlich nich grot.

De Angler mögen gern öft enmal eten. Wenn en Bur en Daglöhner hett, so kriggt de des Morns, wenn he kommt, eerst Botterbrot un Brannwien, en Stunn oder twe nahher kriggt he Grütt to Frohköst. Op de Vörmiddag kriggt he wedder Brot un Brannwien to Vörmiddagsvesper, nahher kriggt he denn de Middagsköst, meiste Tied Speck un Fleesch. Des Nahmedags kriggt he wedder Brot un Brannwien to Nahmiddagsvesper un des Abens, wenn de Aarbeit vörbie is, kriggt he Grütt to Abendköst; damit mutt he sick denn henhelpen to de annern Morn. Dat sind aberst ock jeder Ebenlied söß Mahltieden.

De Angler sind nich ring lehrt, denn in Angeln is all vör vele Jahren mennige gude Scholmeister wesen un de Schol ward dar nich, as in annere Gegenden, de ganse Sommer utsett, wenn ock de grote Scholkinner des Sommers nich so flitig to Schol kamen as des Winters. Da is wol knappest Een in Angeln to finnen, de dar sonst bi Verstand is, de nich lesen kann, schrieben un reknen könen se ock so wat all. Da sind vel Burn, de de Avisen lesen un dat Itzehoer Wochenblatt is so wat in de meisten Dörper. Se hebbn mehr Verstand, as man globen scholl, wenn man se toerst kennen lehrt, denn se seggen ehr Menung nich so liek to as de Holsteener, de öft groff sind. De Angler luhren dat eerst enmal aff, mit wem se to dohn hebb'n, un wo de mit sien Snack hen will, mit de se spreken; un woto he datt wol bruken will, wat se em seggen, un ob he dat ock öbel nehmen kunn, wat se em seggen, un ob se ock Schar davon hebben kunnen, wenn he dat to weten kreg un wat noch sonst all to bedenken sien kann. Vor all son Bedenklichkeiten kriggt man denn öft von ehr wahre Menung nich vel to weten. Op son Manner sind se vel klöker as de Holsteener un gans ehr Nachbarn naht Norden to ähnlich. Obglick se sick dabie öft en Beet verstellen möten, so kann man se doch nich so egentlich falsch nennen, se holen blot ehr Menung vör ehr Egendohm, worop sonst keen Minsch en Recht hett. Se wöll'n Annere nich wat wies maken, se wölln sick man selbst vörsehn. Een, de dar falsch oder en Windbüdel is, steit davör ock in grote Mißkredit. Bie dat all is et doch oft en ärgerliche Kram, dat se mit ehr Hartensmenung, so to seggen, achter et Baarg holen, wo et gar nich nödig wär. Doch finnt man ock so'n, de disse Fehler insehn un sick davon frie to maken söken.

Adelige Höfe sind in Angeln nich veel, dat Meiste is königlich. Mehrere grote Höfe sind de König tofollen un in et vörige Jahrhundert separeert wordn, ock is damals de Lifegenschaft in gans Angeln opheft word'n. Doch föhlt de Angler sick noch nich so recht frie, as tum Biespill de Dithmarscher, denn dar is keen Frieheit in Commünsaken. Nützlichkeit geit darum ock för de Angler över

Friheit, un wenn de König dat Land en friere Verfatung gef, de de Angler ock man en Par Schilling mehr kosten dar, so würd'n se ring damit tofreden sien.

Da is man een Dörp in Angeln, wo Jahrmark hollen ward, dat is Brarup. Brarupmark is um Jacobi, denn hebb'n de Burn dat Heu so wat in, un dat Kohrn is noch nich riep. Dat is en fahlig lustige Mark. Dat ward hollen op en grote Koppel, de voll von Telten is, nich blot kleene Telten, worin de Kramers un de Kokenbäckers to Mark stahn, dar sind ock grote Telten, worin man Sült itt un Wien drinkt un danst. Op enige Mielen umher mutt man doch to Brarup, denn dat kommt man eenmal int Jahr. Wenn man nich eben in en Telt sitt, um wat to geneeten, so spatzeert man umher un kriggt so vel ole Bekannten to sehn, dat et rein en Schreck is. De Dingsdag reisen de Burn selbst un de Vörnehmigen hen, de Mirreweken de Deensten un alle junge Lüde. Wenn se denn des Abens to Hus reisen, un de Junkkehrls noch wat op de Nah hebben, so geit dat lebe Leben in jeder Krog wedder los, da ward wedder danst un drunken. De Deerns hebben op et Markt bie de Örgeln en nie Leed lehrt, dat ward denn ünnerwegs un nahher Abends op de Melkstär sungen, bit et wedder Brarup ward. Dat is en schrecklich nette Markt un et wär sominn en Schann för en Bur, wenn he sien Deensten nich Pere un Wag geben woll, to Brarup to fahren.



Ein dunkles Blatt aus alter Zeit.

Von **Christian Jensen** in Schleswig.

(Nachdruck verboten.)

Während man ursprünglich weissagende Frauen ohne böse Nebenbedeutung als Hexe bezeichnete, wurden später Weiber, die vermeintlich ein Bündnis mit dem Teufel gemacht hatten, um auf Menschen, Tiere oder leblose Dinge übernatürlich schädlich einzuwirken, so genannt. Als später die Kirche mit Einführung der Inquisition dem Glauben an diese und ähnliche Teufelsbündnisse eine Stütze gab, entstanden großartige Hexenverfolgungen, zunächst in Frankreich, dann in Deutschland usw., und es haben sich die Greuel der Hexenprozesse über das ganze christliche Europa verbreitet. In Skandinavien weiß der Kampf des Christentums gegen das Heidentum von manchem Treiben zauberischer Mächte zu berichten, doch kommen im nördlichen Europa die ersten derartigen Prozesse im 15. Jahrhundert vor, so 1444 zu Hamburg der erste Fall einer Hexenverbrennung. Eine erneute und besonders heftige Verfolgung der Zauberer oder „Towerschen,“ wie man sie in Nordalbingien nannte, trat nach Einführung der Reformation ein. Im Schleswigschen werden erst im 17. Jahrhundert eigentlich Hexenprozesse aufgeführt, die mit der Verbrennung der Verurteilten endigten. Die Aufzeichnungen darüber werfen ein eigentümliches Licht auf die Herrschaft finsteren Aberglaubens in damaliger Zeit, und es wird erklärlich, was C. P. Hansen über die nächtlichen Streifereien der verliebten Freier und Halfjunkengänger[1]) auf den nordfriesischen Westsee-Inseln erzählt, wobei er dem tollen Treiben der jungen Leute zur Winterzeit einen Teil der Schuld, zur Verbreitung des Aberglaubens beigetragen zu haben, zuspricht. In ihren Erzählungen spielten die „Towerschen

[1]) Weiteres über diese wie über die Sitten und Gebräuche der nordfriesischen Inseln findet man in meinem Buche: Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet. Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln. Hamburg 1899. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Seite 273 ff.

in Dunsum" und die Schwäne des „Ell-Merry-Sees," wie die Gespenstererscheinungen auf den Wällen der Borgsumburg eine wichtige Rolle. Haarsträubend waren ihre Geschichten von Zwergen und Puken und ruhelosen Mördern und Ermordeten, von Teufelserscheinungen und -Beschwörungen, von dem Wunderjahr der Föhrer, als Blut und Milch aus der Erde quollen und ein großes Kriegsheer in der Luft gesehen worden. Ihre Abenteuer endeten nicht selten mit Verfolgung vermeintlicher Hexen, an deren Nachttänzen sie teilgenommen hatten. Aus solcher Zeit des Aberglaubens stammt auch das nachfolgende dunkle Blatt, das einen Einblick in den Gang eines Hexenprozesses gestattet: „Wittlich Kundt und apenbahr sy allen und enen jeden watterlei Standes edder Kondition he sin mögen, so bekennen und betügen wy 12 Männer, alse Kirchnäffninge[1]) des Hardes Wester-Landt-Föhr in dem Carspel S. Laurentz daß Anno 1614 den 11. February, ist der Ehrbare Gesell Boy Wagens binnen de 4 Dingstocken ingetreden, und hefft aldar sine Sacke und hohe Noth geklaget derogestalt, dat he wehre schwar und erschrecklich verfolget, van etlichen Töwerschen by nachtschlapender Tydt und wo ehme de Allmächtige Gott dorch sine grote Gnade nicht gereddet, Konde he mit dem Levende von ehnen nicht gekahmen sin. Alse se ehm averst lange verfolget, hefft de gedachte Boye Wagens sin Mest uthgekregen, sin Leven damit tho reddende, und hefft eine von de Towerschen mit nahmen Gundel Knutzen etliche Löchers in ehrem Rock gestecken, welcher Rock waß noch unschleten. Endlich averst hefft ehme de getrue Gott uth ehren Händen erreddet un an dat Dörpe geholpen. Alsdann hefft de gedachte Boy Wagens gesegt, nu möchte gy glickwol van my afftahn, hiervor will ick ju nahmkündig maken. Darup hebben se geantwortet, wo he se nöhmende, so scholde he ehne böse Krankheit kriegen, welches ehme ock strax darnah wedderfahren is, do he idt siner Moder gesegt, wo he idt kan bewiesen mit sines Nabers Tychniß-Breffe. Wyder averst iß düße Gundell Knutzen tho Dinge gestevendt, und tho Antwort gekahmen jegen ehren Clägern. Alsdann iß idt in gemeine Hardes-Dinge Vor dem Hardesvogt und Bonden besichtiget, dat dißę Gundell Knutzen hedde etliche Löchers vor in ehrem Rock, welcher Rock waß noch unverschleten. Alsdan hefft de Kläger tho ehr gesegt: Gundell Knutzen worümb verfolgstu my so schrecklich, ick hebbe dich mein Leventlang nichts böses gedahn. Darup hefft Gundell Knutzen geantwortet, se hedde ehm nicht verfolget, se wehr neene Towersche. Darup het de Cläger gesegt: wenn du nehne Towersche wehrest, warumb gingestu mi den so nahe, dat ick dy Löchers in din Rock mit minen Meste gesteken hebbe, und hedde die wol darmit in der Hudt gedrapen, wenn du nicht dine böse Kunst fast gehat heddest. Darup se geantwortet, se wüste by ehre Himmelsdehle nicht, wo de Löckers in ehren Rocke gekahmen wehren, welkes mit Dingeswinde tho bewiesen ist.

Densülven Dingedag averst hefft Gundell Knutzen sich gegen ehrem Kläger verplichtet, dat se wolde uth up dat Water mit sin Moder efte Schwester, woferne se dar anders wehre alse se, so wolde se liden, wat dat Recht vermochte. Solckes alles hefft se sick ock des negsten Dingedag verplichtet, und hefft gemehnet, den Cläger darmit afthoschrecken, averst de Cläger hefft dat Recht gebrucket, alse averst Gundell vermerket, dat dat Recht sinen Fortgang gekregen hadde, hefft se an dem drüdden Dingedage na der Anklage einen verzagenden Moth gekregen, dewyle se sick sülven schüldig wüßte, und hefft nicht länger up de Verplichtung bestahn willen. Alsdenn hefft der Cläger sick jegen ehr verplichtet und gesegt, se scholde sin Liff und Levent jegen ehr setten, und wo se nene Towersche were,

---

[1]) Kirchnäffninge sind nach dem jütischen Lovbuch II, Kap. 78 eingesetzt. Es waren deren 8, zwei aus jedem Hardesviertel, auf ein Jahr gewählt. Ratmänner gab es 12 in jeder Harde Nordfrieslands.

wolde he den Doet, so ehner apenbahren Töverschen gehörde, idt sy thom Füer, edder thom Schwerdt, wortho ehm de hohe Obrigkeit verordeelte, gerne liden und uthstahn, averst se hefft nicht gewoldt, und sick up dat Recht beropen, alse iß diese Gundell Knudtsen fänklik ingesettet in Königl. M. Thurm, und alsden iß dat Recht gegahn.

Den 4. April aber ist der Ehrbar Marcus Hanßen binnen de veer Dingstocken ingetreden, und gesegt, dat benömede Gundell Knudtsen ist in sinen Huse gekahmen und sine Dochter ömme Drinken gebeden. Sine Dochter averst hefft ehr dat verweigert, alseden hefft Gundel ehr by enen Arm gegrepen, und gesegt: „Du," und sin Dochter hefft ene grülicke Wehedage in ehren Arm gekregen, stracks darna; Markus Hansen segt, he wedt nicht, effte se ehr de Wehedage dede, effte nicht; na, Ludt ener Dingeswinde.

Wider averst het der Hardesvogt dat Recht gahn laten, und uns 12 Männer tho Gundell Knutzen uthgenahmen, von Königl. M. wegen, und uns tho gebeden, by Verlust unseres Boßlotts, ehr entwedder tho frien (befreien) effte tho fällen. In solcher schweren Sake averst söcht man gerne Hülpe, Rath und Trost. Derwegen hebben wy uns mit unsern Edlen, Ehrenvesten Ambtmann beradtschlaget, mit unsern Ehr. Hr. Pastorn, sambt etliche Oldesten im Harde, averst nemandt hefft ehr in der Sake können bistahn noch frien. Wider averst des Dages als wy unse Edt geven möften, hebben wy 12 Männer im Hardesthinge vor dem Vagt und Bonden mit lude Stimme thom offtermahl geropen, und gesegt, sind hier in diesem Harde dree Männer, noch man twee, noch man einigen Mann, de idt weet effte seggen kann, dat se unberüchtiget gewesen, oder ock fri iß von Töver, de komme hervor im Dinge und betüge idt vor unß, so will wy se frien vor ehren Kläger; averst dar ist nicht ein Minsche gekamen, de ehr konde frien, entwedder mit Breve, mit Worden, noch jenigen Bewiß. Unde wy 12 Männer, unse egen Geweten ävertüget uns vor Gott und alle Minschen, dat wy se nicht hebben frien können vor solcke böse Kunst. Alsden hefft de Cläger dat Krütze in de Handt genahmen, und vor uns, dem Vagt und Bonden geschwaren und gesegt: Gundell Knutzen, se iß ehne apenbare Toversche, und hefft my verfolget; so ferne dat mi Gott helpen schall, in dat ewige Lewendt, und nimmer wahrlicker, unde hefft sin verplichtung mit enen Edt bekräfftiget, und gesegt, iß Gundell Knudtsen nene Toversche, so will ick liden, wat ener Toverschen Recht ist, thom Füer effte Schwerdt und allendt wat de hohe Obrigkeit my uperlegt. Dewile averst nicht ehn Minsch in dem gantzen Harde gewesen ist, de ehr frien Konde entwedder mit Breve, worden, edder Bewiß, unde se sülven ock nicht, derhalven, so frien wy ehr ock nicht, sondern wy 12 Männer, wy schweren diese Gundell Knudtsen tho ener Toverschen, so ferne uns Gott helpen schall in dat ewige Levendt. Na des Clägers sin Klage, na Breve unde Bewiß, na des Clägers Verplichtunge, na en Dingeswinde, unde ock na unse egen Geweten, unde wy 12 Männer weten, dat wy so wahrlick uns Gott helpen schall, in dieser Sacke nicht hebben altho vehle oder tho weinig gedahn, sondern mit Gottes Hülpe dat recht Middel gedropen twischen Cläger und Beklagede. Vor diesem Edt gedenken wy Cläger und Beklagede Rekenschopp tho geven, am jüngsten Tage vor den gestrengen Richter Jesu Christo, alseden wille wy 12 Männer mit unverschrockenem Hertzen und frien Geweten spreken: mit diesem unserm Eydt hebbe wy unsere Seele erreddet, destho mehr Uhrkundt der Wahrheit hebben wy diesen Brieff mit egenen Händen und Pitziren bekräftiget, welches gegeven und geschreven im Jahr A^{o} 1614, den 14ten May ꝛc. Rickels Bau, und Oluff Roversen, egen Handt ꝛc.

Dat bekenne ick ock Pop Olaffs, mit egen Handt ꝛc.

Nicht lange nachher soll Gundell Knutzen auf den Wällen der Borgsumburg

verbrannt worden sein, nachdem sie vorher im St. Laurentii-Kirchturm gefangen gesessen. Es heißt, man habe sie zunächst bekleidet ins Feuer geworfen. Dann rettete sie sich aus demselben. Das zweite Mal wurde sie nackend hineingestoßen und von den Flammen verzehrt. Ein im Jahre 1699 angestrengter Hexenprozeß auf Sylt endete mit der Freisprechung der als Hexe beschuldigten Erkell Bohen. Es scheinen mit dem 17. Jahrhundert diese Prozesse aufgehört zu haben. Man nimmt an, daß die erste derartige Hexengeschichte in Schleswig-Holstein im Jahre 1530 in Kiel zur gerichtlichen Verhandlung gekommen sei. Dieselbe endete wie die vorliegende der Gundell Knutzen mit der Verbrennung der Verurteilten.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

13. Hans un de lütt Katt.*)

Dąr is mąl ins 'n Bur'n weß, de hett drê Sǫns hatt.

De jüngs hett Hans hêten, de is so 'n bęten dummeri weß.

Nu sünd se sik stridi [1]) weß, de Sǫns, üm de Burstę'. De ên hett ęr hebb'n wullt, un de anner hett ęr hebb'n wullt.

Do secht de Vadder, se schüllt êrs all' 'n Jąr in 'e Frömm'. Un de denn den bessen Sęwel to Hus bring't, de schall de Burstę' hebb'n.

Nu gąt se je los'. De ên geit rechs, de anner geit links, un Hans geit grą' ut.

As Hans 'n Titlank gąn hett, do kümmt hê bi so 'n lütt Hus. Dąr sitt 'n lütt Katt vör de Dǫr.

‚Gun Dach, Hans,' secht de lütt Katt, ‚wat fęl't di? Du süchs je so bedrööv't ut.'

‚Och,' secht Hans, ‚wi schüllt 'n Jąr in 'e Frömm', wokên as [2]) den bessen Sęwel to Hus bring'n deit. Un den bessen Sęwel krig ik je doch ne.'

---

*) Eine andere, von Frau Schloer in Griebel stammende Fassung dieses Märchens ist in der ‚Deutschen Welt' veröffentlicht (1899, Nr. 28). Nach dieser Fassung soll von den drei Söhnen der die Bauerstelle haben, der dat meis' Geld, den bessen Rock, de hübschs Brut bringt. Und die Entzauberung der Prinzessin wird dadurch bewerkstelligt, daß Hans den Befehl der kleinen ‚Musche,' sie, wenn de Klock twölf sleit, aufzuschneiden, notgedrungen befolgt. Nach einer dritten, von Marß Hinnerk Frank in Lensahn stammenden Fassung soll dat bess Tüch, dat meis' Geld, de hübschs Brut gebracht werden. Die letzte Nacht muß Hans bei der Katze schlafen. Un as he üm midd'n Nach ut'n upwak't, do is de Katt in de Stuv' un krüppt ut dat Fell herut. Do is dat 'n hübsch Dam'. Do steit Hans flink up un smitt dat Fell int Für. Nach einer vierten Fassung, die mir von einer aus Oldenburg (im Herzogtum) stammenden Eutinerin, einer Siebzigerin, mitgeteilt worden ist, und die diese als Kind von ihrem Vater gehört hat, setzt sich der dumme Jürn (Jürgen), der jüngste der drei Brüder, weinend unter eine Brücke, und hier verhilft ihm ‚de lüttje Pagotje' (Frosch) zu dem feinsten Linnen, dem hübschesten Hund und der hübschesten Braut. Das Linnen giebt sie ihm in einer Nuß, den goldenen Hund in einer Wallnuß. Zur hübschesten Braut wird sie von selbst, ohne sein Zuthun. Ein mit sechs schwarzen Wasserratten bespannter kleiner Wagen, in welchem de lütt Pagotje sitzt, kommt aus der Aue herausgefahren. Auf dem Kutscherbock sitzen zwei Frösche, und hintenauf steht ein grüner Frosch. Und wie das kleine Fuhrwerk am Ufer hält, da geht die Verwandlung vor Jürns Augen vor sich. De lütt Pagotje wird zur Prinzessin, aus den sechs Ratten werden sechs Rappen, aus den beiden vorn sitzenden Fröschen werden Kutscher und Bedienter, und aus dem hintenauf stehenden grünen Frosch wird ein grüner Jäger. Und da muß Jürn einsteigen und neben seiner hübschen Braut Platz nehmen. Vgl. Grimm Nr. 63 ‚Die drei Federn' und Nr. 106 ‚Der Müllerbursch und das Kätzchen', Müllenhoff Nr. 13 ‚Vom Bauersohn, der König ward', Reinh. Köhler, kl. Schr. z. M. S. 56.

‚O Hans,' sech se, ‚denn bliv' man bi mi. Du heß wider niks to doon as du mußt mi drêmal dą's [3]) waschen un kämm'n.'

Nu blifft Hans je bi de lütt Katt.

As dat Jąr üm is, do secht se: ‚Na, Hans, nu ward 't uk wul Tit, dat du hen to Hus geis. Din beiden Brööder sünd dąr al'. [4])

‚Ja,' secht Hans, ‚ik heff je noch kên'n Sęwel.'

‚O,' sech' se, ‚den Sęwel schaß wul krigen.' Un do gifft se em drê Sęwels. De ên, dat is so 'n ol'n blêern [5]) weß. De anner is al gri [6]) wat bęter weß. Un de drüdd', dat is so 'n ganzen schön'n weß.

Nu geit Hans je los' mit sin Sęwels.

As hê to Hus ankümmt, do wis't hê ęr êrs den blêern Sęwel.

‚Sü,' seggt sin Brööder un lacht, ‚dat hewwi [7]) uns wul dacht, dat Hans mit 'n blêern Sęwel to Hus kam'n dö.' [8])

Do wis't hê ęr den annern. Dê is nu al gri wat bęter weß as de annern beiden ęr.

Toletz kümmt hê mit den drüdd'n Sęwel to Ruum.

Do mąkt se je Ogen. Nę, seggt se, dat kann ne anggn. So 'n schön'n Sęwel kann he sik ne verdênt hebb'n. Den' mutt he sik woor [9]) stąl'n hebb'n.

Do secht de Ol, denn schüllt se noch mąl 'n Jąr reisen. Un de denn dat fin's Linn'n to Hus bring't, de schall de Burstę' hebb'n.

Nu gąt se je weller los'. De ên geit wa' rechs, de anner links, un Hans geit grą' ut, un geit wa' na de lütt Katt.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je weller.'

‚Ją,' sech 'e, ‚dat schall ne gell'n. Wi schüllt noch mąl weller 'n Jąr in 'e Frömm', wokên as dat fin's Linn'n to Hus bring'n deit.'

‚O Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Din Arbeit wêß du je.' [10])

Na, Hans blifft je weller bi de lütt Katt.

As dat Jąr üm is, do secht se: ‚Na, Hans, nu ward 't uk wul Tit, dat du hen kümms. Din Brööder sünd dąr al.'

‚Ja,' secht Hans, ‚ik heff je noch kên Linn'n.'

‚O,' sech' se, ‚dat Linn'n schaß wul krigen.' Un do gifft se em drê Stücken. Dat ên is rech so 'n ol grav' [11]) schęwelhêden [12]) weß. Dat anner is al gri 'n bęten finer weß. Un dat drüdd' is so 'n ganz fin weß.

Nu geit Hans je los' mit sin Linn'n.

As hê to Hus ankümmt, do wis't hê ęr êrs dat schęwelhêden.

‚Sü,' seggt de annern beiden un lacht, ‚dat hewwi uns wul dacht, dat Hans mit schęwelhêden to Hus kööm.'

Do wis't hê ęr dat anner Stück. Dat is nu al gri 'n bęten finer weß as ęr Linn'n.

Toletz kümmt hê mit dat drüdd' Stück to Ruum.

Do mąkt se je weller Ogen. Nę, seggt se, dat kann ne anggn. So 'n fin Linn'n kann he sik ne verdênt hebb'n, dat mutt he sik woor stal'n hebb'n.

Do secht de Vadder, denn schüllt se noch mąl weller 'n Jąr reisen. Un de denn de hübschs Brut mit to Hus bring't, de schall de Burstę' hebb'n. 'n Brut, sech 'e, kann Hans sik je doch ne stęl'n.

Nu gąt se je weller los'. De ên geit wa' rechs, de anner links, un Hans geit grą' ut, un geit wa' na de lütt Katt hen.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je noch mąl weller.

‚Ją,' sech 'e, ‚dat schall noch ne gell'n. Wi schüllt noch mąl weller 'n Jąr in 'e Frömm', wokên as de hübschs Brut mit to Hus bring'n deit.'

‚O Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Din Arbeit wêß du je.'

Nu blifft Hans je weller bi de lütt Katt.

As dat Ja̧r üm is, do secht se: ‚Na, Hans, nu muß ik wul weller hen. Din Brööder sünd da̧r al mit ȩr Bruten.‘

‚Ja,‘ secht Hans, ‚ik heff je noch kên Brut.‘

‚O,‘ sech' se, ‚de Brut schaß wul krigen. Ga̧ man êrs bi un ma̧k den Backa̧ben hitt.‘ [13])

As Hans den Backa̧ben hitt [24]) hett, do secht se: ‚Si so, Hans, nu will ik vör't Lock hen sitten ga̧n, un denn muß du mi 'n Schubbs gȩben un stöten mi o̧wer-kopp na 't Für herin.‘

Nȩ, secht Hans, so vȩl goo's, [14]) as sê bi em da̧n hett, na 't Für kann hê ȩr ne rin stöten; dat kann un kann he ne.

O, sech' se, dat deit niks, [15]) hê schall dat man doon. Süß [25]) krich 'e de Brut uk ne.

Do deit hê dat, un stött de lütt Katt na 't Für herin. Un so as hê ȩr da̧r rin stött hett, steit da̧r mit 'n ma̧l 'n fein Prinzessin bi em. Un dat lütt Hus is verswunn'n. Da̧r is 'n groten, fein'n Sluß ut word'n.

Do secht de Prinzessin to em, se is in 'n Katt verwünscht wȩß, un nu hett hê ȩr erlöſ't. Un nu wüllt se foorts [16]) anspann'n la̧ten, sech' se, un denn tosa̧m'n hen fööru na sin Öllern: sê is nu sin Brut.

Nu mutt Hans rech so 'n ol pulteri [17]) Tüch antreck'n [18]) — sin'n bessen Antoch knütt [19]) se em in 'n Dook —, un do föört se je los'.

Buten Dörp [20]) lett se den Kutscher still hol'n. Un do secht se to Hans, hê schall afstigen un êrs ma̧l alleen hengga̧n, in sin ol pulteri Tüch. Un tonga̧ß [21]) schall he wa' trüch kam'n un sin'n bessen Antoch antrecken, un denn wüllt se to-sa̧m'n henföörn.

Nu geit Hans je êrs alleen hen.

As hê da̧r ankümmt, to Hus, do sitt de annern beiden da̧r je mit de Bruten, un Hans hett je kên.

‚Sü,‘ seggt se un lacht, ‚dat hewwi uns wul dacht, dat Hans kên Brut krigen kunn. Nu is 't je doch to sên, dat hê sik dat anner sta̧l'n hett.‘

Do geit Hans wa' trüch un treckt sin'n bessen Antoch an, un do föört se tosa̧m'n hen.

Nu kümmt da̧r je mit êma̧l 'n fein Foorwark anföörn mit Kutscher un Be-dênter. Un sê spring't je up, de beiden Brööder, un kam't vör de Dȩ̄r lopen — do kümmt Hans utstigen mit de Prinzessin.

Do rit [22]) se de Ogen je a̧pen un wȩt [23]) ga̧r ne, wat se segg'n schüllt.

Nu hett Hans je de hübschs Brut hatt.

Do secht de Vadder, wenn hê dat anner all' schall sta̧l'n hebb'n, de Brut kann he sik je doch ne sta̧l'n hebb'n. Un de Burstȩ', sech 'e, de kümmt Hans bi.

Do secht de Prinzessin, de Burstȩ', da̧r künnt se mit ma̧ken, wat se wüllt. De wüllt se ga̧r ne hebb'n. Sê hebbt 'n Sluß.

Un do hett Hans de Prinzessin to 'n Fru krȩgen. Un wenn se ne dot blȩben sünd, denn lȩv't se noch. Nach Frau Lembcke-Eutin.

Anmerkungen: [1]) streitig. [2]) wokeen as = wer. [3]) tags, täglich. [4]) schon. [5]) Frau L. spricht blê'n, ohne r. [6]) artig, ziemlich. [7]) hebbt wi. [8]) thäte. [9]) (irgend)wo. [10]) Dieser treffende Ausdruck stammt von Frau Schloer. [11]) grobes. [12]) Schȩwelhê' wird die grobe Hede (Werg) genannt, die beim Schwingen des Flachses abfällt. Hê' ist der Abfall beim Hecheln. Das Wort Schȩv' findet sich schon im Mittelniederdeutschen (scheve). [13]) heiß. [14]) gutes. [15]) wird gesprochen deid 'n niks. [16]) sofort. [17]) zerfetzt. Das Wort kommt her von Palten (mnd. palte) d. h. Lappen, Fetzen. Die Verdumpfung des a zu o findet sich schon im Mnd. (polter-lappen). [18]) anziehen. [19]) knotet. [20]) Außerhalb des Dorfes. [21]) zunächst, nachher. [22]) reißen. [23]) wissen. [24]) Die Form hitt (Hitze) wird sehr oft fälschlich auch für hêt (heiß) gebraucht. [25]) sonst.

Bilder aus dem Adlerschen Agendenstreit 1797 und 1798.*)

Von H. Mau in Kiel.

II.

Ockholm (A. XVIII, N. 400a, fol. 122 ff.)

Jens Carstens, geb. 1767 in Pebüll, seit 1792 in Ockholm, ward 1800 zum Kompastor in Segeberg ernannt.

Ockholm, am 17. November 1797.

Pastor J. Carstens berichtet an den Kammerherrn und Amtmann v. Blücher in Bredstedt:

„Hoch- und Wohlgeborner Herr Kammerherr Amtmann und Ritter, Hochgebietender gnädiger Herr.

Der gestrige Abend war einer der schrecklichsten meines Lebens. Ich saß ruhig mit den Meinigen in meinem Hause, als plötzlich 4 Männer aus meiner Gemeine hereintraten, nämlich Niels Christophersen, Bahne Nissen, Boy Iversen und Fedder Boysen, und mir erklärten, daß sie von dem ganzen Kirchspiel abgeschickt wären, welches im Wirtshause versammelt wäre, um von mir eine Verschreibung zu verlangen, daß ich in Hinsicht der Kirchenagende Alles beym Alten bleiben sollte, und daß ich ihnen die Kirchenschlüssel ausliefern sollte. Der genannte Niels Christophersen, der schon mir einmal vorhin gesagt hatte, daß er nach der Obrigkeit Nichts frage, wenn er seine Kopfsteuer bezahle, erklärte, daß er nicht eher aus meinem Hause gehen würde, bis ich ihnen das Verlangte gegeben. Um mich recht zu kränken, hielt er mir vor, daß ich die Bibel verdrehte, die Jugend verführte, nichts als Fabeln predige, ein falscher Prophet, ein Lügenprophet, ein Lügner wäre. Wenn ich ihm was sagte, nannte er es Jungenschnack, und wenn ich ihn bat, mein Haus zu verlassen und bei Nacht nicht die Ruhe meines Hauses zu stören, so gab er mir zur Antwort, das Haus wäre ebensowohl sein, als mein. — — Dieser Niels Christophersen sagte, um mich vollends zu kränken, die neuen Texte wären gut genug, aber ich taugte nicht dazu, sie zu erklären, denn ich könnte Nichts, als die Bibel vorlesen. Während dieser Mißhandlung stand ein unzählbarer Schwarm von Pöbel unter meinen Fenstern und sah mit Hohnlächeln, wie meine ohnehin kränkliche Frau, durch diese Scene erschrocken, Krämpfe über Krämpfe bekam und beynahe in meinen Armen verstorben wäre."

Am 18. November 1797 werden auf dem Amtshause in Bredstedt von dem Amtmann v. Blücher zu Protokoll vernommen Bahne Nissen, Boy Iversen, Fedder Boysen und Niels Christophersen, sämtlich zu Ockholm. Die Erklärung des Pastors Carstens wird in den Hauptsachen als richtig anerkannt, nur wollen die Genannten die von P. Carstens berichteten beleidigenden Ausdrücke des Niels Christophersen nicht gehört haben. Dieser selbst erkennt die Darstellung des P. Carstens als richtig an. Boy Iversen äußert dabei, „daß die Ockholmer Eingesessenen nicht so sehr gegen die neue Kirchenagende wären, sondern vielmehr ihre Unzufriedenheit über des Pastors Carstens Predigten dadurch zu erkennen gaben, weil sie glaubten, als wenn er nicht reine Lehre in seinen öffentlichen Kanzelvorträgen beobachte." Am Schluß der Vernehmung wird sofort der Bescheid publiziert, daß der Teichvogt Bahne Nissen freigesprochen werde, da er sich bemüht habe, Frieden zu stiften, Boy Iversen und Fedder Boysen werden wegen Vernachlässigung ihrer Pflichten „qua officiales" „für schuldig erkannt, königliche Brüche zu dingen," Fedder Boysen wegen seines anfänglichen hartnäckigen Leugnens hat außerdem noch 16 ß an die Armenbüchse zu erlegen. Niels Christophersen endlich wird zu einer 8tägigen Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot verurteilt und sofort verhaftet.

Am 19. November 1797 morgens 7 Uhr erscheinen die Gevollmächtigten Paul Ingwersen, Christian Meinbrand, Peter Nissen, Christian Jensen aus Ockholm im Amtshause und zeigen an, daß unter den Eingesessenen in Ockholm über die gestrige Verhaftung des Niels Christophersen eine Gährung entstanden sei und daß man beabsichtige, nach Bredstedt zu ziehen, um den Gefangenen zu befreien. Sie bitten daher um Entlassung desselben, was ihnen abgeschlagen wird.

Des weitern schildert der Bericht des Amtmannes v. Blücher vom 19. November 1797: „Wie weit es mit der Zügellosigkeit und Unordnung bereits gekommen sey, davon zeuget der heutige Auftritt am deutlichsten, indem diesen Morgen die Ankunft von mehr als 50 Ockholmer Eingesessenen mich aus meinem Krankenlager rief, und als ich mich nicht für befugt hielt — den Inhaftierten loszugeben, das Gefängnishaus niederzureißen drohte und so durch ihre vereinte physische Übermacht in Hinsicht des incarcerierten Niels Niels Christophersen eine gewaltsame Befreiung effektuierte, meinen Sekretär aber, der sich vor die Thür des Gefangenhauses gestellt, um durch zudringendes Bitten und Ermahnen

---

*) Vgl. „Heimat" 1900, S. 91.

den anwesenden Leuten von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, durch einen Fall im Gedränge ein apoplectischer Zufall begegnete, woran derselbe noch itzt gefährlich darniederliegt."

Gebeten wird um Verhaltungsmaßregeln und „um Verlegung einer Esquadron Reuter nach dem hiesigen Amte, zur Abwendung eines dem Anscheine nach bevorstehenden förmlichen Aufruhrs."

Das Obergericht auf Gottorf verfügt unterm 29. November 1797, daß die ganze Sache zunächst durch „ein ordentliches Bondengericht" untersucht und dann weiter berichtet werden solle. Die Untersuchung müsse „mit Glimpf und Schonung" vorgenommen werden, da der gemeine Mann den Wahn zu haben scheine, als wäre die Religion selbst in Gefahr. Alle Verhaftungen sind auf das sorgfältigste zu vermeiden, auch gegen Niels Christophersen zunächst Nichts weiter vorzunehmen.

Wie die Sache weiter verlaufen ist, ist aus den Akten nicht zu erkennen.

Rellingen (A. XVIII, N. 400 d, fol. 27—42).

Pastor Paul Ingwersen, geb. 1747 in Husum, seit 1775 Comp., 1790 Hauptpastor auf Helgoland, 1795 P. der zweiten Gemeinde in Rellingen, 1798 P. der ersten Gemeinde, gest. 1823.

Am 14. Januar 1798 gegen 2 Uhr zeigt der Pastor Ingwersen in Rellingen dem Landdrosten v. Levetzau mündlich an, daß bei dem heutigen Gottesdienste große Unordnungen vorgefallen wären. Es wurden darauf durch Eilboten die Kirchenjuraten, welche an diesem Tage in der Kirche gewesen, sowie die, welche davon Nachricht geben könnten, citiert und um 3½ Uhr der Anfang mit dem Verhör gemacht. Es erscheint zuerst

der Kirchenjurat Tews Bornholt aus Tangstedt, 36 Jahre alt, und erklärt: Er wäre am heutigen Tage in der Kirche gewesen und hätte gehört, daß, als der Pastor den anbefohlenen Text zu verlesen angefangen, auf dem untersten Lectore bei dem zweiten Pfeiler mit den Füßen und Stöcken gestampft worden, worauf eine Stimme geschrien: „Wir wollen das alte Evangelium haben!" Wer es aber gewesen, wisse er nicht. Der Pastor hatte dabey gestutzt und gesagt, er hätte Königlichen Befehl, über diesen Text zu predigen, und wer nicht ruhig sein wollte, möchte aus der Kirche gehen. Der Lärm wurde demnach noch stärker, und gingen die Meisten mit Tumult und Hohnreden aus der Kirche, sowie andere noch in der Thür stehen blieben und solchen Lärm machten, daß der Pastor die Predigt nicht hat vollführen können. Er sprach darauf der Gemeinde zu, sie möchten doch die Königlichen Anordnungen anhören, worauf eine Stille erfolgte, bis solche verlesen worden; nachdem aber solches geschehen, ging die Gemeine bis auf etwa 100 Personen mit solchem Lärm aus der Kirche, daß der Pastor von der Kanzel heruntergehen mußte. Die Communion ging nachher mit einigen 20 Personen ganz ruhig ab, und als Comparent aus der Kirche gekommen, habe er nicht bemerkt, daß die Leute zusammengelaufen, sondern jeder wäre ruhig nach Hause gegangen.

Ähnlich sagt aus Jacob Michael Grill, Dingvogt auf der Pinneberger Dingstätte, Johann Christopher Kunstmann, Eingesessener auf der Pinneberger Dingstätte, welcher angiebt, der Lärm sei entstanden, als der Pastor bei der Textverlesung bis zu den Worten gekommen wäre: „Turteltauben und ein Paar junge Tauben" (Luc. 2, 24 nach der durch die neue Agende vorgeschriebenen Perikopenreihe).

Der Kirchenjurat Hans Hinrich Rechter aus Borstel, 47 Jahre alt, erklärt: „Er wäre heute in der Kirche gewesen und habe, als der Pastor den Text halb verlesen, gehört, daß auf dem untersten Lectore beim zweiten Pfeiler eine Stimme laut gerufen: „Von dem Evangelio haben wir genug, wir wollen das von Kana in Galiläa haben." Es wäre darauf ein so gewaltiger Lärm als in dem ärgsten Wirthshause geworden, indem sie laut mit einander gesprochen, mit den Füßen gestampft und mit den Thüren geschlagen und gepoltert."

An demselben Tage werden noch Hans Hinrich Stoldt aus Pinneberg und Johann Jacob Keiche, Vogt in Rellingen, vernommen. Am folgenden Tage, den 15. Januar, war durch den Kirchspielvogt Imsen Jochim Hinrich Pein aus Egenbüttel als derjenige ermittelt und zur Haft gebracht, welcher in der Kirche gerufen hatte. Derselbe wird vernommen und räumt ein, daß er es gewesen, der dem Pastor zugerufen habe. Er habe keinen Auftrag dazu gehabt, sondern „solches aus eigener Bewegung in der Hitze gethan. Er hätte nicht geglaubt, dadurch etwas Anstößiges vorgenommen zu haben, indem die ganze Gemeine einerlei Meinung mit ihm wäre und von den neuen Texten Nichts wissen wollte."

fol. 54.

„Da eine ansehnliche Menge sowohl alte als junge Leute sich bei meinem Hause versammelten und erklärten, daß sie das alte Evangelium behalten und von dem neuen Nichts wissen wollten, und was diesem Pein geschähe, geschähe ihnen sämmtlich, so wurde er bis weiter entlassen."

Auf diesen tumultuarischen Auftritt beziehen sich die am 16., 17., 18., 19. Januar 1798 abgehaltenen Vernehmungen. Vernommen werden 1. der Vogt Johann Jürgen Diercks aus Eggerstedt, 2. der Vogt Passer Riedemann aus Appen, 3. der Vogt Martin Sevlhan aus Tangstedt, 4. der Vogt Jürgen Schröder aus Halstenbeck, 5. der Vogt Franz Ernst Hatje aus Egenbüttel, 6. der Vogt Carsten Ramcke aus Ellerbeck, 7. der Vogt Johann Jakob Keiche aus Rellingen, 8. Jochim Ramcke in Egenbüttel, 9. Johann Jochim Pein aus Egenbüttel, 10. Jochim Kahncke, Vogt in Bönningstedt, 11. der Vogt Johann Ernst Timm in Mügeldorf, 12. Claus Hatje aus Rellingen, 13. der Vogt Jacob Hatje aus Borstel, 14. der Vogt Tews Kruse aus Kummerfeld.

Die Vernehmungen seit dem 16. Januar beziehen sich vorwiegend auf die Frage, ob die Unruhe und besonders der Auflauf vor der Landdrostei am 15. Januar auf Verabredung beruhe, was von allen geleugnet wird. Als Anstifter waren außer dem Jochim Hinrich Pein, welcher am Sonntage in der Kirche gerufen und dies auch eingeräumt hatte, der Bruder des Pein, ferner Johann Ramcke, Johann Hinrich Keßler und Hinrich Schröder.

Schließlich wird Pein zu halbjähriger Karcerstrafe, sein Bruder zu vierwöchentlicher Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot, Ramcke und Keßler zu dreiwöchentlicher und Schröder zu achttägiger Gefängnisstrafe verurteilt.

Am 14. Januar sendet noch der Landdrost v. Levetzau eine Staffette [1]) nach Kopenhagen, welche dort am 18. Januar eintraf und mit einem Schreiben von demselben Tage 4 Uhr nachmittags nach Pinneberg zurückkehrte, wo sie in der Nacht vom 20./21. Januar wieder eintraf. Sie brachte dem Landdrost die Weisung, daß man den Predigern anheimgeben solle, „daß die Prediger ihre Kanzelrede über die neuen Texte im Anfange so einzurichten hätten, daß sie mit den nach wie vor von der Kanzel zu verlesenden gewöhnlichen Evangelien übereinzustimmen schienen, um solchergestalt ihre Gemeinen zu dieser Abänderung zu gewöhnen."

Im übrigen wird dem Landdrost überlassen, welche Maßregeln er zur Sicherung der Ordnung treffen will. Zugleich wird dem Pinnebergischen und Altonaischen Ober-Appellationsgericht in Glückstadt und dem Oberkonsistorium in Gottorf eine Abschrift der betr. Verfügung übersandt.

Oldenburg (A. XVIII, N. 400e, fol. 149 ff.)

Hauptpastor Lange, geb. 1731, seit 1758 in Oldenburg. P. Franz Adolf Schrödter. P. Marcus Karck, geb. 1766, seit 1793 in Oldenburg.

Die Pastoren F. A. Schrödter (dritter Prediger) und M. Karck (Archidiakonus) in Oldenburg berichten am 3. Januar 1798 an das Oberkonsistorium in Glückstadt, daß seit Juli 1797 die neuen Ordnungen rücksichtlich des Gottesdienstes eingeführt, auch die neuen Taufformulare anstandslos gebraucht seien. Von 30—40 seitdem getauften Kindern ist nur eins nach dem alten Formular auf ausdrückliches Verlangen der Beteiligten getauft worden. Es ist keine Unzufriedenheit über die neue Agende bemerkt worden, „vielmehr könnten wir Fälle anführen, wo christliche gegenwärtige Personen bey einem aus derselben vorgelesenen neuen Taufformular beynahe bis zu Thränen gerührt wurden, sowie denn allerdings bei vernünftigen denkenden Christen unmöglich über den Wert und die Vorzüge der neuen Agende im Vergleich mit der alten eine Frage aufgeworfen werden kann," bis Gerüchte über Unruhen, welche auf Fehmarn stattgefunden haben sollten, sich verbreiteten und außerdem das Königliche Reskript vom 12. Dezember 1797 bekannt wurde, durch welches die Prediger für etwa über die neue Agende entstehende Unordnungen verantwortlich gemacht werden. Dennoch ist mit dem neuen Jahre angefangen worden, über die neuen Texte zu predigen, und am Neujahrstag predigte P. Schrödter über Pred. Sal. 1, 9—11.

„Allein als ich von der Kanzel zurück in die Sakristei gehen wollte, rief mir im Vorbeigehen ein Bauer Clas Huuß aus dem zu den bischöflich Eutinischen Fideikommißgütern gehörenden Dorfe Wandelwitz während des Präluds der Orgel ziemlich laut, so daß es die Umstehenden hören konnten, auf Plattdeutsch die Worte zu: „Herr Pastor Schrödter, er hat uns das Evangelium nicht vorgelesen, da sind wir nicht mit zufrieden." Ich ging, ohne zu antworten, meinen Weg fort. Vor der Kirchthür hatten sich nachher 50—60 Personen versammelt, welche dann aber ruhig auseinandergingen."

Weitere Unordnungen kamen nicht vor.

Am 6. Januar 1798 wurde zu Kuhof aus dem Fürstbischöflichen Inspektorat (Rücker) der „Leibeigene" Marx Huuß über jenen Vorfall vernommen, worüber der „zum Schleswig-Holsteinischen Fideikommißgericht verordnete „Escher" am 16. Februar 1798 berichtet. Huuß giebt an, „daß Gott und sonst Niemand es ihm eingegeben — — die vorerwähnte Frage (warum er das Evangelium nicht verlesen) zu thun, durch welche er nichts Straf-

---

[1]) Die Kosten der Staffette betrugen 42 ℳ 4 ß.

würdiges begangen zu haben glaube. Bei der Vernehmung waren eine Anzahl Wandelwitzer, Germerstorfer und Jahnhöfer, etwa 50—60, mit erschienen, und als Hunß gefragt wurde, was sie eigentlich wollten, erwiderte er: „sie wären in der Absicht gekommen, um zu begehren, daß ihnen eben das widerfahren möge, was ihm widerfahren solle: sie ständen alle für einen Mann."

Darauf wurden die ungeladen Erschienenen vorgelassen und gefragt: was sie wollten. Darauf erklärten alle Anwesenden einstimmig, daß sie ihren alten Glauben behalten wollten, den sie 1700 Jahre und darüber gehabt, daß sie die Cruzifixen so, wie sie so viele Jahre gebräuchlich gewesen, beim Abendmahl behalten wollten, daß sie in die Evangelien ihre Beruhigung fänden, daß sie garnicht wüßten, auf welchen Glauben ihre Kinder jetzt getauft würden, und daß es bei der neuen Einrichtung in der Kirche nicht bleiben könne, wenn der König Ruhe im Lande behalten wolle, daß ihre Knochen sämmtlich eher hin und her gestreut werden sollten, als daß sie jene Einrichtungen zugeben würden, endlich, daß in Sachen des Glaubens, worauf sie getauft und eingesegnet worden, der König ihnen nicht vorschreiben, ihre Seligkeit ihnen nicht rauben könne. Wenn der König das könne, so müsse es nicht weit vom jüngsten Tage seyn, und da müßte es erst Blut kosten."

Nachdem der Bericht des Generalsuperintendenten am 17. Januar und des Oberkonsistoriums in Glückstadt am 27. Januar und am 23. Februar 1798 erstattet war, wurde durch Resolution der Deutschen Kanzlei vom 17. März 1797 verfügt, daß dem Marx Hunß und den anderen ungeladen erschienenen Wandelwitzern usw. ein ernster Verweis erteilt und dieser den Predigern in Oldenburg zu ihrer Beruhigung mitgeteilt werden solle.



Proben aus dänischen Soldatenbriefen von 1849—1850.

Übersetzt von Dr. A. Gloy in Kiel.

(Fortsetzung.)

Lars Jensen an seinen Bruder.

Husby, 9. August 1850.

— — — Du kannst mir glauben, Christian, daß es kein Spaß war, von Glud, eine Meile östlich von Horsens, nach Flensburg mit Gepäck in der furchtbaren Hitze zu marschieren. Viele gingen, bis sie stürzten und starben, und andere wurden gefährlich krank.

— — — Am Morgen des 25. um 2½ Uhr rückten wir wieder vor und näherten uns bald den Deutschen in ihrer festen Stellung. Es entbrannte gleich ein mörderischer Kampf auf der ganzen Linie. Mehrere Stellen wurden von uns in Brand geschossen, um die Deutschen zum Retirieren zu bringen. Es brannte rund um uns herum, die Kugeln pfiffen und flogen wie Schneeflocken zwischen uns, die Granaten heulten und splitterten um uns, die Erde zitterte von der furchtbaren Kanonade, die mehr als vier Stunden andauerte. Ich kann dir mit der Feder nicht all' das Elend schildern, du mußt dir selbst *einen Begriff davon machen. Wir verloren 7 Offiziere, 9 Hauptleute und 4 Leutnants.* Eine wie große Anzahl gefallen ist, weißt du gewiß besser als ich; wir wissen nicht mehr, als wir selbst erfahren haben. Die Schlacht bei Fredericia im vorigen Jahre war sehr hart, aber die Schlacht bei Idstedt war noch viel heißer, der Verlust gewiß noch größer. — — —

Unsere Truppen besetzten Schleswig und das Danevirke am selben Tage. Wir haben nun dieselbe Stellung inne, die unsere Armee 1848 einnahm, als sie zurückgeschlagen wurde. Wir haben noch Erinnerungen von dieser Zeit bei uns. Durch den Wald, wo wir liegen, mußten die Unseren am 23. April 1848 retirieren; man sieht noch deutlich jedes einzelnen Mannes Grabhügel. Die Preußen begruben sie überall an der Stelle, wo sie fielen. Auf einer Anhöhe, nicht weit von uns, sind 6 Gemeine und ein Hauptmann vom 6. Dragoner-Regiment begraben, welche mit dabei gewesen waren, die beiden Kanonen wiederzugewinnen, welche die Preußen uns abgenommen hatten. Die Dragoner haben ihren Grabhügel hübsch geschmückt, als sie hierher kamen. — — — Ich bin mehrere Male in der Stadt Schleswig gewesen. Es ist eine große, unansehnliche, dunkle (!) alte Stadt. Man sieht nur eine einzige dänische Fahne, welche auf Schloß Gottorp weht, und die unser Kommandant hat hissen lassen. Die Leute kann man nicht verstehen, und eine große Anzahl hat die Stadt geräumt, als die Dänen kamen. — — — Ungefähr durch die Mitte des Herzogtums Schleswig, von Flensburg an nach Süden zu, an der Stadt Schleswig vorbei nach Rendsburg zu ist eine ebene Strecke oder Heide. Sie beginnt bei Bommerlund in der Nähe von Bau bei Flensburg, wo die erste Schlacht am 9. April 1848 stattfand. Sie ist 2 bis 3 Meilen breit und vielleicht 10 Meilen lang. Es ist schlechter Boden, kein Wald oder Buschholz darauf, fast ganz unbewohnt und schlecht bewirtschaftet. Sie sieht aus wie hoher Wiesengrund, ein großer Teil ist mit dichtem Heidekraut bedeckt. Torf wird beinahe

überall gestochen. Wo Dörfer vorhanden sind, zählt man häufig 16—30 Höfe, ausgebaute Höfe finden sich nur vereinzelt, und auch die Dörfer selbst sind nur dünn gesät. Die Bauart der Bewohner ist ganz eigentümlich. Ein Bau in Grundmauern, welcher 20 Ellen breit und doppelt so lang ist, dient für Menschen und Vieh. Auf vielen Stellen ist die Feuerstätte auf der Tenne, ohne Scheidewand, ohne Schornstein, nur einige Abzuglöcher sind auf dem Dache, durch welche der Rauch abziehen kann. Es ist lauter deutsches Pack, mit dem man sich nicht verständigen kann.[1]) Aus dem Dorfe Schuby, wo wir liegen, sind etwa 30 Soldaten bei der deutschen Armee, die teils freiwillig gegangen, teils ausgeschrieben sind. So ist es überall hier in der Gegend. Wir sind nicht viel weiter als bis zum Danevirke gewesen. Der Wall ist eine aufgeworfene Erhöhung, die in Thyra Danebods Zeiten aufgeführt, nun aber recht verfallen ist. Auf ihr wird gepflügt und geerntet. Sie erstreckt sich mehrere Meilen weit von Schleswig bis nach Hollingstedt, beinahe bis zur Westsee. Für uns ist sie augenblicklich äußerst nützlich. — — —

Die Brüder H. und P. Hansen an ihre Familie.

Husby, 8. September 1850.

— — — Nun muß ich euch etwas erzählen, was ihr von mir zu hören gewiß nicht erwartet habt. Ihr habt wohl gehört, daß der Russe einen ganzen Teil Orden der Armee geschenkt hat für unsere Tapferkeit am 24. und 25. Juli. Drei sind an unsere Brigade gefallen; es ist das 1. und 2. leichte Bataillon, das 1. Reserve-Jägerkorps, das 1. und 4. Reserve-Bataillon und die Garde. So erhielt denn unser Bataillon den einen, das 4. Reserve-Bataillon den zweiten und das 2. leichte Bataillon den dritten Orden; ich wurde ausersehen und soll ihn tragen zur Ehre für das ganze Bataillon. Ich hätte das nicht geglaubt, denn es giebt so viele tüchtige Unteroffiziere und Sergeanten; aber auch der Hauptmann und der Oberstleutnant wollten mich einstellen und mir die Ehre erweisen. — — —

Brief eines Dragonerleutnants vom 6. Dragoner-Regiment an seine Schwester.

Lürschau, 24. September 1850.

Meine liebe kleine Schwester!

Seitdem ich dir zuletzt schrieb, habe ich eigentlich an keiner Affäre teilgenommen, bei der ich in „Lebensgefahr" (auf deutsch citiert) gewesen wäre. Das kann ja freilich bald genug eintreten; indessen, wer weiß, ob nicht bald die ganze „kampfmutige Armee" (wieder deutsch citiert) auseinandergeht durch Zwist und Uneinigkeit, die zur Genüge vorhanden sein soll und sich seit der zuletzt erhaltenen Tracht Prügel bei Missunde, wo die Offiziere die Leute bereits mit Schlägen vorwärtstreiben mußten, gewiß nicht verbessert hat. Herr Willisen soll mit dem Herzog von Augustenburg auf einem zurückliegenden Hügel gehalten und mit zufriedenem Lächeln gesagt haben: „Seht, so soll eine Armee vorgehen!" Einige Stunden später aber hätte er gut sagen können, vermutlich jedoch mit einem höchst unzufriedenen Lächeln: „Seht, so soll eine Armee nicht zurückgehen!" Denn das geschah in einer solchen Hast,[2]) daß die Batterie Dinesen mehrere Male im Trab vorging, abprotzte und mit Kartätschen chargierte, ohne jedesmal mehr Zeit zu haben, als um 3 oder 4 Schüsse abzufeuern. Man kann wirklich nicht anders sagen, als daß wir dies Jahr im ganzen sehr glücklich gewesen sind. Ob der Herr nicht die Hand im Spiel gehabt haben sollte? Ich glaube das ganz sicher, und viele sind derselben Meinung. Das ist ja auch sehr einleuchtend und ein hübscher Gedanke, welcher jeden tapferen Landsoldaten beseelen muß. — — — Die feindlichen Vorposten werden in der Regel von einer Freischar gestellt, welche „carte blanche" haben, zu thun, was sie wollen, und es deshalb darauf anlegen, uns zu alarmieren und zu belästigen. Vorgestern wurde einer von ihren Anführern, ein Herr Frölich, gefangen genommen, ein wahrer Straßenjunge, der uns Briefe usw. mit Spitzkugeln geschickt hatte und sich überhaupt in der letzten Zeit sehr witzig gezeigt hatte. Bei der Beschießung Eckernfördes unsererseits wurde die eine Seite der seligen „Gefion" etwas beschädigt, und ein preußischer Generalstabsoffizier hat sie in Augenschein genommen und sehr erbost geäußert: Dieses Mal sollte es bei Noten nicht bleiben! Doch ist das gewiß nur ein Gerede. Im übrigen ist die Armee stetig bereit, einem Angriff zu begegnen. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr wird aufgestanden, alles gesattelt und zum Ausrücken bereit gehalten. Die Infanterie steht von 4 bis 8 Uhr auf ihren Alarmplätzen, und die Artillerie wird hinter den Verschanznungen aufgefahren, von denen aus sie in Thätigkeit treten soll; es wird

---

[1]) Aus diesem Briefe geht deutlich die Enttäuschung und der Ärger hervor, daß Schleswig doch kein dänisches Land sei, wie man den gemeinen Mann in Dänemark offenbar glauben gemacht hatte.

[2]) Als 2000 Schleswig-Holsteiner gegen den von 4000 Dänen besetzten Brückenkopf zum Sturm vorgingen, hatte Willisen unterdessen den Befehl zum Rückzug ergehen lassen, sodaß den Vorgehenden jeder Rückhalt entzogen wurde.

beständig an mehreren Werken gearbeitet, und das Danevirke ist nun ein Wall, welcher einem jeden Angriff einer weit überlegenen Stärke wird Widerstand leisten können. Aber die Schleswig-Holsteiner werden wohl nicht so toll sein, mit dem Schädel dagegen anrennen zu wollen. — Die Hälfte meiner Eskadron liegt nun in Ellingstedt detachiert, und ich komme jeden vierten Tag auf Feldwache in Hollingstedt, zwei gute Meilen von hier; von diesem Dorfe beinahe bis nach Friedrichstadt hat die Treene eine totale Überschwemmung bewirkt. Es sieht aus wie ein Meer mit kleinen Inseln und Häusern darin, aber das hilft uns ja ganz außerordentlich und erspart viele Leute. — — — Ich muß dir doch erzählen, daß ich Sonntag auf eigene Hand in Hollingstedt zur Kirche war, wo ich von einem Pastor Augustini eine deutsche Predigt hörte, die mir garnicht gefiel. Der arme Mann hatte nur drei Zuhörer, verdient übrigens Achtung, weil er, wenn wir zurückgehen, mit Frau und fünf Kindern uns folgt.

R. Jorgensen an seine Eltern.

Friedrichstadt, 7. Oktober 1850.

Als ich just meinen Brief vom 4. dieses Monats geschlossen und abgeschickt hatte, begann das Bombardement mit solcher Furchtbarkeit, daß die Deutschen sowohl Gott als Menschen trotzen zu wollen schienen. Sie hißten eine Blutflagge auf ihrem Dampfschiff in der Eider und schossen die Stadt in Brand. Alles schien unseren Untergang zu drohen. Gegen Abend begannen sie in großen Sturmkolonnen gegen unsere Schanzen vorzugehen. Das war noch die schrecklichste Affäre, welche ich mitgemacht habe. Nun begannen sie Sturm zu laufen unter den Klängen einer entsetzlich dumpfen Musik. Ihr könnt glauben, das war schrecklich für uns zu hören.[1] Denn wir lagen auf einem Hof, eine halbe Viertelstunde weit draußen vor der Stadt. Als sie aber, nachdem sie von den Schanzen zurückgeschlagen worden waren, den Angriff mit vermehrter Raserei fortsetzten, erhielten wir schnell Befehl, gegen sie vorzurücken. Wir empfahlen uns dem Schutze Gottes und zogen rasch vorwärts, aber die meisten von uns waren gewiß der Meinung, daß der letzte Tag gekommen sei, den wir erleben sollten, denn die Granaten flogen uns um die Ohren. Als wir zur Stadt kamen — und da mußten wir ganz hindurch —, waren die Straßen fast unpassierbar, denn die Häuser an den Seiten standen in hellen Flammen und einige stürzten auf die Straße nieder. Granaten, Bomben und Gewehrkugeln machten das Durchkommen für uns noch doppelt schwierig. Aber Gott war mit uns, und nur einige wenige Leute unserer Kompanie wurden verwundet. Nachdem wir gekommen waren, stürmten die Deutschen dreimal, und sie waren soweit gekommen, daß sie auf unsere Schanzen gelangten und sogar eine Fahne dort aufgepflanzt hatten. Sie wurden aber mit Bajonnett und Kolben wieder zurückgetrieben. Der Kampf hielt bis um 11 Uhr nachts an. Es war ein trauriger Anblick. Die Stadt stand in hellen Flammen, und draußen vor den Schanzen lagen die Deutschen in ganzen Haufen tot. Es war der 6. Tag des Bombardements und der 4. des Kampfes für uns, ohne mehr Ruhe bei Tag und bei Nacht als von 10 Uhr vormittags am 4. bis um 5 Uhr nachmittags, als wir vorrückten. Der Verlust der Deutschen an Toten, die in unsere Hände fielen, war größer als unser Verlust in der Schlacht bei Idstedt an Toten, abgesehen noch von den Verwundeten, welche sie selbst mitnahmen. Unser Verlust belief sich höchstens gewiß nicht über 100 Tote und Verwundete. Wir machten zugleich einige Gefangene, die bei dem letzten Angriff gefaßt wurden. Den Tag darauf mußten wir auf Vorposten bleiben; da wechselten wir allerdings einige Flintenschüsse mit ihnen, doch war das nicht von irgend welcher Bedeutung gegen die Tage vorher. Seitdem hat das Bombardement aufgehört, und heute erst sind wir vom Vorpostendienst abgelöst worden, nachdem wir in 6 Tagen nicht mehr als 7 Stunden Ruhe gehabt haben. — — —

Wasück de Riesen utstorben sünd.

Von **H. Carstens** in Wesselburen. (Ditm. Platt.)

Vor leeg in olen Tiden een groten Steen in't Feld,
So hett mi mal de Kattul, de listige, vertellt;
De is dor sülb'n mit biwęn, hett 'd vun de Sid anschult:
De Riesen hebbt den Wręwel na'n Barg roppt œsen wult.
De Riesen sünd nu jümmers besunners klok ni węn,
De meesten harrn man Bręgen, nich gröter as 'n Hęhn;

[1] Ein anderer schreibt: aber furchtbar, einen brüllenden Feind vor sich und das lodernde Feuer der Stadt hinter sich zu denken, welche die Deutschen zum dritten Teil in Brand geschossen hatten, sodaß die Nacht so hell war wie der Tag.

Doch weer'n se groff vun Knaken un harrn wat in de Lümp,
Dat keem vun't deftige Eten, vun Bottermelk un Klümp.
Doch as se op de Höchden den Steen heropperbœrn,
Do kreegen sik de Riesen dat Kreteln un Vertörn;
Se brüllten un se bölkten, se scholl'n sik mit enmal:
De Steen, de kreeg dat Tründeln un sus den Barg hendal.
Een vun de Riesen meen do, de anner harr dat dan,
Se kreegen sik dat Rammsen, dat Tageln un dat Slan,
Dat drœhn, as wenn se döschen, ehr Wut weer gar to grot,
Un as de Morg'n in't Land keem, weer'n all de Riesen dot.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Der Verfasser des Werkes: „Willisen und seine Zeit,"** Herr v. Osten, der in Heft 10 der „Heimat" an den Feldwebel Frölich und seine kriegerischen Unternehmungen uns erinnert, setzt hinter seine Quellenangabe, betreffend den Verfasser oben genannten Werkes, ein Fragezeichen, um anzudeuten, daß er darüber im Zweifel ist, da auf dem Titel der 1. Auflage dieses Buches der Verfasser sich nur bezeichnet als „schleswig-holsteinischer Offizier a. D.," ohne seinen Namen zu nennen. — Man muß sich nun in jene traurige Zeit hineinversetzen, als unsere Armee aufgelöst wurde und unsere braven Offiziere ohne Pension ihren Dienst quittieren mußten, um zu begreifen, daß ein schleswig-holsteinischer Offizier damals alle Ursache hatte, bei Veröffentlichung der Thatsachen, die er scharf kritisierte, unter dem Schutze der Anonymität zu schreiben. Der Verfasser klagt in der Vorrede darüber, daß es damals in der deutschen Presse leider Prinzip geworden, den Namen des Verfassers jedes nur irgendwie wichtigen Zeitungsartikels oder Buches auszuspüren und bekannt zu machen, und bemerkt dazu, daß man derartige Nachforschungen der Polizei überlassen und dem oft so sehr der Verborgenheit bedürfenden Schriftsteller seine Anonymität gönnen und sichern helfen solle. — Ich kann denn nun über den Verfasser jenes Werkes Nachstehendes aus sicherer Quelle mitteilen: Th. Lüders, Garnisons-Auditeur in Rendsburg, war einer unserer vormärzlichen Offiziere und daher den älteren Mannschaften unserer Armee, die vor 1848 in Rendsburg dienten, wohlbekannt. Bei den Soldaten scheint er beliebt gewesen zu sein, denn sie erzählen Beispiele, aus denen hervorgeht, daß er bei Verhandlungen über Disziplinarvergehen möglichst zu Gunsten der Mannschaft sein Urteil fällte. Da Lüders während des Krieges seinen ständigen Aufenthalt in Rendsburg hatte und auch Willisen mit seinem Stabe nach der Schlacht bei Idstedt hier bis zu seiner Entlassung verweilte, so war L. in der Lage, über alle wichtigen Vorgänge in der Umgebung Willisens genaue Kenntnis zu erlangen und wahrheitsgetreu darüber berichten zu können. — Nach einer mir gewordenen Mitteilung aus Stuttgart hat „Auditeur Lüders" am 2. August 1851 in Heidelberg einen Verlagsvertrag unterschrieben und mit der Metzlerschen Buchhandlung abgeschlossen, also damals seinen Aufenthalt in Süddeutschland gehabt. In dem Metzlerschen Verlage sind folgende Werke von Th. Lüders erschienen: „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte. 1851 bis 1853. In 4 Büchern. Buch I: Die provisorische Regierung und der Krieg des Jahres 1848. Buch II: Die gemeinsame Regierung und der Waffenstillstand. Buch III: Die Statthalterschaft und der Krieg im Jahre 1849. Buch IV: Die Herzogtümer im Jahre 1850." — „Generalleutnant von Willisen und seine Zeit. Acht Kriegsmonate in Schleswig-Holstein. Mit einer Karte des Schlachtfeldes von Idstedt, nach der Karte des Generalquartiermeisteramtes gezeichnet. 3. Auflage. 1853." Bemerkt muß werden, daß der Verfasser nicht mehr am Leben ist und seine Werke vergriffen sind, und daß wir über die Lebensgeschicke unseres einstigen Mitkämpfers nichts haben erfahren können. Hoffentlich hat er noch die Befreiung seines Heimatslandes Schleswig-Holstein erlebt. Sein Freund, Graf Otto v. Baudissin, ist 1865 in Teplitz gestorben; General v. d. Horst starb 1867 zu Charlottenburg, Willisen 1879 zu Dessau. — Da Auditeur Lüders ohne Zweifel Freunde in Rendsburg gehabt hat, von denen vielleicht noch einige am Leben sind, so mögen diese in der Lage sein, über unseren bereits heimgegangenen Mitkämpfer weitere Mitteilungen zu machen.

J. Butenschön.

2. Zu lebhaftem Danke würde mich verpflichten, wer entweder brieflich (postkartlich) oder im nächsten Hefte der „Heimat" mir die Adresse eines noch geistesfrischen Mannes mitteilen wollte, der in den Jahren 1848—50 bei der dänischen reitenden oder Fußgarde gestanden hat oder beim 3. dänischen Dragoner-Regiment.

Flensburg, Friesische Straße 68. Professor H. Hansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

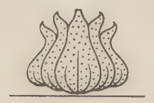
in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XI. Jahrgang.



Kiel, 1901.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 1. Januar 1901.

Ein Bild von Altona aus dem Jahre 1701.



Vorstehendes Bild steht auf dem Titelblatt zu „Johann Adrian Bolten's Predigtentwurf zum Anfange des 19. Jahrhunderts mit historischen Anmerkungen. Altona 1801." Es trägt als Unterschrift: „Altonas Prospekt von der Elbseite im Jahr 1701." E.



Fischräucherei und Fischversand in Eckernförde.*)

Von F. Lorentzen in Kiel.

Wer auf der Reise nach Eckernförde von Süden her auf der letzten Station Altenhof eintrifft und nun seinen Blick, vom Buchenwald nicht mehr behindert, am Gestade der weiten Bucht entlang bis zur innersten Ecke schweifen läßt, sieht dort schon die Häuser des Städtchens liegen, und bei diesem Anblicke wird sich an einem Herbst- oder Wintertage manchem der Gedanke aufdrängen, es wüte rings im Orte eine Feuersbrunst. Dichter Rauch wirbelt zwischen den Häuserreihen auf, und schwarze, berußte Bretterwände ragen an Stellen empor. Doch nach einer Fahrt von nur wenigen Minuten ist Eckernförde erreicht, und

*) Abbildungen nach Aufnahmen des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.

schon bei der Einfahrt wird der Irrtum aufgeklärt. Ganz in der Nähe des Bahndammes liegt solch ein qualmendes Gebäude, von dessen schwarzem Aufbau die beruhigende Auskunft „Fischräucherei" zu dem Fremden herübergrüßt.

Die Fischräucherei bildet jetzt in Eckernförde ein Hauptgewerbe und hat sich zu solcher Bedeutung erhoben, daß sie derjenigen Kiels und seiner Nebenorte zusammen zum mindesten gleichkommt und zu den bedeutendsten Betrieben dieser Art zählt. Sie übt auf Handel und Verkehr der kleinen Stadt selbst nicht geringen Einfluß aus und hat besonders zur Hebung der dort betriebenen, jetzt bedeutenden Küstenfischerei beigetragen.

Auch die Fischräucherei hat sich aus sehr kleinen Anfängen entwickelt. In einem Verzeichnisse [1]) der Gewerbetreibenden der Stadt Eckernförde



Abb. 1. Räuchereigebäude.

vom Jahre 1768 findet sich erst ein einziger Fischräucherer genannt. Wie die dortige Fischerei [2]), auf deren Erträge das Räuchern natürlich derzeit beschränkt blieb, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geringe Bedeutung hatte, wurde auch die Fischräucherei damals in ganz geringem Umfange betrieben. Man räucherte Heringe, Sprotten, Makrelen, Butt und Aale. Es geschah auf die Weise, daß man die Fische auf dünne eiserne Stangen zog und in die großen, weiten Schornsteine hing, die sich derzeit in vielen Häusern über den offenen, steinernen Herden befanden, auf denen dann ein prasselndes Holzfeuer unterhalten wurde. Noch bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hinein konnte man in

[1]) Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzial-Berichte 1818.

[2]) Vergl. „Die Eckernförder Fischerei," Heimat 1898.

ein paar alten Fischerhäusern in Eckernförde sehen, wie auf diese einfache Weise geräucherte Fische, besonders Bücklinge und Sprotten, für den Verkauf in der Stadt, wie für den Versand hergestellt wurden.

Vor etwa sechzig Jahren legten mehrere ältere Fischer auf ihren Hofplätzen hinter ihren Häusern auch eigene Räucherhäuser an. Diese wurden aus Mauerwerk aufgeführt und enthielten zwei bis vier Kammern, die sogenannten Räucherlöcher, die durch dünne Steinmauern von einander getrennt waren und am gemauerten Boden zu ebener Erde das zum Trocknen, wie zur Rauchentwicklung nötige Feuer aufnahmen. Sie standen oben mit einem hölzernen Schornsteine in Verbindung und konnten vorne durch zwei hölzerne Halbthüren verschlossen werden. Vereinzelt hat man andere Einrichtungen zum Räuchern der Fische benutzt, aber im allgemeinen ist man bis heute dem alten Prinzip auch bei neueren Anlagen dort treu geblieben, wenn auch baupolizeiliche Vorschriften einige



Abb. 2. Aufsteckraum.

geringe Änderungen veranlaßt haben, die aber die Art und Weise nicht beeinflussen.

Für die Fischräucherei ist die Zeit von September bis Mai die Hauptperiode, wenn auch das ganze Jahr hindurch kein Stillstand eintritt, da Angebot grüner und Nachfrage nach geräucherter Ware, allerdings in wechselnder Bedeutung, alle Monate hindurch andauern. Die Räuchereien werden zunächst durch die von den Eckernförder Fischern ans Land gebrachten Fische versorgt. In der Winterzeit entwickelt sich, falls gute Fänge erzielt worden sind, an jedem Vormittage an der Eckernförder Schiffbrücke ein lebhafter Handel. Nur ein kleiner Teil wird für die Geschäfte der Nachbarstadt Kiel aufgekauft, während der größte Teil den

Betrieben am Orte zur Verfügung steht. Nach dem Jahresberichte der Handelskammer zu Kiel wurden im Jahre 1899 in Eckernförde gefangen: 664 883 Wall Sprotten, 267 952 Wall Heringe, 62 432 Stieg Butt, 84 342 kg Dorsch, 485 kg Lachs, 313 kg Aal. Aber diese durch die heimische Fischerei an den Markt gelieferten Fischmengen reichen bei weitem nicht aus, den Bedarf an frischer Ware zu decken. Seit etwa fünfzig Jahren war es besonders die benachbarte Schlei, die Zuschuß liefern mußte. Im Frühjahre fuhren an jedem Morgen in aller Frühe eine ganze Reihe Gespanne der Räucherer nach den Anlegeplätzen der Schleifischer bei Missunde und Sieseby, um an Ort und Stelle die frische Ware, die schönen Schleiheringe, zu erwerben. Heutigestags bilden die in den letzten Jahrzehnten erbauten Eisenbahnen nach Flensburg und Kappeln, welche die Schleiufer kreuzen, auch dafür beste Verkehrsmittel. Die Schleifischer senden jetzt ihre Fänge an die Kommissionäre, und für Absatz ist bestens gesorgt, trotzdem durch die neuen Verkehrswege geeignete Verbindung auch mit anderen Fangplätzen geschaffen worden ist. Apenrade, Flensburg, Neustadt, Travemünde senden bei dortigen reichen Fängen große Mengen an Heringen und Sprotten nach Eckernförde, wodurch ein lebhafter Fischmarkt entsteht, dem auch das Ausland seine Beachtung zollt. Denselben beschicken besonders die Fischereien der dänischen Inseln, wie die der jütischen Fangplätze am Kattegat, Skagerak, Lymfjord und an der Nordseeküste. Von Langeland und Fühnen treffen in ertragreicher Fangzeit ganze Ladungen mit Beltsbooten und kleinen Dampfschiffen täglich ein, wie auch mit der Bahn ganze Wagenladungen dänischer Fische eingeführt werden. Früher lieferte Schweden eine bedeutende Menge Heringe, die vor etwa zwanzig Jahren noch zeitweise mit größeren Dampfschiffen direkt von Marstrand und Gotenburg eintrafen, und erst die Errichtung einer stetigen Dampfschiffsverbindung zwischen Gotenburg und Kiel hat dem Bezug aus Schweden einen neuen Weg gewiesen. Die Einfuhr schwedischer Fische ist aber gegen frühere Zeit zurückgegangen; dagegen sind andere Bezugsquellen wieder erschlossen worden. Die Erträge der deutschen, wie der englischen Nordseefischerei an Schollen, Flundern, Heringen und Sprotten haben auch nach Eckernförde Absatz gefunden, norwegische Fische fanden über Hamburg ihren Eingang, und selbst Italien hat im vorigen Jahre frische Fische, nämlich Aale, an den Eckernförder Fischmarkt geliefert. Alle von auswärts kommende Ware wird in öffentlicher Auktion versteigert, die regelmäßig nach lautem Glockenzeichen um 11 Uhr auf dem Verkaufsplatze am Hafen beginnt und meistens erst in 1 bis 2 Stunden erledigt ist. Alsbald ist der Platz wieder von Körben und Kisten geleert, da man darauf bedacht ist, die erworbene Ware auf Karren und Rollwagen möglichst schnell zur Verarbeitung den rings an der Peripherie der Stadt gelegenen Räuchereien zuzuführen.

Folgen wir einmal dem voll beladenen Gefährt, das seinen Weg nach einer neueren, schon eingangs erwähnten Räucherei nimmt. Von der Straße abbiegend, rollt es eiligst am Wohngebäude, das die Kontorräume enthält, vorüber auf den geräumigen Hofplatz hinauf, der zur Linken von einem kleineren Wirtschaftsgebäude, zur Rechten von einem großen, den Durchzug gestattenden Holzschuppen und gerade vor von dem eigentlichen Räuchereigebäude umschlossen wird. (Abb. 1.) Vor dem Eingange des letzteren hält der Wagen an, die Kisten werden abgeladen, und die grüne Ware wird zunächst in den Aufsteckraum gebracht, wo Tonnen und Kübel zu ihrer Aufnahme bereit stehen. (Abb. 2.) Hier werden die Fische gereinigt und gesalzen und nach Verlauf einiger Zeit von Frauen auf dünne eiserne Spieße gezogen, um auf diesen in die Räucherlöcher gehängt zu werden, in denen mehrere eingemauerte Falze in den Wänden zur

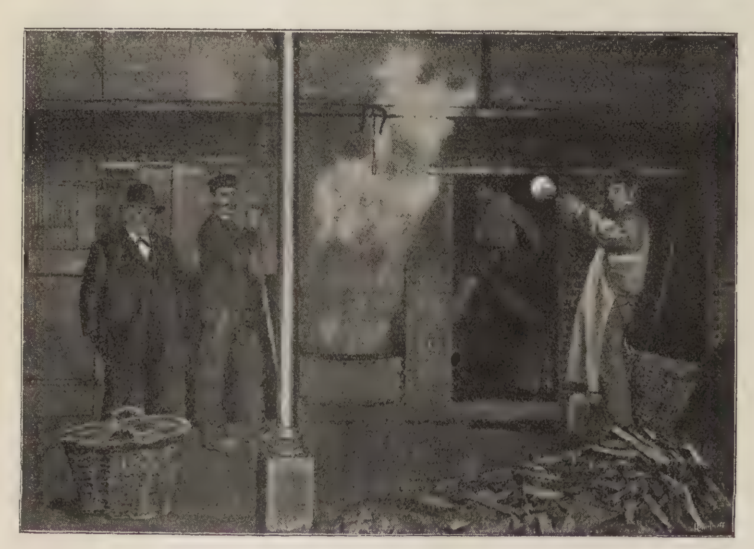


Abb. 3. Räucherlöcher.

Aufnahme angebracht sind. Je 60 bis 70 Wall Sprotten, 20 bis 25 Wall Heringe, 150 kg Aale, 20 Stieg Schollen oder Dorsche können zur Zeit in einem Räucherloche aufgehängt und fertiggestellt werden. In der genannten Räucherei finden wir acht solche Räucherlöcher, die zum Teil gleichzeitig, zum Teil abwechselnd in Betrieb genommen werden. Durch das an ihrem Boden prasselnde Feuer, das besonders mit Buchen-, daneben auch mit Eichenholz gespeist wird, werden die Fische getrocknet und so lange geräuchert, bis sie gar sind. (Abb. 3.) Der Räucherer hat gut Obacht zu geben, denn ungeeignete Glut verdirbt leicht sämtliche Ware. Die Dauer des Räucherns ist verschieden. Sprotten werden etwa zwei, Heringe drei, Aale vier, Schollen vier bis fünf Stunden der Einwirkung der Hitze und des Rauches ausgesetzt. Dann sind sie gar, das Feuer wird

ausgegossen, und nach einer kurzen Weile werden die gebräunten oder nun goldig glänzenden Fische in den Packraum (Abb. 4) getragen, wo sie mit den Spießen zur Abkühlung auf bewegliche Gerüste gelegt werden, bis alsbald wieder fleißige Hände sie hervorholen und wohl geordnet in die Kisten und Blechdosen packen, in denen sie ihre Wanderung nach nah und fern antreten sollen. Die Kisten werden im Versandraume (Abb. 5) sofort geschlossen und, falls es sich um Postpakete handelt, in Pergament- und Strohpapier vorschriftsmäßig eingeschlagen, adressiert und bis 8 Uhr auf das Postamt gebracht, damit noch die Abendzüge zur Beförderung benutzt werden können. Mit den Frühzügen eilen die Bahnsendungen in die Ferne. Für diesen Versand ist es von großer Bedeutung, daß seit April 1899 geräucherte Fische eilgutmäßig zu den Sätzen für gewöhnliches Frachtgut befördert werden. Die Bestimmungsorte liegen im ganzen



Abb. 4. Packraum.

deutschen Reiche verteilt, sind aber besonders auch in Österreich-Ungarn, wie in Rumänien, Belgien, Frankreich, Italien und in der Schweiz, nicht minder in Nord-Amerika vertreten.

In Eckernförde ist die Zahl der größeren Räuchereien auf mehr als 30 gestiegen. Die Bedeutung dieser Gewerbebetriebe mögen folgende Angaben illustrieren. In jeder Räucherei werden acht bis zwölf Personen beschäftigt, von denen die männlichen Arbeitskräfte meistens Monatsgehalt oder Tagelohn beziehen, die Frauen aber nach den jedesmal verarbeiteten Mengen der Fische ihre Vergütung erhalten. Große Buchen- und Eichenstämme aus den fiskalischen Gehegen, wie aus den benachbarten Forsten der adeligen Güter Saxtorf, Hemmelmark, Altenhof, Noer liefern das Brennmaterial, das für jede größere Räucherei auf 200 bis 300 rm Buchen-

holz und 60 bis 100 rm Eichenholz zu veranschlagen ist. Ein ganz bedeutendes Quantum Holz dient ferner zur Herstellung der bald größeren, bald kleineren Versandkisten, die aus Buchen-, Pappel- oder Föhrenholz gefertigt werden. Mit ihrer Herstellung beschäftigen sich zwei große Dampfsägereien am Orte, aber auch von auswärts findet noch bedeutende Zufuhr statt. Nach dem Jahresberichte der Handelskammer zu Kiel für das Jahr 1898 kamen in Eckernförde im Jahre 1897 mit der Eisenbahn 1 965 900 kg geräucherte Fische zum Durchschnittswerte von 1 230 638 M. zum Versand; davon waren 1 218 858 kg Heringe, 452 157 kg Sprotten, 235 908 kg Flundern, 19 659 kg Aale, 39 318 kg Dorsche. Mit der Post wurden außerdem noch etwa 230 000 Pakete versandt, die einem Gesamtgewichte von etwa 1 035 000 kg und einem Werte von etwa 500 000 M. gleichkamen. Der Gesamtexport geräucherter Fische erreichte 1897 also die Höhe



Abb. 5. Versandraum.

von 3 Millionen Kilogramm im Werte von 1¾ Millionen Mark. Gerade durch den bedeutenden Fischversand ist der Postverkehr in Eckernförde ein sehr gehobener. Das Städtchen, das im Jahre 1895 6378 Einwohner zählte und nach dieser Zahl den elften Platz unter den schleswig-holsteinischen Städten inne hatte, ist nach dem Jahresbetrage der Porto- und Telegraphengebühren [1] schon an dritter, nach der Stückzahl der eingelieferten Pakete ohne Wert bereits an zweiter Stelle zu nennen.

Wie ganz anders war der Fischhandel an unserer Ostseeküste vor etwa fünfzig Jahren. Kappelner Bücklinge und Kieler Sprotten waren auch derzeit bekannt und geschätzt. Der erstere Name ist aber jetzt fast außer Gebrauch gekommen und durch andere Bezeichnungen ersetzt worden.

[1] Statistik der Deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für 1898.

Wenn früher der Heringsfang in der Schlei im Frühjahre begann, dann waren auch schon in Kappeln eine Anzahl thüringischer und sächsischer Händler, die Kärrner, auf ihren mit Leinen überspannten Wagen eingetroffen, um dort mehrere Wochen zum Ankauf von Fischen zu verweilen. In den Kappelner Räuchereien wurden die großen Schleiheringe derart geräuchert, daß sie dunkelbraun und ganz hart wurden, damit sie besser den langen Transport ertragen konnten. Erst wenn der Wagen beladen war, wurde die Heimfahrt angetreten, auf der die Ware im Innern Deutschlands ausgeboten und verkauft wurde. Jetzt heißt es oft: Morgens gefangen, am Nachmittag geräuchert, abends versandt und schon am nächsten Tage auf dem Abendbrotstisch in entfernter Stadt dargeboten. Der schnelle, günstige Versand hat gehobene Anerkennung und gesteigerte Nachfrage den geräucherten Fischen eingetragen, hier besonders den Bücklingen, wie den jetzt weltbekannten „Kieler Sprotten," die der Eckernförder aber lieber unter der Marke „Ostseesprotten" in die Welt sendet.



Die Fahrt nach der silbernen Kette.

Von **Helene Höhnk.**

Es war ein Herbsttag, wie ihn Hebbel so unvergleichlich besingt,*) als ich mit einer Freundin von Hohenwestedt aus die Fahrt nach der silbernen Kette unternahm. Wir hatten uns einen Wagen genommen und fuhren auf der Rendsburger Chaussee über das Dorf Remmels und durch das Barloher Gehege nach Embüren, jenem weltfernen und weltfremden Dorfe, das den Schatz bergen sollte.

Wir stiegen bei dem Wirte ab, und ich fragte nach der Kette. Ja, er wußte davon und wollte uns zu der Hufe führen, sobald wir die bestellte Zehrung empfangen. Inzwischen ließ ich mir seine alte Familienbibel zeigen (Pfaffische Ausgabe von 1751), in welcher unter anderen Raritäten eine Karte von Westfalen lag, die, 1669 vom französischen Generalstabe verfertigt, ich gern erworben hätte. Der Alte bestand aber darauf, daß sie zur Bibel gehöre, und es war nichts zu machen. Im übrigen aber schlossen wir schnell Freundschaft, und als ich im Laufe des Gesprächs fallen ließ, daß ich demnächst nach Rußland reisen wollte, meinte er: „Denn laten Se sik man nich dotscheten, de Dütschen sünd ja œwerall verhaßt, dat sücht man nu in China." Und als er uns dann bis an die Pforte des Harbsschen Geweses geleitet hatte, sagte er zu meiner Freundin gewendet: „De krieg ik wul im Leben nich weller to sehn." Das Wort fiel mir schwer auf die Seele, denn es gemahnte mich an die Flüchtigkeit der menschlichen Beziehungen. Da sind Sachen doch oftmals dauerhafter. Sie begleiten den Menschen

---

*) Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah,
Die Luft so still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O, stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

nicht nur als die treuesten Freunde durch das Leben, sondern sie dienen auch kommenden Generationen als Überlieferungen von Ahnen und Urahnen.

Das bewies hier wiederum die silberne Kette. Sie ist ein selten schönes Stück, und ich möchte durch eine kurze Beschreibung in diesen Blättern Kunstliebhaber und Kunstkenner auf das Kleinod hinweisen, wie ich andererseits für jede abweichende Meinung und Deutung dankbar sein würde. Daumdick und zweigliedrig mißt sie mit dem Schloß 115 cm Länge. Das Schloß ist golden und von getriebener Arbeit. Es besteht aus einem kleineren Mittelstück und zwei größeren Seitenteilen. Auf diesen ist je ein Krieger dargestellt, welcher an dem rechten Arm einen Schild gespannt hat und die Hand auf den Bogen stützt, während die Linke einen Pfeil hält. Unter ihm in der Schmälerung der Seitenteile ist je ein Knabe mit einem Apfel in der hochgehobenen Rechten. Das Motiv kehrt verkleinert in dem Mittelstücke wieder, nur daß hier zwei Knaben sind und der Krieger eine sitzende Stellung einnimmt. Unter der figürlichen Darstellung des Mittelstücks ist eine Öffnung von 3—4 cm, wie um eine Waffe, Dolch oder Stechmesser, aufzunehmen. Die Gehenke sind noch sichtbar. Das Mittelstück endigt in zwei Engelsköpfen.

Müllenhoff berichtet in den Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (Kiel 1845) S. 353 folgendes: Ein Vogel weiset auf den Schatz.

In einem Hause zu Embüren bei Rendsburg stand eines Tages ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, auf der Hausdiele. Da kam ein wunderlieblicher Vogel und setzte sich auf die halbgeöffnete Hausthür. Es schien dem Mädchen, daß der schöne Vogel nicht recht fliegen könnte. Da wollte sie ihn haschen. Aber der Vogel flatterte immer vor ihr her und kroch zuletzt unter die Wurzeln eines hohlen Baumes. Nun dachte das Mädchen den Vogel zu haben, griff hinein, aber statt des Vogels bekam sie eine Schachtel in die Hand mit einer zwei Ellen langen silbernen Kette. Dies ist vor ungefähr zweihundert Jahren geschehen, und man bewahrt in dem Hause noch bis auf den heutigen Tag die Kette als ein Familienerbstück sorgsam auf.

So weit Müllenhoff. Daß die Kette den jeweiligen Bräuten in der Familie als Hochzeitsschmuck bei der Trauung dient, scheint er nicht gewußt zu haben.

Woher stammt die Kette und wie ist sie in die Familie gekommen? Meines Erachtens deutet das Motiv auf die Tellsage, die, wie bekannt, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in nordischen Landen zu Hause ist. Ich erinnere an Palnatoke und an Henning Wulffen, dessen Bild in der Wewelsflether Kirche hängt.*) Oder sollte Müllenhoffs Bemerkung, daß die Kette zweihundert Jahre in der Familie gewesen, nicht auf den dreißigjährigen Krieg hinweisen?

1628 waren Kriegsvölker in der Gegend von Hohenwestedt. Vielleicht, daß ein General oder sonstiger hoher militärischer Würdenträger in dem weltvergessenen Dorfe vom Leben Abschied nahm und der Tochter des Hauses die Kette gab als letztes Andenken und Lohn dafür, daß sie dem Sterbenden die brennenden Lippen netzte und ein frommes Gebet sprach für seine geängstigte Seele.

Außer der Kette sind keine nennenswerten Altertümer sowohl in der betreffenden Familie als im Dorfe. Die Juden haben für Spottpreise längst alles angekauft. Von silbernen Bestecken, die früher zu den Leichenschmäusen mitgenommen zu werden pflegten, sah ich noch ein gut erhaltenes Exemplar, und dann erstand

*) Die Sage giebt Müllenhoff S. 57 Nr. 66. In etwas anderer Fassung brachte sie der Dresdener Anzeiger, 171. Jahrgang Nr. 245, Seite 27.

ich ein Messinggefäß mit eingraviertem Muster aus dem 17. Jahrhundert, wie zwei gut erhaltene Kellinghusener Fayenceteller.

Als wir wieder durch das Gehege fuhren, fing es leise an zu regnen und ein frischerer Wind strich durch die Bäume als am Nachmittag. Aber es war dennoch schön, und wir genossen und verstanden die letzten Abschiedsgrüße der Natur, bevor sie hinabsinkt in den großen Winterschlaf.



Harro Paul Harring.

Ein Erinnerungsblatt an einen eigengearteten Landsmann.

Von **O. C. Nerong**-Dollerup und **P. J. C. Andresen**-Rabenholz.

I.

„So lautete der Fluch an meiner Wiege:
Du sollst allein die Lebensnacht durchschreiten,
Sollst einsam kämpfen gegen Schmach und Lüge;
Kein liebend Wesen soll dich je begleiten.
Verletzt durch Freundes Trug und Feindes Rüge,
Gekränkt durch Falschheit und Erbärmlichkeiten,
Sollst du, verbannt, verkannt, verhöhnt, verlassen
Die Menschheit lieben, ob dich Menschen hassen."

So schrieb am 29. September 1841 zu London der Mann, den Adolf Bartels in einem seinen Namen tragenden Sonettenkranze den „Ahasver der Revolution" getauft hat, so äußerte sich der schleswig-holsteinische Dichter und Revolutionär Harro Paul Harring. Geboren am 28. August 1798 zu Ibenshof im Kirchspiel Hattstedt bei Husum, verlebte Harring als Knabe eine keineswegs fröhliche Jugendzeit. Anfänglich hatte der Vater, der Landmann und Deichgraf Harro Wilhelm Martensen, getreulich für die Seinen gesorgt. Nachher ergab er sich dem Trunke, vernachlässigte die Seinen, wie auch seinen Beruf, die Landwirtschaft. Seine Mutter, eine brave, fromme Frau, hat redlich das Ihre gethan, den Mann der Familie zurückzugewinnen; aber alles war vergebliche Liebesmühe. Von den 8 Söhnen, die der Familie geboren wurden, starb der eine nach dem andern dahin. Mit jedem Frühling wurde ein Sarg aus Ibenshof fortgetragen. Nur 2 Söhne, der älteste (Martin) und der fünfte (Harro), blieben am Leben. Mit diesen beiden Söhnen blieb die Witwe, als der Vater in der Blüte seiner Jahre starb, zurück. Leider waren die Vermögensverhältnisse jetzt derartig zerrüttet, daß die Mutter bald mit ihren Söhneu den väterlichen Hof verlassen mußte. Martin Harring war damals bereits Gymnasiast. Wahrscheinlich durch die Unterstützung seiner Verwandten wurde es ihm ermöglicht, Theologie zu studieren. Er starb am 18. März 1852 als Pastor zu Sehestedt. Harro war bei dem Tode des Vaters erst 9 Jahre alt. Trotz seiner Jugend hatte er doch ein offenes Auge für die vielen herben Schicksalsschläge, die seine Familie trafen. Dazu kam, daß der Knabe bereits von mehreren schweren Krankheiten befallen war. Kann es uns daher wundern, daß des so sehr aufgeweckten Knaben Gemüt düster und ernst geworden war? Doch, hören wir ihn selbst. In seiner Selbstbiographie Rhonghar Jarr, *) Fahrten eines Friesen (München 1828, 4 Bände) ruft er aus: „Wahrlich, Rhonghar, du wurdest auf manchen Kontrast deines späteren Lebens vorbereitet, so durch den Übergang aus der größten Üppigkeit in das tiefste Elend. Du wirst das Glück dieser Welt, die Freuden dieses Lebens

*) Der Name ist gebildet aus den Buchstaben des Namens Harro Harring.

nimmer finden; dein Schicksal wird sich ferner konsequent bleiben, und sie werden dich kummerschwer und lebensmüde in fremder Erde zur Ruhe bestatten, wie sie deine arme, arme Mutter hinabsenkten in fremder Erde. Dein Kummer wird noch die Träger drücken, wenn sie deinen Sarg hinwegschaffen, und du wirst zum ersten Male freudig erwachen nach dem Schlummer im sühnenden Grabe." — Not und Elend waren die täglichen Gäste im Hause seiner Mutter. Harro, der schon zu Lebzeiten seines Vaters durch einen Nervenschlag an der rechten Seite gelähmt war, mußte 2 Jahre lang das Bett hüten, bis er durch die glückliche Kur des Dr. Volquarts wieder hergestellt wurde. Eine große Erleichterung war es für die Mutter, als Harro nach seiner Konfirmation die Stelle eines Zollschreibers auf dem Zollamte in Husum erhielt. Von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends mußte er in der engen Zollstube arbeiten; dennoch war er in früher Morgen- wie in später Abendstunde für die eigene Ausbildung thätig. Dank der ihm zur Verfügung stehenden Bibliothek seiner Vorgesetzten wurde er mit den gediegensten Werken deutscher Litteratur bekannt. Sein ganzes verdientes Geld brachte er stets der geliebten Mutter. Erst später, als diese einen Platz bei einer befreundeten Familie erhielt, dachte er daran, für sich selbst zu sparen. 1817 ging er mit seinem kleinen ersparten Kapital nach Kopenhagen. Hier wollte er sich namentlich in der Kunstmalerei, für die er schon früh großes Talent zeigte, weiter ausbilden. Diese Kunst übte er ferner in Kiel und Dresden. In letzterer Stadt wurde er mit dem Erbprinzen Christian Friedrich von Dänemark, dem späteren König Christian VIII., bekannt. Dieser unterstützte ihn in großherziger Weise, so daß Harring in die Lage versetzt wurde, sich mehr als früher der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Er sagt selbst: „Die Welt lag vor mir, ich bereiste sie, bald hier, bald dort der Studien streng beflissen."

Nun aber trat bald ein Wendepunkt in seinem Leben ein: Die Zeit der Erhebung Europas gegen den Absolutismus begann. Harro Harring wurde leider auf eine recht schiefe, zuletzt auf eine ganz abschüssige Bahn gedrängt. Er sagt selbst:

„Es war die Zeitepoche der Ermannung
Der Jugendkraft in Europa fast.
Es regte sich in aller Völker Jugend,
Zumal in Deutschland, Hellas und Italien,
Der Geist des Volkstums, der, auf Tugendsatzung
Begründet, ein erhabenes Ziel erkannte;
Veredlung der Nation in sich selbst —
Vervollkommnung der Menschheit war das Ziel.
Ich folgte jenem Geist aus innerm Drang,
Und meines Strebens Richtung kündeten
Schon damals meine Lieder. Harmonie
In Wort und That zu bringen, zog ich nach Hellas."

Hier focht er 1821 im Korps der Philhellenen gegen die Türken. In seinen Erwartungen über den Erfolg des griechischen Freiheitskrieges arg enttäuscht, ging er, schwer erkrankt, nach Rom. Hier hielt er sich, meistens der Kunst lebend, unterstützt von seinem Gönner, dem Erbprinzen Christian Friedrich, ein ganzes Jahr auf. Dann trieb ihn sein unstäter, zum Abenteuerlichen hinneigender Sinn weiter auf der einmal beschrittenen Bahn. Nach vielen Querzügen durch Deutschland, Bayern, Holland, Dänemark, Frankreich, Italien, die Schweiz (er war auch eine Zeitlang Theaterdichter an der Wiener Bühne) gelangte er endlich 1828 nach Polen, wo er als Junker *) (Kornet) in ein russisches Gardelanzier-Regiment auf-

*) Obgleich sein Vater nur ein schlichter Marschbauer gewesen war, führte Harring den Beweis, daß er aus adeliger Familie stammte, doch mit Leichtigkeit. Er ließ sich nämlich in der Heimat die Bestätigung ausstellen, daß er der Sohn eines „Deichgrafen" sei, und dies genügte.

genommen wurde. Er kämpfte dann auch gegen Rußland. Beim Ausbruch der Julirevolution ging er 1830 nach Deutschland zurück. Aus Sachsen und Bayern verwiesen, ging er nach Straßburg, woselbst er die Zeitung „Das konstitutionelle Deutschland“ redigierte. Wegen seiner Beteiligung am Hambacher Fest (1832) entfloh er nach Frankreich, wo er Verbindungen mit dem Italiener Mazzini anknüpfte. An dem Savoyerzuge nahm er ebenfalls teil, infolgedessen er im Mai 1832 im Bade Grenchen in der Schweiz nebst drei anderen verhaftet und als Gefangener nach Solothurn gebracht wurde. Bereits am Tage darauf in Freiheit gesetzt, erhielt er wenige Tage später nebst Mazzini und Ruffini von der Gemeinde Grenchen das Gemeindebürgerrecht. Trotzdem wurde er kurze Zeit nachher aus der Schweiz verwiesen, ging nach Frankreich und von da, nachdem er vom Festland Europas verbannt worden, nach England. So irrte er also unstät und flüchtig umher, oft in den verschiedensten Kerkern lange Zeit schmachtend.

„Und bald sah ich mein Haupt in Preis gestellt,
Aus Pflicht der Selbsterhaltung ward ich Flüchtling.
Und sucht' Asyl im „freien Land.“ Allein
Belastet durch der Willkür Anathem,
Ward von der Grenz' ich oft zurückgewiesen,
Und Ruh' und Rast fand ich nur hinter Gittern.
So ward ich klarer mir in zwanzig Kerkern,
Und stärker, mächt'ger ward in mir — der Glaube.
Begleitet durch Bedeckung, zahlreich, stark,
Ward ich von Grenz' zu Grenz' geführt, und immer
Nach England — das Botany-Bay der Fürsten
Des Kontinents, wohin sie jeden senden,
Den sie zum Hungertod verurteilt haben.“
(Aus der Epistel an Christian VIII.)

In Nr. 1 der „Itzehoer Nachrichten“ vom 6. Januar 1837 veröffentlicht Harring einen „offenen Brief“ an seine Landsleute, worin er eine Erklärung abgab über sein Schicksal (Verhaftung) in der Schweiz, die Verleumdungen abwehrte, seine Lebensweise verteidigte und die von ihm vertretenen Ideeen darstellte. Darauf erschien in Nr. 8 (24. Februar 1837) ein schwungvolles Gedicht von einem Ungenannten (Peters aus Neuenkirchen), welches lautete:

„Mutig, mein nordischer Held, was immer dich dränget und treibet!
Hier meinen innigsten Gruß, den nur Verehrung erzeugt.
Feindlich vom harten Geschick in ferne Zonen verstoßen,
Stehest du mitten im Kampf, wie in dem Meere der Fels.

Ob denn auch rauh und bedornt sich krümmen die Pfade hienieden,
Frei doch vom thörichten Wahn strebst du zum höheren Ziel.
Was dir als Jüngling geträumt und frühere Ahnung besungen,
Siehe! im Kampfesgewühl trägt es die duldende Brust.

Unwiderstehlicher Drang zog mächtig dich fort aus dem Geleis,
Strebend nach höherer Kraft, nicht suchend irdischen Glanz.
Rüstig, als nordischer Barde, standst du auf Moreas Höhen,
Glänzende That hier zu schauen, welche die Freiheit errang.

Hier in dem blühenden Hain, am Fuße des göttlichen Pindus,
Trankst du aus rieselnder Quell', stillend den brennenden Durst.
Schwellend erhob sich die Brust, die Lose der Völker zu schätzen,
Goldene Freiheit zu schauen, wo noch der Sklave sich beugt.

Irrend vom Sturme geführt durch Klippen und felsige Schluchten,
Folgtest dem Schicksal du, trotzend Verbannung und Tod;
Ahntest den blutigen Kampf, durch welchen die Polen besieget,
Teiltest mit ihnen das Los, das deine Lyra besang.

Wenn auch die Schmähsucht so gerne dich, Edler! verdammet und richtet,
Weil du die Wahrheit erkannt, offen und frei sie bekennst:
Dulde und blicke empor zum waltenden Vater der Liebe,
Der von den Sternen herab sendet dir Frieden und Ruh'.

Wann denn einst ferne von uns die welkende Hülle gesenket
Nahe am Fuß einer Eich' still in das finstere Grab:
Dann noch entsende die Harf' umbrauset von düsteren Zweigen,
Klagend die Töne zu uns, „daß fremde Erde dich deckt!" P.

In Nr. 22 des Jahrgangs 1837 der „Itzehoer Nachrichten" ist folgende Mitteilung enthalten:

„Harro Harring machte von London aus dem anonymen Verfasser der Elegie in Nr. 8 d. Bl. die Anzeige, daß derselbe ihm hierdurch eine unendliche Freude gemacht. Er bekam die Elegie in Abschrift den 8. Mai, abends 6 Uhr, einige Stunden vor einem Duell, las dieselbe — drei Freunde waren bei ihm —, las den letzten Vers laut und sprach lächelnd: Seht, Freunde, das Fatum waltet, ich bekomme morgen eine Kugel. So geschehen; er steckte die Abschrift der Elegie in die Tasche, und mit jener Kugel im Leibe machte er diese Anzeige."

Wie aus obiger Notiz hervorgeht, wurde Harring in diesem Duell schwer verwundet. Von vielen Freunden gingen Beileidsbezeugungen ein. Nur aus der Heimat wurden ihm solche nicht. Wie wehe ihm das that, ersehen wir aus dem am 13. Juli 1837 geschriebenen Gedicht „Entsagung," in welchem es u. a. heißt:

„Zwei Monde sind in Schmerz und Gram verflossen,
Seit eine Kugel mir ans Herz geschossen;
Kein Gruß ward mir aus meinem Vaterland.
Aus fremden Ländern ist mir Trost geworden,
Nur von den Meinen nicht im teuren Norden,
Kein Jugendfreund hat jetzt sich mir genannt.
— — — — — — — — — — —
Zerrissen fühl' ich all' die heil'gen Bande,
Zertreten liegt die Bruderliebe da."

Harro kam aber nicht dazu, dieses Gedicht zu veröffentlichen; denn bald darauf gingen ihm vielfache Beweise alter Liebe und Treue aus der Heimat zu, namentlich auch von seinem Bruder. Wie gar anders klingt da sein am 1. August 1837 geschriebenes Gedicht „Versöhnung":

„So hab' ich endlich Gruß und Brief erhalten
Vom Sundesstrand und aus der Heimat Au'n.
Der Jugend einst so freundliche Gestalten
Umschweben mich mit stärkendem Vertrau'n.
Die Herzen, mir so nah in schönern Tagen,
Fühl' ich im Geist an meinem Herzen laut
In inn'ger Wehmut voll Empfindung schlagen,
Mit meinem Leid und meinem Gram vertraut."

Im selben Jahre finden wir ihn auf Helgoland, woselbst er in Zwistigkeiten mit dem Gouverneur geriet, infolgedessen er festgenommen und auf ein Kriegsschiff gebracht wurde. 1838 weilte er auf der Insel Jersey, im Winter darauf wieder auf Helgoland. Hier sollte er abermals gefangen abgeführt und nach London gebracht werden; er sprang aber vom Schiff ins Meer und wollte sich nur retten lassen, wenn man ihn nach Frankreich gehen ließe. Er lebte nun in Bordeaux, Brügge, London, ging 1842 nach Brasilien und im August 1843 von Rio de Janeiro aus nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er sich als Maler und Schriftsteller zu ernähren suchte. Gleich einem verwundeten Reh wurde er also, wie er auch selbst sagt, von Land zu Land, von Pol zu Pol gejagt, von Kerker zu Kerker, aus Verbannung in Verbannung, aus Verfolgung in Verfolgung, aus Verzweiflung in Verzweiflung.

In den vierziger Jahren war ein einiges, freies Skandinavien das Ziel

seines schwärmerischen Strebens. Er schrieb damals seine „Epistel an die Skandinavier," deren Motto lautete:

„Ein einiges, freies Vaterland
Vom Nordkap bis zum Eiderstrand."

König Christian VIII. aus Dänemark, Harrings Wohlthäter in früherer Zeit, war ihm der „Washington des Nordens" und schien ihm berufen, die nordischen Völker unter einem Scepter zu vereinigen. In der Epistel an Christian VIII. (London, 19. März 1842) sagt er:

„Ich sah ein großes, einig' Skandinavien
Vom Nordkap bis zur Eider, von Natur
Unleugbar als ein Ganzes reich begabt;
Und alle Völkerstämme Skandinaviens,
In deren Herz der Geist des Volkstums flammt,
Sah ich vereinigt in des Nordens Staat,
Und sahe Sie — Als König etwa? — Nein.
Weit höher standen Sie vor meinem Geist:
Ich sahe Sie als Washington des Nordens."



Pour faire un pot pourie.

Von **Chr. Kock** in Bohnert bei Rieseby.

In längst vergangenen Tagen stellten Vermögende und Reiche Potpourri-Vasen in ihre Zimmer, damit der durch die Öffnungen des Deckels entsteigende Wohlgeruch den Raum erfülle. Heute findet man fast nur noch unter den Fayence-Sammlungen kunstgewerblicher Museen Potpourri-Vasen. Das Thaulow-Museum in Kiel birgt eine beträchtliche Zahl derselben. Die besten darunter sind die aus der Eckernförder und Kieler Fayence-Fabrik hervorgegangenen Stücke. Manche dieser zeigen eine schöne Bemalung (Landschaften, Opernscene, Blumen, Doktor und Harlekin usw.)

Die Herstellung des Potpourris war eine recht komplizierte. In einem Rechnungs- und Protokollbuche des Gutes Saxtorf findet sich dafür aus dem Jahre 1765 folgende Anleitung:

„Pour faire un pot pourie.

Man muß den potpourie allezeit in irdenen Töpfen machen, und sich wohl in Acht nehmen, daß ein solcher Topf neu und noch niemals gebraucht ist. Nachdem selbiger wohl gereiniget ist, legt man auf dem Grund eine gute Hand voll Sand, und fängt alsdann bey den Violen an, nachdem das grüne abgepflücket, thut man es im Topf; wenn nun in demselben 1½ Eimer Wasser gehet, kann man 2 ℔ Violen darin thun, von allen Blumen muß aber das grüne abgepflücket werden, ausgenommen von der Orangen Blüte nicht, dieselbe läst man, wie sie ist, wird auch nicht gewogen, je mehr man hinein thut, je beßer es ist, es müßen selbige aber ja frisch seyn. Man thut 8 oder 5 Hände voll Winter-Meyeran hinein, auch 2 oder 3 Hand voll Sommer-Meieran, 4 oder 5 Hände voll Rosen, ½ ℔ Lavendel, ¾ ℔ Rocken-Blüte, ½ ℔ Myrthen, 3 oder 8 Hände voll Roßmarin, 2 Hände voll Thymian, und wenn man die Kräuter in ihrer Blüte haben kann, so sind sie am allerbesten, 1 ℔ einfache Nelken, wovon nichts als das rothe hinein gethan wird, das übrige verdirbt den pot pourie. So oft man Kräuter hinein thut, muß Saltz mit hinein, und dasselbe ja nicht gespart werden. Bis im August muß der Topf alle Tage umgerührt werden mit einen neuen höltzern Löffel, man muß ihm auch zuweilen in ein ander Geschirr ausschütten, damit man es bis auf den Grund umrühren kann. 2 Monath hernach, daß dieses geschehen, muß man 60 bis 80 Gewürtz Nelcken mit einen höltzern Hammer klein machen, und hinein thun, imgleichen 2 Stöcker Canel klein gemacht und hinein gethan, und denn thut man wieder Saltz hinein. Im August muß man den Topf einige Stunden in die Sonne setzen, aber allezeit wohl zugemacht bleiben, damit keine Luft hinein kömt; man muß ihn auch an einen trockenen Ort und auf Holtz setzen. Wenn

der September Monath kömmt, muß man den Topf nun alle 8 Tage umrühren, und so oft man etwas hinein thut, muß man ihn allezeit umrühren. Weil nun die Orangen-Blüte sehr dienlich, so werden ordinaire aus einen Topf, 2 Töpfe voll, es müßen irdene Töpfe seyn, und die Deckels darauf von Holtz.

NB. Vor allen Dingen muß man nicht zu wenig Saltz hinein thun."



Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.*)

Von **Ludwig Meyn.**

I.

In der Zeit des österreichisch-preußischen Kondominats über die Herzogtümer ist die Saline zu Travensalze dem Lose verfallen, das lange Zeit vorher hätte eintreten sollen: sie ist aufgehoben, abgebrochen, parzelliert. Durch die Verordnung über die Salzabgabe vom 9. August 1867 ist den Salzraffinerieen in den Herzogtümern ein unbedingtes Todesurteil gesprochen worden.

Die Bedeutung dieses Industriezweiges ist in unserem Lande niemals sehr groß gewesen; das Interesse des Publikums an demselben war aber von jeher ebenso lebhaft wie in den reicher mit Salz gesegneten Ländern. Die klare Erkenntnis der Unentbehrlichkeit des einzigen mineralischen Lebensmittels und seiner Beziehungen zu wichtigen Produkten des Landes, namentlich zu Butter, Speck, Fleisch und Fischen, hat ihm stets eine gewisse Aufmerksamkeit zugewendet; die sichtliche Teilnahme der Regierung für den Gegenstand, wenn auch nur aus dunklen und unklaren Vorstellungen von seiner Wichtigkeit entspringend und zum Verderben des Landes ausschlagend, hat auch das Auge des Patrioten oftmals dem heimischen Salze zugewendet.

Die Unentbehrlichkeit des Salzes für den menschlichen und tierischen Körper setzen wir hier als bekannt voraus. Die absolute Unentbehrlichkeit wird oft viel zu wenig gewürdigt; sie ist von der Art, daß jedes Volk körperlich und geistig herunterkommen muß, dem das Salz nicht genügend zu Gebote steht, oder dem der Erwerb desselben unnatürlich erschwert wird.

In den Herzogtümern kann indessen in den ältesten Zeiten der Bedarf niemals so groß gewesen sein, als in den mehr kontinentalen Ländern; denn weil hier die salzigen Winde über das Land fahren und alles Viehfutter salzhaltig machen, ist der Genuß von Fleisch und Milch, der unsere ältesten jagenden und nomadisierenden Vorväter ernährte, wohl imstande, ein ziemlich genügendes Quantum Salz dem Körper einzuverleiben.

Es kam aber hinzu, daß an beiden Seiten das Land von salziger Meerflut bespült war, und daß die fruchtbaren Landschaften des Ostens und Westens, welche allein eine nicht ackerbauende Bevölkerung ernähren konnten, dem Meere zunächst gelegen sind. So war es immer möglich, sich den Genuß des Meerwassers zum Ersatze des Salzbedarfs zu schaffen, und Salzmangel wird unsere sparsam über das Land verteilten Väter nicht gedrückt haben.

Überdies lehren uns die Küchenüberbleibsel der ältesten Ansiedler an den Küsten, daß dieselben einen großen, vielleicht den wesentlichsten Teil ihrer Nahrung

---

*) Unter diesem Titel sind vor 33 Jahren vom Wirtschaftsfreunde, Dr. Ludwig Meyn in Ütersen (gestorben 1878) in den „Itzehoer Nachrichten" 9 Briefe veröffentlicht worden, deren Inhalt größtenteils noch heute von Interesse ist, was mich veranlaßt, dieselben mit einigen Kürzungen und Änderungen den Lesern der „Heimat" darzubieten.
Eckmann.

dem Meere entzogen, dessen Bewohner, namentlich was die Schaltiere angeht, auch dem rohesten, mit Hülfsmitteln der Jagd und des feineren Fischfangs noch nicht ausgerüsteten Wilden sich von selbst zur Nahrung darbieten. Muscheln und Schnecken jeder Art, namentlich Austern und Herzmuscheln in unzähligen Mengen, wurden von diesen ersten Ansiedlern verzehrt und trugen ebenso sehr durch ihren Salzgehalt wie durch nahrhaftes Fleisch zur Kräftigung des Geschlechts bei.

Da nun die nähere Untersuchung der Altertümer des Landes lehrt, daß die Fabrikation roher Thongefäße schon früh hier bekannt war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch das Kochen der Fleischspeisen mit Meerwasser betrieben wurde, und es mußte wunderlich zugehen, wenn nicht ein auf dem Feuer vergessener Topf schon früh die Kunst gelehrt haben sollte, aus dem Meerwasser das Salz in fester, transportabler und konzentrierter Gestalt auszuscheiden. Auf Brennmateral kam es nicht an, und so wird sich jedermann zu seinem eigenen Bedarf an den Küsten ein Quantum Salz gehalten haben, daß ebenso hier, wie überall, einen effektiven Geld- oder vielmehr Tauschwert im Innern der Halbinsel haben mußte.

Wo der Strandsand an der Westküste nur gelentlich von den Hochfluten erreicht, aber von dem Schaum der Brandung überspritzt wird und in seinen Vertiefungen kleine Wassertümpel sammelt, da entsteht unter dem Druck der heißen Sommersonne sehr bald eine Salzkruste, die gesammelt werden kann. An allen Westküsten dieses Landes, wo die Gelegenheit irgend vorhanden war, hat man diese sandige Salzkruste zusammengescharrt und teils so benutzt, teils, mit Meerwasser gelöst, von neuem versotten, woraus treffliches Salz entstanden ist, das den Bedarf einer zerstreuten Bevölkerung leicht decken konnte.

Daß selbst an der Ostsee eine ähnliche Salzgewinnung noch in späten Zeiten möglich war, lehrt die Insel Läßö im Kattegat, wo der sandige Salzgrund eine weite, fast horizontale Fläche —, wenig über dem Niveau des Meeres, darstellt. Hier grub man Löcher in den Sand, in welche sich das Wasser zusammenzog, das auf seinem Wege durch den Sand alles bereits im Sande durch Verdampfen zurückgebliebene Salz wieder auflöste und so eine vollkommen konzentrierte Sole lieferte, die man in Eimern nach Hause trug, um sie daselbst in flachen hölzernen Bottichen durch die Sonne zum Krystallisieren zu bringen. Konnte dieses Verfahren für die Domherren zu Viborg im Mittelalter noch ein einträgliches Regale abgeben, so mußte in früheren Jahrhunderten auch an anderen Stellen der Ostsee, z. B. bei Bothsand vor dem Kieler Busen und auf den Nehrungen der verschiedenen Binnenseen von da bis Land Oldenburg, der Salzgewinn von großer Bedeutung für das Binnenland sein.

Eine zweite Salzgewinnung eigentümlicher Art fand ebenfalls an unseren Küsten statt und wurde in einem wahrscheinlich noch ausgedehnteren Maße betrieben, da das dadurch gewonnene Salz als Handelsware einen eigenen Namen hatte und weit und breit als „Friesisches Salz" verführt wurde. An den friesischen Küsten ist nämlich vielfach das Watt nur aus einer sehr dünnen Sand- und Schlicklage gebildet, unter welcher Torf befindlich ist. Untermeerischer Torf und untermeerische Wälder, längs unserer ganzen Küste mehr oder weniger weit hinaus sich erstreckend, ebenso wie an den gegenüberliegenden schottischen und englischen Küsten eine allgemeine Senkung des Landes im Laufe der jetzigen geologischen Periode bezeichnend, sind hier vom Meerwasser teils beständig, teils nur während der Flutzeiten überspült und liegen bei der Ebbe trocken. Während dieser Zeit trocknet die äußere Kruste auf, die Feuchtigkeit aus dem Innern steigt nach, und so konzentriert sich tagtäglich im Torfe der Salzgehalt, bis er eine gewisse mittlere Höhe erreicht hat, wo die Austrocknung und die neue Bespülung sich in Konzentration und Verdünnung das Gleichgewicht halten.

Diesen unterseeischen Torf, den die Friesen auch wohl Tuul nennen, stachen dieselben, trockneten ihn auf gewöhnliche Weise, verbrannten ihn dann in großen Gluthaufen am Strande, die nach Bedürfnis noch mit Seewasser besprengt wurden, laugten die Asche aus und versotten sie in kleinen Kesseln. Hier kommt der Salzgehalt des Torfes, der des auf die Glut gesprengten Meerwassers und schließlich der Gehalt des Wassers zusammen, welches zum Auflösen der Asche gebraucht wird, und eine so konzentrierte Lauge konnte schon eine reiche Ausbeute geben.

Der erfinderische Geist der rohesten Völker führt doch fast immer und überall auf die gleichen Anfänge der Industrie. Auch im Innern von Deutschland wurden die Salzquellen zuerst auf die Weise nutzbar gemacht, daß man neben ihnen riesenhafte Holzstöße anzündete, dieselben dann mit Salzwasser begoß und die rückbleibende Asche als Salz benutzte.

Wo an unseren Küsten der untermeerische Torf fehlte, da genügten auch schon salzreiche Tanghaufen teilweise, um das gleiche Verfahren zu begründen, und dazu waren die Ostseeküsten wiederum ebenso brauchbar als die Westseeküsten. Die Asche dieser mit Salzwasser gelöschten glühenden Tanghaufen floß zusammen wie eine trübe, grünlich-graue Glasschlacke und war bitter durch die vielen Nebenbestandteile, daher auch nicht wohl zur Aufbewahrung von Fleisch geeignet; dennoch bildete sie selbst in diesem rohen Zustande früher einen gesuchten Handelsartikel, und wurde z. B. noch Ende vorigen Jahrhunderts in Aalborg von den Bauern allwöchentlich zu Markt gebracht.

Höfliche Neujahrsrechnungen.

Von **J. Kinder** in Plön.

Es naht wieder die Zeit, in welcher wir häufiger als in den übrigen Monaten des Jahres das Vergnügen genießen, den freundlichen Postboten bei uns eintreten zu sehen. Er bringt dann die Briefe, welche uns an unsere Schulden erinnern, kurzweg Rechnungen, hier und da auch noch Neujahrswünsche genannt. Wünsche kommen nun freilich in diesen Schriftstücken nicht mehr zum Ausdruck, es sei denn, daß dem säumigen Schuldner gegenüber der Gläubiger den berechtigten Wunsch in deutlicher Form zu erkennen giebt, daß jener endlich doch zahlen möge.

Bei unseren höflichen Vorfahren waren aber in der That die Neujahrsrechnungen sehr oft mit freundlichen Wünschen zum Jahreswechsel versehen. Vor mir liegen vier auf einem halben Quartblatt sauber gedruckte Rechnungen des Hamburger Buchhändlers Daniel Bene, die an den Rektor der Plöner Lateinischen Schule Magister Johann Ehrenreich Koch gerichtet sind und alle in zierlich gedrechselten Alexandrinern die Neujahrswünsche des Rechnungsstellers aussprechen. Handschriftlich verzeichnet sind nur der Name des Schuldners, der Lieferungsgegenstand, das Schuldkapital und die Quittung.

1. Laus Deo. Herr Koch, Rektor zu Plön . . . . Debet
pr. 1 Jahr die Leipziger Lateinische Zeitung . . . . . ℔ 12. 8.

Bei so verwirrtem Lauff der Sorge-schwangern Zeiten
Muß Hertz und Seele doch dem Höchsten dankbar seyn,
Daß wir in guter Ruh' ein neues Jahr beschreiten,
Und über Hamburgs Wohl uns noch, wie ehmals, freu'n.
Gott wohne ferner dann mit lauter Gnade drinnen
Und laß insonderheyt auf Ihn, geehrter Herr,
Und auf Sein werthes Haus die Seegen strömend rinnen:

Das wünscht aus treuer Brust Sein dienstbeflissener
Hamburg, d. 1. Januarii Daniel Bene.
Anno 1726.
Zu Dank bezahlt.

2. Laus Deo. Herr Rector Koch à Plon . . . . Debet
pr. 1 Jahr die Nova Lipsiensia . . . . ℔ 7. 8.

Nun tritt die Hoffnung doch dem Gräntzmahl immer näher;
Die mit dem wahren Geist des Staats begabten Seher

Versprechen uns gewiß in diesem neuen Jahr
Den Frieden, der bisher so weit entfernet war.
Komm denn, du Himmelskind, bring' jedem, der diß lieset,
Das, was seyn Hertz von dir zum Willkomm sich erkieset,
Setz unsre Handelschafft und jegliches Comtor
Durch deine Seegens-Frucht in einen neuen Flor.

Das wünscht besonders Ihm — Mein Hochgeehrter Herr
Hamburg, d. 1. Januarii — Bey Überreichung des
Anno 1730. — Sein dienstbeflissener
Zu Dank bezahlt. — Daniel Bene.

3. Laus Deo. Herr Rector Koch zu Plön . . . . Debet
pr. 1 Jahr die Nova Lipsiensia . . . . ℔ 7. 8.

Es wendet sich, Gott Lob! nun wiederum ein Jahr,
Das friedlich, fruchtbar, gut durch alle Welt fast war;
So laufft auch mein Courir auf dieses Jahr zu Ende:
Drum wünsch' ich, daß dein Wohl, Hochwerther Leser, nie
Sich ende, sondern Gott mit Gnaden spath und früh
Zu dir, und deine Gunst zu mir sich ferner wende.

Hamburg, d. 1. Januarii — Verbleibend
Anno 1732. — dessen dienstwilliger
Zu Dank bezahlt. — Daniel Bene.

4. Laus Deo. Herr Mag. Koch, Rector in Plön . . Debet
pr. 1 Jahr die Nova Lipsiensia . . . . ℔ 7. 8.
pr. voriger Jahresrechnung . . . . 7. 8.

Nach Würden und Gebühr, mir Hochgeehrter Kunde,
Des Krieges Anfang tritt zum Schluß des Jahres ein.
Nur Noth droht leider: fast dem gantzen Erdenrunde.
Viel Neu — doch Gutes nicht wird nun zu lesen seyn;
Jedoch getrost! Gott ist noch Herr und Rath im Lande,
Der große Wunder-Mann führt alles wohl hinaus;
Es sey, mein Gönner, dann nach Dero Wunsch und Stande
Der Friede Gottes nur stets um Ihr Hertz und Haus!
Sie wollen aber mir auch stets geneigt verbleiben,
Mir, die ich mich nunmehr betrübt muß unterschreiben

Hamburg, den 1. Januarii — E. E. dienstwillige Dienerin
Anno 1734. — Seel. Daniel Bene
ao. 1734 d. 29. Juni zu Dank bezahlt. — nachgelassene Wittwe.

Ob nicht die Form auch jetzt zum Gebrauch wieder zu empfehlen sein möchte?



Mitteilungen.

1. **Schwunghafter Kornhandel in Stapelholm zur Zeit des 30jährigen Krieges.** „Bürgermeister und Radt" der Stadt Schleswig beschwerten sich am 8. November 1624 bei Herzog Friedrich darüber, daß ihnen durch einige Stapelholmer, die alles Getreide aufkauften, das Korn und die Gärste verteuert werde. Es heißt in dem Schreiben: „Dann es verhält sich dergestaldt, daß Adolff Voigtt und Heinrich Rautenstein und andere alle Gärsten im Stapelholm aufkauffen, an frembde Ortere zu schiffen, soviel alß sie immer bekommen können, auch so gantz heuffig und sehr, daß bei Adolff Voigten allein der Garsten soviel zusammen getragen, daß seine Boden darunter niedergebrochen und ein ironisch oder kurzweiligh Geschrey ausgekommen: Der Gärste hätte einen Fall gekriegt, welches zwar bei ihme in facto, aber bey unß leider in figurlicher Meinunge das contrarium sich befindet." — Von Rautenstein wird berichtet, daß er mit seiner Frauen Schwester Manne Gerdt Köhne in Lübeck in Verbindung stehe, er habe den Preis des Korns von 6 auf 8 Mark verteuert, es der Stadt Schleswig zu Kauf angeboten mit dem Bemerken, er würde das Korn sonst nach Lübeck bringen. — Der Herzog bittet am 9. November seine Räthe, die „itzt nach Hadersleben zum Landtag deputiert sind" um Auskunft. Die Schleswiger petitioniren am 11. November zum zweiten Mal, der Herzog läßt sich erweichen und verbietet „bis auf ferneren Befehl" die Ausfuhr von Korn im Stapelholm. Drei Jahre später, am 28. September 1627, gebietet der Herzog, daß Adolff Voigt in Süderstapel an die Eingesessenen von Schleswig 1000 Tonnen Gersten „vor billiger Bezahlung" aus dem Lande lieffern soll, und am 22. November 1627 befiehlt derselbe, daß auch an

die Stadt Eckernförde, die sich wahrscheinlich ebenfalls mit einer Bittschrift an den Herzog gewandt hat, von Adolff Voigtt Gerste geliefert werden soll.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

2. **Ein Komet und seine Wirkungen in Süderstapel.** Anno 1680 den 18 Dezembris, war der Sonnabend ante Dom. 4 Advent, ist in Südwesten ein Comet gesehen worden von ungläubiger, schrecklicher Größe, davor sich männiglich entsetzt und viel geschrieben worden. Als nahm ich Anlaß den Sonntag anzuführen, daß diese Ruthe nicht vergebens am Himmel sey aufgestellet, sondern besorge, weil die scharffe Kriegesruthe nicht hat helffen wollen, daß Gott mit einer schärfferen Ruthen kommen werde; man sollte gehoffet haben, daß die Gerechtigkeit besser gehandhabet werde, aber es ist ärger worden. Das empfund der Landrichter (Justizrath Lic. Hermann Wetken) so übell, daß er auff dem Gastmahl des Friedrich Voigts (früherer Landvogt) mirs öffentlich vorhielt: „Ihr habt mich auff der Cantzel gehabt, was warn Euer Wort anders als Auffruhr, Auffruhr," an seine Brust schlagend, „Straff mich Gott, ich wills nicht sitzen lassen, ihr sollt revociren, ihr habt mich oder den Amptmann oder meinen Herrn gemeint." — Cui ego: (welchem ich antwortete:) „Habe ich Euch gemeint, wie Ihr sagt, so erwarte ich, was Gott nach seinem Willen werde über mich verhängen," stund auff und ging davon. Sein Bruder aber sprach, gieb dem Pfaffen ein weißen Sack, laß ihn lauffen den Schurken. — Doch hat mich mein Gott in seinen Schutz gehalten. Gott schütze mich und alle seine Diener weiter. Amen! (Pastor Großmanns „Memorabilia Stapelholmensia." 1654—80. Aus dem Manuskript mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

3. **Der Name der Stadt Husum.** Der Name der Stadt Husum scheint seiner sprachlichen Bedeutung nach nicht so bekannt zu sein, wie man das wegen seiner einfachen Zusammensetzung erwarten sollte. Husum ist nämlich kein alter Dativ (Laß), wie etwa Heide aus „zu der Heide," wo sich die Achtundvierziger (Regenten von Ditmarschen) versammelten. Man muß ja doch glauben, daß der Name entstanden ist, als die Bevölkerung noch friesisch war. Die friesischen Substantiva haben, wenigstens jetzt (s. Chr. Johannsen, Die nordfriesische Sprache, S. 131 ff.), entweder nur mit dem Nominativ gleichlautende Dativa, oder sie hängen im Dat. Plur. n, ar, an an den Stamm. Husum dürfte vielmehr ähnlich gebildet gebildet sein wie alle die vielen nordfriesischen Ortsnamen auf —um, deren Johannsen 5 von Sylt, von Föhr 11 und sonst noch 108 aus dieser Gegend aufzählt. Diese Endung —um wird im Sylter Friesisch hem gesprochen. Es ist klar, daß dieses —um, welches hem oder ham, oder am (Aamram = Amrum) gesprochen wird, dem englischen heim (Nottingham, Birmingham usw.), angelsächsischen Ursprungs, dem bayrischen heim (Mannheim, Weinheim usw.) gleich ist. Es wäre also Husum = Hausheim. Die Länge des u in der ersten Silbe steht dem nicht entgegen, obgleich friesisch das Haus hys heißt; denn die Friesen sprechen auch heute Husum wie Hys-ham, wovon der obengenannte Johansen S. 271 ff. mehrere Male den Beweis giebt. Auch würde fälschlich hiergegen eingewendet, daß eine Verbindung von Haus mit Heim Unsinn wäre. Können doch verschiedene Gebäude zum Heim werden. So giebt es in Bayern 2 Hüttenheime und 1 Hausheim noch heute. — Noch ein Einwand könnte hergenommen werden von der Existenz eines Husum in Hannover, welches man wohl nicht verkehrt mit Hausen, in Herrenhausen z. B., zusammenbringt. Indes, warum sollten auch dort nicht friesische Ansiedlungen angenommen werden, da sie in alten Zeiten weiter landeinwärts sich vorgefunden haben als jetzt.

Husum. P. D. Ch. Hennings.

In dem Ortsnamenbuch von Förstemann steht: „Haus — hausen — friesisch huysen, abgekürzt sen, oft auch se." Thomas sagt im „Etymologischen Wörterbuch geographischer Namen" über Husum, wobei er sich auf Buttmann und Strackerjan beruft: „Husum entspricht dem hochdeutschen hausen, ein Wort, das allein und in Zusammensetzungen sehr oft bei der Bildung von Ortsnamen zur Anwendung gekommen ist. Der Name zeigt die alte Dativform auf um, welche auf die Frage wo? gebraucht wird; ahd., as., mhd. hus, nhd. Haus; husum wörtlich: zu den Häusern." In seinem Werk „Das Herzogtum Schleswig" bemerkt Sach über Husum: „Husenbro 1252 = Husahembro, d. h. die Brücke an der Häuserstätte, jetzt Stadt Husum." Jellinghaus schreibt in seiner Abhandlung über holsteinische Ortsnamen: „In Eiderstedt und Nordfriesland giebt es über 50 echte alte Dorfnamen auf —um. Sichere alte Formen auf hem existieren von ihnen nicht, und andererseits ist die frühere Erklärung, wonach sie alte plurale Dativformen (auf um) wären, nicht recht haltbar. Jedenfalls darf die Thatsache, daß gerade die nordfriesischen Dörfer auf —um gehen, nicht ohne weiteres für Herkunft der Nordfriesen aus dem heimreichen Westfriesland und Niederland in Anspruch genommen werden, mit Rücksicht auf ihr Vorkommen in Jütland. Auffällig ist es freilich, daß gerade an den beiden Punkten außerhalb des alten Deutschlands, wo die Ansiedelungen der Deutschen im 3.—6. Jahrhundert historisch bekannt sind, in Belgien und Holland, die Heime massenhaft auftreten. Es läßt

sich nicht leugnen, daß die nordfriesischen Namen genau so gebildet sind wie die mit heim und um in den südlicheren Gegenden."

Wir sehen also daraus, daß die Sprachforscher einander widersprechen. Eckmann.

4. **Burger Eyd.** Ick lave und schwöre tho Gott dem Allmächtigen, dat ick düssem Rahde und düsser Stadt will truw und hold wesen, Eer Bestes söken unde Schaden affwenden, alse ick beste kan und mag, ock nenen Upsach wedder dussem Rahde und düsser Stadt maken, mit Worden edder Wercken, und efft ick wat erfahre, dat wedder düssem Rahde und düsser Stadt were, dat ik dat getrüwlik will vormelden. Ick will ock myn Jährlickes-Schott, inglicken Törkenstüer, Tholage, Tollen, Accise, Matten und wat sünsten twischen Einem Ehrb. Rahde und der Erbgesetenen Börgerschop belevet und bewilliget werd, getrüw- und unwiegerlick by myner Wetenschop entrichten und bethalen. Alse my Gott helpe und syn Hilliges Wort.

Johann Joseph Augustin hat als Groß Bürger obigen Eyd abgestattet.

Actum Hamburg 13ten December 1822.

G. Goaffeal.

Mitgeteilt von Heinrich Ankert in Leitmeritz.



Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. 30. Band. Kiel, 1900. 8°. Inhalt: Dr. Erichsen: Die Besitzungen des Klosters Neumünster von seiner Verlegung nach Bordesholm bis zu seiner Einziehung. — P. v. Hedemann: Hemmelmark, eine Gutswirtschaft des vorigen Jahrhunderts. — Dr. de Boor: Beiträge zur Geschichte der holsteinischen Familie von Saldern. — Dr. Aage Friis: Andreas Peter Bernstorff und die Herzogtümer Schleswig und Holstein (1773—1780). — Kleinere Mitteilungen: Jellinghaus: Eine Segeberger Urkunde vom Jahre 1342. — P. v. Hedemann: Zur Geschichte der Familie von Sehested und der Eidergüter. — Dr. Hofmeister: Der Sylter Chronist Hans Kielholt. — Dr. Steffenhagen: Eine neue Glossenhandschrift des Sachsenspiegels. — Daran schließt sich eine Übersicht über die in Schleswig-Holstein erschienene und diese Provinz betreffende Litteratur 1897—1900. Das Verzeichnis enthält nicht nur geschichtliche Werke, sondern berücksichtigt auch andere Gebiete. Gerade von den Lesern der „Heimat" wird diese Arbeit des Professors Dr. v. Fischer-Benzon mit Dank entgegengenommen werden, da dieselben sich an der Hand dieser übersichtlichen Darstellung leicht über die heimatliche neuere Litteratur orientieren können. — Mit einigen Nachrichten über die Gesellschaft schließt der Band. Willers Jessen.

Nordens Oldtid af W Dreyer. Sonderbeilage der Zeitschrift „Frem." Kopenhagen, 1900. Folio. 128 Seiten. Preis 2 Kronen. — Hat Dr. Sophus Müller in seinem Werke: „Nordische Altertumskunde," welches in deutscher Übersetzung in Straßburg (K. J. Trübners Verlag) 1897 erschienen ist, eine große wissenschaftliche Arbeit geliefert, so wird hier der Versuch gemacht, die Vorgeschichte so darzustellen, daß das Volk, der Bürger und der Landmann Interesse für dieselbe gewinnt. In anschaulicher, lebendiger Weise erzählt der Verfasser; die zahlreichen schönen, aus Sophus Müllers Werk entnommenen Illustrationen erleichtern das Verständnis, und ganz besonderes Interesse erregen die von Karl Jensen gezeichneten Scenen aus dem Volksleben. Als Beilage der sehr gelesenen Zeitschrift „Frem" hat dieses populäre Werk auch in Nordschleswig eine große Verbreitung gefunden. Willers Jessen.



Anfrage.

1. Wo kommt Amanita (Agaricus) muscardus (L.) Fries, der gemeine Fliegenschwamm, und seine Varietäten: a. var. formosa Pers. (Warzen und Stiel gelblich), b. var. rubens Scopoli (Warzen und Stiel rötlich), c. var. puella Pers. (ohne Warzen) in der Provinz Schleswig-Holstein vor? (Angabe von Kreis, Stadt, Dorf, Ortschaft.) — 2. Welche Bestände liebt er? (Kiefern, Rottannen oder andere Holzarten: Birken usw.) (Angabe von Wald, Hölzung, Revier und wo dieselben? Bodenart.) — 3. Führt der gemeine Fliegenschwamm resp. seine Varietäten in der Provinz außer der Bezeichnung „Poggenstöhl" noch eine andere und wo? Um recht ausführliche Mitteilung betreffs obiger Fragen ersucht

Niendorf b. Breitenfelde, Kr. Hrzt. Lauenburg. W. J. Goverts.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

# Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 2. Februar 1901.

Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

Es ist schlecht, Bauer zu sein, hört man heute klagen, vor 60 Jahren war's aber schlechter, und damals war noch nicht die schlechteste Zeit.

Mir sind besonders die Jahre 1836—1842 in Erinnerung. Manches Pfund Butter habe ich als Knabe in die Stadt getragen und manches Stieg Eier, habe aber — selbst in Hotels — nie mehr als 4 Schilling (30 Pf.) für die eine wie für die andere Ware bekommen können. Eine Tonne Kartoffeln kostete 16—20 Schilling, die beste Sorte wohl 24 Sch. (1,20 M., 1,50 M., 1,80 M.). Ein Fuder Torf, stundenweit gefahren und auf den Boden gebracht, kostete 20—22 Sch. (1,50 M. bis 1,65 M.). Von einem nüchternen Kalbe wurde im Grunde nur das Fell bezahlt, das Fleisch wurde für höchstens 3 Sch. (22½ Pf.) à Vorder- und 4 Sch. (30 Pf.) à Hinterviertel verkauft. Wurde dies Fleisch im Hause verzehrt, dann schämten wir Kinder uns, solches auf unserm Brot bei der Schule zu zeigen. Käse kostete 1½ bis 2 Sch. (11¼ bis 15 Pf.) das Pfund; Schafe und Lämmer wurden (wie Kälber) an den Schlachter verkauft, aber Schweine meines Wissens nie. Speck verkaufen war eine Schande und galt für ein Zeichen schlechter Wirtschaft. Fleisch, Speck und Würste hingen an der Decke der großen Tenne im Rauch, meistens überjährig, und es galt für ein Zeichen guter Wirtschaft, wenn ein paar Jahrgänge des Schlachtens sich hier präsentierten. — Wie die Kornpreise standen, kann ich nicht erinnern; sie waren jedenfalls niedrig.*)

Freilich waren die Ausgaben der Einnahme entsprechend. Ein Knecht bekam im Durchschnitt etwa 10 Rthlr. (36 M.), ein Dienstmädchen 5 Rthlr. (18 M.) Lohn nebst einigen Naturalien, bestehend in Flachs, Wolle, Leinen,

*) Oft habe ich erzählen hören, Bauern aus der Mitte Angelns seien — in den zwanziger Jahren? — mit Hafer nach Schleswig gefahren, der dort 1 Rbthlr. (2,25 M.) kostete; sie hörten aber, daß er in Rendsburg ein Drittel (2,37½ M.) koste, und fuhren nun, um den einen Schilling zu erhalten, mit ihrer kleinen Last durch die sandigen Wege die 3½ Meilen weiter! So schlecht war es vor 60 Jahren nicht mehr.

einem Anzuge, auch wohl einem Schaf, in Futter und Gras usw. Und doch war solcher Lohn verhältnismäßig hoch, denn der Knecht konnte für sein Geld ein brauchbares Arbeitspferd und die Magd für ihren Teil eine gute Kuh kaufen. — Die Staats- und Gemeindesteuern waren, wenn auch mannigfaltig, doch gering. Desto mehr lästige Verpflichtungen lagen den Bauern ob. So wurden mitunter ganze Dörfer nachts aus dem Bette gejagt, um irgend einem im Dreck oder Schnee festgefahrenen Fuhrmann auf der eine Stunde entfernten Landstraße mit Vorspann und Gerät herauszuhelfen. Ein anderes Mal mußte mit irgend einem Beamten oder gar einem zu transportierenden Vagabonden eine meilenweite Fuhre gemacht werden, oder es kam im Sommer die Ordre, das Gras auf den Wiesen beim Schlosse Gottorf zu mähen, das Heu zu bereiten usw., oder es sollte der lange Mühlenstrom bei der Schloßmühle, in welcher sie wegen des Mühlenzwanges nicht einmal mahlen lassen durften, gereinigt werden. Im Herbste mußte jedes Haus einen Mann zur Treibjagd stellen, und im Sommer oft noch das Wild vom Felde jagen, im Winter auch wohl die Hölzung nachts vor Dieben bewahren usw. Daneben wurden wir fast täglich von Bettlern in ganzen Scharen und von allerlei fahrendem Volk belästigt, mit denen wir uns durch Gaben von Brot, Grütze, Fleisch, Kartoffeln usw. abfinden mußten.

Unter all solchen Umständen war bei einer Bauernwirtschaft nicht viel zu werden, und erst recht nicht, wenn einer gar einige Hundert Thaler Schuld mit 5 % zu verzinsen hatte. — Geld war denn auch überall ein rarer Artikel. Wer einmal 100 Thaler auf seine Hypothek leihen mußte, konnte Dörfer absuchen, ehe er sie fand, und wenn er sie gefunden, bekam er sie schwerlich, denn seit dem Staatsbankerott (1813) war die Angst ums Verlieren so groß, daß jeder lieber seine sauer ersparten Thaler versteckt hielt. — Geld mußte daher gewöhnlich in der Stadt geliehen werden.

Das tägliche Leben verlief unter solchen Verhältnissen denn auch sehr einfach. Oberster Grundsatz war, jede unnötige Ausgabe zu vermeiden, den Schilling zu sparen, selbst thun und selbst machen, was irgend möglich war.

Als Beispiel solchen Lebens führe ich die Leser in ein Dorf südlich von Schleswig, in der Nähe der Danewirke, wo ich die genannten, noch in der Erinnerung so schönen Jahre, zugebracht habe. Ich nenne es ein sächsisches Dorf, weil damals das alte Sachsenhaus mit seiner großen Diele und ohne Schornstein fast ausschließlich herrschte, die Bewohner unzweifelhaft sächsischen Stammes waren.

Es war ein recht großes Dorf. Mindestens 20 „halbe Hufen“ (2 Pferde, 8 bis 10 Kühe, Jungvieh, Schafe wurden gehalten), etwa 10 „Katen“ (die auch uoch 2 Pferde hielten — wegen der langen Feldwege) und einige „Insten“ (die nur Kühe hielten) lagen längs der gepflasterten

Dorfstraße, teilweise eng und unregelmäßig gebaut, mit kleinen, offenen Vorplätzen, auf welchen meistens der Düngerhaufen prangte, mit kleinen, wenig gepflegten Gärten, und überhaupt mit wenig Schmuck und Behagen ausgestattet.

Die Umgebung des Dorfes bot dagegen manche schöne Partie und herrliche Fernsichten, die aber wohl kaum gehörig gewürdigt wurden.

Mietsleute gab es wenig, Arme fast gar nicht. — Alle Bewohner lebten ohne irgend welchen bemerkbaren Standesunterschied neben- und miteinander, dutzten sich sämtlich, nur die Alten wurden mit „Ji" angeredet, wie denn auch die Kinder ihre Eltern so anredeten. — Die Kirche war in der Stadt — eine Stunde entfernt — und wurde wenig besucht. Den Pastor erinnere ich im Dorfe nur von der jährlichen Schulprüfung, wo der alte Herr, auf einem Lehnstuhle sitzend, sich von jedem Schüler etwas vorlesen ließ, das immer seinen Beifall fand. — Die Dorfbewohner waren ein braves nnd biederes Volk, stets zu gegenseitiger Hülfe bereit und unerschütterlich an Sitte und Zucht haltend.

Kehren wir nach dieser Orientierung in eins der Häuser ein. — Wir gelangen durch die große Diele in die der Straße abgewandte Wohnung. Diese besteht aus Stube und Pesel, auch wohl noch einer kleinen Kammer zum Beiseitesetzen von Gerümpel und dergleichen. Die Möbel sind: eine hölzerne Bank hinter dem Tische, hölzerne Stühle und Lehnstühle, wohl mit bunten Kissen belegt, oder mit einem Sitz von geflochtenen Strohseilen. — Der Ofen ist ein Beileger, an den Seiten mit eingegossenen biblischen Bildern geschmückt und auf hohem Fußgestell stehend. Die Beleuchtung liefert die Thranlampe, an verstellbarem Gestänge hängend, mit Binsen- oder Baumwollendocht, an Festtagen brennt auch wohl ein Talglicht mit der Lichtschere daneben. Die Betten sind in Wandbettstellen, mit Schotten oder Thüren davor, angebracht. Gardinen, Vorhänge, Tischdecken und dergleichen sind kaum bekannt, dagegen stehen bunte Teller und Schüssel in einigen Häusern auf einem Regal oben an der Wand herum. Bilder von einiger Bedeutung sieht man selten an den Wänden.

Die Kost ist ebenfalls einfach, aber solide. Die Produkte der Wirtschaft sind in genügendem Maße vorhanden. Milch und Butter, Speck und Fleisch (geräuchert), Mehl, Grütze, Kartoffeln, Erbsen und Kohl usw. bilden die Stoffe, aus denen ohne große Kunst die täglichen Mahlzeiten bereitet werden. Gemüse außer den gewöhnlichsten Suppenkräutern wird wenig oder nicht gebaut, doch darf der Schnittlauch für die Pfannkuchen nicht fehlen. — Gewürze vom Kaufmann müssen möglichst gespart werden. — Das tägliche Getränk bildeten Milch und Buttermilch, Bier wurde nicht gebraut; Kaffee wurde aber verhältnismäßig viel und stark getrunken (selten von Kindern), und „Kaffee und Zucker" waren denn auch die Artikel, für welche im Laufe des Jahres das meiste Geld an den Kaufmann ausgegeben wurde. — Frisches Fleisch (etwa 15 bis 20 Pf. das

Pfund) wurde selten gekauft. — Wenn die Roggenernte begann, wurde meistens ein Lamm geschlachtet und bei besonderen Gelegenheiten wohl ein Huhn in den Topf gesteckt. Der Küchenzettel schrieb fast unweigerlich vor: am Sonntag Suppe, am Sonnabend Pfannkuchen, an den übrigen Tagen wurde gewechselt. — Backwerk war nicht im Hause, höchstens einige Zwiebäcke. Zum Jahrmarkt und zur Gilde kauften wir Kinder uns für 1 Sechsling (3³/₄ Pf.) eine Maulschelle oder einen anderen Kuchen, das war aber ein Ereignis. Kam Vater von der Stadt, dann wurde, wenn die paar gekauften Waren von Mutter herausgenommen waren, der mit Heu gefüllte Korb durchsucht, und fanden wir dann einen oder zwei Zwiebäcke, dann gab's große Freude! Ein Konditor war nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Die Kleidung bestand aus eigengemachten Stoffen, die tägliche der Männer größtenteils aus Leinen, das im Sommer weiß, im Winter blau gefärbt, getragen wurde. Höchstens das Halstuch wurde gekauft, selten aber eins aus Seide. Taschentücher sah man an gewöhnlichen Tagen nicht. Holzschuhe und Holzpantoffeln bildeten für Männer und Frauen das Fußzeug, Stiefel und Schuhe wurden nur an Sonn- und Festtagen, auf Besuch im nächsten Dorfe oder in der Stadt, angezogen. Die Kopfbedeckung bestand in einer leichten Mütze, bei den Frauen in einem hinten aufgekrempten Strohhut. — Kurze, schwere Röcke, Mieder und eine eckige, glatt anliegende steife Mütze war die tägliche Tracht der Frauen.

Der Festanzug der Männer bestand aus dickem, gestampftem Wollstoff, und die Volkstracht — soweit sie noch vorhanden war — verlangte: rote Drellweste, kurze Jacke und darüber den langen dunkeln Rock, auf dem Kopfe eine runde Schirmmütze.

Die Frauen trugen als Festtracht kurze, längsgestreifte, schwere Röcke, und zwar die Mädchen in hellen, die Frauen in dunkeln Farben, ein dunkles Mieder und im Gürtel silberne Platten mit Knöpfen und edlen Steinen. Die eckige, unterm Kinn gebundene Mütze deckte die stark zurückgekämmten, mitunter gar geschnittenen Haare, und war bei den Mädchen buntfarbig, mit Golddraht durchnäht und eingefaßt, bei den Frauen, vom Tage der Hochzeit an, schwarz. — Bei Ausfahrten und Kirchgängen kam der große, dunkle, wagerecht den Kopf bedeckende, das Gesicht tief beschattende Hut von Wachstaft zum Vorschein. Kleider von gekauften Stoffen zu tragen wurde als eine Schande und als Zeichen verlotterter Hauswirtschaft (schlechter Hausindustrie) angesehen.

Die regelmäßige Beschäftigung der Hausbewohner richtete sich nach der Jahreszeit. Sie bestand im Sommer größtenteils in Feldarbeit, wobei alt und jung, groß und klein, Mann und Weib, jeder nach seinen Kräften, in Anspruch genommen wurde. Im Winter hatten die Männer das Dreschen zu besorgen, auf das Vieh zu passen, und was sonst in und bei dem Hause erforderlich war, auszurichten.

Die Frauen hatten dann Flachs zu hecheln, Wolle zu kratzen, zu spinnen, stricken, nähen, haspeln, Schnüre zum Besatz der Kleider zu „slüngen“, breitere Bänder zu gleichem Zweck zu weben (mittelst eines kleinen Weberahmens) usw. Die Kinder, welche im Sommer nicht viel in die Schule kamen, besuchten sie jetzt regelmäßig.

Mit Eintritt der Dunkelheit sammelten sich alle in der Stube, Herr und Frau, Knecht und Magd und Kinder. Bei der Lampe saßen die Frauen mit ihrer Arbeit und die Kinder, um ihre tägliche Lektion zu lernen (schriftliche Arbeiten für die Schule kannte man nicht). Die Männer saßen etwas zurück, drehten vielleicht Strohseile zur Benutzung beim Decken im Sommer, oder sie schnitzten Löffel und andere Sachen, machten den Kindern Spielzeug, strickten Fischer- und Wollnetze usw., oder sie saßen hinten im Halbdunkel am Ofen, rauchten, erzählten Geschichten, hatten auch wohl vom Nachbarn Besuch oder gingen einmal auf Besuch aus, im Falle gänzlicher Beschäftigungslosigkeit machten sie sitzend auch mal ein Schläfchen, aus dem die Kinder sie gerne aufscheuchten. Gelesen wurde sehr selten. Zeitungen hielten nur der Lehrer und der Schmied, vielleicht auch der Bauervogt. Irgend ein lesbares Buch (außer den Schulbüchern, wovon es auch wenige gab) fand sich wohl nur bei den beiden Erstgenannten, doch erinnere ich, von Gellerts Fabeln gehört zu haben. — Wenn das Abendessen verzehrt, das Vieh „abgefuttert“, dann ging's früh zu Bett, um früh wieder am Platze zu sein.

Wir Kinder hatten im Winter unsere eigenen Vergnügungen. Außer der Schulzeit wurden Schlingen von Pferdehaaren gemacht, auf dem Hofplatze Vögel gefangen, besonders Buchfinken, diese schnell ausgelöst, ins Haus getragen, wo sie in einer Kammer, hie und da auch wohl in der Wohnstube frei umherlaufend, den Winter über durchgefüttert wurden. Es war ein besonderes Vergnügen, dann und wann die Runde im Dorfe zu machen, die Vögel der Kameraden zu besehen und zu ermitteln, wer die meisten und schönsten hatte. Ein Festtag aber war es im Frühjahr, wenn die Gefangenen in Freiheit gesetzt wurden! Dann wurden die benachbarten Freunde zusammengerufen, und nun ging's von Haus zu Haus, das lustige Entfliegen unserer bunten Lieblinge mit anzusehen, und stolz war der Knabe, welcher seine im besten Stande abliefern konnte.

Ein anderes Vergnügen war das Bilderbesehen. Zum Jahrmarkt, und sicher in dem um die Fastenzeit abgehaltenen Dommarkt, wurde ein Bilderbogen (Neu-Ruppin bei Gustav Kühn) mit vieler Mühe ausgesucht und gekauft. Darauf mußte in der Regel eine Geschichte (von Robinson, Rotkäppchen u. a.) in kleinen Bildchen und mit vieler Schrift enthalten sein. Diese wurden von Jahr zu Jahr aufbewahrt, und nun ging's im Winter von Haus zu Haus, diese Sammlungen zu besehen, die Geschichten zu lesen, wieder zu erzählen usw.

Die schönsten Stunden aber waren die, in welchen uns von den

Erwachsenen, von Vater, Mutter oder Großmutter, auch von Knecht oder Magd, Geschichten, Märchen und Sagen erzählt wurden. Wir gingen zu dem Ende auch im ganzen Dorfe Haus ein und aus, und wußten bald, wo und von wem die schönsten Geschichten zu hören waren, übten uns zwischenein auch, einander das Gehörte wieder zu erzählen. Alte, nach und nach fast ins Sagenhafte umgestaltete Geschichten aus früheren Kriegen, über die nahe Danewirke usw. — wußte besonders eine alte Nachbarin sehr viele, und wir hörten ihr gerne zu. Sie erzählte in anschaulicher Weise, was sie von Mutter und Großmutter gehört hatte, und zeigte — wie durchweg die meisten Bewohner — ein starkes und lebhaftes Gedächtnis.

Zur Abwechselung wurden im Ofenwinkel auch Rätsel aufgegeben und gelöst, dies und jenes Gesellschaftsspiel ausgeführt, und — wenn wir ans Licht kommen konnten, auch mal ein Kartenspiel (Schwarzer Peter oder Brus) gemacht.

Lag im Winter Eis auf den überfluteten Dorfwiesen, dann ging's Sonntags dorthin, aber meistens nur zum Glitschen („Schurren"), Schlittschuhe sah man selten, die kosteten ja Geld. Eine einfache Art Eiskarussell, bestehend aus einem Schlitten, der mittelst eines Taues an einem Pfahl befestigt war, und dann herumgetrieben wurde („Hurren") wurde als etwas Neues eingeführt.

Im Sommer waren unsere Vergnügungen ganz anderer Art. Dann zogen wir truppweise in den nahen Wald, wo, je nach der Jahreszeit, Vogelnester gesucht (aber verbannt war, wer ein Nest anrührte!), Blumen oder Beeren gepflückt, auf lichten Plätzen Lager gehalten, die Vögel und anderes Getier belauert, Geschichten erzählt wurden usw. — Ein Dienstjunge aus der Stadt lehrte uns als etwas ganz Neues das Baden, und dieses wurde denn auch bald in einer neuen, flachen und klaren Mergelgrube am Walde eifrig betrieben. Einen so schönen und freundlichen Wald und ein solches Interesse an demselben habe ich in meinen späteren Aufenthaltsorten nie wieder finden können, und anfangs recht schmerzlich entbehrt. So schöne und reichliche Maiblumen („Lirren"), Waldhyazinthen („Nachtviolen" — Platanthera), solche Fülle von Erdbeeren, so viele Vogelnester, so viele Fuchslöcher und interessante Plätze wie „Köllerhöst" (ein alter Opfer- oder Köhlerplatz?) gab es anderswo nicht wieder. — Leider wurde der in meinen Augen so schöne Wald in den Kriegen 1848—50 und 1864 zur Herstellung von Verschanzungen, Blockhäusern usw. an der Danewirke, noch mitgenommen, ist aber, wie ich vor Jahren mich überzeugt habe, wieder gut herangewachsen.

Feierlich kam es uns vor, dann und wann einmal nach der entgegengesetzten Seite des Dorfes am Sonntagmorgen bei hellem Sonnenschein hinauszuziehen, in den engen, von hohen Hecken eingeschlossenen „Reddern" wie auch in den Hecken um die Koppeln die Vogelnester zu besuchen, und

dann auf eine Erhöhung hinaufzusteigen, und hier über die nahen zahlreichen Schluchten und kesselförmigen Wiesen und die etwas weiter entfernten Wälder hinweg auf die Schlei und die Stadt Schleswig mit dem so schön belegenen großen Schlosse Gottorf zu sehen! Hier zu lagern, und um Mittag die Wache mit der „türkischen Musik" zum Schlosse hinaufziehen zu hören, bildete einen wahren Hochgenuß! — Mitunter gab es aber auch einen Strauß auszufechten mit den Stadtknaben, die hier hinauszogen, uns die Beeren und Nüsse wegholten und — wie wir meinten — die Vogelnester zerstörten.

Doch, wenden wir uns wieder zum Dorfe zurück. Hier ist im Laufe des Vormittags alles sonntäglich eingerichtet: Straße und Hof gefegt, der Düngerhaufen regelrecht aufgesetzt und geebnet, Diele und Stuben gereinigt, das Geschirr auf der „Blink" blank gescheuert, und die Leute im Sonntagsanzuge. Herr und Knecht stehen rauchend in der großen Pforte und schauen über die gebrochene Mittelthür auf die Straße hinaus. Nach Mittag werden gegenseitige Familienbesuche gemacht, und bei gutem Wetter belustigt sich das Jungvolk auch wohl auf irgend einem Platze im Dorfe an einem harmlosen Volksspiele.

Bei aller Einfachheit waren die Dorfbewohner ein fröhliches Völkchen, das sich auch gerne einmal einen Extragenuß bereitete. So wurde u. a. im Winter wohl einmal von den jungen Leuten ein Tanzvergnügen veranstaltet. Die Vorbereitungen dazu waren bald gemacht. Da es kein Wirtshaus gab, ging man zu irgend einem Bauern und bat um die Erlaubnis, auf seiner Diele tanzen zu dürfen, was bereitwilligst gestattet wurde. Nun wurde ein kleiner Tisch mit einem Talglicht darauf hinausgestellt, und ein paar Mann sangen, flöteten und klopften an die Bettschotten des Knechtes (im „Sittelsch"), das war die Beleuchtung und die Musik. Hatte einmal einer eine Handharmonika, dann war alles vollkommen. Hans und Gret tanzten nun in Holzschuhen, Holzpantoffeln oder Schuhen und Stiefeln ein paar Stunden auf der Lehmdiele herum, waren dabei ebenso vergnügt, wie unsere jungen Leute jetzt auf dem feinsten Ball, und das ganze Vergnügen kostete nichts.

An den Jahrmärkten, auf den Gilden und auf Hochzeiten wurde in vollem Maße der Tanzlust genügt, und dann ging alles wieder seinen ruhigen Gang.

Im Sommer, wenn die Saat bestellt und der Torf fertig, dann gab's frohe Volksfeste. Das Jungvolk, Knechte und Bauernsöhne, hielt seine Gilde, bestehend in feierlichem Umzug, Ringreiten und Tanz. Alle zwei oder drei Jahre feierten die verheirateten Männer ihre „große Gilde". Das war das Hauptfest und erforderte manche Vorbereitung. Alle Häuser wurden vorher geputzt. Die Frauen fugten mit Lehm die etwa verfallenen Tafelwände, weißten mit Kalk inwendig und auswendig und schwärzten das Stenderwerk mittelst kohlehaltiger Erde aus der Hölzung (von

„Köllerhöft"). Der Sonntagsstaat wurde selbstverständlich für groß und klein in stand gesetzt oder erneuert. Am Festtage zogen nun die Gildebrüder festlich geschmückt, in zwei Abteilungen, voran die Alten und hinterher die Jungen, Zylinder mit rotem wehenden Bande auf dem Kopf, im langen Rock, die Büchse auf der Schulter, unter Vortritt von Musik durchs Dorf. In der Mitte beider Abteilungen wurden auf hoher Stange in einem Kranze die drei Gewinne getragen: ein silberner Eßlöffel, eine zinnerne Bierkanne und ein zinnerner Kroos (eine halbe Kanne). — Ein von hohen Knicks eingeschlossenes, sackförmiges „Redder" war das Ziel des Zuges und der Schauplatz des Wettkampfes. Am Ende des Redders stand die Scheibe und am Eingange die provisorische grüne Laube („de Löw"), von welcher aus auf Anlage geschossen wurde.

Nach Beendigung des Schießens und Verteilung der Gewinne brachte der Festzug die Helden des Tages jubelnd an ihre Häuser, und von da ging's dann ins Gildehaus zur lustigen Feier.

Wurde einmal eine Hochzeit gehalten, dann wurde das Fest durch Schießen bei der Ankunft des „Brautzeugs" (Aussteuer) am Tage vorher eröffnet, worauf am folgenden die eigentliche Feier folgte.

Alle diese Feste wurden im wesentlichen in gleicher Weise gefeiert. — Vor der Thür des Festhauses hing auf langer Stange ein buntbebänderter großer Kranz; Musikanten nahmen die Gäste mit einem Tusch in Empfang. Das Thor der großen Diele stand offen, die Stallungen an den Seiten waren mit Leinen verhängt, mitten über der Diele hing von der Decke herab an langer Stange ein festes horizontales Holzkreuz, das sechs oder acht Lichte trug. Das war der Tanzsaal. In einem Winkel der Diele (im „Sittelsch") lagen eine oder zwei Tonnen Dünnbier und daneben verschiedenes Geschirr, aus welchem beliebig getrunken werden konnte. Die Honoratioren (meistens die Alten, welche nicht tanzten) saßen in der Stube oder im Pesel und tranken einen Schnaps zum Bier. Das Jungvolk tanzte und machte abwechselnd Besuch im Dorfe, denn die ganze Nachbarschaft feierte. Die Häuser standen hier die ganze Nacht offen, und der Kaffeekessel dampfte unaufhörlich. — Truppweise besuchten die Festgäste ein Haus nach dem andern; je mehr kamen, desto größere Ehre war's für die Hausfrau. Unmassen starken Kaffees wurden getrunken, und ein wirklicher Kaffeerausch war oft das Ende des Festes, das — wenig oder nichts gekostet hatte.

Mit diesen vorgeführten Bildern jenes Dorflebens mag es genug sein. — Jetzt sieht es dort anders aus. Das Sachsenhaus ist verschwunden, vom Hofplatz ist der Düngerhaufen entfernt, die Gärten sind mehr gepflegt, die Volkstracht ist abgelegt und, — in der Schatulle ist Geld. Denselben Besitz, der 1836 (allerdings mit „Abnahme") 1400 Rthlr. (5040 M.) kostete, 1842 für 1700 Rthlr. (6120 M.) verkauft wurde, schätzte vor 20 Jahren (ohne Abnahme) der Besitzer auf mindestens 12000 Rthlr.

(43 200 M.). Die Preise für die Produkte sind seitdem in einer langen Reihe von Jahren gestiegen und damit auch der Wohlstand. Es sind seit Jahren zwei Wirtshäuser im Dorfe, doch scheinen die nicht stark besucht zu werden. — Die Leute wohnen und leben besser, als ehedem, ob sie sich glücklicher fühlen, mögen sie selber wissen. Ich aber kehre dann und wann gern einmal wieder bei ihnen ein, finde aber leider wenige Altersgenossen mehr vor.

Harro Paul Harring.*)

Von O. C. Nerong-Dollerup und P. J. C. Andresen-Rabenholz.

II.

Es kam das Jahr 1848. In Schleswig-Holstein begann man mit dem alten Erbfeinde zu ringen um des Landes Freiheit, Ehre und Recht. Da eilte auch Harring schnell herbei. Bald war er in Hamburg, von wo aus er sein Heimatland Schleswig-Holstein aufsuchte. In Bredstedt hielt er eine begeisterte Rede an seine speziellen nordfriesischen Landsleute. Nachdem er sie gehalten, verteilte er die im Druck vorliegende Rede, welche das Motto führte:



„Es schmiedet kein Hammer das Eisen so fest,
Daß die Kette sich nicht zersprengen läßt.
Der Hammer schmiedet, — die Kette zerreißt,
Und die höchste Kraft ist des Menschen Geist."

In seiner Selbstbiographie Rhonghar Jarr zeigt sich Harring nur als der Vorkämpfer einer freien Konstitution, und über die Revolution spricht er sich dort sehr abfällig aus. So sagt er z. B. in dem 4. Band dieses Werkes: „Ich kam frühe mit meinem Wollen und Willen aufs reine. Auf das Volk wirken,

*) Obiges Bild Harrings stammt aus dem Jahre 1840, in welcher Zeit er in Brasilien weilte. Der auf demselben mit abgebildete Hund, ein schwarzer, seidenhaariger Newfoundländer, hieß Fingel. Er war seit September 1837 Harrings Gefährte und Liebling. Da der Hund nun 1840 in Brasilien erkrankte, sandte Harring ihn zu Verwandten bei Tönning, woselbst er 1841 starb. Als sein Herr den Tod seines Lieblings erfuhr, dichtete er darauf eine Elegie, in welcher er u. a. folgende Verse sagte:

„Mir ward auf Erden nur ein einzig Wesen
je zugesellt als trauliches Geleit,
in Treu', die nicht der Tod vermag zu lösen:
Ein Tier in menschlicher Vollkommenheit —
ein Freund, der oft mir mehr als Freund gewesen,
wenn seines Blickes ausdrucksvolle Strahlen
mein Inneres trafen in der Erdennacht Qualen."

daß es sich selbst erkenne in seiner Würde, auf die Jugend wirken, daß in ihr ein kräftig Volk erblühe, den Höheren frei entgegentreten und ihnen die Wahrheit sagen, damit sie wissen, daß die Wahrheit kein Lehn ist, recht thun, die Wahrheit reden und niemand scheuen, das sei der Weg, auf welchem jeder Einzelne wirken möge zum Heil des Ganzen." Wie ganz anders klingt aber diese seine Rede in Bredstedt! Da spricht er sich entschieden aus gegen das konstitutionelle Königtum, das er ein Mittelding nennt, Kirche und Staat zu vereinigen. Hier ist er ein echter Republikaner, nicht aber ein Dänenfresser, wozu man ihn fälschlich in seinem, 1848—1850 und auch später viel gesungenen Liede „Der Hufschmied" gemacht hat. Dieses lautet nach Harring, wie folgt:

1. Wenn ich an der Esse steh'
Und das Eisen glühen seh',
Möcht' ich immer Waffen machen;
Denn was nützen and're Sachen,
Da wir ohne Vaterland
Untergeh'n in Schimpf und Schand'.
Wer sich zum deutschen Volk bekennt,
Für Vaterland und Freiheit brennt
Und irgend Waffen führen kann,
Der schaff' sich eilig Waffen an!

2. Bin ich gleich ein Hufschmied nur,
Eisen lieb' ich von Natur.
Doch als Waffe macht's mir Freude;
Meine liebste Augenweide
Wär' ein Schwert in meiner Hand,
Blutig für mein Vaterland.
Wer sich zum deutschen Volk bekennt rc.

3. Wenn im Dorf schon alles ruht,
Schür' ich eifrig noch die Glut,
Schmiede bei verschloss'nen Thüren
Waffen, die das Volk wird führen
Für das heil'ge deutsche Recht
Gegen Fürst und Fürstenknecht. *)
Wer sich zum deutschen Volk bekennt rc.

4. Wer des Tags mich schaffen sieht,
Merkt wohl, daß mein Feuer glüht;
Aber, daß ich so beim Hammer
Seufz' um meines Volkes Jammer —
Das merkt keiner wohl so leicht,
Und doch ist mein Aug' oft feucht.
Wer sich zum deutschen Volk bekennt rc.

*) Statt dessen sang man hier in Schleswig-Holstein:
„Gegen Dän' und Dänenknecht."

Von Bredstedt aus besuchte Harring seinen Bruder in Seheſtedt und zog von da nach Rendsburg, wo er bei Louis Fricker eine Zeitung „Das Volk" herausgab. Hier redigierte er auch die Gesamtausgabe seiner 62 Schriften, von denen aber nur ein Heft erschien. Seines Bleibens war auch in Rendsburg nicht lange. 1849 ging er nach Christiania, wo er aber ausgewiesen wurde. Darauf war Kopenhagen sein Reiseziel; aber auch dieses verschloß ihm seine Thore. Da ging er nach London, wo er Mitglied eines „europäischen demokratischen Zentral-Komitees" wurde, aber in so gedrückten Verhältnissen lebte, daß er öffentlich um Rettung vor dem Hungertode bat. Als er sich in dem Jahre 1854 wieder in Hamburg zeigte, wurde er verhaftet, kam aber mit Unterstützung des amerikanischen Konsuls wieder frei und wanderte nach Brasilien aus, woselbst er bis 1856 in Rio de Janeiro wohnte, dann aber nach London wieder zurückkehrte. Er lebte nun teils in London, teils auf der Insel Jersey in den kümmerlichsten Verhältnissen, so daß er sich veranlaßt sah, im Jahre 1860 die dänische Regierung zu bitten, ihm ein Plätzchen auf vaterländischem Boden zu gewähren, nur einen Raum, der groß genug sei zum Sterben, und sei es auch nur ein Staatsgefängnis. Diese Bitte wurde ihm gewährt; aber er machte keinen Gebrauch davon. Bereits im Jahre 1842 hatte er von London aus an seinen ehemaligen Gönner Christian VIII. eine ähnliche Bitte gesandt, aber keine Antwort erhalten. Er schrieb damals: „Ich bitte nicht um Gnad' noch Amnestie, ich such' Asyl im Vaterland, und falls ich in der That gefährlich wär' den fremden Mächten, wünsch' ich in einer dän'schen Festung als Gefangener auf Lebenszeit zu weilen, unter der Bedingung, daß ich menschlich dort behandelt, und daß ich niemals ausgeliefert werde an fremde Mächte."

Von Jugend auf war Harring sehr religiös. Seine fromme Mutter war

ihm in dieser Beziehung ein edles Vorbild. Wie innig ist nicht das nachfolgende Gebet, das er schon als vierzehnjähriger Knabe schrieb:

O laß mich denn, o Herr, auf immer wallen
Die schmale, sich're Bahn!
Verleih' mir einst dein göttlich Wohlgefallen,
Nimm stets dich meiner an!
Wenn ich mich kindlich betend zu dir wende,
Erhöre dann mein Fleh'n!
Laß mich an meines Lebens Ende
In deinen Himmel geh'n!

Auch in seinem späteren Leben nahm er oftmals seine Zuflucht zum Gebet. So erzählt er in seinem Rhonghar Jarr, daß er öfters auf dem Rückwege vom Hause seiner Mutter nach Husum laut betete, und daß dann heiße Thränen hinabrollten auf das welke Heidekraut. Während seines Aufenthalts in Kiel besuchte er regelmäßig die Gottesdienste des weitbekannten Pastors Claus Harms. Er sagt selbst, daß er diesem viel verdankt; er nennt ihn den größten Kanzelredner, welcher nach seiner Meinung das apostolische Wesen in der rechten Art und Würde trug, und er bedauerte es später oftmals, daß er nicht seine persönliche Bekanntschaft gemacht habe. In allen seinen Schriften, wenigstens in den vielen, die mir zu Gesicht kamen, spricht sich eine tiefe Religiosität aus. Als er am 20. April 1820 in Wien ankam, bildeten die Strahlen des Morgenrots ein großes helles Kreuz. Da fragte er: „Was wolltest du, o heilig Kreuzeszeichen, mir bedeutungsvoll mit deinem Lichte sagen?" Er selbst giebt die Antwort:

„Dir wird in Kummer manche Stunde weichen,
Manch' trüber Morgen wird fortan dir tagen;
Doch sollst du nie an höh'rer Macht verzagen,
Sie wird dir Stärke, Trost und Hoffnung reichen."

Wie ergebungsvoll und demütig klingt nicht seine Bitte in dem Gebet eines Jünglings am Geburtstage:

„Nun denn, so leg' ich in deine Hand,
Vater, der Zukunft umnachtete Tage.
Was ich zu fleh'n an Innigkeit wage,
Was ich so warm in der Seele empfand:
Streben zum Höchsten in thätiger Kraft,
Festes Beharren im tobenden Streite,
Hoffnung und Glauben als treues Geleite,
Liebe, die Erde zum Himmel schafft."

Seine Religiosität gab ihm die Kraft, zu sprechen:

„So bin ich bereit, aus Kampf und Nöten
Getrost vor meinen Richter hinzutreten."

Ob er in den späteren Jahren diese große Frömmigkeit in ihrem vollen Umfange bewahrt hat, das vermögen wir nicht zu sagen, da es uns nicht vergönnt gewesen ist, Einsicht in seine nach 1850 geschriebenen Schriften zu nehmen. Daß er sie nicht ganz verlor, das steht wohl fest, schon aus dem Grunde, daß man das im späteren Mannesalter nicht ganz von sich abstreifen kann, was einem in der Jugendzeit gleichsam zur zweiten Natur wurde und was man in dem ersten Mannesalter so viel und gern übte.

Geradezu bewundernswert ist Harrings Arbeitstalent. Trotzdem er einen großen Teil seines Lebens buchstäblich mit Reisen zugebracht, hatte er doch, wie schon erwähnt, 1849 bereits 62 Schriften geschrieben. Wer würde es ihm bei einem so bewegten Leben nachmachen können? Durchgehends wurden aber seine Schriften nur wenig verbreitet; manche erschienen garnicht einmal im Druck, da

sie schon als Manuskript beschlagnahmt wurden. Wir können uns nicht ganz dem Urteil anschließen, das Hermann Krumm in dem Werk „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild" ausspricht, welches dahin lautet, daß Harrings poetisches Talent von vornherein wenig bedeutend war. Wie viele schöne Gedichte enthalten nicht seine „Blüten der Jugendfahrt," sowie seine „Dichtungen"! Wie leicht und schwungvoll ist nicht seine Epistel an Christian VIII. geschrieben. Wohl mag es hier und dort an der rechten künstlerischen Durcharbeitung mangeln; aber konnte das bei dem unstäten Leben, das er führte, konnte das bei den vielen, vielen Schriften, die er verfaßte, anders sein? Was seinen Schriften hierin vielleicht abgehen mag, das gewinnen sie aber wieder dadurch, daß sie fast alle aus unmittelbarer Anschauung hervorgingen, und dadurch, daß sie voll Frische geschrieben sind. Wenn Hermann Krumm weiter schreibt: „ — doch sind die abenteuerlichen Irrfahrten des von Land zu Land gehetzten Agitators höchst bezeichnend, sowohl für die tiefgehende politische Verbitterung, die gärende und im Verborgenen schleichende Opposition gegen die reaktionären Regierungen Europas in den ersten vier Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, als auch für den freiheitsdurstigen, unruhigen Wandertrieb der Friesen," so stimmen wir dem gerne zu.

Von seinen Werken nennen wir hier nur einige der wichtigsten: Blüten der Jugendfahrt (1821), Dichtungen (1821), der Student von Salamanca (1825), Rhonghar Jarr (1828), Rosabianca, das hohe Lied des friesischen Sängers im Exil (1831), die Schwarzen von Gießen (1831), Memoiren über Polen (1831), der Pole (1831), die russische Chronik (1832), die Monarchie (1832), Männerstimmen zu Deutschlands Einheit (1832), das Volk (1832), Poesieen eines Skandinaviers (1842), Dolores (1858), die Dynastie (1859) usw.

Fern von der Heimat starb dieser Friese in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1870 auf der Insel Jersey, gänzlich mittellos, und zwar durch eigene Hand. Es stimmt diese Lesart allerdings nicht mit den gewöhnlichen Nachrichten überein; aber sie ist die richtige, da sie aus der Untersuchung des Gerichts (der Gouverneur der Insel Jersey übermittelte uns gütigst eine Abschrift dieser Untersuchungsakten) herausgestellt ist. Harro Harring, der schon lange Zeit an Geistesverwirrung, insbesondere an Verfolgungswahnsinn litt, stieß sich selbst eine dolchartige Waffe in das Herz. Es kann uns nicht wundern, daß sich Verfolgungswahnsinn bei ihm einstellte, hatte er ja doch in seinem bewegten Leben Verfolgung auf Verfolgung erlitten. Dazu kam denn auch noch die tägliche Sorge um das liebe Brot, daß er so ganz allein in der Welt stand und noch so vieles andere mehr. Es ist sehr zu bedauern, daß er dahin getrieben wurde, wie es ebenfalls tief zu bedauern ist, daß die reiche Schaffenskraft dieses freimütigen Mannes nicht in geordnetere Bahnen geleitet werden konnte. Wahrlich, die Worte, welche er einst in seinem Rhonghar Jarr schrieb, wie prophetisch sind sie für ihn gewesen! Es sind die folgenden Worte: „Sein Engel wird ihn einst geleiten an den Thron des Richters, wenn Rhonghars Sünden gewogen werden und wenn er gebeugt erscheinen wird im drückenden Bewußtsein seiner menschlichen Schwachheit — und der Engel wird jene Zähren, die er einst auf dem Wege nach Husum weinte, in die Wage werfen und wird bitten zu Gott für ihn, den Sünder, wie einst Rhonghar betete auf der öden Heide, wenn ihn der Glaube emporgeschwungen, wenn er lebte in dem Einen Gedanken an Gott und Ewigkeit und Unsterblichkeit."

Harring ist ein Mann, an dem wir vieles bewundern, vieles aber auch streng tadeln müssen. Wenn wir bedenken, daß Harro Harring ein Mann ist, den, wie er selbst sagt, das Leben mehr bildete als die Schule, so müssen wir eben seine dichterische Begabung geradezu rühmen. Daß sein poetisches Talent im späteren Leben eher gehemmt als gefördert wurde, das ist auf das Konto

seines unstäten Lebens und seines späteren revolutionären Wirkens zu setzen. Wir bewundern weiter seinen Fleiß und sein Schaffenstalent. Uns gefällt sehr die Liebe zum Vaterlande. Er sagt selbst:

„Mein Will' ist edel — und mein Herz ist rein· —
Hab' ich gefehlt; — kein Mensch ist ohne Schwächen,
Und meine Schwächen hab' ich wohl erkannt. —
Doch, Lieb' zum Vaterland ist kein Verbrechen,
Und diese Glut ist's, die mein Herz entbrannt;
Sie ist des Jünglings Stolz, der Born jedweder Tugend,
Des Mannes Heiligtum, des Greisen ew'ge Jugend."

Uneigennützig handelte Harring überall:

„Ich singe nicht um Lorbeerkranz,
Nicht um der Nachwelt Kronen,
Einst möcht' ich nur im Sternenkranz
Geweih'ter singend wohnen."

Ja, fürwahr: alles für andere, nichts für sich selbst. Und was brachte es ihm ein? Harring wußte es selbst:

„In fremder Erd' und fern der Heimat Norden
Find' ich mein Grab, von manchem Freund verkannt,
Vom Feind verhöhnt, vom Vaterland vergessen."

So haben wir manche Züge an Harro Harring kennen gelernt, die uns ihn bewundern, ja verehren lehren.

Bei all' diesen und anderen Vorzügen hat der Mann aber leider auch, und das wollen wir keineswegs verschweigen, große, schwerwiegende Fehler. Allerdings müssen wir ihm bei der Abwägung dieser mildernde Umstände zugestehen. Harro Harring lebte in der Zeit der Erhebung Europas gegen den Absolutismus. Eine Erhebung geht ohne Kampf nicht ab. Er war ein Kämpfer von der Feder und vom Leder. Aber die Zeit war noch nicht erfüllt; der Absolutismus war noch nicht voll und ganz zu besiegen. All' die Erfolge, die so dürftig ausfielen, enttäuschten unsern Freiheitskämpfer; all' die Verfolgungen, die ihn trafen, erbitterten ihn. So ward er denn auf seiner Bahn immer weiter getrieben. Bald stand er auf abschüssiger Bahn: aus dem Freiheitskämpfer war ein Revolutionsmann geworden. Mag ihn die Liebe zum Vaterlande in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit zum freiheitsdurstigen, unruhigen Wanderer gemacht haben, die Erfahrungen, die er später machte, bildeten ihn zum Verschwörer und revolutionären Agitator. Wir bedauern das ebenso sehr, als wir es verurteilen. Wie segensreich hätte doch dieser begabte, uneigennützige, schaffensfreudige Mann wirken können und jedenfalls auch gewirkt, wenn er zu einer anderen Zeit geboren wäre!

So haben wir es denn versucht, an der Hand seiner Schriften ein kleines Lebensbild des friesischen Dichters Harro Paul Harring zu zeichnen. Mag er auch in manchem gefehlt haben, mag auch manches an ihm und von ihm uns durchaus nicht gefallen, so wollen wir es doch nicht unterlassen, seiner rücksichtsvoll einmal zu gedenken. Er ist es wert, daß sich die Schleswig-Holsteiner mehr als bisher seiner erinnern, und unter seinen Dichtungen sind manche so wertvoll, daß sie nicht vergessen werden dürfen.

Wir schließen diese Arbeit mit den beiden letzten Strophen seines Gedichtes „Todesfrieden":

„Wohl auch mir, wenn ich einst ausgerungen,
Meines Daseins Abend überlebt,
Wenn der letzte Trauerklang verklungen,
Keine Thräne mehr im Auge lebt!
Wenn ich ruh' in deinen kalten Armen,
Busenfreund der Dulder — o Tod,
Einst zum bessern Los zu erwarmen
In der Auferstehung Morgenrot."

Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.

Von **Ludwig Meyn.**

II.

Das Meer, als die bedeutsamste Quelle des Salzes für die Herzogtümer in alten Zeiten, können wir noch nicht verlassen, ohne die gegebene Skizze von unserer heimischen Salzbereitung etwas mehr zu vervollständigen. Es dürfte nicht ganz ohne Interesse sein, die Bereitung des friesischen Salzes nach den historischen Schriftstellern etwas erschöpfender darzustellen.

Nach Saxo Grammaticus wurde schon im 12. Jahrhundert das friesische Küchensalz namentlich auf den beiden Eilanden Galmsbüll und Dagebüll gefertigt. Beide sind seitdem als Inseln von der Landkarte verschwunden und durch die Kleiseer Eindeichung landfest geworden.

In Heimreichs Chronik und Dankwerths Landesbeschreibung, sowie auch in Pontoppidans Theatrum Daniä ist ausführlich davon die Rede. Die Bereitung geschah auf folgende Art:

Zwei Männer fuhren bei Flutzeit in einer Schute nach der Stelle hin, wo sie das brauchbare Material vorhanden wußten, legten sich dort vor Anker und erwarteten die Ebbe. Sobald das Watt bloßgelaufen war, warfen sie mit Schaufeln den obersten Schlick beiseite und gruben mit einem Spaten den festen Klei ab. Nicht überall fand sich solche Kleierde über dem Salztorf, zuweilen mußte man Sand, zuweilen auch geringhaltigen Torf abräumen. Der letztere, obgleich durch Salz- und Gipsgehalt schon soweit verdorben, daß er schlecht brannte und übel roch, war doch von dem eigentlichen Salztorf wesentlich unterschieden und zur Salzgewinnung nicht brauchbar.

Bei der Tiefe des Lagers in dem von Wasser durchdrungenen Gebiete war es höchst mühselig, den Salztorf heraufzuwerfen, und wurde die ganze Ebbezeit gebraucht, um eine Schute notdürftig damit zu füllen. Nachdem die Schiffer dann bei auflaufendem Wasser durch eine Bake den Ort ihrer Arbeit bezeichnet hatten, gingen sie, sobald sie flott geworden, ans Land, luden den Inhalt ihrer Schute auf einen einspännigen Karren und fuhren denselben nach dem sogenannten „Salzkoog", einem kleinen, von Sommerdeichen eingefaßten Stück Landes.

In dem Salzkoog wurde der Torf ganz dünn ausgebreitet, mit bloßen Füßen glatt getreten und durch mehrfältiges Wenden getrocknet, was bei gutem Wind und Sonnenschein zuweilen in der kurzen Zeit von 24 Stunden gelang, aber selbstverständlich durch Regengüsse in empfindlicher Weise gestört und gehindert werden konnte. Die völlig getrocknete Torferde wurde alsdann in kleine Haufen zusammengekrückt und in Brand gesteckt, wie man ein Moorland abbrennt, wobei sie sich anfänglich in Schmauchfeuer, nachher in Glut verzehrte, bis nur die Asche übrig blieb. Rauch und Qualm dieser Operation, übelriechend durch den Gipsgehalt des Meerwassers, zogen meilenweit in das Land hinein. Da der Salztorf ein Viertel seines Gewichtes Asche gab, so war der Ertrag bedeutend.

Die entstandene Asche wurde, um sie gegen die Angriffe des Regens zu schützen, auf größere Haufen zusammengebracht, und da diese Art der Arbeit gleichmäßig und unausgesetzt vom Maimonat bis Jakobi hin vorgenommen wurde, so sammelte sich allmählich eine bedeutende Menge. In der späteren Jahreszeit wurde dann diese Asche auf dem einspännigen Karren zu den sogenannten Salzbuden oder Kothen gefahren, etwas mit Salzwasser angefeuchtet, um das Verstäuben zu verhindern und lieferte durch diese Manipulation eine ganz feste, zu-

sammenhängende Masse von schwarzer Farbe, die vor den Buden aufgestapelt werden konnte.

Im Winter endlich wurde das Salz auf folgende Weise versotten: In zwei großen Kufen wurde der Salzgehalt der Asche mit Seewasser ausgelaugt und aus der letzten Kufe durch eine hölzerne Röhre in eine eiserne Pfanne geleitet, welche so viel gesättigte Sole enthielt, daß man anderthalb Tonnen Salz daraus sieden konnte. Die eiserne Pfanne war mitten auf der Diele der Salzbude an einem eisernen Haken aufgehängt und reichte bis zur Hälfte ihrer Tiefe in eine Grube hinein, welche eine seitliche Öffnung hatte. In diese seitliche Öffnung warf man den Torf, dessen Flammen und Rauch dann an den Seiten der Pfanne herausspielten und, da diese Gebäude keinen Schornstein hatten, im Verein mit dem feuchten Brodem des Kessels das ganze Innere erfüllten.

Von 800 Pfund Asche konnte man 300 Pfund Salz sieden, welches ganz weiß und von gutem, zweckmäßigem Korn war. Es hatte alle Eigenschaften eines guten Küchensalzes, ja Fleisch und Fische wurden durch dasselbe besser konserviert, als durch englisches oder Lüneburger Salz. Es wurde deshalb überall gerne gekauft, allein die schweren, hier geschilderten Arbeiten und die grenzenlose Vergeudung an Brennmaterial, welches in jenen damit nicht versehenen Gegenden doppelt teuer werden mußte, ja welches allein schon mehr als ein Dritteil von dem Handelswert des gewonnenen Salzes betrug, bewirkten doch, daß die Salzsieder kaum das trockene Brot bei ihrer Arbeit haben konnten und daß die Salzkothen nach und nach eingehen mußten. — Das Lüneburger Salz war für die Butterfabrikation des Landes unentbehrlich; denn das friesische Salz war, wie alle Meersalze, durch den Gehalt an Magnesiasalzen für die Butterbereitung zu bitter. Überdies aber gossen die armen Salzsieder, denen natürlich die feineren Aufgaben ihrer Hantierung fremd blieben, die bittere Mutterlauge des Salzes immer wieder in das neue Werk hinein, weil sie hofften, dadurch etwas mehr Salz zu gewinnen, und verursachten dadurch die höhere Bitterkeit ihrer Ware, welche schließlich vor dem Lüneburger Salz die Segel streichen mußte, das der intelligente Landmann doch nicht mehr entbehren konnte.

III.

Fern von den Küsten des Meeres ist in den Zeiten mangelnder Kultur in der Regel auch Salzmangel vorhanden, der die Völker hindert, eine höhere Stufe zu erringen. Wo die Salzfelsen nicht aus der Erde ragen, kann erst ein sehr vorgeschrittenes Kulturvolk sie entdecken, und meistens ist daher das Binnenland in alten Zeiten auf übermäßig schwierige und langwierige Transporte angewiesen gewesen. Daher wurden die wenigen Stellen, an denen das Salz im Binnenlande als Quelle hervorsprudelt, seit undenklichen Zeiten hoch und heilig gehalten, und an ihnen hat sich eher, als an andern Schätzen der mineralischen Welt, die Industrie versucht, so daß sie meistens tausendjährige Anlagen an ihrem Rande gesehen haben.

An den Salzquellen galt es zuerst den Gewinn zu ordnen und zu regeln, die Ware allen zugänglich zu machen; hier entstanden feste Punkte der schirmenden Gewalten, Heimstätten für Recht und Ordnung; hier entstanden zuerst Vereinigungen, welche das Vorbild der modernen Aktiengesellschaften geworden sind; hier blühten bürgerlicher Wohlstand und bürgerliche Solidität. Die Geschichte der Kultur und des Handels, ja, die Geschichte der idealen Güter der Menschheit knüpft sich oft und beharrlich an die Stellen, wo das salzige Wasser aus der Erde sprudelt. Nur die Ritter mit räuberischer Hand und die Fürsten, die sich nicht über die Ritter erheben konnten, störten sie fast unabläßig. Frieden und Eigentum an den Hallstätten, die Unentbehrlichkeit des Salzes gab ihnen, wenn

sie es verschließen konnten, einen kräftigen Zügel des Volkes in die Hand, und die Möglichkeit, in solchen Stätten das Monopol zu errichten, war ihnen um so lockender, da sie mit leichter Mühe durch ein Naturgesetz jeden, dem sie einen Tribut auflegen wollten, zwingen konnten, zur Erlegung desselben an der Quelle zu erscheinen. — Deutsche Fürsten haben jahrhundertelang den verderblichsten Zank um Salzquellen geführt, und die Völker derselben mußten sich gegenseitig abschlachten, um sich das unentbehrliche Geschenk des Himmels immer unzugänglicher zu machen und stets höheren Tribut für ihr notwendiges Bedürfnis zu zahlen. Als im Jahre 1123 in Dürrenberg bei Hallein das Salz entdeckt wurde, dessen Bergwerk jetzt von so vielen Reisenden besucht wird, begann an jener Stelle ein Streit zwischen den weltlichen und geistlichen Fürsten von Salzburg, Berchtesgaden und Bayern, der erst nach mehr als 400 Jahren endete, als auch das Berchtesgadener Salz entdeckt wurde. Vergleich nach Vergleich wurde geschlossen und gebrochen, eine Gewaltthat nach der andern verheerte diese dem Frieden geweihten Stätten. Mehr als einmal wurden alle nützlichen und wohlthätigen Anlagen frevelhaft zerstört. Ein Bischof von Salzburg war es, der die sämtlichen Bauten der Berchtesgadener Anlagen vernichtete und ihre Siedehäuser verbrannte; ein Bischof von Salzburg war es, der selbst die kaiserlichen Salinen in Oberösterreich bis auf den Grund hinab verbrannte und zerstörte.

Wenn das in einem Lande geschah, das von seinem Salzreichtum den Namen hat, so darf man erwarten, daß in einer großen, salzarmen Ebene die Fürsten nicht besser werden gehandelt haben. Der Salzquelle bei Oldesloe ist es denn auch eben nicht besser ergangen, und zwar im Jahre 1151.

Dankwerth berichtet darüber, wie folgt: „Es hat vor Zeiten, zur Zeit Graff Adolffen des II., allhie eine Sültze oder Sültzadern, und von derselben die Bürger gute Nahrung gehabt, also daß die Bürger zu Lüneburg an ihrer vornehmsten Nahrung, so, wie annoch auff den Saltzhandel bestundt, Abbruch empfunden, welches, als sie ihrem Landesfürsten Hertzog Heinrich dem Lewen klagten, hat er Graff Adolff den II. gütlich ersuchet, daß er ihm die Helffte des Einkommens von dieser seiner Sültze überließe. Wie aber Graff Adolff darein nicht willigen wolte, so hat er die Sültzbrunnen oder Sültzadern zu Oldeschlo verstopffen oder abgraben und also vernichten lassen. — Zu unseren Zeiten hat sich einer gefunden, der da vermeynet gehabt, die Sültze zu Oldeschlo wieder in Schwung zu bringen, aber vergeblich und umbsonst, wiewohl es nach der Zeit ein wenig damit wieder besser gegangen, gestalt noch heut zu Tage daselbsten Sültze und zwar in Menge gesotten wird."

Wenn in der That Lüneburg sich über Oldesloe zu beklagen hatte, dann muß Oldesloe eine sehr große Bedeutung gehabt haben; denn Lüneburg, obgleich durch den reichen Gehalt seiner Sole zu einer herrschenden Saline für Nordwestdeutschland bestimmt, konnte doch unmöglich auch das ganze Land nördlich der Elbe versorgen, zumal da die Städte Hamburg und Lübeck gewiß sehr früh den Handel mit Baisalz ins Leben gerufen haben werden. Eine unbedeutende Saline konnte bei Lüneburgs dominierender Lage und Beschaffenheit gar keinen Nachteil bringen, am wenigsten wirklichen Abbruch thun, und daher liegt immer noch, weil das historische Faktum, das man oft zu einer Sage hat stempeln wollen, nicht zu bezweifeln ist, Grund genug vor, anzunehmen, daß hier vor Zeiten in der That eine sehr reiche Salzquelle gesprudelt habe und von großartigen Werken umgeben gewesen sei.

Es liegen über die spätere Zeit der Saline und die zu ihrer Herstellung von Zeit zu Zeit gemachten Versuche fast gar keine brauchbaren Nachrichten vor; es hat auch den Geschichtsforschern nicht recht gelingen wollen, Notizen über den

Salzhandel des nordwestlichen Deutschlands aus der Zeit des 12. Jahrhunderts aufzufinden, welche uns über die eigentliche Bedeutung der Gewaltthat Heinrichs aufklären könnten.

Im 14. Jahrhundert ist von einer Saline die Rede, so daß sie jedenfalls nicht völlig eingegangen sein konnte. In Aktenstücken der Stadt Oldesloe von 1364 und 1375 werden einige Häuser supra salinam genannt, und daß dieses nicht bloß die Bezeichnung einer Lokalität, sondern wirklich eines Salzwerkes war, geht hervor aus der zwischen König Johann und Herzog Friedrich geschlossenen Erbteilung von 1490, wo sich die Worte finden: „item veerhundert Mark Hovestools, da de Sülte tho Oldeschlo vor verpandet is.“ — Völlig wiederhergestellt wurde die Saline erst unter Christian III., welcher eine Oktroi an Privatleute gab. Es wird darin vier Hamburger Bürgern verstattet, das verfallene Salzwerk wieder aufzunehmen. Sie sollen alles auf eigene Kosten errichten, und sie und ihre Erben sollen den Ertrag genießen 50 Jahre lang ohne alle Abgaben außer einer Last Salz, die alljährlich dem königlichen Hause zu verehren ist. Ist der alte Brunnen zu schlecht, so dürfen sie neue graben; finden sie Salzwasser in Oldesloe selbst, so sollen sie dort Platz zu drei Häusern haben. Nach 50 Jahren fällt das ganze Werk ohne Kosten an den König.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

14. Musche.*)

Dąr is mal 'n Bur'n weß, de hett drê Sǫ̈ns hatt.

Nu is de Burstę' vun Rechs węgen den ölß'n Sǫ̈n bikam'n, de hett Hans hêten.

Hans is ąwer man 'n bęten dummeri weß, un dąrüm hett de Vadder em de Burstę' ne krigen ląten wullt. Un do secht he to sin Sǫ̈ns, se schüllt êrs all' drê 'n Jąr dên'n, un de denn dat meis' Geld verdênt hett, de schall de Burstę' hebb'n. Hans, denkt he, de is je so dumm, de verdênt dat meis' Geld je ne.

---

*) Dies mit mehrfachen Abänderungen aus Nr. 28 (1899) der ‚Deutschen Welt' (Wochenschrift der von Friedrich Lange herausgegebenen ‚Deutschen Zeitung') abgedruckte Märchen bildet ein Seitenstück zu dem im letzten Heft des vorigen Jahrgangs der ‚Heimat' mitgeteilten Märchen Nr. 13 ‚Hans un de lütt Katt': es sind zwei verschiedene Fassungen desselben Märchens. Von zwei andern Fassungen, einer aus Lensahn und einer aus Oldenburg im Herzogtum stammenden, ist in der Anmerkung zu Nr. 13 der Inhalt angegeben. Zu diesen vier Fassungen kommen nun noch zwei weitere, aus dem westlichen Schleswig-Holstein stammende, die sich in dem handschriftlichen Nachlaß Müllenhoffs finden, und die ich hier gleichfalls mitteile.

Die erste ‚Der dumme Hans und die Katze' ist mit mehreren andern Beiträgen:
‚Wo Gott kommt, da ist's mit dem Teufel aus',
‚Die unauslöschbaren Blutflecken in der Schenefelder Kirche',
veröffentlicht von Müllenhoff S. 170: ‚Der bestrafte Vorwitz',
‚Der Teufel und des armen Mannes Sohn',
‚Das Haus mit 99 Fenstern',
‚Der Teufel beim Kartenspiel',
benutzt von Müllenhoff in der Anmerkung S. 149,
‚Die Erdmännchen im Steller Berge',
‚Die Büsumer Hexe'
aus Ditmarschen eingesandt, dem Anschein nach von einem Lehrer. Ich habe sie für den Druck etwas zurechtgestutzt. Die zweite Fassung ‚Hans, der sich die Welt besieht' ist von derselben Hand geschrieben, von der das Märchen vom ‚faulen Hans' (Müllenhoff Nr. 14. S. 431. ‚Heimat' 1900. Heft 11. S. 227 f.) stammt, und ist, wie dies, von Theod.

Nu gąt se je los', de drê.

Hans, de kümmt in 'n grot Holt to gang', dąr dröppt he so 'n ol [1]) lütt Hus, dąr steit 'n Bänk vö' de Dǫ̈r. Un up de Bänk dąr sitt 'n lütt Katt up.

‚Gun Dach, Hans', secht de lütt Katt.

‚Gun Dach, Musche,' [2]) secht Hans.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚wo wullt du denn na too?'

‚Ja,' sech' 'e, ‚ik wull mi 'n Dênß sööken, wo ik dat meis' Geld verdên'n kann.'

‚O Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man bi mi. Denn schaß dat meis' Geld wul verdên'n. Du heß wider niks to doon,' sech' se, ‚as du muß mi drêmal dą's [3]) kämm'n un Kaffi kąken.'

Na, Hans blifft je bi de lütt Katt.

As dat Jąr üm is, do secht he: ‚Na, Musche, wo ward 't nu mit dat Geld?'

‚O,' sech' se, ‚dat Geld schaß wul krigen.' Un do gifft se em so vęl Geld, dat hê all' de Taschen vull hett.

As hê to Hus ankümmt, do sünd sin beiden Brööder al dąr.

‚Mêr Geld hebbt ji ne?' secht Hans. ‚So vęl heff ik je in min Wessentasch. Un denn noch all', wat ik in min annern Taschen heff!'

Do hett Hans je dat meis' Geld hatt.

De Vadder will dat ąwer noch ne gell'n ląten. Un se schüllt noch mąl weller 'n Jąr dên'n, wokęn as den bessen Rock to Hus bring't. Hans, denkt he, de is je so dumm, de kricht den bessen Rock je ne.

Nu gąt se je wa' los'. Un Hans geit weller na de lütt Katt hen.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je weller.'

‚Ją, Musche,' sech' 'e, ‚dat schall noch ne gell'n. Wi schüllt noch mąl weller 'n Jąr dên'n, wokên as den bessen Rock to Hus bring'n deit.'

‚Ja, Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Denn schaß den bessen Rock wul krigen. Din Arbeit wêß du je.'

Nu blifft Hans je weller bi de lütt Katt.

As dat Jąr üm is, do secht he: ‚Na, Musche, wo ward 't nu mit den Rock?'

‚O,' sech' se, ‚den Rock schaß wul krigen.' Un do gifft se em twê so 'n ganz fein' Röck. Den ên'n treckt hê an, un den annern knütt [4]) he sik in 'n Dook.

As he to Hus ankümmt, do sünd sin beiden Brööder al wa' dąr.

‚'n bętern Rock hebbt ji ne?' secht Hans. ‚Denn is min'n je vęl bęter, un denn noch den annern, den' ik in 'n Dook heff!'

Do hett Hans uk je den bessen Rock hatt.

De Vadder will dat ąwer noch ne gell'n ląten. Un se schüllt noch mąl weller 'n Jąr dên'n, wokên as de hübschs Brut mit to Hus bring't. De ol dumm' Hans, denkt he, de kricht je kên Brut.

Nu gąt se je wa' los', un Hans geit weller na de lütt Katt hen.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je noch mąl weller.'

‚Ją, Musche,' sech' 'e, ‚dat schall noch ne gell'n. Wi schüllt noch mąl weller 'n Jąr dên'n, wokên as de hübschs Brut mit to Hus bring'n deit.'

‚O, Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Denn schaß de hübschs Brut wul krigen. Din Arbeit wêß du je.'

Storm leicht überarbeitet. Ich gebe sie nach der Stormschen Darstellung. Von Müllenhoff sind diese beiden Märchen wohl deshalb nicht veröffentlicht worden, weil sie im großen und ganzen mit Grimm Nr. 106 stimmen. Da sie jedoch im einzelnen vielfache und starke Abweichungen zeigen, so scheinen sie, zumal nachdem in den beiden von mir mitgeteilten Fassungen das östliche Holstein zu Wort gekommen ist, als Fassungen des westlichen Schleswig-Holstein eine nachträgliche Veröffentlichung wohl zu verdienen.

Nu blifft Hans je weller bi de lütt Katt.

As dat Jar üm is, do secht he: ‚Na, Musche, wo ward 't nu mit de Brut?'

‚O,' sech' se, ‚de Brut schaß wul krigen. Ik will di 'n ganz scharp Meß gęb'n, un wenn de Klock twölf sleit, denn muß du mi dąr dat Fell **) mit upsniden.'

Nę, secht Hans, dat kann he ne. So vęl Goo's, [5]) as sê bi em dąn hett — dat kann un kann he ne.

Ja, sech' se, doon mutt he dat. Wenn he dat ne deit, denn sünd se bei' verlqr'n.

Do mutt he dat je. Un as de Klock twölf sleit, do kümmt hê bi un snitt de ol lütt Katt dat Fell **) up. Un so as he dat upsnęden hett, kümmt dąr so 'n ganz wunnerhübsch Prinzessin rut — de is in 'n Katt verwünscht weß —, un dat ol lütt Hus ward to 'n grot'n, fein'n Sluß.

‚So, Hans,' secht de Prinzessin, ‚nu kumm man, nu wüwwi [6]) tosam'n henföörn. Ik bün nu din Brut.'

Nu föört se je los', de beiden.

As se ankam't, do sünd de beiden Brööder al dąr mit de Brut.

‚'n hübscher Brut hebbt ji ne?' secht Hans. ‚Denn is min je vęl hübscher, un denn is se noch 'n Prinzessin too. Un jun [7]) Burstę',' sech' 'e, ‚dąr künnt ji mit mąken, wat ji wüllt; de will ik gąr ne hebb'n. Ik heff nu 'n Sluß.'

Un dunn föört se wa' trüch na ęr'n Sluß hen un gęv't Hochtit.

Un dunn hebbt se glückli un vergnögt tosam'n lęv't. Un wenn se ne dot blęben sünd, denn künnt se noch lęb'n. Nach Frau Schloer-Griebel.

Anmerkungen: [1]) Das Wort ol ist oft nur ein Ausdruck der Zärtlichkeit oder des Unwillens: de ol lütt Jung — statt de Lütt sagt man sogar gewöhnlich de ol Lütt (gesprochen: de Ullütt) —, de ol dwatsch Bengel. [2]) eigentlich ‚Mäuschen', bekanntes Kosewort für ‚Katze'. [3]) tags, des Tags. [4]) knotet. [5]) Gutes. [6]) statt wült wi. [7]) eure.

Der dumme Hans und die Katze.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Zwei waren klug, der dritte war ein dummer Hans. Damit nun nicht, wenn er heute oder morgen stürbe, unter seinen Söhnen Streit entstehe — denn alle drei wollten sie den Hof gern haben —, so sprach der Vater eines Tages zu ihnen: ‚Hört, geht jetzt hin und sucht euch einen Dienst. Und wer mir nach einem Jahr den größten Lohn nach Hause bringt, der soll die Stelle haben.'

Damit waren die Söhne zufrieden. Gleich am nächsten Tage brachen sie auf. Die beiden klugen Söhne waren wohl ausgestattet, Hans dagegen mußte in seinem Buchweizenkittel und auf seinen Holzschuhen fort.

Anfangs trottete Hans noch hinter seinen Brüdern her. Bei einem Kreuzweg jedoch ließen sie ihn stehen und schlugen einen Seitenweg ein.

Als sie eine kurze Strecke gegangen waren, sahen sie sich mal nach Hans um. Da stand er noch auf demselben Fleck und nahm gerade etwas vom Boden auf, was er aufmerksam betrachtete. Neugierig kehrten sie um. Da hatte er einen gewöhnlichen Stein in der Hand. Da schalten sie, daß er sie zum Narren gehabt habe; Hans aber lachte sie aus. Nun zogen sie wieder ihres Weges, und da ging auch Hans weiter, immer gerade aus.

Auf einer Anhöhe angekommen, verspürte er Hunger. Er nahm also seinen Ranzen vom Nacken und setzte sich nieder, um erst mal ein wenig ‚vorzulegen.' Da erblickte er einen Hasen. ‚Ei,' dachte er, ‚Hasenbraten soll gut schmecken.' Er ließ seinen Ranzen liegen und rannte hinter dem Hasen her. Der Hase lief in einen großen Wald, Hans immer hinterdrein. In der Mitte des Waldes stand ein großes, schönes Haus. In dies flüchtete sich der Hase. Hans gab aber die Verfolgung auch jetzt noch nicht auf. Er lief gleichfalls in das Haus hinein, und da der Hase hier in einem der vielen offenstehenden Zimmer verschwunden war, rannte Hans in das erste beste Zimmer hinein.

‚Guten Tag, Hans,' hörte er sagen. Er sah sich um: da war es eine Katze gewesen, die hinter dem Ofen saß. ‚Dank dir, meine Katze,' sagte er. Darauf sagte die Katze: ‚Hans, du kommst mir eben recht. Mir fehlt ein Knecht. Hättest du nicht Lust, bei mir zu dienen?' ‚Es ist ja einerlei,' sagte Hans, ‚wo ich mein Brot esse. Willst du mich be-

**) ‚dat Fell' ist von mir hinzugesetzt.

halten, so brauche ich mich ja nicht weiter nach Arbeit umzusehen.' ,Nun, Hans,' sagte die Katze, ,so gehe zunächst nur in jenes Zimmer da. Da ist der Tisch gedeckt. Auch steht ein Bett da. Iß und trink und lege dich dann schlafen, denn du wirst hungrig und müde sein. Über das andere wollen wir morgen früh mit einander sprechen.'

Hans ließ sich das nicht zweimal sagen. Aber wie erstaunte er, als er in das bezeichnete Zimmer trat. In einem solchen war er all' sein' Lebtag' noch nicht gewesen. Die Wände waren aufs schönste tapeziert, der Fußboden gemalt und die Decke blendend weiß. Die große Bettstelle war mit seidenen Gardinen behängt, und seiden waren die Überzüge des Bettes. Der Mahagonitisch war mit den schönsten Speisen und Getränken besetzt. Als Hans alles genugsam angestaunt hatte, setzte er sich gemächlich in den weichgepolsterten Lehnstuhl und that eine Mahlzeit, wie ich sie nicht für ihn hätte thun mögen. Besonders sprach er auch dem Wein zu. Davon fühlte er nach aufgehobener Tafel seinen Kopf so schwer, daß es ihm gut schien, sich in die Federn zu packen.

Erst am Mittag des andern Tages erwachte er wieder. Da lagen vor seinem Bett statt seiner alten Kleider die schönsten neuen. Er zog sich an und ging dann zu seiner Katze. ,Guten Morgen, Hans,' rief sie ihm entgegen. ,Na, hast du gut geschlafen?' ,Danke, meine Katze,' sagte er. ,Nun,' sagte sie, ,geh' jetzt nur erst in das Zimmer da und verzehre dein Frühstück. Und dann komm' wieder herein, damit ich dir sage, was du bei mir zu thun hast.' Hans ging in das bezeichnete Zimmer, das noch viel prächtiger war als das vorige, und setzte sich an den gedeckten Tisch. Und nachdem er gehörig gefrühstückt hatte, ging er wieder zu seiner Katze.

,Nun höre, Hans,' sagte sie, ,deine Arbeit besteht darin, daß du jeden Tag die Stuhlpolster einer Stube ausklopfest. Gefällt es dir dann, noch etwas mehr zu thun, so kannst du vielleicht auch den Garten ein wenig in Ordnung halten. Der Tisch ist jederzeit für dich gedeckt, dein Bett weißt du auch, und um den Lohn, denke ich, werden wir wohl fertig.' ,Das denk' ich auch,' sprach Hans und machte sich dann an seine leichte Arbeit.

So verfloß ihm unter Nichtsthun und gutem Leben das ganze Jahr. Da sagte die Katze eines Morgens: ,Hans, dein Jahr ist um, du mußt dich wohl anschicken, nach Hause zu gehen.' ,Jetzt schon?' sagt Hans, ,mir ist doch, als wäre ich hier erst ein paar Tage gewesen. Muß ich wirklich schon fort?' ,Ja,' sagte sie, ,zögere nur nicht lange: du weißt, es gilt den Hof, und deine Brüder sind schon da. Zieh' jetzt nur dein altes Zeug wieder an, ich will dir unterdessen deinen Lohn bereit legen.' Als Hans wieder eintrat, reichte sie ihm einen kleinen Beutel mit Geld. ,Da, Hans,' sagte sie, ,hier hast du deinen Lohn.' Hans steckte den kleinen Beutel in die Tasche und nahm Abschied.

Als er zu Hause ankam, waren seine Brüder schon da. Sie hatten eben ihren Lohn auf den Tisch hingezählt, und wahrhaftig, es war ein schön' Stück Geld. Triumphierend sahen sie Hans an und spotteten, er solle nun doch auch mit seinem Lohn hervorkommen. Da zog Hans sein Beutelchen hervor. Hatten sie vorhin stolz auf ihn herabgesehen, so thaten sie's jetzt erst recht. Hans aber trat an den Tisch, öffnete seinen kleinen Beutel und fing an ihn auszuschütten: lauter blanke Goldstücke. Er schüttete und schüttete, und immer mehr Goldstücke fielen heraus. Zuletzt war schon der ganze Tisch damit bedeckt, und noch immer war der kleine Beutel nicht leer. Der Vater und die Brüder staunten und trauten ihren Augen nicht.

Wie nun aber Hans fragte: ,Na, Vater, wer hat denn nun den größten Lohn gebracht?' da riefen seine Brüder, den Beutel habe er gestohlen, und sie wären nicht damit zufrieden, wenn der Vater ihm den Hof gebe.

Da sagte der Vater: ,Nun, so geht noch einmal hin und sucht euch einen Dienst. Und wer mir nach einem Jahr die kostbarste Kette bringt, die zugleich am genausten um unser Haus paßt, der soll den Hof haben.' Die beiden Brüder stellten nun an dem Hause großartige Messungen an. Hans aber ging wieder zu seiner Katze.

,Nun, Hans,' sagte sie, ,war dein Lohn groß genug?' ,Zu groß, zu groß, meine Katze,' sagte er, ,aber Vater hat uns noch einmal wieder ausgeschickt. Und wer ihm nach einem Jahr die kostbarste Kette bringt, die zugleich am genausten um unser Haus paßt, der soll den Hof haben.' ,Nun, das kriegen wir denn auch wohl,' sagte sie. ,Du bleibst das Jahr wieder bei mir. Was du zu thun hast, weißt du ja.'

So blieb Hans wieder bei seiner Katze. Als das Jahr verflossen war, sprach sie: ,Hans, dein Jahr ist um, du mußt jetzt wohl nach Hause.' ,Gott, meine Katze,' sagte er, ,ist's schon wieder so weit? Mich dünkt, ich bin hier erst ein paar Tage gewesen. Kann ich hier nicht bleiben?' ,Nein, Hans,' sagte sie, ,das geht nicht. Du weißt ja, es gilt den Hof.'

So zog Hans denn wieder seinen Buchweizenkittel und seine Tretschuhe an. Beim Abschied aber gab ihm die Katze eine kleine Schachtel und bedeutete ihm, sie nicht eher zu öffnen, als bis er zu Hause sei.

Als Hans zu Hause ankam, waren seine Brüder schon da. Sie hatten beide eine

seine Stahlkette mitgebracht und waren schon dabei zu messen. Aber die eine war ein wenig zu kurz und die andere ein wenig zu lang. Da öffnete Hans seine kleine Schachtel und zog erst eine silberne und dann eine goldene Kette daraus hervor, und beide paßten genau um das Haus.

Da hätte der Vater ihm gern den Hof zugesprochen. Aber die beiden Brüder tobten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu; Hans habe die Ketten gestohlen.

‚Nun,' sagte der Vater, ‚so geht zum dritten Mal wieder aus. Und wer mir nach einem Jahr die schönste und reichste Braut nach Hause bringt, der soll die Stelle haben.' Die beiden Brüder waren damit zufrieden und machten sich wieder auf den Weg. Und Hans ging wieder zu seiner Katze.

‚Nun, Hans,' sagte sie, ‚kommst du noch einmal wieder?' ‚Ja, meine Katze,' sagte Hans. ‚Wir sollen noch einmal ein Jahr dienen, und wer dann die schönste und reichste Braut mit nach Hause bringt, der soll die Stelle haben. Aber eine Braut kannst du mir ja doch nicht geben.' ‚Nun, Hans,' sagte sie, ‚auch dafür wird wol Rat. Bleib' nur wieder bei mir. Was du zu thun hast, weißt du ja.'

So blieb Hans wieder bei seiner Katze. Als das Jahr verflossen war, sagte die Katze: ‚Hans, dort hinten im Garten liegt ein großer Haufen Holz. Willst du das nicht in die Nähe unsers Hauses tragen und aufschichten?' ‚Gern, meine Katze,' sagte Hans und machte sich ans Werk. Als er das Holz aufgeschichtet hatte, sagte sie: ‚So, Hans, nun zünde den Holzstoß an, und wenn er ordentlich brennt, dann hole mich.' Als der Holzstoß in Flammen stand, holte Hans die Katze auf seinen Armen herbei. Da sagte sie: ‚Bis soweit hast du deine Sache gut gemacht, Hans. Jetzt aber mußt du noch eins thun. Wirf mich ins Feuer.' Hans erschrak. ‚Aber, meine Katze,' sagte er, ‚wie könnte ich das, so viel Gutes, wie du mir erwiesen hast?' ‚Ja, Hans,' sagte sie, ‚du mußt es doch thun; es geht nicht anders.' Da faßte er sich ein Herz und warf die Katze mitten in das Feuer. Dann aber wandte er sich ab und ging in eine nahe Laube. Das arme Tier verbrennen zu sehen, das konnte er nicht übers Herz bringen.

Einen Augenblick hatte er traurig da gestanden, da klopfte ihm jemand von hinten leicht auf die Schulter. Hans sah sich um — da stand eine wunderhübsche, feingekleidete Dame bei ihm. Hans erschrak. Die Dame aber sagte: ‚Nun, Hans, kennst du mich nicht mehr?' Die Stimme war Hans bekannt: es war die Stimme seiner Katze. ‚Wie,' sagte er, ‚du bist doch nicht etwa meine Katze?' ‚Ja,' sagte die Dame, ‚aber du mußt jetzt nicht mehr Katze zu mir sagen, sondern Prinzessin.' ‚Wie,' sagte Hans, ‚Prin— Prin—?' ‚zessin,' vollendete sie. ‚Und nun muß ich dir auch sagen, daß du nicht mich allein von meinem Zauber befreit hast, sondern zugleich ein ganzes Königreich.' Damit zeigte sie um sich, und wirklich, die ganze Gegend war verändert. Der Wald war in eine große Ebene verwandelt mit reichen Saatfeldern und blühenden Ortschaften. Und aus den Tieren des Waldes waren Menschen geworden, lauter hohe Personen, die jetzt herannahten, um ihrer Gebieterin aufzuwarten. Nun nahm die Prinzessin Hans beim Arm und sprach zu ihren versammelten Großen: ‚Hört, meine lieben Unterthanen, dieser Mann hier hat uns alle von dem Zauber, der uns gefangen hielt, erlöst. Dafür sind wir ihm eine angemessene Belohnung schuldig. Nun weiß ich ihm aber seine That nicht besser zu belohnen als damit, daß ich ihm meine Hand reiche und ihn zum König über unser ganzes Volk mache.' Damit waren sowohl die Großen zufrieden als auch Hans.

‚Ja,' sagte die Prinzessin darauf zu ihm, ‚nun sollst du aber erst mit einer andern nach Hause fahren, und später komme ich dann selbst nach. So, denke ich, machen wir uns einen hübschen Spaß.' Hans ließ sie gewähren. Nun wurde ein altes Weib herbeigebracht, welches hinkte und buckelig war.*) Die wurde auf eine elende Karriole gesetzt; ein alter Gaul, dem man alle Rippen im Leibe zählen konnte, wurde vorgespannt, und dann mußte Hans einsteigen und neben der Alten Platz nehmen.

Als er mit seinem Fuhrwerk zu Hause ankam, waren seine Brüder schon da mit ihren Bräuten. Hans half seiner Alten vom Wagen und trat mit ihr ein. Da fingen die beiden Brüder laut an zu lachen. ‚Alle Wetter, Hans,' rief ihm der eine zu, ‚die kannst du ja für Geld sehen lassen.' ‚Ja, Hans,' rief der andere, ‚die paßt zu dir, das giebt ein hübsches Paar.'**)

Während sie so den armen Hans mit Spott und Hohn überschütteten, kam plötzlich eine feine Kutsche mit sechs schwarzen Hengsten daher, und ein zahlreiches Gefolge hinterdrein. Alle außer Hans und seiner Alten sprangen auf und liefen vor die Thür. Da stieg

---

*) In der Handschrift sind es die Bräute der beiden Brüder, die diese Gebrechen haben: ‚die eine hinkte, und die andere hatte einen Buckel;' ‚sie hatten aber Geld.' Von der Alten, mit der Hans hinfuhr, heißt es, daß sie ‚wenn auch nicht hübsch, so doch gerade war.'

**) Die Worte ‚Hans half . . . Paar' sind von mir hinzugesetzt.

die Prinzessin aus und sagte, sie wünsche hier zu übernachten. Die beiden Alten stammelten Entschuldigungen: ihr Haus sei ihr doch zu schlecht und die Bedienung zu mangelhaft. Aber die Prinzessin beruhigte sie, sie wolle vorlieb nehmen. Nun wurde sie in die beste Stube geführt, und alles zu ihrer Bewirtung vorbereitet. Vor allem schien es nötig, den ungeschlachten Hans fortzuschaffen. Hans wurde also in den leeren Schweinestall gesteckt. Darauf ging der alte Bauer wieder zu der Prinzessin, ‚um sie zu unterhalten.' Diese fragte ihn nach seiner Familie und unter anderm auch, ob er nicht mehr als die zwei Söhne habe. Ja, sagte er, er habe freilich noch einen dritten, aber das wäre so 'n dummer Hans, den möchten sie garnicht sehen lassen. O, sagte sie, mit solchen dummen Leuten möge sie gerade gern zu thun haben. Sie sollten ihn nur mal hereinkommen lassen. Er könne ja die Teller hereinbringen. Der Alte machte allerhand Einwendungen, aber die Prinzessin ließ nicht nach, bis der Vater hinausging, Hans zu holen. Nun zog man Hans aus seinem Schweineloch hervor, steckte ihn in den Anzug eines seiner Brüder und bedeutete ihm, wie er sich zu benehmen habe. Hans versprach, sich vorschriftsmäßig zu verhalten, nahm die Teller und ging zu der Prinzessin hinein. Aber zum Unglück war die Thürschwelle etwas hoch, und Hans hatte die Gewohnheit, beim Gehen zu schlarren: so stieß er denn an und fiel mit den Schüsseln in die Stube hinein. Die Prinzessin lachte. Die Eltern waren wütend über ihren tölpelhaften Sohn. Hans aber ließ sich nicht irre machen; ruhig stand er auf, machte, wie man es ihn gelehrt hatte, vor der Prinzessin seine tiefe Verbeugung und sagte: ‚Guten Tag, meine Kon — Konzessin.' Das war den Eltern zu viel: scheltend stießen sie ihn zur Thür hinaus. Die Prinzessin aber verwandte sich wieder für ihn und wirkte aus, daß Hans auch die Hühnersuppe auftragen sollte. Nun banden die Eltern ihm auf die Seele, er solle sich doch wenigstens diesmal in acht nehmen. Über die Thürschwelle kam er denn auch mit seiner Suppenterrine glücklich hinüber. Mitten in der Stube aber platzte er wieder hin und fiel der Prinzessin mit dem Kopf in den Schoß, so daß er sie beinahe über und über mit seiner Suppe begossen hätte. Die Prinzessin lachte wieder laut auf, konnte aber trotz all ihrer Bitten die Eltern nicht dazu bewegen, ihn in der Stube zu lassen. Unter Scheltworten stießen sie ihn wieder hinaus und schlossen ihn in einer Hinterstube ein, wo er bleiben sollte, bis die Prinzessin fort wäre. Als Hans aber merkte, daß alles zur Ruhe sei, öffnete er mit seinem Taschenmesser die verschlossene Thür, machte sich einen Strohkerl und hängte den an den Balken. Er selbst schlich sich hinaus und begab sich zu der Prinzessin.

Am andern Morgen standen die beiden Brüder früh auf und wollten mal nachsehen, was Hans mache. Da sahen sie ihn am Balken baumeln. Bestürzt liefen sie hin, um es dem Vater zu melden. Wie sie nun aber an dem Fenster der Prinzessin vorbeikamen und einen Blick hineinwarfen, da sahen sie Hans bei der Prinzessin stehen.*) Nachdem sie, was sie gesehen, dem Vater berichtet hatten, ging dieser erst mit ihnen in die Hinterstube. Da war es ein Strohkerl, der am Balken hing. Darauf schlichen sie sich alle drei unter das Fenster der Prinzessin, und richtig, es war Hans, der da bei ihr stand.**) Nun gingen sie in die Wohnstube, um der Mutter das Unglaubliche zu erzählen. ‚Es ist ja nicht möglich,' sagte die Mutter, ‚ihr müßt euch versehen haben.' Gegen neun Uhr kam die Prinzessin ‚zum Trinken' herein. Da hatte sie einen Herrn am Arm, der königliche Kleidung trug. Das war Hans. Nun erzählte Hans den erstaunten Eltern, wie er zu der Prinzessin gekommen sei. Und nachdem er dann seinen Brüdern den Hof überlassen und ihnen noch viel Geld dazu gegeben hatte, nahm er Abschied und fuhr mit seiner Prinzessin wieder zurück in sein Königreich. Aus Ditmarschen.

Hans, der sich die Welt besieht.

Es lebten einmal in einem Dorf ein Mann und eine Frau, die hatten drei Söhne. Den jüngsten aber nannten die andern beiden nicht anders als den dummen Hans. Wie die drei nun herangewachsen waren, wollten die beiden ältesten sich die Welt besehen. Dazu hatte der dumme Hans auch Lust und bat die Brüder, ihn mitzunehmen. ‚Was willst du dummer Hans dir die Welt besehen!' riefen sie, aber endlich nahmen sie ihn doch mit. Sie machten aber mit einander aus, wer nach Jahresfrist das beste Tischtuch zurückbringe, der solle der Erste im Hause sein.***)

Nach einigen Stunden kamen sie an einen Kreuzweg, da ging Hans links und die

*) In der Handschrift: ‚im Bette liegen.' **) In der Handschrift: ‚lag.' ***) Daß die Brüder sich die Welt besehen wollen, ist ein Zug, der offenbar durch die Ungeschicklichkeit des Erzählers verschuldet ist. Nicht, um sich die Welt zu besehen, ziehen die Brüder aus, sondern um sich das beste Tischtuch usw. zu erwerben. Von diesem Gesichtspunkt aus müßten die betreffenden Stellen geändert werden, und die Überschrift müßte heißen: ‚Hans und die Pudelmütze.'

Brüder rechts, und sie freuten sich sehr, den dummen Hans los zu sein. Hans aber ging getrost immer der Nase nach, bis er in einen Wald kam, wo eine Vertiefung in der Erde war. Hans blieb stehen und betrachtete sich das Ding von allen Seiten, und es wunderte ihn, ob es ein Fuchsloch wäre oder ein anderes Loch. Da kam ihm ein Einfall. Er legte sich längelang hin und kroch in das Loch hinein. Da wurde ihm doch wunderlich zu Mut bei seiner Maulwurfsreise, denn der Gang wollte gar kein Ende nehmen, bis er sich endlich in einer geräumigen Höhle befand, die er für einen Pferdestall hielt; denn vier prächtige Schimmel standen an den gefüllten Krippen. Wo Pferde sind, müssen auch Menschen sein, dachte Hans und ging getrost weiter. Er öffnete eine Thür am unteren Ende des Stalles, da kam er in ein großes, herrlich geschmücktes Gemach und dann wieder in ein zweites, in dem ein Eckschrank, ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett standen. Auf dem Stuhl aber lag eine alte graue Pudelmütze.

Wie Hans das Bett sah, stieg er alsbald hinein und schnarchte sich in den Schlaf. Beim Erwachen hungerte ihn sehr, aber wie er sich umsah, stand vor dem Bette der Tisch beladen mit den leckersten Speisen. Da fand Hans, daß seine unsichtbaren Wirte doch Lebensart hatten, ließ sich's wohl schmecken und schlief dann wieder ein. Und nach dem ersten Tage dachte Hans sogleich, daß er's hier wohl noch einen Tag aushalten könne. Aber aus den Tagen wurden Wochen und Monde und endlich ein ganzes Jahr, während dessen Hans seine Zeit redlich in Essen, Trinken und Schlafen teilte. Da, als das Jahr herum war, fing die alte Pudelmütze, die Hans noch garnicht beachtet hatte, auf einmal an zu sprechen und rief: ‚Hans, geh' nach Haus, das Jahr ist um, und deine Brüder warten auf dich.' Da wurde Hans wieder inne, warum er eigentlich von Haus gezogen, und er klagte sehr, daß er kein Tischtuch mit zurückzubringen habe. Aber die Pudelmütze hieß ihn gutes Muts sein und im Eckschrank nachsuchen; da fand er das schönste Tischtuch, das noch gesehen ist. Damit machte er sich auf den Weg nach Hause, wo die Brüder schon waren mit ihren Tischtüchern; aber Hansens Tischtuch war weit das schönste. Der Erste im Hause ward er aber doch nicht, sondern blieb der dumme Hans wie vorher.

Nach einiger Zeit beschlossen die beiden Ältesten wieder in die Welt zu gehen, und wer das meiste Geld verdienen könne binnen Jahresfrist, der sollte der Erste im Hause sein. Wie nun der dumme Hans wieder mit wollte, sagten die Brüder: ‚Was willst du dummer Hans dir die Welt besehen!' aber endlich mußten sie ihn doch mitnehmen. Am Kreuzweg aber gingen sie rechts und ging Hans links und wieder in seine Höhle, wo er alles antraf, wie er es verlassen. Hier verlebte er wieder ein ganzes Jahr und teilte seine Zeit in Essen, Trinken und Schlafen. Und als das Jahr herum war, ermahnte ihn die Pudelmütze, nach Hause zu gehen, wo die Brüder seiner warteten, und befahl ihm, unbesorgt zu sein um das Geld, das er mit zurückbringen solle; im Eckschrank sei so viel, als er nur brauche. Da nahm sich Hans den größten Geldbeutel und zog nach Hause. Da hatte er das meiste Geld verdient, und die Goldstücke gefielen den Brüdern.*) Aber am andern Tage war er doch nicht der Erste, sondern nur der dumme Hans, der nichts anderes versteht als Broteffen.

Und abermals nach einer Zeit beschlossen die beiden Ältesten wieder in die Welt zu gehen und sich eine Frau zu suchen, und wer die schönste heimführe binnen Jahresfrist, der solle das ganze Erbe haben. Wie nun der dumme Hans wieder mit wollte, sagten die Brüder: ‚Was willst du dummer Hans dir die Welt besehen!' aber endlich mußten sie ihn doch mitnehmen. Am Kreuzweg aber gingen sie rechts und ging Hans links und wieder in seine Höhle, wo er alles antraf, wie er es verlassen, und seine Zeit redlich in Essen, Trinken und Schlafen teilte. Als aber das Jahr herum war bis auf drei Tage, da sprach die Pudelmütze: ‚Hans, du hast noch drei Tage, dir die schönste Frau zu suchen; geh in den Stall und nimm das Beil, das da liegt, damit fälle den umliegenden Wald, aber in einem Tage.' Hans gab sich nicht die Mühe, das zu begreifen, aber er ging in den Stall, nahm das Beil und kroch hinaus in den Wald. Da suchte er sich die dünnste Eiche aus, um damit sein Werk zu beginnen. Kaum war sie gefallen, so fiel zugleich der ganze Wald. So! dachte Hans, rieb sich die Hände, kroch in seine Höhle und legte sich hin, von der Anstrengung auszuschlafen. Am andern Tage sprach die Pudelmütze: ‚Geh hin, Hans, mache die Bäume klein und errichte daraus einen Scheiterhaufen, und wenn du ihn angezündet hast, so wirf mich selbst hinein. Und was auch für Ungeheuer aus dem brennenden Scheiterhaufen kriechen, die mußt du alle töten und verbrennen, aber alles in einem Tage.' Hans ging ans Werk, und wie er einen Baum zerhackt, da war der ganze Wald kleingemacht; und wie er ein Stück Holz zum Scheiterhaufen getragen, hatte sich der von selbst aufgebaut. Da steckte Hans ihn an. Aber wie er die Pudelmütze hineinwerfen wollte, dauerte sie ihn, weil sie ihm so gut gewesen, und er wollt' 's nicht thun; erst als

*) In Storms Vorlage steht: ‚Und die Goldstücke standen den Brüdern nicht an,' d. h. offenbar, sie ärgerten sich darüber.

sie ihm drohte, daß er sonst keine Frau bekommen würde, mußte er's wohl thun. Da krochen Schlangen und Drachen aus dem Feuer, die packte er und warf sie wieder hinein, und so dauerte es eine Zeit, bis alles verbrannt war. Darauf kroch er in seine Höhle zurück und schlief weinend ein, denn er hatte seinen Freund verbrannt und keine Frau wieder. Wie er am Morgen aber die Augen aufschlug, lag an seiner Seite die wunderschönste Prinzessin von der Welt. Da sprang er erschrocken aus dem Bette und rieb sich die Augen und sah, daß er eine Frau habe. Sie aber schlug die schönen blauen Augen auf und sah Hans gar zärtlich an; dann erzählte sie ihm, wie vor vielen hundert Jahren eine böse Zauberin sie in eine alte Pudelmütze verwünscht habe, und wie sie von ihm erlöst und seine Frau sei. Das gefiel ihm wohl, und sie kleideten sich in die prächtigen Gewänder, die für sie auf den goldenen Stühlen lagen, und die prächtig gekleideten Diener halfen ihnen. Dann führte die Prinzeß ihren Gemahl durch eine Reihe herrlicher Zimmer. Denn wo früher eine Höhle war, stand jetzt ein wunderschönes Schloß mit Park und Dienerschaft; das hatte Hans alles mit erlöst.*) Aus der Gegend von Husum.



Mitteilung.

Steine im Acker. Zu dem von Herrn Geheimrat Bokelmann gelieferten „Rückblick in frühere Zeiten" („Heimat" 1897, Nr. 8) erlaube ich mir, Folgendes aus eigener Beobachtung hinzuzufügen: Um größere Steinblöcke zum Zwecke leichteren Transportierens zu zerkleinern, legte man vor reichlich 50 Jahren mitunter Feuer auf und um dieselben, wodurch sie schließlich mürbe wurden und sich zerschlagen ließen. In den vierziger Jahren habe ich mehrmals die Urbarmachung einer Fläche ehemaligen Waldlandes beobachtet. Das Land steckte voll Baumstümpfe und war mit zahlreichen großen Steinblöcken belegt. Die Stümpfe wurden ausgerodet und die Steine — vergraben, aber — recht tief, damit sie nicht wieder heraufkommen. An dieses allmähliche Emporsteigen der Steine glauben die Landleute noch vielerorten fest. Nach meinen Beobachtungen kommen auch Steine, namentlich wenn sie auf etwas abschüssigen Plätzen liegen, wirklich nach und nach zu Tage, wozu in starkem Maße Frost und Regen beitragen. Der Frost treibt die an- und überliegende obere Erdschicht in die Höhe; sie wird durch Auftauen locker und vom Regen hinuntergespült, so daß der Stein entblößt wird. Die Erde sinkt also, der Stein aber bleibt liegen. — In meinen Kinderjahren kam ich im westlichen Angeln mehrmals über ein „Steinfeld." Es war eine recht ausgedehnte Fläche (wie groß, kann ich nicht angeben, einige Hektare werden es gewesen sein), die dermaßen mit großen und kleineren Felsblöcken bedeckt war, daß man buchstäblich keinen Schritt thun konnte, ohne auf Steine zu treten. Etwa 30 Jahre später kam ich des Weges und fand hier ein fruchtbares Kornfeld, von einem hohen und starken Steinwall eingehegt. Die größten Steine, hieß es, seien von Steinhauern gut bezahlt worden. — Die Steinwälle schwinden jetzt mehr und mehr, da die Steine im Werte steigen. Große Mengen von Steinen liegen an vielen Stellen im Boden, wie man hin und wieder, u. a. von der Eisenbahn aus sehen kann. Im Flensburger Stadtfelde (nach Süden) sind in neuerer Zeit zahlreiche Steinbrüche eröffnet worden, wo Kies, Chausseesteine, runde Pflaster- und Kopfsteine gewonnen werden. Auf gepflügtem Boden im Westen müssen noch alljährlich Mengen von Steinen abgesammelt werden, die auch nicht ohne Wert sind. — Auf einer vor einigen Jahren gemachten kleinen Reise durch einen Teil von Schweden (von Helsingborg bis Gothenburg und Trollhätta) hatte ich Gelegenheit, die Steinwirtschaft zu beobachten. Auf der ersten Strecke ging's durch fruchtbares Land, dann wurde es immer steiniger. Erst legte man die abgesammelten Steinblöcke in Reihen um den Acker, wo sie einen ziemlich rohen und krummen Wall bildeten, nach und nach wurden die Steinreihen und Steinhaufen zahlreicher, traten immer näher zusammen und ließen immer kleinere bebaute Flächen frei, bis schließlich auf ganzen Strecken der Boden aus grauem Granit bestand und mit kurzer Heide notdürftig überzogen war, so daß nur die Niederungen bebaut werden konnten. Große Mengen aus dem anstehenden Fels gehauener, in Form und Farbe gleichmäßiger Kopfsteine werden jetzt aus Schweden zur Straßenpflasterung in unsere Städte eingeführt. Unsere Flensburger Steinhauer bearbeiten vorzugsweise dunkeln, feinkörnigen Granit aus Schweden zu Denkmälern usw. Der früher stark eingeführte helle und grobkörnige Bornholmer Granit wird hier seltener. Granit aus dem Harz (weiß und fein), Thüringen u. a. O. wird hier vereinzelt verwendet. Callsen-Flensburg.

*) Der Schluß ist vergessen und auch von Storm nicht hinzugefügt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 3. März 1901.

Amalie Schoppe, geb. Weise,

eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn.

Von J. Voß in Burg a. F.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Burg a. F.

I.

Westwärts von der Stadt New-York im Staate gleiches Namens erstreckt sich das durch seine Naturschönheiten und durch die heldenmütige Tapferkeit deutscher Pflanzer im amerikanischen Befreiungskriege — ich erinnere nur an den Heldentod Hercheimers — hochberühmt gewordene Thal des Mohawkflusses. Im Mohawkthal nun liegt das gegenwärtig etwa 20 000 Einw. zählende amerikanische Städtchen Shenectady, der Sitz einer amerikanischen Universität. Vor dem Bibliothekgebäude der Universität breitet sich der Friedhof derselben aus, ein herrliches Fleckchen Gotteserde, umsäumt von hohen Fichten Mitten unter den zahlreichen, durch einfache Kreuze gezierten Gräbern der Musensöhne erhebt sich hier ein größeres Monument aus grauem Sandstein, ruhend auf weißem Marmorpostamente. Auf der Vorderseite dieses Denkmals bemerkt man die Worte:



»Amalia Schoppe, geb. Weise.
Born in Germany Oct. 9. 1791.
Died at Shenectady Sept. 29. 1858.«

Auf der Rückseite steht die Inschrift:

»Erected by her affectionate pupils,«

und darüber liest man einen Denkspruch unseres schleswig-holsteinischen Landsmannes Friedrich Hebbel, den derselbe im Jahre 1858, als Professor Peißner in Shenectady ihm nach Wien hin brieflich den Tod seiner ehemaligen Wohlthäterin Amalie Schoppe meldete, dieser letzteren als Grabschrift widmete. Dieser Spruch lautet:

„Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
Ruht sie vom Leben selbst endlich im Tode sich aus. (Fr. Hebbel.)"

Am 9. Oktober 1891, also vor nunmehr 9 Jahren, war eine zahlreiche Menschenmenge um jenes schlichte Dichtergrab auf dem Universitätsfriedhof in Shenectady versammelt. Man war im Begriff, hier an der stillen Grabesstätte der Dichterin ihren hundertjährigen Geburtstag festlich zu begehen. Unter den Anwesenden war das in Shenectady und Umgegend seßhafte deutsch-amerikanische Element besonders zahlreich vertreten; man bemerkte aber auch viele eingeborene Amerikaner.

Die Gedächtnisrede auf die Amalie Schoppe hielt der Redakteur vom „Deutschen Anzeiger" in Shenectady, Herr J. Thon. In schwungvollen Worten feierte er die Schoppe als Jugendschriftstellerin, Romanschriftstellerin und lyrische Dichterin, als Freundin Varnhagen v. Enses, Chamissos, Kerners, Uhlands, Schwabs usw., sowie endlich als Gönnerin des jugendlichen ditmarsischen Dichters Friedrich Hebbel.

Nach ihm ergriff das Wort zu einer Ansprache an die versammelte Menge der Präsident der Hochschule in Shenectady, Dr. Harrison Webster. In englischer Sprache rühmte er die Amalie Schoppe als die Helferin der Armen und Bedrückten in Deutschland und Amerika.

Als dann noch die Gesangvereine Shenectadys einige stimmungsvolle Lieder am Grabe der Entschlafenen zum Vortrag gebracht hatten, trat hervor ein Deutsch-Amerikaner Shenectadys, Herr Otto Offenhäuser, und pflanzte am Grabe der Dichterin eine Trauerweide mit folgenden, von ihm selbst verfaßten Worten:

„Sowie gepflanzt Du
In junge Herzen
Der Bildung Samen,
Der ewig wird keimen,
Pflanzen den Baum wir
An Deinem Grabe,
Künft'gen Geschlechtern
Kunde zu geben
Von dieser Feier.
Möge der Baum nun
Grünen und blühen,
Und wenn das Grab er
Der Sängerin schattet,
Befiederten Sängern
Zur Wohnstatt dienen!"

Das Dichterlos der Amalie Schoppe hat sich in mancher Weise ähnlich gestaltet, wie das Dichterlos ihres Schützlings Friedrich Hebbel, den sie einst, wie bekannt, seinen traurigen ditmarsischen Verhältnissen

entriß, um ihn seinem Jugendideal, ein deutscher Dichter zu werden, näher zu führen. Beide haben schwer unter den Schlägen des Schicksals und unter der ganzen Unrast dieser Zeitlichkeit ringen müssen, ehe und bevor es ihnen gelang, dasjenige Ziel zu erreichen, das sie sich in ihrer Jugend gesteckt hatten.

Andererseits ist dagegen das Dichterlos der beiden Persönlichkeiten ein ganz verschiedenes gewesen.

Wie Ihnen bekannt sein wird, hat Hebbel erst in den letzten Jahrzehnten diejenige Stellung in der deutschen Litteratur einnehmen dürfen, die ihm seiner ausgezeichneten Leistungen wegen zukommt. Immer voller schöpft jetzt das deutsche Volk aus dem Born seiner tiefgründigen Poesieen; immer klarer erkennt es das unter Schlacken verborgene lautere Gold seiner hehren Geistesprodukte; mit einem Wort: die Gegenwart fängt an, ihm das in vollem Maße zu gewähren, was ihm einst die Vergangenheit, die Mitwelt, ach! nur allzu schmerzhaft versagte.

Anders, ganz anders hat sich in diesem Punkte das Lebensschicksal der Amalie Schoppe gestaltet! Einst viel gelesen; einst als Jugendschriftstellerin in ganz Deutschland anerkannt; einst ob ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit als Jugendschriftstellerin, Romanschriftstellerin und lyrische Dichterin allerseits bewundert: ist sie jetzt fast ganz vergessen, ja, in der litterarischen Welt Deutschlands kaum noch dem Namen nach bekannt.

Und doch dürfen wir ihr dreist unter den in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervortretenden deutschen Jugendschriftstellerinnen einen ebenso ehrenvollen Platz einräumen, wie ihn gegenwärtig die um unsere Jugendlitteratur verdiente, vor wenigen Jahren verstorbene Thekla von Gumpert oder wie ihn die für unsere Jugend noch heute emsig schreibende und schaffende Johanna Spyri bekleidet. Wie diese hat die Schoppe es verstanden, mit Kindern kindlich zu denken und zu fühlen, mit Kindern in kindlicher Weise zu reden, ihre kleinen Leser und Leserinnen für alles Hohe und Edle zu begeistern und in den jugendlichen Herzen den Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken, zu vertiefen, zu läutern.

Der Bildungsgang der Amalie Schoppe bietet des Beachtenswerten viel, und nicht uninteressant ist es, den Spuren der werdenden Dichterin nachempfindend zu folgen.

Amalie Emarentia Sophia Catharina Schoppe, geb. Weise, wurde am 9. Oktober 1791 zu Burg auf der Insel Fehmarn geboren. Ihr Vater war der Kandidat der Medizin Friedrich W. Weise, Sohn eines Predigers in Stützerbach und Ilmenau in Thüringen. Nach Fehmarn war Weise gekommen, um in der Familie des in Burg a. F. wohnhaften Ober- und Landgerichtsadvokaten Hammer eine Stellung als Hauslehrer und Erzieher anzunehmen. Während seines Aufenthalts im Hammerschen Hause lernte er die älteste Tochter desselben, Engel Catharina Hammer, ein durch

Geist und Schönheit ausgezeichnetes junges Mädchen, kennen. Er vermählte sich später mit Engel Catharina Hammer und ließ sich dann in Burg a. F. als Arzt nieder. Das älteste Kind dieser ehelichen Verbindung wurde unsere Amalie.

Wie Amalie Schoppe in ihren „Lebenserinnerungen" erzählt, war ihr Vater ein in mancher Weise genial veranlagter Mensch. Er war nicht allein ein vielbegehrter Arzt; nein, er leistete auch als Künstler, als Dichter, Maler und Musiker Hervorragendes. Schon mit 19 Jahren durfte er zu Jena promovieren, und mit 21 Jahren konnte er bereits die Geliebte seines Herzens in sein Haus führen.

Am 12. Oktober 1791 wurde Amalie getauft. Ein schleswig-holsteinischer Dichter hat dieses Dichterkind über die Taufe gehalten. Es war der fehmarnsche Amtssekretär M. S. Dreyer, der später als Kirchspielvogt nach Brockdorf in der Wilstermarsch versetzt wurde, von wo aus er zahlreiche, tief empfundene lyrische Gedichte in der noch heute in Glückstadt erscheinenden „Fortuna" veröffentlichte. Dreyer war mit einer Fehmaranerin, einer Amalie von Clausberg, vermählt; ihr verdankte das älteste Kind des befreundeten Weiseschen Hauses den Vor- und Rufnamen „Amalie."

Aei der kleinen Amalie bewahrheitete sich die Behauptung, daß Genies in öfteren Fällen frühreif, denn spätreif sind, in besonderem Maße. Schnell entwickelte sich der Geist des Kindes. Schon mit einem Jahre sprach es, und mit dem vierten Jahre hatte es bereits, ohne Fibel und Lehrapparat, einzig und allein angewiesen auf den Unterricht ihrer Wärterin, der alten „Catharina," das Lesen erlernt.

Die jugendliche Phantasie des Kindes wurde mächtig angeregt und gefördert durch die ihm erzählten heimatlichen Sagen und Märchen, die damals noch, anknüpfend an bestimmte Örtlichkeiten, auf der Insel Fehmarn im Volksmunde lebendig waren, die aber seitdem, besonders nach dem Eingehen der Spinn- und Strickstuben, unwiederbringlich verloren gegangen sind.

Der Vater interessierte sich lebhaft für die körperliche Ausbildung seiner Tochter. Von ihm erlernte sie in frühester Jugend das Schwimmen, und in dieser Kunst erreichte sie eine solche Fertigkeit, daß sie einst in ihrem späteren Leben, als sie zufällig zugegen war, wie ein Greis über die Dossierung eines Deichs ins Wasser fiel, diesem ohne viel Besinnen nachspringen und ihn vom sichern Tode des Ertrinkens retten konnte.

Sieben Jahre war Amalie alt, als ihrem Vater eine ärztliche Praxis in Kellinghusen angetragen wurde. Er siedelte mit seiner Frau und seinen drei kleinen Töchtern dahin über. Aber nicht lange sollte er hier als Arzt wirken. Bald nach seiner Ankunft daselbst wurde er von einer schleichenden Krankheit — das Totenregister in Kellinghusen nennt die Auszehrung — befallen, die den kräftigen, lebensfrohen Mann dahinsiechen ließ.

Der Tod des Vaters rief mancherlei Veränderungen in den Verhältnissen der Familie hervor. Die junge Witwe Weise war nicht imstande, ihre drei kleinen Kinder zu ernähren; sie selbst nahm darum eine Stellung als Haushälterin in der Familie des Kaufmanns J. G. Burmester in Hamburg an, während ihre Kinder zu Verwandten ausgethan wurden.

Amalie kam ebenfalls nach Hamburg, in das Haus eines Oheims, eines Sonderlings, der dem Kinde eine harte und strenge Erziehung zuteil werden ließ. Zufällig war ihm eines Tages ein Rousseauscher „Emile" in die Hände gefallen, und die Lektüre dieses geistvollen Buches hatte ihn derart begeistert, daß er sich entschloß, das ihm anvertraute junge Mädchen nach den in diesem Buche enthaltenen Grundsätzen zu erziehen.

Die strenge Zucht stählte den Charakter des jungen Mädchens in besonderer Weise. Es bildete sich in seinem Wesen etwas Festes, Männliches aus, das sich selbst noch in späteren Lebensjahren in den Gesichtszügen der Dichterin wiederspiegelte.

Vier Jahre blieb Amalie in dem Hause des Oheims; dann entschloß sich ihre Mutter, durch die Not getrieben, ihrem Dienstherrn die Hand zum Ehebunde zu reichen, und zwar gegen den Willen ihrer Familie. Ihre Verwandten waren deshalb Gegner dieser ehelichen Verbindung, weil der Kaufmann Burmester etwa 20 Jahre älter war, als die von ihm zur Gattin begehrte Witwe Weise.

Amalie siedelte jetzt in das Haus ihres Stiefvaters über, der sich bald für seine begabte Stieftochter zu interessieren begann und ihr ausgezeichneten Unterricht in den verschiedensten Fächern, hauptsächlich aber in der englischen und französischen Sprache, erteilen ließ. Diese beiden neueren Sprachen beherrschte das talentvolle junge Mädchen bald bis zur Vollendung. Unter den englischen Dichtern zog besonders Shakespeare sie an, unter den französischen Dichtern bevorzugte sie Racine und Voltaire. Von den deutschen Dichtern liebte sie Schiller, neben ihm Novalis, von dem sie freilich behauptet, daß sie ihn nicht immer ganz verstanden habe. Den nachhaltigsten Einfluß auf das poetisch gestimmte Gemüt des jungen Mädchens übten aber Bürgers Gedichte aus, die ihm einst zufällig in die Hände fielen. Amalie erzählt selbst, daß sie beim Lesen dieser rührseligen Verse oft Thränen vergoß; Bürgers Gedichte waren es auch, die das Mädchen zu einem ersten dichterischen Versuch veranlaßten. Es war dies eine größere Dichtung erotischen Inhalts, „Abälard an Heloise" überschrieben, die uns leider nicht erhalten geblieben ist.

Amalie war soeben in ihr 15. Lebensjahr eingetreten, als die Verhältnisse ihres Stiefvaters einen Umsturz erlitten. Durch verunglückte Spekulationen verlor Burmester in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen.

Mit raschem Entschluß verließ Amalie das Haus ihres Stiefvaters, um gleich darauf eine Stellung als Erzieherin in einer hamburgischen

Familie anzunehmen. Trotz ihrer Jugend stand sie diesem Amte sehr wohl vor.

Durch ihre Herrschaft lernte sie eines Tages ein anderes, ebenfalls in Hamburg als Erzieherin wirkendes junges Mädchen kennen, welche Bekanntschaft für ihre fernere Laufbahn bedeutungsvoll werden sollte. Dieses junge Mädchen war Rosa Marie Varnhagen, die Schwester des als Dichter und Biograph bekannt gewordenen Varnhagen v. Ense. Beide Mädchen verband fortan ein Freundschaftsbund, der bis zu Rosa Maries Tode im Jahre 1840 anhielt.

Durch Rosa Marie wurde Amalie mit Varnhagen v. Ense bekannt, der das interessante junge Mädchen mehreren anderen, damals in Hamburg lebenden deutschen Dichtern, so Kerner, Chamisso, Neumann, Theremin, Dr. Assing u. a., zuführte. Es herrschte damals in Deutschland auf dem Gebiete der Litteratur eine äußerst rege Thätigkeit; es war die Zeit der Romantiker, Tieck und die beiden Schlegel waren die Hauptrepräsentanten dieser Richtung. Alle jene Dichter schlossen sich vorerst dieser Dichterschule an.

Von den genannten Dichtern stand der edle Justinus Kerner unserer Amalie am nächsten. In ihren „Lebenserinnerungen" schildert sie uns den Dichter der „Seherin von Prevorst" als einen langen, blassen, schmalen Jüngling, der immer ein großes Leid mit sich herumtrug. Er lebte damals in Hamburg bei seinem Bruder, der dort ein vielbegehrter Arzt war. Kerner nannte Amalie nur seine Schwester, sie ihn nur ihren Bruder; er war es auch, der die ersten Erzeugnisse ihrer Muse der Öffentlichkeit übergab. Diese Erstlingsgedichte erschienen im Tübinger „Morgenblatt," im „Deutschen Dichterwald," herausgegeben von Kerner, de la Motte-Fouqué, Uhland u. a., sowie im „Poetischen Almanach." Obgleich noch mangelhaft in der Form, verraten diese Dichtungen bereits das tief empfindende Dichtergemüt des jungen Mädchens.

Mehr Interesse als für Kerner hegte Amalie für den jugendlichen Franzosen Adalbert von Chamisso, der bis dahin preußischer Offizier in Hameln gewesen und nach Hamburg gekommen war, um hier in Gemeinschaft mit seinen Freunden einen Musenalmanach herauszugeben. Noch im Jahre 1838 schreibt sie über ihn: „Adalbert von Chamisso war eine schöne, echt ritterliche Erscheinung, die ebensowohl imponierte, als durch das sanfteste, edelste und liebevollste Gemüt zur Liebe zwang. Trotz seines bedeutenden Geistes hatte er einen wahrhaften Kindersinn, eine Seelengüte und Seelenunschuld, wie man sie wohl selten mehr findet; auch liebte man ihn schwärmerisch, was man jetzt wohl gestehen darf, da das Haar bereits an zu grauen fängt."



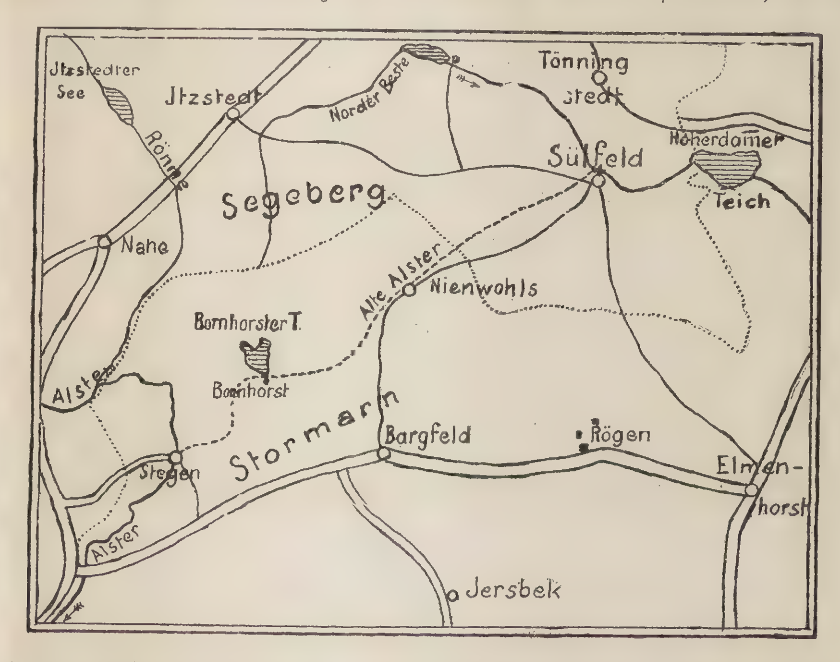
Die „Alte Alster.“

(Ein vergessener Kanal.)

Von **Studt** in Jersbek.

Um früher von der Nordsee in die Ostsee zu gelangen, bedurfte es der Umfahrt des Kap Skagen in Nord-Jütland. Da aber, wo die Wasser der Nord- und Ostsee sich berühren, ist die See sehr stürmisch. Dazu kommt noch, daß an der Nordküste Jütlands häufig starke Stürme herrschen, die die vorbeisegelnden Schiffe auf die zahlreichen Sandbänke schleudern, auf denen sie dann stranden. Gegen 200 Schiffe gingen früher alljährlich an der Küste Jütlands zu Grunde, und man nannte die Stätte deshalb nur noch den „Friedhof der Schiffe.“ Um dieser Gefahr vorzubeugen, war man schon frühzeittg darauf bedacht, eine bessere Verbindung zwischen Ost- und Nordsee herzustellen.

Die Stadt Lübeck machte zuerst den Versuch. Sie verband nämlich in den Jahren 1391—98 die Stecknitz mit dem Möllner See und somit auch mit der



Delvenau. Auf diese Weise waren Trave und Elbe, Ostsee und Nordsee verbunden. Der Kanal, der „Delvenauer Graben“ genannt, der eine Länge von 2 Meilen hatte, ist wohl einer der ersten, die in Europa gebaut wurden. Er erwies sich jedoch als unpraktisch, da ihn größere Schiffe nicht befahren konnten. Diesem Mangel abzuhelfen, stellte man eine neue Verbindung her, indem man die Beste, einen Nebenfluß der Trave, mit der Alster verband. Diesen Wasserweg nannte man die „Alte Alster“ oder „Westergraben.“ Schon im Jahre 1448 schloß Hamburg zu einer Verbindung der Beste mit der Alster einen Vertrag mit dem Herzog Adolf VIII. von Schauenburg. Der Kanal kam jedoch erst 1525 mit Hülfe der Stadt Lübeck zustande. Er hatte aber dieselben Fehler und Mängel, die schon der „Delvenauer Graben“ zeigte, und deshalb hörte auch schon 1550 der Verkehr auf ihm auf. Die Verbindung wurde dann teilweise wieder verschüttet, und im Jahre 1768 erlaubte der dänische König Christian VII. der Stadt

Hamburg, das Bett des Kanals aufzuräumen. Noch heute aber ist die Verstopfung des Laufes bei Strafe verboten.

Die „Alte Alster" ist eigentlich die künstliche Fortsetzung des Mühlenbaches, des Abflusses der Jersbeker Teiche, nach Nordosten in die Beste. Bei dem Hofe Stegen beginnt der Kanal. Er wendet sich zunächst nach Norden bis Bornhorst, einem Hofe, und nimmt hier das Wasser des Bornhorster Teiches auf. Dann hat die Verbindung nordöstliche Richtung bis zur Einmündung in die Beste bei dem Kirchdorfe Sülfeld. Vorher berührt der Kanal die Ortschaft Nienwohld. In der Nähe derselben ist die höchste Erhebung des Bettes der „Alten Alster." Hier scheidet sich das Wasser derselben, indem ein Teil nach Nordosten zur Beste (Trave — Ostsee) und der andere Teil nach Südwesten zur Alster (Elbe — Nordsee) abfließt.

Der Wanderer, der jene Gegend durchwandert, wird wohl kaum den Kanal finden. Seine Breite mag jetzt vielleicht 1 m betragen, und einen Kanal, ja, den stellt man sich wohl etwas breiter vor! Einst, vor mehr denn 300 Jahren, als er den Verkehr zwischen Hamburg und Lübeck vermittelte, als er bestimmt war, den Schiffen von der Nordsee zur Ostsee und umgekehrt einen kurzen und gefahrlosen Weg zu gewähren, hat er wohl eine größere Ausdehnung in der Breite und Tiefe gehabt.

Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.

Von **Ludwig Meyn.**

IV.

Der Inhalt des vierten Briefes besteht in der wortgetreuen Mitteilung eines Aktenstücks aus dem Salinenarchiv zu Oldesloe, worin ausführlich die Arbeiten aus den Jahren 1669 bis 1675 zur Wiederherstellung des Salzwerks beschrieben werden. Es wird darin zunächst berichtet, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der König Christian IV. die Sülze zu Oldesloe wieder verpachtet hat, und daß die Pächter den alten großen Brunnen gereinigt und in Betrieb gesetzt haben. Das Unternehmen ist aber dadurch gehemmt worden, daß die Lüneburger mit dem König einen Vergleich getroffen haben, wonach sie ihm jährlich hundert Tonnen Salz geben wollten, wenn den Pächtern auferlegt würde, nicht mehr als 60 Last Salz jährlich zu sieden.

Im Jahre 1669 erhielt der Amtsverwalter Hausmann vom König Friedrich III. das Privilegium zur Ausbeutung der Oldesloer Salzquellen. Der Bericht schildert eingehend die Mühseligkeiten, welche sich einstellten, als man den alten Brunnen in der Nähe des Kirchhofs auf der linken Seite der Beste reinigen und erweitern wollte. Selbst auf der andern Seite der Beste hat man damals versucht, Reste alter Brunnen aufzufinden — aber vergeblich.

V.

Man gewahrt fort und fort, daß die uralte Nachricht von dem Reichtum der Sülze und ihrer abgegrabenen Brunnen die Leute niemals hat ruhen lassen, so daß immer neue und neue Opfer dem großen Namen aus der Vorzeit gebracht wurden.

Um 1680 wurde die Saline durch eine Interessentschaft betrieben, bestehend aus dem Rat Brügmann, dem Kommissar Gehrkens und den Gebrüdern Husfeld, wahrscheinlich die nachgebliebenen Mitaktionäre des Herrn Hausmann, da sie vor

zugsweise die Aufräumung der alten Quellen erstrebten und nach einem Opfer von 30 000 Thalern durch den bei dem Brunnengraben aufquellenden Triebsand völlig lahmgelegt wurden.

Durch eine ausführliche Nachricht des Herrn Schrader, welcher auch eine Zeitlang gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Saline besessen und der einen Teil der geschichtlichen Daten, welche hier erwähnt werden, gesammelt hat, erfahren wir, daß König Friedrich IV., durch den traurigen Erfolg der Saline-Interessenten gemahnt, die Kammer zur näheren Untersuchung aufgefordert, und diese einen Kommissar Grauhard zur näheren Untersuchung gesandt habe.

Die Untersuchung ergab, daß die Saline-Interessenten nur noch eine Quelle unter dem Kirchhofe gebrauchen konnten und das Wasser in zwei Pfannen unter elenden, verfallenen Dächern versotten. Welcher von den Brunnen unter dem Kirchhofe in dem Winkel des Zusammenflusses der Beste und Trave damals thätig war, wird nicht gesagt. Sie tragen alle stolze Namen und sind schon dadurch Beweise des ungebrochenen Mutes, mit welchem die Saline stets von neuem angefaßt wurde. „Gute Augusta,“ „Heinrich der Löwe,“ „Gabe Gottes,“ „Reicher Segen,“ „Hülfe in der Not,“ das sind die Brunnen, welche dort bestanden haben, deren Alter aber wohl nur bei wenigen festzustellen ist. Der letztgenannte stammt aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; denn Christian IV. pflegte oft von ihm zu sagen: „Du bist mir ein teurer Brunnen geworden.“

Jedenfalls nahm von der Kläglichkeit der Sole an dieser Stelle der Amtmann Heilbrunn von Rethwisch den Wink, die Arbeiten der Wiederentdeckung, welche ihm aufgetragen wurden, an einer ganz anderen Stelle zu beginnen. Statt in dem inneren Winkel zwischen beiden Flüssen, blieb er südöstlich vom Bestefluß, etwa 1000 Schritt vom Brunnenwinkel, in der Nähe der späteren Badeanstalt, und fand alsbald in geringer Tiefe eine Sole, die denen der besten bisherigen Brunnen gleichkam. In einem niedrigen Terrain von 10 bis 12 Fuß über dem Bestefluß wurde die Grabung dieses nachher „Königsbrunnen“ benannten Werkes begonnen. Fünf Wochen arbeiteten täglich 40 Soldaten daran, den Brunnen in eine vierkantige Wand zu fassen, indem vierkantige Balkenrahmen übereinandergelegt und so versenkt wurden. Im Juli 1699 wurde die Arbeit schon gestört, da der königliche und herzogliche Hof in Zank gerieten und das Geld ausblieb. Im Jahre 1700, wo der Krieg die Arbeiten unterbrach, war man wegen des Triebsandes nur bis 12 Fuß unter den Spiegel der Beste gekommen, als die Truppen des Herzogs Wilhelm von Celle nicht bloß diesen neuen Brunnen und alles dabei befindliche Baugerät zerstörten, sondern auch die Reste der alten Brunnen bei dem Kirchhofe mit Steinen, Schutt und Leichen füllten, wobei sie die Kirche so unterwühlten, daß ihr Nachsturz drohte.

Abermals erboten sich jetzt Privatleute, das Unternehmen aus eigenen Mitteln zu beginnen. Der Verbitter des Klosters Itzehoe und Propst des Klosters Ütersen, Friedrich Reventlow zu Neuendorf, und der Justiz- und Regierungsrat Peter von Rehder machten ganz vorteilhafte Anträge auf eine Oktroi; allein der König war jetzt selbst eifrig geworden und beauftragte den Herrn von Rehder mit einem pflichtmäßigen Kostenanschlage, den Hofapotheker aus Kopenhagen mit einer chemischen Untersuchung der Quelle. Beide Berichte lauteten günstig, wie immer, und deshalb wurden die Arbeiten dem Amtmann Heilbrunn anno 1702 von neuem übertragen, wobei ihm der königliche Equipagenmeister, der durch seine Bauten auf dem Holm damals berühmte Kommandeur Jüdichäer, zur Hülfe gegeben wurde.

Bis derselbe 1703 in Oldesloe erschien, hatte Heilbrunn den Brunnen wieder 12 Fuß tief ausgeräumt, was bei der Gewalt des Triebsandes einen Kosten-

aufwand von 1000 Thalern erfordert hatte. Nun lieferte dieser oberflächliche Brunnen eine Sole, stärker, als die der alten Quellen, und mehr, als zwei Pumpen bewältigen konnten, mit einer Auftriebskraft, daß eine zehn Fuß lange, bis ans Ende in den Grund gestoßene Stange wieder emporgeschleudert wurde.

Jüdichäer fand den Platz des Königsbrunnens vorteilhaft, erkannte aber richtig, daß ein vierkantiger Balkenbrunnen in der Tiefe niemals den Druck des Triebsandes aushalten könne, und entschloß sich daher, durch einen runden, sorgfältig in Traß gemauerten Brunnen, den er Fortuna rotunda nannte, die tiefe Ursprungsstätte der Sole zu erreichen.

Der Grundrahmen war ein Kreis von Eichenholz, mit 11 Fuß lichter Weite, 4 Fuß Höhe und 1½ Fuß Breite, vollkommen innerlich verbunden durch eiserne Schraubbolzen. Der ringförmige, scharfe, eiserne Schuh, welcher für die Versenkung nötig war, um Holz oder andere Widerstände zu beseitigen, war aber nicht zu beschaffen. Man konnte keinen Schmied finden, das große Werkstück zu fertigen. Endlich fand sich einer in Lübeck; aber lüneburgische Salzhändler bestachen denselben, daß er wieder zurücktrat. Endlich fertigte Jüdichäer mit Hülfe von vier Meistern der Rolfshagener Kupferhütte bei Oldesloe in einem unter freiem Himmel befindlichen Schmiedefeuer das große Werkstück von 1700 Pfund Gewicht selbst an und begann seine musterhafte Arbeit.

Schon im Laufe des Jahres 1703 ward der gemauerte Brunnen, inwendig mit dicken Buchenbohlen verkleidet, 72 Fuß hinuntergebracht, 61 Fuß unter den Spiegel der Beste. Der Arbeitsgrund war ohne Ausnahme wirklicher Trieb- oder Saugsand, eine gleichmäßige Ausfüllung des großen Flußthals, das ungünstigste Terrain für die Fassung einer gesonderten Quelle, da es notwendig in seiner ganzen Mächtigkeit und Ausdehnung von dem Flußwasser und dem Wasser der Salzquelle gleichzeitig durchdrungen sein muß, und nicht einmal Fingerzeige gewährt, wo die letztere bestimmter zu suchen sei.

Trotz dieser jedes Maß übersteigenden Ungunst enthielt das Wasser fortwährend 2½ % Salz, und wenn es irgend einen Beweis für den außerordentlichen Salzreichtum unseres Landes geben kann, so ist es der, daß dieser Königsbrunnen, im Triebsande steckend, doch noch einen so bedeutenden Salzgehalt führen und bei einem großartigen Wasserreichtum bis auf unsere Tage konservieren konnte, 1000 Fuß von den Quellen entfernt, bei denen man die alte gute Quelle vermutet, und durch ein ganzes Flußbett von denselben getrennt.

Im Jahre 1704 war die Fortuna rotunda 122 Fuß im Mauerwerk und 109 Fuß unter den Bestespiegel versenkt, die Sole dabei noch stets von derselben Stärke. Inzwischen ward übrigens rings um diesen Brunnen auch der vierkantige Balkenbrunnen immer noch fortgesetzt, aus Furcht, daß man bei mißlingender Arbeit den Vorwurf werde hören müssen, man habe mit der Fortuna rotunda die bereits entdeckte Quelle verfehlt oder ausgeschlossen, — ein Vorwurf, der trotz seiner durch das Terrain dokumentierten Widersinnigkeit doch sowohl bei der Menge, als am grünen Tisch entstehen konnte. Der Balkenbrunnen senkte sich aber etwas schief und traf in 44 Fuß Tiefe gegen den gemauerten Brunnen, so daß die Arbeit an dem ersteren aufgegeben werden mußte. Nun verschüttete man den Zwischenraum zwischen beiden Brunnen, in welchem die Sole nur 1⅜ % geführt hatte, und beendete das Werk in einer Tiefe von 127 Fuß, nachdem es 10 000 Thaler verschlungen hatte.

Als man darauf das Wasser aus dem Innern des Brunnens gepumpt hatte, drang der Saugsand demselben nach bis zu einer Höhe von 52 Fuß, so daß der offene Brunnen nur noch 70, später nur 20 Fuß tief blieb, und gleichzeitig wurde die Sole schwächer, höchstens zweilötig, was sie bis zu Ende auch geblieben ist. Das ist das traurige Ende dieser schönen und technisch untadelhaften Unternehmung.

VI.

Im Jahre 1711 boten abermals die Lüneburger dem Könige für die Gestattung des Alleinhandels mit ihrem Salz jährlich 3000 Thaler und einen Vorschuß von 30 000 Thalern. Inzwischen waren wiederum von Privatleuten Anerbietungen für die Aufnahme der Saline ergangen. Der Statthalter Graf Ahlefeld, der Admiral Paulsen, der Freiherr von Schack, der Baron von Blome, ein Chemiker und Projektenmacher, Namens Reichhelm, hatten alle nacheinander vergeblich dieses beneficium flebile erbeten; der König griff nach dem baren Gelde und schloß am 12. August 1712 den angebotenen Kontrakt mit den Lüneburgern ab.

Welcher von beiden Teilen die Sache abbrach, ist nicht bekannt, — genug, schon im Jahre 1729 befand sich die Saline wieder in den Händen einer Interessentschaft: Hinrich Frahm, Bergenhusen und Justizrat Lövenskjold, welche es unternahmen, die Sole zu Oldesloe, wie früher um 1570, mit Baisalz anzureichern, aber auch dabei zu Grunde gingen, nachdem sie noch schließlich durch einen gewissen Marcord hatten bohren lassen. Den Gläubigern, welche das Werk übernahmen, ging es nicht besser; auch sie verloren ihr Vermögen, und nach ihnen ebenso einige, weniger bekannte Unternehmer.

Mit diesen schließt die erste Periode der Geschichte unserer Saline ab. Man hatte sich mit Schatzgräberkunst — ohne Einsicht von dem inneren Bau des Bodens bei uns, ohne Kenntnis von den Gesetzen der Quellen, lediglich gestützt auf die geschichtliche Überlieferung — habgierig dem Suchen der alten Quellen geopfert und ein Vermögen nach dem anderen dahingegeben. Niemand aber hatte daran gedacht, daß aus der geringeren Sole mit Hülfe der Intelligenz des Fabrikanten bei damaligen Salzpreisen dennoch ein Gewinn zu ziehen sein könne. Elende Siedehütten, schlechte Pfannen, eine unermeßliche Vergeudung des schönsten Buchenholzes waren der Schatzgräberei parallel gegangen.

Um 1750 beginnt eine ganz neue Epoche für die Saline. Um diese Zeit erhielt der mecklenburgische Hofrat und königliche Hofmeister Herr von Vieregge eine königliche Oktroi, die ihm erst nach Verlauf mehrerer Jahre eine Abgabe von 1000 Mark jährlich auferlegte. Er begann damit, die im mittleren Deutschland bereits üblichen Gradierwerke zu bauen, d. h. jene haushohen Dornwände, über welche die Sole viele Male herabträufeln muß, um durch die Luft das überschüssige Wasser zu verdampfen, das sonst den übertriebenen Brennmaterialaufwand erfordert. Der Herr von Vieregge erbaute Gradierhäuser in einer Länge von 465 Fuß, baute zur Bewegung der Pumpen ein in der Beste hängendes, großes, 32füßiges Wasserrad, kaufte den größten Teil des späteren Salinegrundes und die Besitzung der Mährischen Brüder, welche nachmals als Officiantenwohnung diente; allein da er den Ertrag doch nicht höher als 2000 Tonnen Salz bringen konnte, war sein gesamtes Kapital von 50 000 Thalern verbraucht, als er starb und die Saline dem Konkurs verfiel, im Jahre 1768. Trotz dieses Unglücks hatte sich doch Herr von Vieregge unleugbare Verdienste um die Saline erworben, welche der spätere intelligente Besitzer der Anstalt, Graf von Dernath, durch ein Denkmal in den Gradierhäusern in würdigster Weise anerkannte.

In dem Viereggeschen Konkurs ward die Saline zur Versteigerung gebracht. Es fand sich niemand, der sie wieder übernehmen wollte. Da wurde sie nochmals zum Abbruch ausgeboten, weil alle Anlagen in der That schon während des Konkurses in einen fast unbrauchbaren Zustand geraten waren. Es fand sich wirklich ein Käufer auf den Abbruch; allein da der Amtmann von Traventhal bei dem Könige die Angelegenheit zur Sprache brachte, wurden die Konkursgläubiger schließlich durch höheren Einfluß bewogen, die Saline zum nochmaligen Versuch

der Aufrichtung dem damaligen Salzdirektor Schrader aus Braunschweig für die Summe von 3200 Thalern zuzuschlagen, obgleich zum Abbruch mehr dafür geboten war. Allein Schraders Geldmittel waren zu klein, als Fremder wurde er von allen Seiten übervorteilt, und nach wenigen Jahren würde das Werk doch zu Grunde gegangen sein, wenn nicht der von Eifer für das Vaterland beseelte Graf von Dernath ihm die Mittel dargeboten und so das Werk einer relativen Blüte entgegengeführt hätte. Schon im Jahre 1773 gestaltete sich dies Verhältnis dahin, daß Schrader gänzlich zurücktrat und der Graf das Eigentum und den Betrieb der Sülze allein übernahm.

Dieser Mann, dessen sehr ausgezeichnete Korrespondenz mit salinistischen Notabilitäten sich bis zuletzt im Archiv der Saline befand, bezeugt durch jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen einen ganz seltenen Eifer im eigenen und im vaterländischen Interesse. Gerade in seiner Zeit erwachte das tiefere Verständnis salinistischer Aufgaben auf den landesherrlichen Salinen, und allen Privatbesitzern armer Salzwerke, die auf Vollkommenheit der Einrichtungen hingewiesen waren, schritt der Graf von Dernath mit entschiedenster Aufnahme jeder vernünftigen Verbesserung voran. Seine ganze geistige Kraft und sein ganzes Vermögen wendete er der Oldesloer Saline zu, und dieses Werk, das bei Schraders Antritt nahezu eine Ruine war, erstand durch die vereinten Bemühungen beider Männer zu einer Musteranstalt, zu der die jungen Salzwerkskundigen hinpilgerten, um sich zu unterrichten. Gradierhäuser in einer Länge von 3800 Fuß, acht Siedepfannen und eine Mutterlaugenpfanne verarbeiteten täglich 3000 Oxhoft Sole, wozu zwei Wasserräder von 34 Fuß, das eine in der Beste, das andere in der Trave laufend, und drei große holländische Windmühlen die Bewegungskräfte lieferten. Die Pumpen hoben aus fünf verschiedenen Brunnen und lieferten einige Jahre durch die erwähnten Anlagen 12 000 und 13 000 Tonnen Salz, waren sogar imstande, bei günstigem Absatz 17 000 Tonnen zu liefern, während das zuströmende Salzwasser noch nicht durch 100 000 Tonnen jährlich hätte erschöpft werden können.

Aber es entstand der Saline jetzt ein schlimmerer Feind, als die privilegierte und habsüchtige Lüneburger Saline mit ihren hohen Preisen jemals werden konnte. Durch die energischen Bemühungen Brownriggs war die englische Salzsiederei emporgekommen; das Parlament hatte diesem nützlichen Betriebe jede Förderung gewährt, hatte die Feuerungsabgabe erlassen und Ausfuhrprämien gewährt, und da die sonst leer nach der Ostsee gehenden Schiffe diesen Ballastartikel zu niedrigen Frachten beförderten, brach sich allmählich das englische Salz in dem ganzen Küstenlande Bahn und lähmte das Werk selbst unter den günstigsten Verhältnissen.

Im Jahre 1775 hatte der Graf um eine Oktroi nachgesucht, und am 22. August 1776 wurde sie ihm erteilt. Der Inhaber der Saline konnte Wasserwerke in den Flüssen bauen, soweit die Staatsverträge mit Lübeck es nicht hinderten, konnte jeden Platz, dessen er bedurfte, von der Regierung unentgeltlich fordern, von den Bürgern expropriieren. Die Saline hatte das Recht, zu malzen, zu brauen und zu brennen. Unentgeltlich durfte sie Steine, Lehm, Sand und Moos auf jedem Regierungsgrund graben, auf Privatgründen gegen Wertentschädigung. Ferner hatte die Saline Stempelfreiheit, ein politisches Schutzversprechen gegen Behinderung des Salzhandels durch Hamburg oder Lübeck, Versprechen der Freiheit des Salzes von allen Zöllen und Abgaben auch bei der Ausfuhr. Alle Materialien, welche die Saline bedurfte, konnten zollfrei und abgabefrei dem Werke zugeführt werden. Das Kapital, das in der Saline steckte, war frei von Vermögenssteuer. Die einzige Abgabe bestand in 200 Mark Rekognition für jede Pfanne, und auch für diese wurde Nachlaß zugesichert in Kriegszeiten und sonstigen Kalamitäten.

Einen köstlicheren Freiheitsbrief hat niemals ein Werk besessen; allein aller

Schutz von oben herab und 24 000 Thaler aus der königlichen Kreditkasse konnten den Mangel von unten herauf, die fehlenden Prozente der Sole nicht ersetzen. Graf Dernath verfiel dem Lose aller seiner Vorgänger, er setzte sein Vermögen zu; aus einem der reichsten Grundbesitzer des Landes ward er schließlich ein armer Mann, der in Dürftigkeit starb. Von ihm kaufte die Saline 1793 der Geheimrat Graf Münster-Meinhövel. Ihm wurde am 2. April 1794 dieselbe Oktroi bestätigt und gleichzeitig der Saline der schöne Name Travensalze gegeben. Graf Münster war das Gegenstück seines Vorgängers. Was Graf Dernath hineingesteckt, sog Graf Münster bis auf den letzten Tropfen wieder heraus, so daß in wenigen Jahren der vollständige Ruin des eben noch seiner Einrichtungen wegen weitberühmten Werkes hätte erfolgen müssen, wenn nicht die Regierung hinzugetreten wäre und die Saline im Jahre 1797 gekauft hätte, um sie für eigene Rechnung zu betreiben.

Lieder preußischer Soldaten aus dem Jahre 1864.[1]

Mitgeteilt von **Chr. Kock** in Bohnert.

Ein siegreich vorgehendes Heer geleitet auf Schritt und Tritt das Lied. Der Führer, welcher die Truppen durch Kampf und Beschwerden zum Erfolge leitet, die gefallenen Kameraden, der Kampf selber und der Kampfplatz, die gastlichen Quartiere, der mutlos flüchtende Feind geben den Stoff zum Sange. Sehr häufig bleibt derjenige, über dessen Lippen zuerst des Liedes Quell strömte, der Mit- und Nachwelt verborgen. Solches trifft auch bei den folgenden Soldatenliedern aus dem Jahre 1864 zu, von denen einige den Stempel des Volksliedes tragen. Nur bei dem einen erfahren wir den Ort und die Zeit der Entstehung: „Schmöl am Wenningbund, den 12. Mai 1864." Aufgeschrieben und zu einem Heft zusammengetragen wurden sie durch Gottfried Weyer, Reservist in der 4. Komp. des 4. Brandenburgischen Inf.-Reg. Nr. 24. Außer den nachstehenden Gedichten finden sich manche bekannte Lieder darin verzeichnet, z. B. „Der Sänger sah, als kühl der Abend taute," „Kommt ein Vöglein geflogen," „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab," „Wohlauf, noch getrunken" u. a.

1. Wehrlied.[2]

Schön'res giebt es nicht auf Erden
Als ein tapf'res Kriegesheer.
Mancher muß jetzt Wehrmann werden,
Fällt es ihm auch noch so schwer.
Doch das thut uns alles nichts,
Kriegt der Däne seinen Wichs
Und der Schwede auch dabei;
Dann wird Schleswig-Holstein frei.
Preußen, Östreich, deutsches Land
Halten sicher festen Stand.
Drum, Reserve, frischen Mut!
Dann wird alles wieder gut.

An der Tete thun marschieren
Die vom Ziet'schen Regiment[3]
Und dabei noch viele Krieger,
Die der Däne noch nicht kennt.
Doch das thut uns alles nichts usw.

Wird uns Rußland nicht beistehen,
Ist uns dennoch gar nicht bang;
Muß doch alles gut ergehen,
Dauert's auch ein wenig lang.
Doch das thut uns alles nichts usw.

Was die andern Fürsten machen,
Ist uns wirklich ganz egal,
Und darüber werden lachen
Preußens Krieger allzumal.
Doch das thut uns alles nichts usw.

Kommen dann die tapfern Preußen
Mit Prinz Karl an der Spitz',
Ja, der Däne muß dann weichen
Trotz der schweren Mordgeschütz'.
Doch das thut uns alles nichts usw.

---

[1] Quellen: 1. Aufzeichnungen des ehemaligen Reservisten Gottfried Weyer von der 4. Komp. des 4. Brandenburg. Inf.-Reg. Nr. 24, jetzt im Besitze von Herrn Hufner Chr. Mau in Bohnertfeld. 2. Aufzeichnung des Bäckermeisters Herrn J. Matthiesen in Bohnert. 3. Sterberegister der Kirche in Kosel. 4. Gutsarchiv zu Ornum. 5. Briefliche Mitteilung vom Kommando des Inf.-Reg. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (4. Brandenb.) Nr. 24 in Neu-Ruppin. 6. Desgl. vom Kommando des Hus.-Reg. v. Zieten in Rathenow. [2] Dieses gehört nicht zur Weyerschen Sammlung. [3] Die Zieten-Husaren.

2. Kriegslied.

Gott sei mit euch, ihr tapfren Waffenbrüder!
Ein edler Held führt euch zum Kampf und Sieg.
Euch folgen ewig unsrer Liebe Lieder,
Sei's in die Heimat oder in den Krieg.
Der Führer glänzt wie Sterne;
Ihm folgen alle gerne,
Und tausendfach das Feldgeschrei erschallt:
Für euren General Prinz Friedrich Karl.
Wohin der Schlachtenruf euch auch mag senden,
Als Brandenburger werd't ihr zittern nie.
Der Tod allein nur euren Mut kann enden,
Als Wahl der Helden reinster Harmonie.
Fällt einer eurer Brüder
Zu Tod' getroffen nieder,
Dann stürmt das Regiment des Feindes Wall,
Und an der Spitze glänzt Prinz Friedrich Karl.
Mit welchem Mut sieht man euch dort vereinet;
Laut pocht das Herz nach Schlachten, Ruhm und Ehr';
Vorauf die Füsiliere Mann an Mann gereihet;
Im Sturmschritt folgt das Gros der Musketier'.
Es fällt ein Kugelregen,
Daß Erd' und Meer erbeben.
„Sieg oder Tod!" ertönt's im Echoschall,
„Für König Wilhelm und Prinz Friedrich Karl!"
Habt ihr einst siegend eure Bahn vollendet,
Zu der des Königs Wort euch rief zum Streit;
Wenn Friede über Deutschlands Auen lächelt,
Und Fürst und Volk in Wort und That vereint:
Dann singet frohe Lieder
Für Schleswig-Holstein, Brüder,
Und für des Vaterlands Ruhm und Ehr'.
Hoch lebe Preußens tapfres Kriegesheer!
Gott grüß' euch, Helden, die dem Tod entronnen
Im heil'gen Kampfe für das Vaterland!
Die Wunden, die ihr habt vom Feind bekommen,
Heilt in der Heimat euch der Liebe Hand.
In stillem Wehmutsschmerze
Preßt euch ans treue Herze
Der Eltern Arm sowie die holde Braut,
Und freudig glänzt das Auge, das euch schaut.
Heil allen, die den Tod im Kampfe fanden
Fürs Vaterland, für König und fürs Recht!
Euch winden Freunde und der Liebe Banden
Den Lorbeerkranz aus Erz so rein, so echt.
Ruh' sanft, du Sohn der Ehre,
In ferner Mutter Erde!
Mit Ruhm die Nachwelt eure Namen nennt;
Ihr kämpftet treu im 24. Regiment.

3. Prinz Friedrich Karl. [1])

Im Februar 1864.

Friedrich Karl, der edle Ritter,
Zieht dahin wie Sturmgewitter,
Blitzend' Schwert in tapf'rer Hand;
Will die Dänen Preußisch lehren,
Rein mit Eisenbesen kehren
Von den Fremden deutsches Land.
Bei Missunde vor den Schanzen
Läßt er frisch die Waffen tanzen,
Taufen Preußens junges Blut.
Hurra, wie die Kugeln sausen!
Hurra, wie gleich Sturmesbrausen
Vorwärts stürmt der Preußen Mut.
D'rauf läßt er die Brücke schlagen,
Daß man könnt' zum Henker jagen
All' die Dänen-Tyrannei.
Hurra, wie in hellen Haufen
Noch bei Nacht die Dänen laufen!
Deutsches Volk ist wieder frei.

[1]) Von diesem Liede liegt auch ein Druck vor von Louis Wendt in Arnswalde.

Unterdes geh'n die Kameraden
Östreichs frisch drauf, daß sich baden
Muß der Feind im eignen Blut.
Mag er sich auch grimmig wehren,
Muß er doch den Rücken kehren,
Vorwärts stürmet Östreichs Mut.
Wohin sich die Dänen wenden,
Sind auch stets an allen Enden
Überall die Preußen da,
Und wie pfeilschnell in den Lüften
Über Meere, über Triften
Zieht der stolze Königs-Aar!
Also dringt mit Windesschnelle
Ungestüm trotz Feind und Welle
Vorwärts Preußens Siegerschar.
Sie zu schrecken aus dem süßen,
Eitlen Traum, sie zu begrüßen
Auf gut preußisch mit Hurra!
Und die Nebel sind zerronnen;
Wieder scheint das Licht der Sonnen
Auf ein freies Land herab.
Doch die Sternlein blicken nieder
Auf so mancher braven Brüder
Frisches, frühes Heldengrab.
Friedrich Karl, du edler Ritter,
Zieh' dahin wie Sturmgewitter,
Blitzend' Schwert in tapf'rer Hand!
Gott mit dir, du Zollern-Degen!
Will sich Preußens Feind wo regen,
Sei du Hort dem Vaterland.

4. Die ersten drei.

Es donnert gegen Missunde;
Da fiel der erste Schlag.
Drei Offiziere fielen
Am ersten Kampfestag,
Von jeder Waffe einer
Am zweiten Februar,
Und von den dreien keiner
War über dreißig Jahr.
Da war der Graf von Groeben
Vom Ziet'schen Regiment,
Das jeder gute Preuße
Mit hohem Stolze nennt,
Der junge Graf von Groeben,
Uralt' Soldatenblut.
Die Groeben wissen's alle,
Wie wohl solch' Sterben thut.
Der zweite, Leutnant Kipping,
Der brave Artillerist,
Allhier für seinen König
So jung gestorben ist.
Der junge Leutnant Kipping,
Des märkischen Predigers Sohn,
Empfing den Lohn der Treue
Nun schon vor Gottes Thron.
Der letzte von den dreien
War Leutnant Hagemann.
Die Vierundzwanziger führte
Der junge Degen an.
Heil ihm, wer so kann sterben!
Doch trauern still um ihn
Viel' treue Soldatenherzen
Vom „Großherzog Schwerin."
Es donnert gegen Missunde;
Da fiel der erste Schlag.
Drei Offiziere fielen
Am ersten Kampfestag,
Von jeder Waffe einer
Am zweiten Februar,
Und von den dreien keiner
War über dreißig Jahr.

5. Lied beim Rückmarsch von Düppel.

Ade, du kleines Sundewitt,
So lieb mir und so wert,
Jetzt geht es heim mit lust'gem Schritt,
Und Ruhe hat das Schwert.
Ich scheide ungern jetzt von hier;
Wie grün sind deine Höh'n;
Ich sehe mich oft um nach dir,
Mein Sundewitt so schön.
Ade, du schöner Wenningbund,
So blau im Sonnenschein!
Du schriebst dich in so mancher Stund'
Mir unvergeßlich ein.
Ich schaue noch einmal zurück,
Wie deine Woge schäumt,
Doch nie erwartet mich das Glück,
Von dem ich oft geträumt.
Du Büffelkoppel, jetzt so grün,
Leb' wohl! nun geht's nach Haus.
Wir alle fochten oft so kühn
Bei dir im blut'gen Strauß.
Leb' wohl! Du hörst nun unser Lied,
Hörst uns're Lust nicht mehr.
Die Schar, die jetzt nach Süden zieht,
Kommt niemals wieder her.
Ade, ihr Helden, treu und brav,
Die ihr gefallen seid!
Ruht sanft, die euch die Kugel traf
So jung im blut'gen Streit!
Der Lenz, der reich an Sang und Duft
Die Herzen all' erquickt,
Er schmückt euch eure Heldengruft,
Auf die ganz Deutschland blickt.
Begrüßt man uns daheim so warm,
Dann kommt so manche Braut,
Die in dem frohen Menschenschwarm
Vergeblich um sich schaut.
Es fragt dann manche schmucke Maid
So bang: „Wo bleibt mein Held?"
Du armes Kind, er fiel im Streit;
Such' ihn in jener Welt!

Schmöl am Wenningbund, den 12. Mai 1864.

Anmerkungen zu dem Liede „Die ersten drei."

Dieses Lied scheint im 24. Inf.-Reg., dessen Chef bereits damals der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin war, entstanden zu sein; Soldaten dieses Regiments sangen es,

als sie in den Tagen nach dem Gefecht bei Missunde zu Maaslebener Mühle einquartiert waren (3. bis 5. Februar 1864).

Über die drei gefallenen Offiziere sei das Folgende mitgeteilt:

1. Karl Graf von der Groeben, Leutnant im Husaren-Regiment Nr. 3 „von Zieten." war ein Sohn des Grafen von der Groeben, Majoratsherrn auf dem Gute Ponarien bei Liebstadt, Kreis Mohrungen, und erst 21 Jahre alt. Er fungierte als Ordonnanzoffizier bei der Avantgarde; eine dänische Bombe, die unter seinem Pferde platzte, zerriß Reiter und Roß.

2. Friedrich Karl Ernst Kipping, geboren am 6. Juni 1842 als Sohn eines Predigers in der Stadt Bernau, Kreis Nieder-Barnim, stand als Sekonde-Leutnant bei der 3. Haubitzen-Batterie der brandenburgischen Artillerie-Brigade Nr. 3. Er erhielt einen Schuß in den Kopf und wurde tot in das Lazarett gebracht. Begraben liegt er auf dem Friedhofe zu Kosel nördlich von der Kirche.

3. Richard Julius Ludwig Hagemann, geboren am 1. September 1843 zu Magdeburg, erhielt als Sekonde-Leutnant am 18. Juni 1863 eine Versetzung in das 24. Infanterie-Regiment. Über sein Ende und den Ort der Bestattung giebt nachstehender Auszug aus der Regiments-Geschichte Aufschluß:

„Treffen bei Missunde am 2. Februar. Dem Vorgehen der 10. Kompagnie hatte sich auch der Schützenzug der 9. angeschlossen, und wurde dasselbe durch das Feuer der 9., sowie des 1. und des Schützenzuges der 11. Kompagnie unterstützt. Der Führer des letzteren, Sek.-Leut. Hagemann, welcher seinen Leuten mit dem schönsten Beispiel der Unerschrockenheit vorangegangen war und sich rücksichtslos dem feindlichen Feuer ausgesetzt hatte, starb hier den Heldentod; er fiel, durch eine Kugel in den Kopf getroffen, als der erste preußische Offizier, welcher in diesem Kriege mit seinem Blute die feindliche Erde düngte. Mit ihm fiel sein treuer Begleiter, der Sergeant Braune der 11. Kompagnie, und ruhen beide Waffengefährten nebeneinander unter dem grünen Rasen des schönen Flensburger Friedhofes . . . ."

Für das kleine Dorf Missunde, welches in den letzten Jahren der Dänenherrschaft seine Blütezeit erlebte, wurde der 2. Februar 1864 zu einem Schreckenstage. Ein großer Teil der Ortschaft ging durch das Bombardement in Flammen auf, und heute verraten die in der Front der neuerrichteten Wohnhäuser angebrachten Kanonenkugeln, was damals sich ereignete. Die Schanzen bei dem Dorfe wurden bald nach dem Gefecht geschleift. Ein Denkmal auf dem Platze der wichtigsten Schanze erinnert den Besucher an die Kämpfe und nennt 20 gefallene Krieger vom 2. westfälischen Inf.-Reg. Nr. 15, die auf der von der Schanze zum Missunder Noor sich herabsenkenden Koppel Agnis begraben liegen. Von dem Umfang des über Missunde hereingebrochenen Elends und dem Schicksal der Schanzen nach dem Treffen reden die beiden aus dem Ornumer Gutsarchiv entnommenen, zum Schlusse angefügten Schriftstücke.

I. An das k. k. österreichische Detachements-Kommando in Missunde.

In Folge des unterm 2. Februar d. Js. vor Missunde stattgehabten Bombardements wurde ein beträchtlicher Teil dieses Dorfes in Asche gelegt und 14 Familien obdachlos. Diese Familien haben bisher anderweitig untergebracht werden müssen. Die Umstände wegen der ferneren Unterbringung derselben gebieten jedoch, daß sie wieder nach Missunde zurückkehren, um dort bei ihren Familien oder Nachbarn Aufnahme zu finden. Wegen der zeitweiligen Einquartierung der k. k. österreichischen Truppenabteilung im obgedachten Dorfe ist es indes nicht möglich, vorbenannte obdachlose Familien aufzunehmen und unterzubringen. Deshalb erlaubte sich ehrerbietigst der Unterzeichnete, ein k. k. österreichisches Detachements-Kommando zu ersuchen: die in Missunde stationierte k. k. österreichische Truppenabteilung entweder auf eine geringe Zahl zu reducieren oder womöglich gänzlich zurückzuziehen.

Ornum, den 3. Oktober 1864. Jansen.[1])

II. Circulair.

Zufolge eines am heutigen Tage hierselbst eingegangenen Schreibens des Kommissariats in Eckernförde sind laut Requisition des Königl. Preußischen Ingenieur-Obersten von Mertens unverzüglich mindestens 500 Arbeiter aus dem Schwansener adeligen Güter-Distrikt und dem Kirchspiel Kosel (Hüttener Anteil) zu stellen, welche bei der Abtragung der Schanzen zu Missunde verwendet werden sollen.

Auf den Schwansener adeligen Güter-Distrikt fallen hiervon 440 Mann, welche die Deputation nach der außerordentlichen Pfluggahl über den Distrikt verteilt hat, und fallen auf jedes Gut so viele Arbeiter, als unten beim resp. Gut bemerkt ist.

Indem die verehrl. Gutsobrigkeiten bei Mitteilung des Vorstehenden dienstlich ersucht

---

[1]) Damaliger Gutsinspektor zu Ornum.

werden, das darnach Erforderliche baldgefälligst wahrzunehmen, bemerkt die Deputation noch Folgendes:

1. Jeder Arbeiter hat einen Spaten, eine Hacke oder eine Axt mitzubringen und sich bei dem preußischen Ingenieur-Leutnant Seeling in Kosel oder Missunde zu melden.

2. Die Arbeiter werden in Missunde oder Kosel untergebracht, und sind selbige vorläufig auf 5 Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Nach 5 Tagen müssen entweder andere Arbeiter gestellt, oder die zuerst gestellten von neuem mit Lebensmitteln versorgt werden.

Schließlich wird bemerkt, daß auf den Fall, daß die ausgeschriebenen Arbeitsmannschaften nicht pünktlich gestellt werden, gegen die betreffenden Ortschaften die strengste militärische Exekution wird in Anwendung gebracht werden.

Die Deputation des Schwansener adeligen Güter-Distrikts.

Staun, den 1. März 1864. Feddersen.



Mitteilungen.

1. **Der Name der Stadt Husum.** (Nachtrag zu Nr. 1, S. 19.) „Die im Sylter Friesisch hem gesprochene Endung lautet auf Föhr wie ham oder am (nach Chr. Johannsen), wie z. B. das „äußerste" Dorf auf Föhr Öddersham gesprochen und Üttersum geschrieben wird. Daß die Friesen noch heute Husum wie Hysham aussprechen, dafür berufe ich mich auf das Zeugnis von Herrn Kapitän Quedens auf Amrum oder Aamram."

Husum. P. D. Ch. Hennings.

2. **Über die Bedeutung der Endung em in friesischen Ortsnamen (deutsch um)** ist in jüngster Zeit wieder viel geschrieben worden. Alle Autoren greifen auf die Analogie des angelsächsischen ham, des deutschen heim zurück. Es ist ja möglich, daß diese drei verschiedensprachigen Ausdrücke einen gemeinsamen Ursprung haben, die eigentliche Bedeutung wird aber so recht in dem friesischen em klar. Der Professor O. Bremer in Halle, germanischer Linguist, der es fertig brachte, in 4—6 Wochen die friesische Sprache gewandt und fertig zu sprechen, und dessen Berater und Mitarbeiter ich gelegentlich zu sein pflege, hat folgende einzig richtige Erklärung gegeben: Die friesische Ortsnamenendung em (deutsch um) ist ein uralter Lokativ, der sich nicht nur in den Namen bewohnter Plätze, sondern in allen Ausdrücken, die einen Ort bedeuten, vorfindet. Man vergleiche:

Friesisch:	Deutsch:	Friesisch:	Deutsch:
Hüsem	Husum, Stadt	Longwehrem	Langwehrum, Flurname.
Bualegsem	Boldixum, Dorf	awer Äkrem	auf der Geest
Borregsem	Burgsum, Dorf (in der Nähe eine alte Ringburg)	un Maskem	in der Marsch
		un Dörrenskem	in der Stube
Madlem	Midlum, Dorf	un Matalem	in der Vordiele
Terpem	Dörpum, Dorf	un Bussem	im Stalle
Borlem	Bordelum, Dorf	üb Bualkem	auf dem Boden
Biagem	Bargum, Dorf	un Kögem	in der Küche
Stringem	Strangum, Flurname	onner Ürkem	unter dem Dache (unten)
Tiawlem	Tewlum, "	bäft Lückem	hinter den (Bett-) Luken
Saltnem	Saltznum (?), "	un Hürkem	in Hockstellung.

Durch Vergleich dieser Ausdrücke wird es jedem sofort klar, daß em nicht geradezu „heim" heißt, daß es sich mit heim auch nicht immer übersetzen läßt, sondern daß es eine Originalität der Sprache ist und überhaupt den Ort (die Stellung) bedeutet, der durch einen charakteristischen Zusatz präzisiert wird. Die Bezeichnung der Lokalitäten des Hauses dürfte die älteste sein, es folgten die Flurnamen, welche ohne weiteres für die auf diese hingebauten Ansiedelungen fortgebraucht wurden.

Bredstedt. J. Schmidt-Petersen.

3. **Hamburger Bürgereid.** In Bezug auf den in Nr. 1, Jahrg. 1901 der „Heimat" abgedruckten Hamburger Bürgereid vom Jahre 1822 erlaube ich mir Folgendes zu bemerken: 1. In Zeile 6 von oben muß es „Upsaet" heißen statt „Upsach"; up-sat, mittelniederdeutsches Substantiv, soviel u. a. wie „Anschlag, List, Feindseligkeit, Aufruhr" (vgl. Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, S. 453). 2. Die Unterschrift muß richtig heißen: G. v. Graffen Dr. Eine Familie oder amtliche Persönlichkeit des Namens „Goaffeal" hat in Hamburg nicht existiert. Der genannte Dr. v. Graffen war damals laut Hamb. Staatskalender von 1822 ältester Secretarius des hamburgischen Rates. In dieser Amtseigenschaft hatte er die Bürgerbriefe (Bürger-Eyde) durch seine Unterschrift zu beglaubigen. (Vgl. Dr. F. Georg Buek, Handbuch der Hamb. Verfassung und Verwaltung, S. 34.) Mir liegen zwei solcher Bürgerbriefe vor aus den Jahren 1815 und 1825, welche beide sehr deutlich die Unterschrift G. v. Graffen Dr. tragen. 3. Bezüglich der Bezeichnung

„Groß-Bürger" dürfte noch Folgendes von Interesse sein: Sowohl Fremde als auch Einheimische (Bürgerssöhne) konnten, wie auch jetzt, das hamburgische Bürgerrecht erwerben. Man unterschied früher das große und das kleine Bürgerrecht. Durch ersteres erlangten Fremde die Berechtigung, einen „beträchtlichen" Handel zu treiben und dazu offene Läden, Buden und Keller zu halten sowie die große Wagschale zu gebrauchen. Ebenso mußten sie das große Bürgerrecht erwerben, wenn sie das Meisterrecht in einer der hiesigen Zünfte oder Innungen erlangen wollten. Die Gebühr für das große Bürgerrecht betrug 150 Mark Spez. (Banko) oder etwa 225 ℳ. — Wollte ein Fremder entweder nur ein kleines Geschäft oder keinen Handel betreiben, so brauchte er nur das kleine Bürgerrecht zu erwerben, wofür als Gebühr 40 Mark Kurant = 48 ℳ. zu entrichten waren. Söhne hamburgischer Bürger erwarben stets das große Bürgerrecht und zahlten dafür 20 Mark Banko = 30 ℳ. (Vgl. F. Georg Buek Dr. a. a. O. Seite 34 u. 35.) Die Scheidung des Bürgerrechts in ein großes und ein kleines hat mit Einführung der Verfassung von 1860 aufgehört.

Hamburg. C. Rud. Schnitger.

4. **Krümmungsbewegungen hemmen die gedeihliche Entwickelung von Wurzeln,** wie Professor Dr. Noll in Bonn kürzlich experimentell nachgewiesen hat. Als Beweismaterial dienten die Pferdebohne (Vicia Faba), die Gartenbohne (Phaseolus multiflorus), die Erbse (Pisum sativum) und Lupine (Lupinus albus), deren stark entwickeltes Wurzelsystem zu diesen Versuchszwecken als besonders geeignet erscheinen mußte. Die Kulturen wurden teils in feuchtem Sande, teils in lockerer Komposterde durchgeführt. Zum Vergleich wählte Noll geradlinig gewachsene mit wiederholt geotropisch abgelenkten Wurzeln und geradlinig gewachsene mit mechanisch abgelenkten Wurzeln. Die mechanische Ablenkung wurde durch Topfscherben, die in bestimmter Orientierung ausgelegt worden waren, eingeleitet. Durch Messung und Wägung wurde das Ergebnis festgestellt; dabei war jedoch wegen der individuell oft verschiedenen Wurzelentwickelung erforderlich, das Mittel aus einem zahlreichen Beobachtungsmaterial in Betracht zu ziehen. Das Resultat war überraschend. Belehrte schon der bloße Augenschein über einen auffallenden Unterschied, so ergab die zahlenmäßige, durch Wägung und Messung gewonnene Feststellung, daß sich im Mittel die Größe eines geradlinig gewachsenen Wurzelsystems zu einem krummlinig entwickelten verhielt wie 5 : 4, bei Vicia und Phaseolus auch etwa wie 4 : 3. Daraus geht hervor, daß mechanische Hindernisse (Steine, Scherben) nicht sowohl durch ihren Widerstand, als vielmehr durch die Ablenkung vom geradlinigen Wachstum nachteilig wirken, weshalb ein steiniger Boden nicht nur durch seine Armut an Nährstoffen, sondern auch durch stete Ablenkung von der geradlinigen Bahn des Wurzelwachstums ungünstig auf das Gedeihen der Pflanze wirkt. Hieraus erklärt sich wenigstens zum Teil das bessere Gedeihen auf tiefgründigem, lockeren Boden und die Notwendigkeit der Sorgfalt in der Wahl des Saatbodens und beim Versetzen, zumal tropischer Pflanzen. Das Vorbohren eines Keimungsschachtes für die Pfahlwurzel mittels eines zugespitzten Pflockes ist allein schon der Massenentwickelung des Wurzelsystems förderlich. (Verhandlungen des naturhist. Vereins, Bonn 1899.) Barfod.

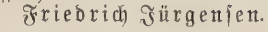


Die Hallig.

Geschwellt die Segel,
Von Wellen gewiegt,
Zur einsamen Hallig
Das Boot hinfliegt.
Ich sitze am Bord
Mit fröhlichem Mut,
Und tauche die Hände
Hinein in die Flut.
Ich spüre des Meeres belebende Kraft:
Es trägt, und es strebt, und es wirkt, und es schafft.
Zerrissen die Ufer
Die Hallig ragt.
Mit gierigem Zahne
Die See sie zernagt.
Und Scholle auf Scholle
Sinkt hier und sinkt dort;
Die Woge verschlingt sie
Und reißet sie fort.
Ich sehe des Meeres zerstörenden Geist:
Wie es alles umfaßt, wie es alles zerreißt.

Noch stehen die Werften,
Noch steht manches Haus
Trotz Wogengetose
Und Sturmesgebraus.
Noch branden die Wellen
Am zackigen Strand, —
Wie bald! und dann rollen
Sie über das Land.
Der Mensch gleicht dem Eiland, dem Meere die Zeit:
Belebung, — Vernichtung, — Vergessenheit.

Flensburg. Friedrich Jürgensen.



Bücherschau.

Über die Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser. So lautet das Thema eines Vortrags, den der Direktor Dr. Jellinghaus in Segeberg im Jahre 1899 zu Otterndorf gehalten hat und der im „Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung" veröffentlicht worden ist. Der Verfasser, welcher im Jahre 1896 seine eingehenden Untersuchungen über die westfälischen Ortsnamen herausgab und der im vorigen Jahre auch einen sehr wertvollen Beitrag zur Erforschung der holsteinischen Ortsnamen in der „Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte" lieferte, beantwortet in seinem Vortrage zunächst die Frage: Welche Stellung nehmen diese Namen innerhalb der norddeutschen Namenwelt ein? und giebt darauf die Erklärung einer Reihe einzelner Namen. — Wie stellen sich die Ortsnamen einer Landschaft zu den Volksstämmen, die seit der Dämmerung der Geschichte Be- und Anwohner derselben gewesen sind? Unsere Stammeskunde ist lückenhaft; es wird nur berichtet, daß zwischen Rhein und Ostsee wohnten die Friesen, die Hauker (Chauken), Sachsen, Langobarden, Engerer. Aber Bevölkerungsverschiebungen sind schon in älteren Zeiten nach Kriegen und großen Seuchen vorgekommen. Außer der prähistorischen Altertumskunde haben wir nur die Sprache als Mittel, die einzelnen Stämme zu unterscheiden. Sprache und Mundart sind indessen auch in beständigem Wandel begriffen, ja, können bei politischen und sozialen Umwälzungen mit anderen Sprachen und Dialekten vertauscht werden. Vom 11. Jahrhundert an dehnten die Sachsen sich sehr stark aus und verdrängten den alten Landesdialekt. Weder der jetzige plattdeutsche Dialekt noch das, was wir aus der mittelniederdeutschen Sprache des 14. bis 16. Jahrhunderts kennen, ist in vielen Gegenden Niedersachsens die alte Landessprache, aus welcher in alter Zeit die Ortsnamen entstanden sind. Auch die Annahme, daß in Holstein, Hadeln, Kehdingen das Niederdeutsche immer gesprochen sei, ist nicht sicher; denn man ist durch verschiedene Beobachtungen zu dem Schluß gedrängt, daß sowohl in Holstein als auch in einem großen Teile des eigentlichen Niedersachsens ein dem Friesischen ähnlicher Dialekt geherrscht haben muß. Ein Grund für diese Meinung ist der sogenannte Zetacismus, der darin besteht, daß, wie sonst nur im Friesischen und Englischen, altes germanisches k als tsch, tz, bisweilen g als dj oder dsch erscheint. Aus Käfer ist geworden in ganz Niedersachsen tschewwer und daraus wieder sewwer. Der Holsteiner sagt statt git (Junges von Rind, Ziege und Schaf) djitt, dschitt. Der Name der Krückau zeigt die Wandlungen: Ciestere, Ssester, Ksestera, Seester. Kellinghusen hat als älteste Form Kerleggehus 1149, daraus wurde im 13. Jahrhundert Schelingehusen und Tzellingehusen. Itzehoe ist entstanden aus Ikehoe (Eichenhöhe oder Eichwald). Der Verfasser macht dann aufmerksam auf Laute in Ortsnamen, die nicht niederdeutsch sind, aber im Friesischen und Englischen vorkommen: d wie s gesprochen, o verwandelt sich in e und i: Buocstadon 973, Buckstadihuse 1134, jetzt Buxtehude = Platz bei dem Buchenholz. Otteshude heißt 1440 Ytzehude, jetzt Sude. So kommt Dr. Jellinghaus zu dem Ergebnis, daß wirkliche alte Volkssprache sich nur findet in Westfalen, auf den friesischen Inseln, in Nordfriesland und Jütland, daß aber im übrigen Gebiete Niedersachsens sich das Niedersächsische eingeschoben hat, welches aus der mittelniederdeutschen Sprache hervorgegangen ist. „Die Ortsnamen sind ein sicherer Zeuge der ursprünglichen Sprache der Bevölkerung zwischen Elbe und Weser, wenn auch ihre Sprech- und Schreibweise sich dem Niederdeutschen angepaßt hat."

Der Verfasser führt darauf viele Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser an, welche sich nicht im südlich davon gelegenen Gebiete wiederholen, die aber mit holsteinischen Namen übereinstimmen. Dahin gehören die Grundwörter borstel (stald einer bur oder Bauerschaft, namentlich für Vieh, mit dem sich eine Ansiedelung verband). büttel (der Einzelhof), fleet, hamm oder hemm, hoop, howed, hude (Bergungsplatz namentlich am Wasser), riede (Rinnsal, kleiner Wasserzug), wurth und stede. Seltener kommen vor

aal (die rötlich braune Erde unter Moorboden, eisenhaltig), dose (hellfarbiger Moostorf), vie (Sumpf, Sumpfbruch oder Sumpfwald), grode oder grove (der Graswuchs), hull oder hüll und holl (Hügel), jarten (Abteilung eines Dorfschlages), klint (Steilhöhe, Steilufer), marne (ein höherer, meist sandiger Landstrich in den Marschen oder den Watten), mei (Quark, sumpfige Stelle), rege oder rewe (Reihe). Die Grundwörter kop und deel verdanken beide Landschaften der holländischen Einwanderung. Daß Holstein keine Ortsnamen auf heim hat, während sie jenseits der Elbe zahlreich vorkommen, wird dadurch erklärt, daß in Holstein keine Einzelhöfe bestanden haben; heim bezeichnet ursprünglich die Niederlassung einer Familie. Auch das Wort börde (Hebebezirk) kommt in Holstein nicht vor, weil solche Abgaben hier früher nicht geleistet worden sind. Selten findet sich bei uns wik (die abgesonderte Niederlassung oder die Zweigniederlassung).

Eckmann.

Friedrich Hebbel. Drei Studien von Johannes Krumm, Oberlehrer in Flensburg. Flensburg, Huwald. 127 S. Geh. 1,50 M., geb. 2,25 M. — Die drei Studien: Der Genius, Die künstlerische Persönlichkeit, Drama und Tragödie, bieten eine schöne Gabe für die Freunde der heimatlichen Dichtkunst und des langverkannten Dichters. Hebbel wird nicht populär werden; aber seine Kunst fängt an, die tiefe Wirkung, die ihr im Anfange versagt war, immer bedeutsamer zu entfalten. Seine einsame und strenge dichterische Größe hat für die Menge, die mit der Absicht flüchtigen, mühelosen Genusses an seine Werke hinantritt, etwas Abschreckendes. Demjenigen aber, der sich ernsthaft hineinleben will in die Gedankentiefe und die Gestaltenschönheit seiner Schöpfungen, bieten besonders die beiden letzten Studien — die erste zeigt, wie Hebbel trotz seines wirren, dornigen Lebensganges sich emporkämpfte — eine vortreffliche Führung. In unserer Zeit, die überall nach neuen Formen der Kunst ringt, ist es von besonderem Werte, wenn eine so durchgearbeitete, aufs Höchste zielende Kunstanschauung wie diejenige Hebbels wieder wirksam wird; denn die Menge der schlichten Menschen, die in ehrlicher Sehnsucht nach Kunsterquickung ausschauen, wird — ganz abgesehen von der Massenaufhäufung von allerlei mehr oder weniger harmlosen Platt- und Blödheiten — verwirrt durch die vielen stürmisch sich gebahrenden Männlein, die auf dem Parnaß mit all ihrem Gethue nur das Ihre, nicht die wahre Kunst und nicht das Volk suchen. Die zweite Studie giebt eine knappe, klare Darlegung der Hebbelschen Kunstanschauung, besonders zwei Grundsätze hervorhebend: Die Kunst stellt in der reinsten Form zugleich den tiefsten Gehalt des Lebens dar. Die Kunst hat eine sittliche Bedeutung. Auch die Aufgabe des Drama und das Problem der tragischen Schuld werden erörtert. In vortrefflichster Weise zeigt dann eine psychologisch feinsinnige und fein sichtende Analyse des Trauerspiels Agnes Bernauer den Weg, der hinabführt in die tiefe Fülle Hebbelscher Dramen. Besonderes Interesse bietet der Nachweis, wie eine tiefe, aber starre Religiosität und das sittliche Bewußtsein von der Fürstenpflicht den Tod der Agnes und andererseits die Versöhnung herbeiführen. Möge das anregende Buch recht viele Leser finden, besonders in Schleswig-Holstein, des Dichters Heimat. W. Peper, Altona.

Friesenbrauch.

Ein grauer Wintertag neigt sich zum Ende,
Am Feuer sitze ich im dunklen Zimmer
Und starre müden Blickes in die Gluten,
Und meine Seele schaut ein Bild aus grauer Vorzeit:
Im meerumbrausten sand'gen Friesenlande
Geht trüb' ein dunkler Wintertag zu Ende,
Die Winde schweigen und am Meeresstrande
Glüht hell das Petrifeuer, schlanke Knaben
Und blonde Mädchen tanzen um die Flammen,
Und ihre jungen Stimmen rufen: „Wodan zehre!"
O ew'ger Geist, tilg' du des Winters Schwere,
Gieb Frühling meinem Herzen! Wodan zehre!

Was sich das Volk erzählt.

Ik krieg nix! (9. Jahrg. Heft 5 S. XVIII.) Ein Arbeiter fuhr nachts mit einer Karre nach einem Bauerhofe, um Weizen zu stehlen. Langsam und bedächtig karrt er längs den Weg, und da ruft ihm die Karre zu: „Ik — krieg nix! — ik — krieg nix!" Endlich ist er auf dem Hofe; da aber wird ihm doch das Herz pochen, und schleunigst kehrt er um und fährt rasch zurück. Die Karre aber ruft ihm zu: „Heff 't ni seggt! Heff 't ni seggt!" (Gegend von Lunden.) H. Carstens in Dahrenwurth b. Lunden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 4. April 1901.

Amalie Schoppe, geb. Weise,

eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn.

Von J. Voß in Burg a. F.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Burg a. F.

II.

Im Jahre 1810 verließ Amalie Hamburg, um eine Stellung als Erzieherin in Itzehoe anzunehmen. Hier trat sie in Beziehungen zu dem Romanschriftsteller J. G. Müller, in der Litteratur bekannt unter dem Namen „Müller von Itzehoe." Müller hatte sich damals einen Namen gemacht durch die Herausgabe zweier Romane, betitelt „Siegfried von Lindenberg" und „Papiere aus der Mappe des braunen Mannes." Ergötzlich schildert Amalie uns den geistreichen Sonderling mit seinem mumienartig eingetrockneten Körper und seinem geistvollen Voltairekopf. Alle Welt bewunderte damals seine originelle Darstellungsweise, sowie seine tiefe Welt- und Menschenkenntnis. Die Originale zu seinen Romanen nahm er aus dem Kreise seiner Freunde, und da er letztere mit ihren Fehlern und Schwächen derart treffend zu zeichnen wußte, daß man sie auf den ersten Blick wiedererkennen konnte, so war seine Feder einst sehr gefürchtet.

Ein Jahr später verlobte sich Amalie mit dem Rechtsgelehrten Friedrich Heinrich Schoppe aus Ratzeburg, den sie bereits von Kellinghusen her kannte, und der als Greffier beim kaiserlich französischen Gerichtshofe in Hamburg angestellt war. Zur Heirat kam es aber wegen der traurigen politischen Verhältnisse in Hamburg vorerst noch nicht.

Im März des Jahres 1813 räumten die Franzosen Hamburg, und wenige Tage später hielt der kühne und verwegene Kosakenoberst Tettenborn seinen Einzug in die alte Hansastadt, jubelnd von den Hanseaten als Befreier begrüßt. Auf Tettenborns Veranlassung bildete sich in Hamburg zum Schutze der Stadt die sogenannte Hanseatische Legion, ein Freikorps, dem auch Schoppe beitrat.

Aber nur kurze Zeit währte die Freude der Hanseaten. Am 31. Mai erschien der französische Marschall Davoust mit 40 000 Franzosen vor den

Thoren der Stadt, und Tettenborn mußte sich mit der Hanseatischen Legion vor der französischen Übermacht nach Mecklenburg zurückziehen. Über Hamburg kam jetzt eine Zeit der Schreckensherrschaft; denn Napoleon forderte racheschnaubend Konfiscierung des Vermögens der Mitglieder der Legion, Erschießung der Offiziere und Bestrafung der Angehörigen. Alles floh. Viele Bürger Hamburgs gingen in jenen Tagen nach den dänischen Inseln hinüber, um dort Schutz zu suchen vor den Nachstellungen der Franzosen.

Auch Amalie entwich aus Hamburg. Sie ging nach ihrer heimatlichen Insel Fehmarn und verlebte hier während der rauhen Kriegszeit vier Jahre (1813—17), emsig schaffend, emsig schreibend. Wohnung nahm sie in dem Häuschen, das noch heute dem Burger Kirchhof gegenüber liegt und gegenwärtig von einem Böttcher bewohnt wird. Sie gründete in Burg eine kleine Privatschule für Knaben und Mädchen aus den besseren Ständen. Regen Verkehr hatte sie mit mehreren Familien der Stadt; hauptsächlich aber verkehrte sie im Familienkreise des fehmarnschen Landschreibers J. F. Mau, der sich auch als vaterländischer Dichter einen Namen gemacht hat. Seine Dichtungen erschienen im Jahre 1818 unter dem Titel: „Gedichte von Johann Friedrich Mau zu Burg auf der Insel Fehmarn" bei J. F. Hammerich in Altona. Auch ein anderer fehmarnscher Dichter, der Untergerichtsadvokat Jeß Gregers, trat Amalie nahe; seine Manuskripte sind erst vor Jahresfrist dem Archiv des fehmarnschen Museums einverleibt worden.

Im Jahre 1814 kam Schoppe nach Fehmarn und heiratete hier seine verlobte Braut; nach Hamburg führte er sie aber vorerst nicht, da es ihm noch nicht gelungen war, dort eine gesicherte Lebensstellung zu erlangen. Nachdem er 1816 in Kiel promoviert hatte, ließ er sich ein Jahr später in Hamburg als Advokat nieder.

Amalie folgte ihm jetzt dahin.

Die Ehe zwischen den beiden grundverschiedenen Charakteren wurde eine tief unglückliche, und zwar nur durch das Verschulden Schoppes. Die Entfremdung führte ihn dem Laster in die Arme.

Mehrere kummervolle Jahre brachte Amalie in dem Hause ihres Gatten zu, dem sie drei Söhne (Karl Adalbert, Julius Karl und Alphons Eduard) schenkte. Durch die in diesem Zeitraum zur Veröffentlichung gelangten Gedichte der Schoppe zieht sich ein ergreifender Ton der Klage über ihr trauriges Erdenlos. Ich erinnere hier nur an einige Strophen eines Gedichtes, „Großes Leid" überschrieben, das im „Morgenblatt," Jahrg. 1819, Nr. 26 zum Abdruck gelangt ist. Diese Strophen lauten:

„Soll in bunten Zirkeln glänzen,
Tief im Herzen solche Pein?
Schmücken mich mit Blumenkränzen
Und im Innern traurig sein?

Soll verschließen alle Klagen,
Lächeln bei so großem Weh?
Auf den Lippen Freude tragen,
Wenn im Leide ich vergeh'?

Bettler sind ja solche Schmerzen,
Ach, wenn man sie klagen kann;
Doch bei solchem Weh zu scherzen,
Greift das Leben feindlich an."

Als Schoppe in den folgenden Jahren immer tiefer und tiefer sank, sah sich seine Gattin genötigt, ihn endlich ganz zu verlassen. Eines Tages siedelte sie mit ihren drei Söhnen nach Wandsbek über, fest entschlossen, künftighin ganz allein für ihren und ihrer Kinder Unterhalt zu sorgen. Schoppe ertrank einige Jahre später beim Baden in der Elbe.

Im Verein mit ihrer Stiefschwester Lucie Burmester (gest. 1875 in Burg a. F.) und mit der bekannten Romanschriftstellerin Fanny Tarnow gründete sie in Wandsbek ein Pensionat für höhere Töchter, dem sie aber nicht lange vorstand.

Schon im Jahre 1824 erschien ihr erster Roman, „Lebensbilder (Franziska und Sophie), Roman in Briefen" betitelt, der seiner Verfasserin neben einem ehrenvollen Schriftstellernamen auch nennenswerten materiellen Gewinn eintrug. Bald folgten aus ihrer fleißigen, unermüdlichen Feder zahlreiche andere Romane, so: „Die neue Armida," „Glück aus Leid," „Die Verwaisten," „Die Minen von Pasko" u. a.

Ottilie Assing, die Nichte Varnhagens, fällte 1858 über die Romane der Schoppe folgendes Urteil, das noch jetzt als durchaus zutreffend angesehen werden muß:

„Keins ihrer Werke kann für einen einigermaßen vollständigen Ausdruck ihres Wesens gelten oder nur eine richtige Vorstellung desselben erwecken. Ihre Romane tragen das Gepräge eines gewissen hergebrachten, feststehenden Typus und ermangeln jener Frische und Originalität, welche einen charakteristischen Zug ihres eigenen Selbst ausmachte. Ihr ganzes Wesen war gleichsam in großen, weiten Umrissen angelegt, und alles in ihr war unmittelbar, frisch und ursprünglich."

Erst später wandte sich die Schoppe auch dem historischen Roman zu. Ihre besten historischen Romane sind: „Schicksalswege," „Iwan oder die Revolution von 1762 in St. Petersburg," „König Erich und die Seinen" und „Die Schlacht bei Hemmingstedt."

Mit mehr Glück und Erfolg versuchte sich die Schoppe als Jugendschriftstellerin. Ihre erste Jugendschrift waren die einst viel gelesenen „Abendstunden der Familie Hold" (1823); später folgten andere Jugendschriften, so: „Die Winterabende von Sonnenfels," „Erzählungen aus der Gegenwart und Vergangenheit," „Die Familie Ehrenstein," „Asträa," „Bunte Bilder aus dem Jugendleben" u. a.

Ihre Jugendschriften sind stark moralisierend, sowie schwülstig und breit in der Darstellung; trotzdem weiß sie aber mit großem Geschick den Ton zu treffen, der der Jugend zusagt. Nie verliert sie sich in Tändeleien; nie verletzt sie den edlen Anstand; ein milder, gottesfürchtiger Hauch weht

durch ihre sämtlichen Schriften hindurch. Immer ist sie wahr, und stets sind ihre Charaktere ideal aufgefaßt und gefärbt.

Ihr Erfolg als Jugendschriftstellerin veranlaßte sie, es auch mit der Herausgabe einer Jugendzeitung zu versuchen. Diese, die „Iduna," war einst bei der deutschen Jugend sehr beliebt. In einer Abteilung dieser Zeitung, das „Felleisen" genannt, unterhielt die Herausgeberin belehrende und anregende Korrespondenzen mit ihren jungen Lesern und Leserinnen.

Neben der „Iduna" redigierte die Schoppe auch eine Modezeitung, die „Neuen Pariser Modeblätter," in denen auch Gedichte, Novellen usw. zum Abdruck gelangten. Durch die „Neuen Pariser Modeblätter" kam sie zuerst in Berührung mit dem ditmarsischen Dichter Friedrich Hebbel.

Dieser, 1813 in Wesselburen als Sohn eines armen Häuslers geboren, war nach seiner Konfirmation auf Verwenden seines Lehrers Dethlessen Schreiber in der dortigen Kirchspielvogtei bei dem Kirchspielvogt Mohr geworden. Mehrere Jahre lang arbeitete er hier, als ein Dienstknecht gehalten, ohne Aussicht auf Befreiung aus seiner trostlosen Lage. Während dieser Zeit entwickelte sich in der Stille der Wesselburener Kirchspielvogtei sein gewaltiges Dichtergenie. Seine ersten dichterischen Versuche, die er in den Lokalzeitungen seiner Heimat dem großen Publikum vorlegte, fanden freilich allseitige Anerkennung; aber was konnte dieser Beifall dem Verfasser eintragen, der, seine hohe Begabung für den Dichterberuf ahnend, am Notwendigsten Mangel litt, und der, an der Zukunft verzweifelnd, keine Hülfe sah, die beengenden Fesseln seiner ditmarsischen Verhältnisse zu brechen! „Am unglücklichsten ist der Mensch, wenn er durch seine geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammenhängt und durch seine Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft wird." — So etwa läßt sich Hebbel in seinen Briefen an die Amalie Schoppe vernehmen.

Hülfe heischend wandte sich Hebbel an Uhland und Öhlenschläger; aber beide Dichter ließen die an sie gerichteten Briefe Hebbels meistens unbeantwortet und vermehrten durch ihr Schweigen die trübe und gedrückte Stimmung des jugendlichen Dichters.

Was Uhland und Öhlenschläger mit ihren weitreichenden Verbindungen nicht vermochten, das bewirkte Amalie Schoppe.

In ihren „Neuen Pariser Modeblättern" hatte sie einige Lyrica und novellistische Versuche Hebbels veröffentlicht, dessen ganzes Dichterelend ihr bereits aus seinen an sie gerichteten Briefen zur Genüge bekannt geworden war. Seinen Dichtergenius erkennend, entschloß sie sich, ihren ganzen Einfluß zu seiner „Rettung" aufzubieten. „Güte und Wohlwollen," sagt Ottilie Assing, „waren hervorstechende Grundzüge in ihr, und zwar eine thätige, ausdauernde und aufopfernde Güte, welche sich von keiner Anstrengung zurückschrecken ließ, wenn es in ihrer Macht stand, andern behülflich zu sein."

Hebbel folgte dem Rufe der Schoppe und ging zu ihr nach Hamburg.

Schweres Leid umdüsterte damals die Stirn der Dichterin. Ihren ältesten Sohn Karl Adalbert, auf den allein die Gabe der Poesie von Mutter und Großvater fortgeerbt war, hatte sie durch einen plötzlichen Tod verloren. Aus den Gedichten dieses Zeitraums spricht ihr tiefer Schmerz über das Hinscheiden ihres Lieblingssohnes. In den „Neuen Pariser Modeblättern," Jahrgang 1833, finden sich z. B. folgende, aus ihrer Feder geflossene Verse:

Klänge des Schmerzes.

I.

Demütig soll ich, soll ergeben auch sein?
Wohlan, du Tröster, das geh' ich ein!
Voll Demut beug' ich mich vor der Kraft,
Die meine Kraft zu nichte macht;
Ergeben auch bin ich — es hilft ja nicht,
Wenn sich noch auflehnt ein schwacher Wicht!

II.

Der kennt des Lebens Tiefe nicht,
Dem nie ein teures Auge bricht;
Doch wer in diese Tiefe geschaut,
Dem vor dem Leben bangt und graut!"

Freundlich nahm die Schoppe den jungen Hebbel auf, und unermüdlich war sie in seinem Interesse thätig. Wie sie für den jungen Dichter mütterlich sorgte; wie sie schützend ihre Hand über ihn hielt und ihn wiederholt von den Irrwegen der Jugend abzuziehen suchte, was bei dem schroffen Charakter Hebbels leider öfters zu argen Konflikten führen mußte; wie sie endlich neidlos sein aufsteigendes Dichtergestirn bewunderte: alles das hat Emil Kuh in seiner trefflichen Hebbelbiographie des weiteren ausgeführt. —

Im Jahre 1842 verließ Amalie Schoppe Hamburg und siedelte nach Jena über. Hier lernte sie eine der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftstellerinnen, hervorragend durch Geist und Gemüt, kennen: Karoline von Wolzogen, geborene von Lengefeld, die sich als Biographin Schillers einen wohlverdienten Ruf erworben hatte. Ihr widmete die Schoppe ihren Roman „Polyxena."

Lange hielt es die Schoppe in Jena nicht. Schon im Jahre 1844 war sie wieder in Hamburg, wo sie damals ihren zweiten Sohn, Julius Karl, der sich als Übersetzer aus dem Französischen bemerkbar gemacht hatte (er übertrug z. B. Emile Souvestre ins Deutsche), durch den Tod verlor. Nur ein einziger Sohn, Alphons Eduard, ihr Jüngster, war ihr geblieben. Er lebte als Maschinen-Ingenieur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wiederholt hatte er seine von ihm verehrte Mutter aufgefordert, zu ihm zu kommen und ihre letzten Tage in seiner Häuslichkeit zu verbringen. Ob sie sich auch noch so sehr sträubte, den ihr lieb gewordenen Freundeskreis in Hamburg aufzugeben; ob es ihr in ihrem

Alter auch noch so schwer wurde, die teure Heimat zu verlassen und sich in fremde Verhältnisse eines neuen Vaterlandes einzubürgern: schließlich besiegte doch die Liebe zu ihrem einzigen Kinde alle Bedenken und Hindernisse, und unverzagt schiffte sie sich am 1. Juli 1851 in Hamburg ein, um jenseits des Weltmeeres den Rest ihres thatenreichen Daseins in der Nähe ihres Sohnes zu verleben.

Einige wenige Monate wohnte sie in New-York; dann zog sie nach Shenectady im Mohawkthal, wo ihr Sohn in einer Maschinenfabrik als Ingenieur Beschäftigung gefunden hatte. Hier lebte sie zunächst still und unerkannt; später aber knüpfte sie Beziehungen an zu mehreren Professoren der dortigen Universität; hauptsächlich verkehrte sie in der Familie des Professors Peißner, eines Deutschen, der später als Oberst im amerikanischen Sezessionskriege fiel. Nach und nach bildete sich um die alternde Dichterin ein Kreis von Freunden und Freundinnen, die ihr von Herzen zugethan waren. Gern durchstreifte sie, die eine große Freundin der Natur war, die lieblichen Umgebungen des Ortes. Oft besuchte sie auch den idyllischen Universitätsfriedhof der Stadt, auf dem sie später ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Hier hielt sie dann ihre stillen Andachten. Prof. Peißner schreibt darüber: „There she used to go in former years to worship God. The Heavens were the vault of her Church, the trees its columnes, the fragance of the flowers the incense."

Als ihr Sohn nachdem eine Anstellung als Ingenieur im Staatsdienste erhalten hatte, mußte er seinen Wohnsitz häufig verlegen. Sie folgte ihm. So kam es, daß sie mehrere Jahre in Albany und Utica wohnte.

Im Frühling des Jahres 1858 kehrte sie aber wieder nach dem ihr so lieb gewordenen Shenectady zurück, fest entschlossen, diesen Ort nicht mehr zu verlassen und hier das Ende ihrer Tage abzuwarten. Von ihren alten Bekannten wurde sie jubelnd aufgenommen; besonders aber freuten sich die Armen des Städtchens, denen sie stets eine treue Helferin gewesen war. Ihr kleines Vermögen, das sie sich als Schriftstellerin in Deutschland erworben und mit nach Amerika genommen hatte, war leider durch verfehlte Spekulationen ihres Sohnes verloren gegangen. Ihren Lebensunterhalt verschaffte sie sich durch den Unterricht einiger junger Mädchen aus den ersten Familien des Ortes. Öfters klopfte aber die Not an die Thür ihres Stübchens, das sie wegen heftiger rheumatischer Schmerzen nur selten verlassen durfte. Zu dem rheumatischen Leiden gesellte sich später eine Herzkrankheit, der sie in der Nacht vom 28. auf den 29. Septbr. 1858 erlag. Der Gutenachtgruß, den sie am Abend vor ihrem Tode ihrer treuen Magd Minna Steiner zurief, war das letzte Wort, das man aus dem Munde der Dichterin vernommen hat.

Ihr Leichenbegängnis bildete einen würdigen Abschluß ihrer Tage. Langsam bewegte sich der Leichenzug hinab zum Thal des Todes. Schriftsteller und Beamte trugen den schlichten Sarg. Hinter der Bahre schritten

der Sohn und die Schwiegertochter der Entschlafenen. Studenten der Hochschule und einige wenige Deutsche bildeten das Leichengefolge. Der ehrwürdige Geistliche der Presbyterian-Gemeinde in Shenectady hielt am Grabe die Leichenrede, der Präsident der Hochschule sprach das Gebet.

Als man die sterbliche Hülle der Dichterin in die Gruft hinabsenkte, brauste ein mächtiger Gewittersturm durch die stolzen Fichten, die den Kirchhof auf allen Seiten einrahmen.

So starb sie: eine Fremde im fremden Lande! Aber wahrlich, mehr hätte auch das alte Vaterland nicht für seine Tochter thun können! .....

Ich bin an den Schluß meiner Ausführungen gekommen.

Fragen wir uns am Schlusse: Was hat die Amalie Schoppe gethan und gewirkt, daß sie bei den Besten der deutschen Nation noch heute unvergessen ist?

Ich fasse ihre Bedeutung kurz in folgende Sätze zusammen:

Sie war einst eine vielgelesene Romanschriftstellerin; ihr tief poetisches Gemüt erregte Bewunderung; durch Jugendschriften und Jugendzeitungen wirkte sie viele Jahre hindurch anregend und fördernd auf die deutsche Jugend.

Hätte sie dies alles nicht gethan, so würde ihr Name dennoch unvergessen sein, allein schon deshalb, weil sie unseren Landsmann Friedrich Hebbel, den größten deutschen Dramatiker der Periode nach Goethe, den Sorgen des Daseins entrissen und zum Dichter emporgehoben hat.

Ich schließe meinen Vortrag mit den Worten der Amalie Schoppe:

„Sieh, es lebt unsterblich Leben
Auch der Sänger süßer Lieder;
Andre Form mag Tod ihm geben —
Was er sang, hallt ewig wieder!“ —



Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen.

Mit zwei Namens- und Abgabenverzeichnissen der Bewohner des Kirchspiels im 17. Jahrhundert.

Von Dr. **A. Gloy** in Kiel.

Die Gegend des heutigen Kirchspiels Kellinghusen ist, wie die sogenannten Riesenbetten und Hünengräber beweisen, schon seit unvordenklichen Zeiten bewohnt gewesen. In einem Gehölze auf der Feldmark des Dorfes Bargfeld z. B. befand sich einst ein solches Riesenbett von ganz gewaltiger Größe. Der Deckstein, dessen Oberfläche wie geschliffen aussah, war so groß, daß ein Wagen mit zwei Pferden darauf Platz finden konnte; er ruhte auf zwölf anderen, drei Ellen hohen Steinen. Leider ist derselbe gegen Ende des 18. Jahrhunderts gesprengt worden. (Vgl. die Topographie von Schröder und Biernatzki.) Höchst wahrscheinlich haben wir es hier mit einer Kultus- und Opferstätte der alten Sachsen zu thun; denn für das etwaige frühere Vorhandensein von Finnen und Kelten hat die Altertumsforschung sichere Anhaltspunkte bisher noch nicht ergeben.

Was wir aber heutigen Tages als Hünengräber zu bezeichnen pflegen, das sind bekanntlich nur die Gräber unserer eigenen Vorfahren aus der heidnischen Zeit, die auf derselben Scholle seit zwei Jahrtausenden etwa gewohnt haben. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die altsächsische Bevölkerung Westholsteins mindestens seit der Völkerwanderung denselben Boden inne gehabt hat. Im einzelnen sind wohl Verschiebungen vorgekommen, auch hat die Landschaft nicht von vornherein so viele Dörfer aufzuweisen gehabt wie heute.

Man hat sog. „Urdörfer“ und von diesen bei wachsender Bevölkerung ausgebaute Filialdörfer, drittens auch durch spätere Einwanderung entstandene Orte zu unterscheiden. Diese letzten sind namentlich in der Marsch zu suchen; die Bewohner stammen in diesem Falle meistens aus Friesland oder den Niederlanden. Natürlich blieb es auch nicht aus, daß diese in weit auseinander liegenden Zeiträumen Einwandernden auch unter die altsächsischen Einwohner als Hufen-



besitzer gerieten. Die Personennamenforschung hat dies weiter zu klären. Die beifolgenden Namenlisten mögen das Material dazu liefern.

Zu den ältesten Dörfern des Kirchspiels (also Urdörfern) rechne ich diejenigen in erster Linie, deren Namen auf -stedt (vormals stede, stide) endigen oder die mit loh = Wald zusammengesetzt sind. Das wären also Lockstedt, Brockstedt, Quarmstedt und Hennstedt (vormals Hanestide). Unter diesen hat Lockstedt (vormals Locstide = Waldstätte) in dortiger Gegend eine ähnliche Stellung eingenommen wie in Schleswig Ellum, Bjert und Idstedt, die Hauptorte der drei sogenannten Syssel, welche wiederum in Harden zerfielen. Um 1210 wurde in oder bei Lockstedt eine holsteinische Landesversammlung abgehalten, die von dem Grafen Albert von Orlamünde, nach der Vertreibung Adolfs III. durch Waldemar II., geleitet worden ist. — In zweiter Linie kommen die auf -rade, -bek, -feld endigenden; sie sind aber auch sehr alt. Patronymischen Ursprungs sind die Namen auf -ing und -ingen, wie Meetzen, vormals Moitzing, Rensing und Poyenberg, vormals Podinghbergen. Auf eine ehemalige Burg deutet zuweilen der Name Borstel (= Borchstelle). Meistens aber handelt es sich hier nur um ein

ehemaliges „Burstall" = Stelle oder auch nur Stall einer Bauerschaft (vergl. Jellinghaus, Holsteinische Ortsnamen, in der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte, Bd. 29). In Kellinghusen selbst und in Sarlhusen haben wir es zweifelsohne mit einem Herrenhause als Namengeber zu thun. — Es verbleiben nun noch neben einigen neuer klingenden Namen: Willenscharen, Overndorf, Winseldorf, Vorbrügge und Ridders. Unter diesen hat Vorbrügge seinen Namen offenbar nach der Störbrücke, vor der es liegt, ist also jünger als die erste über diesen Fluß führende Brücke, falls es nicht ursprünglich anders geheißen hat. Overndorf und Winseldorf sind, wie die Endung -dorf besagt, keine Urdörfer, sondern von solchen ausgebaute Filialdörfer, können aber, wie gesagt, deshalb auch schon sehr alt sein. Über das „Winsel-" läßt sich etwas Bestimmtes nicht eher sagen, als bis eine ältere Form des Namens urkundlich auftaucht. Wahrscheinlich steckt ein Personenname darin. Ridders hat vermutlich früher Rittersdorf geheißen und ist im Besitz eines Ritters (1590 Emeke Pogwisch) gewesen. Bekanntlich ist das Dorf samt seiner Gemarkung neuerdings zur Vergrößerung des Lockstedter Schießplatzes angekauft und niedergelegt worden. Daß ich endlich Willenscharen mit der im Volksmunde als „villa Ansgarii" bezeichneten Ruine nicht als in nachkarolingischer Zeit entstanden sofort genannt habe, mag vielleicht aufgefallen sein. Doch ist der „Volksmund" hier noch erst neueren Datums und infolge einer nicht gerade sehr gelehrten Deutung entstanden. Willenscharen heißt in älteren Urkunden: Wildescare, und zwar bedeutet scare = schar sowohl im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen das Pflugeisen und dann auch das wie ein solches schräg abfallende Ufer eines Gewässers, namentlich das bei niedrigem Wasserstand entblößte Sandufer eines Flusses; doch hat man auch eine Insel Schaarhörn vor der Elbmündung. Namen wie Schaarkamp, Hohe Schaar usw. sind in Holstein so häufig, daß man schon deshalb den Apostel Ansgar [1]) nicht dafür verantwortlich machen darf. Dazu kommt die geschichtliche Thatsache, daß Ansgar auf dem Wellenberge bei Münsterdorf seinen dauernden Aufenthalt hatte. Die noch heute (?) gezeigten Mauerreste in Willenscharen sollen von einem dem Ritter Otto von Barmstede gehörigen Herrenhause herrühren, zu dessen Übergabe ihn, wie man in der Topographie von Schröder und Biernatzki liest, die Hamburger nach einer Belagerung 1259 nötigten.

Die älteste urkundliche Nachricht über Kellinghusen stammt, wie schon in der solide gearbeiteten und aus guten Quellen geschöpften Chronik von dem gelehrten Kellinghusener Diakonus Chr. Kuß dargestellt ist, aus dem Jahre 1148, wo ein „Thoto de Kerleggehusen, legatus provinciae," anscheinend die höchste militärische Persönlichkeit im Lande nächst dem Grafen Adolf II., als Mitunterzeichner einer neumünsterschen Urkunde vorkommt. Dieselbe wurde bei Gelegenheit der Rückkehr Herzog Heinrichs des Löwen aus Ditmarschen bei Heinkenborstel (Kirchspiel Hohenwestedt) im Heerlager dem Bischof Vicelin von Neumünster ausgestellt und dem dortigen Kloster die Gegend des heutigen Breitenberg zugesichert. Aus diesen näheren Umständen scheint mir unzweifelhaft hervorzugehen, daß jener Thoto de Kerleggehusen seinen Wohnsitz in der Nähe gehabt, mit anderen Worten, daß seine Burg an der Stelle des heutigen Kellinghusen gestanden hat. Die Kirche ist erst 1154 erbaut worden (Näheres bei Kuß), wahrscheinlich an Stelle einer älteren,

[1]) Diese Erklärung des Namens Willenscharen habe ich zuerst in einem Artikel der „Kieler Zeitung" von 1892 gegeben. Jellinghaus deutet ihn ebenso, und zwar ganz offenbar, ohne die meinige zu kennen. Ebenso sind wir unabhängig von einander zu derselben Erklärung von „Kellinghusen" gelangt, wozu ich mir zu bemerken gestatte, daß diese meine Arbeit schon seit reichlich zwei Jahren der „Heimat" zugegangen ist, während Jellinghaus' holsteinische Ortsnamen erst 1899 erschienen sind.

wie es heißt, von Ansgar gegründeten Holzkirche oder vielmehr Kapelle, die als eine Art von Filialkirche der Schenefelder anzusehen ist. Diese ist bekanntlich die älteste, vielleicht noch unter Karl dem Großen gegründete Kirche im eigentlichen Holstein. Den Namen Kerleggehusen deutet Geuß in seiner Kirchengeschichte als „Wohnung der Karlinge," d. h. Karolinger oder Franken, was sachlich viel für sich hat. Kuß dagegen will ihn auf das dänische Kjær = Sumpf und eng = Anger, Wiese zurückführen; doch ist das in dieser altsächsischen Gegend ganz unzulässig. Auch eine noch andere Erklärung „Häuser in der Kerklage," d. h. Lage an der Kirche, möchte ich abweisen. Könnte aber nicht jener Thoto: von Kerlegge (= Kerleck) geheißen haben? Dann wäre Kerleggehusen das [Herren]haus des Herrn von Kerleck. Ebenso scheint mir in Sarlhusen (vormals Scernelhusen, Sernehusen) ein Personenname zu stecken, dessen anderweitiges Vorkommen nachzuweisen ich aber vorläufig noch nicht imstande bin.

Ein Herrenhaus (Burg) und die Kirche lagen also auf dem Grund und Boden des späteren Fleckens. Von einem Kirchdorfe ist nicht die Rede; auch kann ein solches hier garnicht gelegen haben, weil kein Land vorhanden war. Die Gemarkungen nämlich von Overndorf und Vorbrügge, den beiden Nachbarn von Kellinghusen rechts und links, scheinen sich ursprünglich berührt zu haben. Was später (im 17. Jahrhundert) außer der Kirche dazwischen lag, war die sogenannte Kirchspielvogteihufe, die 1647 aus 1½ Vollhufen bestand, eine weitere Halbhufe und einige Katenstellen zu je 1/16 Pflug. Dazu kam dann noch einiges Kirchenland. Das ergiebt also reichlich zwei Vollhufen, d. h. das gewöhnliche Maß der unter den Bauernhufen hier und da in Holstein ursprünglich vereinzelt liegenden adeligen Streuhufen, was mit Bezug auf die Entstehung des Katendorfes genügend zu denken giebt.

Durch Kuß ist nun des weiteren schon bekannt, daß der im ehemaligen Flecken, und zwar im Breitenburger Anteil, in der Nähe des Lehmberges, belegene einstige Freihof „Hofmannshof" im Jahre 1744 samt den zugehörigen Ländereien verlost worden ist. Ich vermute nun, daß dieser Hof wie auch die Kirchspielvogtei- und die erwähnte halbe Hufe aus dem Herrensitze jenes Thoto hervorgegangen sind. Freilich sind das nur Vermutungen, die eines direkten Beweises entbehren. Leider ist nun das Archiv der ehemaligen Kirchspielvogtei schon vor Jahren, bis auf einige wenige den Amtsvorstehern ausgelieferte Stücke, eingestampft worden. Auch das Rendsburger Landratsarchiv giebt keinen Aufschluß. Das Schleswiger Staatsarchiv enthält nur neuere Sachen; so bleibt nur noch die Möglichkeit, daß in Breitenburg oder Itzehoe ein derartiger Hinweis sich gelegentlich fände.

Die älteste bisher bekannte urkundliche Erwähnung der Ortschaft Kellinghusen stammt erst aus dem Jahre 1622, wo es sich um Streitigkeiten mit den Overndorfern wegen des „Ochsenbrinks" handelt, eines ca. 50 Tonnen großen Wiesenlandes an der Stör, welches zum Teil der Kirche, zum Teil den Overndorfern gehörte. Seitdem genossen die Kellinghusener hier die unbestrittene Weidefreiheit für eine bestimmte Anzahl Kühe; desgleichen durften sie eine andere Overndorfer Gemeindeweide mitbenutzen, obwohl sich die Overndorfer als die eigentlichen Herren des Landes betrachteten. Eigenes Land haben die Kellinghusener Kätner außer ihren Hofplätzen und Kohlgärten entschieden damals nicht besessen, und was die Stadt jetzt besitzt, ist nachweislich erst in späterer Zeit allmählich gekauft worden. Da bleibt also ein dunkler Punkt. Die ältesten Einwohner sind die sogenannten „Achtzehner," d. h. 18 Kätner, die jeder anfangs zu 1/16 Pflug angesetzt waren. Dazu kamen, nachweislich zuerst 1654, 17 weitere Kleinkätner, zur größeren Hälfte ebenfalls aus dem Kirchspiel selbst stammend. Zahl, Namen und Abgaben dieser Kätner erfahren wir aus einem Hebungsregister von 1665,

das im Schleswiger Staatsarchiv aufbewahrt wird. Es werden hier unter Kellinghusen aufgeführt: die Kirchspielvogteihufe (Kirchspielvogt Rolf Gudehusen), 2 Halbhufen, 11 Großkätner und 17 Kleinkätner, von denen die ersten je 6 Sch. Grundheuer, 1 Rthlr. 24 Sch. Haber- und Dienstgeld und 2 Rthlr. für abgelöste „Laufreisen" (Botendienste), die letzten dagegen nur 1 Rthlr. Dienst- und Verbittelsgeld sowie 1 Rthlr. für abgelöste Laufreisen bezahlten. In einem etwas älteren Rendsburger Amtsregister „von Maytag 1647 bis Maytag 1648, die jährliche gewisse Hebung betreffend," ist nur die Kirchspielvogteihufe (= 1 1/2 Vollhufen) und eine halbe Hufe aufgeführt; die Kätner fehlen, vielleicht deshalb, weil der Ort vorübergehend gerade verpfändet war. Die Abgaben der Kirchspielvogteihufe bestanden in 26 Sch. Hufenschatz, 3 Sch. Grundheuer, und außerdem wurden bezahlt „5 Mark Lübsch vor dem Harderkamp." Im ganzen zählte der Ort um 1660 also einige dreißig Katenstellen (diese Zahl bleibt natürlich im Lauf der Jahre nicht konstant), dazu die Kirchspielvogtei, die Halbhufe und das Pastorat. Der „Hofmannshof" wird damals noch nicht erwähnt, er scheint aber mit einer der beiden oben erwähnten Halbhufen identisch zu sein. In der Kriegsgeschichte kommt Kellinghusen gerade in dieser Zeit einmal vor. Als nämlich der Schwedenkönig Karl X. Gustav, von Polen kommend, wo er soeben im Bunde mit dem großen Kurfürsten die Schlacht bei Warschau gewonnen hatte, den Krieg nach Dänemark hinüberspielte, nahm er auf seinem Durchmarsche durch die Herzogtümer u. a. auch hier Quartier, und zwar in den ersten Tagen des August 1657. Am 8. d. M. erfolgte von Kellinghusen aus die Berennung und Erstürmung von Itzehoe, welches bei diesem Kampfe bis auf 10 oder 12 Häuser in Flammen aufging.

Rendsburger Register von 1647/48.

(Im Auszug.)

Bargfeld: Hans Martens, Jochim Bracker, Claus Tamcke, Hans Hueß, Carsten Siebcke; außerdem wird „das Bauerlag Kohlhave" mit 1 1/2 Rthlr. Abgaben aufgeführt.

Homfeld: Ehler Treede, Jochim Radcke, J. Radcke, Hans Radcken, Hans Radcke Clausen Sohn, Ehler Becken, Trincke Rochteken, Hans Breyholtz, Jochim Radcke Ehlers Sohn.

Wie(de)nborstel: Claus Schnoor.

Wildenscharen: Hans Kerlß, Tewes Bade, Daniel Bade, Markus Wischmann, Hans Bade, Claus Rickers.

Brockstedt: Ehler Dammann, Hans Lindemann, Hans Wilcke, Hinrich Wilcken, Marcus Wilcken, Jochim Grotemacke, Jasper Runge, Claus Runge, Hans Wilcke, Jasper Grotmacke, Timmer Lindemann. (Die letzten drei sind Kätner.)

Vorbrügge: Hinrich Stahl, Ties Stahl, Jasper Hartefent, Ehler Dammann, Hans Runge, Hans Wilcke, Claus Kruse, Lorenz von Tein, Ehler Stahl, Claus Bade, Detlef Stahl. (Die letzten fünf sind Kätner.)

Lockstede: Claus Gloy, Hans Gloy, Detlef Sold, Asmus Baade, Marcus Stubbe, Jasper Kruse, Michel Gloy, Reimer Solt, Jasper Runge.

Hennested: Jasper Sievert.

Kellinghusen: Rolf Gudehausen, Kirchspielvogt, und der Halbhufner Ehler Becke.

Bitzbeck: Asmus Büntzing, Hans Holm, Hinrich Ohrt, Hans Dammann, Claus Möller, Ehler Möller, Claus Runge, Ties Davids, Hans Davids, Detlef Beers, Marcus Diecke oder Dirks, Henrich Runge, Tiecke Lindemann, Claus Rickerts, Ehler Diecke. (1665 werden alle als gräfliche und klösterliche Unterthanen bezeichnet.)

Metzen: Tiecke Harbeck, Hartig Kröger, Claus Timms, Hans Breyholtz, Harder Rulves, Hans Lose, Marcus Möller, Eggerd Möller, Jürgen Stahl, der Müller, Hans Lose (Krüger).

Poyenberg: Hinrich Ehlers, Hans Hemke.

Sarlhusen: Otto Seested, Jacob Runge, Timm Wischmann, Jacob Rickers, Marcus Rickers.

Homfeld: Tiecke Ehlers, Hinrich Krüger.

Unter ihnen bezahlen Sarlhuser Dienstgeld (für abgehandelte ehemalige Hofdienste) in Bargfeld 5 Hufner, und zwar jeder 6 Rthlr., in Homfeld 8 Hufner, in Wiedenborstel einer (à 3 Rthlr.), in Wildenscharen 6 Hufner (à 6 Rthlr.), in Brockstedt 9 Hufner (à 6 Rthlr.),

in Vorbrügge 8 Leute, aus Lockstedt 9, aus Metzen 8, aus Poyenberg 2 Hufner. Das macht zusammen an Sarlhuser Dienstgeld: 57 Rthlr. 28 Sch. Die Einnahme aus dem Kirchspiel für das Amt Rendsburg beträgt für 47 Pflüge (à 10 Rthlr.) jährlich 470 Rthlr.

Register von den Einnahmen und Bewohnern des Kirchspiels 1665.

(Schleswiger Staatsarchiv.)

Homfeld: 9 Hufner und 3 Instenkaten. Ehler Becke, Marx Treden Witwe, Claus Ratje, Jochim Trede, Ratje Tieß, Ehler Ratje, Ehler Trede, Marx Bargfeld Witwe, Hinrich Ruge — Hufner. Carsten Schröder, Hans Ratje, Ehler Trede Claus' Sohn, Ehler Trede auf'm Berge — Insten. (Alle bezahlen Sarlhuser Dienstgeld.)

Wiedenborstel: ein Halbhufner, so königlich, drei Vollhufner, so klösterlich. Claus Schnoor (kgl.), Jasper Sievers (Neustede).

Wildenscharen: 5 Hufner und 3 Kötener, so königlich, und 2 Kötener, so nach Sarlhusen gehören. Hans, Claus, Daniel, Tewes und Marx Bade — Hufner. Claus Meßer, Claus Plogh (Krüger), Jochim Rickers — Kätner.

Brockstede: 8 Hufner und 4 Kätner. Michel Tewes, Hinrich Lindemann, Michel Wilcke Hans Sohn, Michel Wilcke Hinrichs Sohn, Marx Wilcken, Jochim Grotmacke, Jasper Runge, Steffen Runge — Hufner. Hans Bellin, Joh. Wilcken, Timm Lindemann, Joh. Off, Claus Martens (— bei der Störkaten, ein gräflicher Unterthan).

Vorbrügge: Hans Boye, Tieß Stahl, Claus Hardefeld, Peter Kerlß, Hans Runge, Hans Rehder — Hufner. Timm Boye, Hendrich Dihk, Hendrich Stahl; Claus Bahden Kate unbewohnt; Ehler Stahl.

Lockstede: 8 Hufner, 1 Halbhufner und 1 Kätner, so königlich sind. Hans Humfeld (Dingvogt), Ehler Becken, Hans Gloy, Reimer Soet, Detlef Soet, Jasper Kruse, Claus Gloy, Hans Soet. Jeder Hufner mißt 4 kleine Himten Roggen nach dem Kloster Itzehoe und dem Küster zu Kellinghusen einen Himten. — Hinrich Rümann Witwe (1/2 Hufe), Hans Tamcke, Peter Rehder — Kätner.

Meetzen: 8 Hufner, 2 Kätner. Eggert Müller (Dingvogt), Marx Hardebeck, Peter Kröger, Claus Breyholtz, Hans Ratcke, Marx Breyholtz, Hans Wiese, Marx Runge — Hufner. Claus Breyholtz (Müller), Hans Tieß (Krüger), Hartig Kröger.

Poyenberg: 1 Hufner und 1 Kätner, so königlich, 4 Hufner, so klösterlich, und 5, so gräflich. — Wulff Rolffes, Hufner, kgl., desgleichen: Hans Becke, Kätner.

Kellinghusen: Rolf Gudehausen (Kirchspielvogt), Ehler Becke, Halbhufner.

Großkätner: Detlef Tamcke, Hans Tamcke, Hans Tamcke Sager, Hinrich Sorgenfrey, Claus Rüemann, Claus Voß, Hans Wehling, Paul Vocke, Börrieß (Tönnies?) Rehder, Marx Heseke mit dem Zusatz: das dazu gehörige Land, 1/2 Hufe, hat der Kirchspielvogt.

Kleinkätner: Hans Ritkers, Claus Tietgen, Alexander Schmidt, Johann Möller, Trenck von Drey vor Hans Otto, Claus Rickerts, Hans Ehlers, Hans Boye, Detlef Dihtmar, Marx Lange, Claus Witte, Claus Soet, Marten Pfahl, Henrich Rolefs, Johann Wulff, Claus Voß, Carsten Böse, Jochim Grotmacke, Marx Rolfes, Hans Homfeld; Claus Vocken Stätte wüst.

Vitzbeck: gräfliche und klösterliche Unterthanen, fast alle dieselben wie im Register von 1647/48.

Die Leistungen der Amts- oder königlichen Hufner betragen an Hufenschatz: 1 Rthlr. 6 Sch., an „Hartschatz" (harte, herte = Hirsch) 36 Sch.; außerdem liefern sie ein Schwein zu 1 Rthlr., 2—10 Scheffel Roggen und bezahlen „Haber-, Dienst- und Wagenfuhrsgeld" (für abgelöste Spanndienste, und zwar bis zu 10 Rthlr.!), endlich noch 16 Sch. Ziegelgeld. Die Kätner bezahlen das übliche Dienst- und Verbittelsgeld und leisten sog. „Laufreisen," die später meistens abgehandelt worden sind. Am Schluß des Registers bemerkt der Kirchspielvogt noch, daß die Eingesessenen sich erboten hätten, von jedem Pflug, anstatt der Dienste, die sie nach dem Hause Rendsburg und sonsten leisten müßten, ausgenommen die Haltung der Steige und Wege, jährlich 2 Rthlr. zu geben. Das mache von 51 Pflügen 102 Rthlr.

Soweit die beiden Register, die innerhalb eines Zeitraumes von noch nicht 20 Jahren schon manche Änderungen in der Zugehörigkeit der einzelnen Eingesessenen und Dörfer sowie der Abgaben erkennen lassen. Wie sich die Ortschaft Kellinghusen allmählich weiter entwickelt hat, liest man ausführlich genug in der Kuß'schen Chronik. Ein Punkt aber bedarf noch weiterer Klärung: wann zuerst Leute am Bergesabhang um die Kirche sich ansiedelten und wovon sie gelebt haben; denn das Halten einiger Kühe und der Ertrag der Kohlgärten könne, wie Kuß meint, zum Lebensunterhalt nicht ausgereicht haben. Kuß ist in dieser Sache

der Ansicht, daß Kellinghusen etwa seit dem 13. Jahrhundert schon existiere und seine Entstehung dem Holzhandel verdanke. Dabei greift er in der Zeit aber entschieden zu weit zurück. Was nun den Holzhandel betrifft, so ist die Kuß'sche Behauptung natürlich nicht so zu verstehen, als ob in so früher Zeit sich Holzgeschäfte dort befunden hätten; er denkt sich vielmehr Kellinghusen als einen Lade- und Löschplatz, wo die Arpstorfer und Itzehoer Schiffer das von den Bauern an die Stör beförderte Holz verladen hätten. So hätten auch die Kellinghusener Kätner ihren Verdienst in irgend einer Weise, als Fuhrleute oder Schiffer also, gefunden. Diese Ansicht ist für die spätere Zeit, etwa von 1700 ab, zweifellos zutreffend. Bollen haben die Kellinghusener nämlich nachweislich schon im nordischen Kriege (1700—1721), s. unten, besessen, und zwar wohl kaum zu einem anderen Zweck als zur Holzschiffahrt. Gleichwohl bin ich nicht der Ansicht, daß der Ort, wie er 1648 und 1665 in den Registern erscheint, diesem Holzhandel seine Entstehung verdanke. Das schließe ich aus den dort angeführten Abgaben. Die Kätner bezahlen nämlich Haber- und Dienstgeld, doch offenbar an Stelle früher in natura gelieferten Hafers und persönlich geleisteter Hand- und Spanndienste. Holzschiffern können doch unmöglich solche Leistungen auferlegt worden sein; auch wäre dann in besagten Registern, welche Kuß nicht gekannt hat, irgendwie von dem Gewerbe die Rede gewesen. Am wahrscheinlichsten erscheint es mir noch, daß die ersten Kellinghusener Kätner auf dem Hofe des Thoto v. K., bezw. der späteren Kirchspielvogteihufe, beschäftigt gewesen sind.

1740, als Kellinghusen schon 70 Haushaltungen königlicher, 10 klösterlicher und 3 gräflicher Jurisdiktion umfaßte, gab es bereits viele Handwerker als Zimmerleute, Maurer, Töpfer, Schuhmacher usw. unter ihnen, die in den umliegenden Dörfern und sonstigen Ortschaften mühsam ihren Verdienst suchten. Die Erwerbung der Fleckensgerechtigkeit wurde damit eine Existenzfrage. In dem diesbezüglichen Gesuch an die Regierung [1]) führen die Kellinghusener u. a. aus, „daß sie sonst genötigt wären, ihre Häuser zu verlassen und auszuwandern, ohne diese auch nur verkaufen zu können." Dagegen stellen die Itzehoer, welche die Konkurrenz besonders fürchteten, die eigenartige Behauptung auf, „daß es doch kein Unglück für die Kellinghusener Handwerker sei, wenn sie in die umliegenden Flecken sich zerstreuten. Auch hätten sie (die Itzehoer) schon seit 1260 das Privilegium der Schiffahrt auf der Stör." Dieses galt indessen nur von der Mündung bis Itzehoe, so daß es den weiter stromaufwärts Wohnenden unverwehrt blieb, bis nach Itzehoe hinunter das Holz zu verschiffen. Hier mußten sie es aber den dortigen Schiffern und Kaufleuten überlassen, was eine wesentliche Beeinträchtigung bedeutete. Die Kellinghusener suchten daher, wenn auch vergebens, darum nach, daß diese Schranke beseitigt werde, und hoben, um die Regierung zu erweichen, ihre Dienste hervor, die sie ihr im nordischen Kriege, in den Jahren 1712 und 1715 geleistet. Damals hätten sie den Transport von Truppen mit ihren Schiffen (es waren 3 Bollen) nach dem Herzogtum Bremen ohne Entgelt geleistet und außerdem 3 Kompagnien Standquartier gegeben.

Die Regierung hatte denn auch ein Einsehen und verlieh im Jahre 1740 zunächst die Fleckens- und damit auch die Zunftgerechtigkeit, 1751 auch den alleinigen Gebrauch der Stör von Itzehoe bis nach Büntzen hinauf. Die Holzgeschäfte schossen nun wie Pilze aus der Erde. Auf dem „Lehmberg" z. B. beschäftigte sich die Hälfte der Einwohner mit diesem Handel. Die Neuordnung des Fleckens brachte ferner auch die Verlegung des Vorbrügger Marktes in den Flecken selbst und die Einverleibung der 6 Vorbrügger Kätner mit sich. Es scheint nun,

---

[1]) Schleswiger Staatsarchiv.

daß ein Hufner des Dorfes Vorbrügge eine dieser Katen erworben hat und in ihrem Besitz auch Holzhandel zu treiben begann. Die Kellinghusener beschwerten sich zunächst, und als der Vorbrügger sich nicht dadurch beirren ließ, halfen sie sich selbst und ließen einen seiner Holzkähne ohne weiteres anschließen. Infolgedessen entstand ein langwieriger, von 1751—1766 dauernder Prozeß, den die Kellinghusener unter ihrem Fleckensvorsteher Claus Gloy mit echt holsteinischer Zähigkeit gegen den Vorbrügger und seine Erben durch alle Instanzen, vor Amtsgericht, Kellinghusener Dinggericht und Obergericht in Glückstadt durchfochten. Schließlich wurden sie aber dennoch abgewiesen und in die Kosten verurteilt, die auf 300—400 Rthlr. angewachsen waren. (Die Akten dieses Prozesses liegen im Schleswiger Staatsarchiv.) Doch ließ sich dieser Verlust verschmerzen. Im Besitz der Fleckens-, Zunft- und Marktgerechtigkeit sowie der Schiffahrt auf der Stör ist der Flecken seitdem erfreulich emporgeblüht. 1766 wurde von einem gewissen Carsten Behrens die erste Fayencefabrik hierselbst angelegt, im Verlauf des Jahrhunderts folgten noch zwei weitere, und 1808 ward auch in Overndorf eine solche errichtet. Heutigen Tages erfreut sich die Fernsichter Thonwarenfabrik und namentlich die Gerberei der Gebrüder Westphal eines Rufes, der über die Grenzen der Provinz weit hinausreicht. Auf dem Hofe des Gutes Luisenberg endlich ist vor einigen Jahren noch eine Dampfsägerei ins Leben gerufen worden. Wer sich genauer über die Entwickelung des Ortes zu orientieren wünscht, der lese die oft zitierte, mit warmer Teilnahme, mit gründlichem Fleiß und großem Geschick verfaßte Chronik von Christian Kuß, die sich in den „schleswig-holsteinischen Provinzialberichten" von 1834 zuerst abgedruckt findet und 1876, ein Jahr vor der Verleihung des Stadtrechtes, mit einem Verwaltungsbericht als Anhang, neu aufgelegt [1]) worden ist.

Möge Kellinghusen weiter blühen und gedeihen, ohne den Reiz seiner Naturschönheit und seine Eigenart einzubüßen!



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

15. Hak un Ösch. *)

Dar is mal 'n lütten Jung weß un 'n lütt Dêrn, de sünd mal hen to Holt gân to 'n Bloom'nplücken.

Do kümmt dar 'n ol Hex an, de nimm't er mit.

Den lütten Jung hett se Hak [1]) hêten un de lütt Dêrn Ösch. [2])

Nu kricht se er in 'n Stall, dar hett se er massen [3]) wullt un denn slachen.

De ol Hex hett twê Döchter hatt; de hebbt dat awer mit de Kinner hol'n.

As se nu al 'n Titlank up 'n Stall' weß sünd, de Kinner, do geit de ölls

[1]) Druck von Schmidt & Klaunig, Kiel 1876.

*) Die beiden hier mitgeteilten Geschichten, abgedruckt aus der von Friedrich Lange herausgegebenen ‚Deutschen Welt' 1899 Nr. 25, sind zwei Fassungen desselben Märchens. Es wäre nicht schwer gewesen, sie zu einer Geschichte zu verschmelzen. Aber abgesehen davon, daß dann einzelne wertvolle Züge hätten unterdrückt werden müssen, schien es mir auch bedenklich, die Volksüberlieferung in dieser Weise zu trüben. Von der einschlägigen Märchenlitteratur sei — zugleich für Nr. 17 mit — nur das Nächstliegende angeführt: Grimmsche Sammlung Nr. 15. ‚Hänsel und Gretel', Nr. 51. ‚Fundevogel', Nr. 56. ‚Der Liebste Roland', Nr. 113. ‚De beiden Künigeskinner'; Müllenhoff Nr. 6. ‚Goldmariken und Goldfeder'; Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg Bd. I Nr. 3; Bechsteins Märchen ‚Hänsel und Gretel' und ‚Der alte Zauberer und seine Kinder.'

Dochter mal hen un secht to Hąk: ‚Wenn Mudder mal kümmt un secht, du schaß din'n Finger mal dö' de Dǫ̈r stęken — hier heß du 'n Stock denn stick den' dąr man hendǫ̈r.'

As de ol Hex nu kümmt un secht: ‚Hąk, stick din'n Finger mal dö' de Dǫ̈r', do stickt he den Stock dąr hendǫ̈r.

‚Och,' sech' se, ‚du büß je noch so mager as 'n ol'n Goos'k..el.'[4])

Na verlopener Tit geit de ölls Dochter wa' hen un secht: ‚Hąk, wenn Mudder nu mal weller kümmt un secht, du schaß din'n Finger mal dö' de Dǫ̈r stęken, denn stick din'n Finger man hendǫ̈r.'

As de ol Hex nu weller kümmt un secht: ‚Hąk, stick din'n Finger mal dö' de Dǫ̈r,' do stickt he sin'n Finger dąr hendǫ̈r.

‚Ah,' secht de Olsch, ‚du büß je al so fett as 'n Plumm.'[5]) Nu schüjji[6]) morn uk slacht ward'n.'

Nu, den annern Dach, do mutt de jüngs Dochter je bi un mutt Bröö[7]) kąken, un wiltdes schall de ölls Dochter de Olsch lusen.**) Se kümmt ąwer bi un streit ęr 'n bęten Bookwêtengrütt up 'n Kopp, un do sett se de Hęn[8]) dąr up, dat dê dat afhackt. Un do geit se gau hen un lett de Kinner ut un kricht ęr wech.

Nu ward de Olsch de Tit ąwer lank, un se röppt: ‚Kąkt de Bröö no' ne[9]) bald?'

‚Ją, Mudder, gliks,' secht de jüngs Dochter.

As dat 'n Titlank hęr is, do röppt se weller, de Olsch: ‚Kąkt de Bröö noch ne?'

‚Ją, Mudder, gliks,' secht de jüngs Dochter.

Toletz ward ęr de Tit ąwer gąr to lank, un do geit se sülb'n hen. Awer as se de Kinner rut krigen will ut 'n Stall, do sünd se wech.

Do secht se to de jüngs Dochter, se schall flink nalopen un schall mal sên, wat se ęr ne wa' fąt[10]) krigen kann.

As de Kinner dat nu wąr ward, dat dąr wen[11]) achter ęr an kümmt, do secht Ösch to Hąk: ‚Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi ǫ̈wer min linker Schuller***) un sê mal too, wer kümmt dąr hęr?'

**) Das Lausen kommt auch in den Grimmschen Märchen öfter vor, z. B. in Nr. 92 und 113, in ‚Hänsel und Grethel' freilich nicht.

***) Nach altem Volksglauben ging, wenn man einem Zauberer auf den rechten Fuß trat, dessen Zauberkraft auf Einen über. Ösch hat ein wenig hexen gelernt. Wenn also Hak ihr auf den rechten Fuß tritt, so kann auch er hexen und demnach sehen, was er sonst nicht würde sehen können. Die jüngste Tochter kommt also für gewöhnliche Augen unsichtbar nach. Der Erzählerin war natürlich die Bedeutung der Worte ‚Perr mi usw.' unbekannt. Nach ihrer Erzählung werden die Kinder ja schon von fern die Tochter gewahr. In dem nächsten Märchen (Nr. 16) hat die Überlieferung an dieser Stelle das Richtige bewahrt: dort ahnt Greten nur, daß die alte Hexe kommt.

Über den Spruch ‚Perr mi usw.' hat Johannes Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896 S. 204 ff. eine eigene kleine Abhandlung geschrieben. In dieser sind alle bis jetzt bekannt gewordenen Zeugnisse zusammengestellt. Es sind dies außer dem ältesten Zeugnis, einem mittelhochdeutschen Gedicht des Strickers (13. Jahrh.), drei Sagen aus der Schweiz, eine aus Thüringen, drei aus Westfalen, eine aus Hessen, eine aus Hildesheim, eine aus Dänemark, eine südslavische, eine griechische, eine korsische, drei bretonische, eine aus Wales, eine aus Frankreich. Außerdem werden als Zeugnisse zwei französische Volkslieder und zwei Märchen angeführt. Von den beiden Märchen ist eins ein französisches, in einer Sammlung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, und eins das oben angegebene, aus Fehmarn stammende Müllenhoffsche (Müllenhoff S. 399). Mir selbst ist auf meinen Märchenfahrten das ‚Perr mi usw.' außer in den beiden hier mitgeteilten Märchen auch sonst noch wiederholt begegnet, so z. B. in Kröß bei Oldenburg, in Langenhagen bei Schönwalde und kürzlich noch in Flensburg, wo ich bei Gelegenheit eines Märchenvortrages das Glück hatte, einen hervorragenden Märchenerzähler zu finden in dem Arbeiter Lorenz Jensen.

Do secht Hak: ‚Dat is uns jüngs Swester, de kümmt dar her.'

Nu hett Ösch al 'n beten hexen kunnt, dat hett de ölls Dochter er lêrt hatt. Un as Hak nu secht: ‚Dat is uns jüngs Swester, de kümmt dar her,' do secht Ösch: ‚Denn wull ik, dat du to 'n Doornbusch wörrs un ik de Roos' dar up.****) Un wenn se mi afplücken will, denn muß du er so dull steken, dat se mi ne afkrigen kann.'

Do ward Hak to 'n Doornbusch un Ösch de Roos' dar up.

As de jüngs Dochter nu ankümmt un se ward de Roos' war, do will se er je afplücken. Awer de Döörn stekt er so dull, un se kann er ne afkrigen.

Do kêrt se üm un geit wa' hen to Hus.

‚Na,' fragt de Olsch, ‚heß er drapen?' [12])

Ne, sech' se, Hak un Ösch harr se ne drapen, awer se harr 'n Doornbusch drapen mit so 'n schön' Roos' dar up. Se harr er afplücken wullt, de Roos', awer de Döörn harrn er so dull steken, un se harr er ne afkrigen kunnt.

Do secht de Olsch: ‚Harrs [13]) dê bröcht, denn harrn wi s' hatt.'

Nu mutt de ölls Dochter je na.

As de Kinner dat war ward, dat dar weller wen achter er an kümmt, do secht Ösch weller to Hak: ‚Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller un sê mal too, wer kümmt dar her.'

Do secht Hak: ‚Dat is uns ölls Swester, de kümmt dar her.'

Do secht Ösch: ‚Denn wull ik, dat ik to 'n Kirch wörr un du de Prêster dar in. Un wenn se kümmt un fang't mit di an to snacken, denn muß du wider niks segg'n as amen amen.'

Do ward Ösch to 'n Kirch un Hak de Prêster dar in.

As de ölls Dochter nu ankümmt, do fang't se je mit den Prêster an to snacken, awer dê secht je wider niks as amen amen, un se kann niks mit em upstell'n.

Do geit dê uk wa' hen to Hus.

‚Na,' fragt de Olsch, ‚heß er drapen?'

Ne, sech se, Hak un Ösch harr se ne drapen, awer se harr 'n Kirch drapen mit 'n Prêster dar in. Se harr mit em snacken wullt, mit den Prêster, awer dê harr wider niks secht as amen amen, un se harr niks mit em upstell'n kunnt.

Do secht de Olsch: ‚Harrs den' bröcht, denn harrn wi s' hatt.'

Nu löppt de Olsch je sülb'n na.

As de Kinner dat war ward, dat dar weller wen achter er an kümmt, do secht Ösch weller to Hak: ‚Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller un sê mal too, wer kümmt dar her.'

Do secht Hak: ‚Dat is uns ol Mudder, de kümmt dar her.'

Do secht Ösch: ‚Denn wull ik, dat ik to 'n Dik [14]) wörr un du de Ent [15]) dar up. Un wenn se di locken deit, denn muß du ümmer to midd'wegs [16]) up 'n Dik herümflêten [17]) un wider niks segg'n as park park.'

Do ward Ösch to 'n Dik un Hak de Ent dar up.

As de ol Hex nu ankümmt, do röppt se ümmer: ‚Prüt'n, [18]) prüt'n, prüt'n!' Awer de Ent flütt [17]) ümmer to midd'wegs up 'n Dik herüm un secht wider niks as park park.

Do ward de ol Hex so bös' un lecht sik up 'n Buk un will den Dik lerdi [19]) drinken. Awer se hett em noch lang' ne lerdi, do baßt [20]) se.

Do is se dot weß.

Un do sünd Hak un Ösch glückli hen to Hus kam'n.

Nach Frau Schloer in Griebel.

****) Nach der Erzählerin soll umgekehrt Hak zur Rose werden und die Hexe stechen.

Anmerkungen: [1]) Haken. [2]) Öse. [3]) mästen. [4]) Ergänze öt. [5]) Pflaume. [6]) statt ‚schüllt ji.' [7]) Brühe, heißes Wasser zum Abbrühen. [8]) Henne. [9]) statt ‚noch ne.' [10]) zu fassen. [11]) Akkusativ zu ‚wer': jemand. [12]) getroffen. [13]) Hättest (du). [14]) Teich. [15]) Die Form ‚Aant' ist in unserer Gegend veraltet. [16]) Sprich ‚mirrwegs'. [17]) fließen, oben schwimmen, hier: schwimmen. In der Bedeutung ‚oben schwimmen' wird das Wort von alten Leuten wohl noch gebraucht, z. B. ‚Fett flütt baben', obwohl man es selten hört. In der Bedeutung ‚schwimmen' dagegen habe ich es sonst nie gehört. Es wurde mir indessen in Griebel gesagt, daß es dort vor einem Menschenalter in dieser Bedeutung noch allgemein gebräuchlich gewesen sei. In dem mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller und Lübben finde ich nur die beiden ersten Bedeutungen angegeben. Als Beispiele für die Bedeutung ‚oben schwimmen' sind dort u. a. angegeben: De schepe konden vleten. Set, gindert (plattdeutsch günnert = dort) vlut vrou Jutte, myne maget. So ruft der Pfaffe in ‚Reineke Vos,' als Braun der Bär bei seiner Flucht fünf Weiber ins Wasser gestoßen hat. Dat gelt vlut alderwegen boven. In den Ableitungen von ‚fleeten', dem Substantiv ‚Flott' und dem Adjektiv ‚flott', die unverändert ins Hochdeutsche übergegangen sind, ist die Bedeutung ‚oben schwimmen' noch jetzt deutlich erkennbar. So bedeutet ‚Flott': 1. den (oben schwimmenden) Milchrahm, 2. den Kork an der Angelschnur, 3. das Entengrün (Entenflott). Das Adjektiv ‚flott' findet sich in eigentlicher Bedeutung z. B. in: ‚Das Schiff ist wieder flott' und in übertragener Bedeutung in: ‚ein flotter Bursch'. [18]) Prüte (plur. Prütes) ist das Kosewort für die kleinen Enten. Prüt'n steht für ‚Prütken', das Deminutiv von Prüte. [19]) ledig, leer. [20]) bassen: bersten.

16. Hans un Greten.*****)

Dạr is mal 'n Mann un Fru weß, de hett dat man so arm ggn. Se hebbt twê Kinner hatt, 'n lütten Jung, de hett Hans hêten, un 'n lütt Dêrn, de hett Grêten hêten.

Nu sünd Hans un Grêten mal hen to Holt gạn un hebbt Holt sammeln schullt.

As se int Holt sünd, do verbistert[1]) se un kamt ümmer wider rin na 't Holt.

Do drạpt se dạr toletz so 'n ol lütt Hus, dat is mit Pannkooken deckt weß, dạr gạt se bi to ẹten.

Do röppt dạr wen vun binnen too:

‚Gnabber, gnabber, Müschen,[2])
Wat gnabbert an min Hüschen?'

Do secht Grêten:

‚De Wind, de Wind,
dat himmelsch Kind.'

Hans is gwer bang' un secht to Grêten: ‚Hu! hier wạnt am Enn' 'n ol Hex, lạt uns man gau wechlopen.'

Nu lop't se je wech.

Awer se sünd man êrs 'n lütt Flach[3]) vunt Hus af, do kümmt de ol Hex ut de Dọ̈r rut un röppt ẹr nạ: ‚Lop't man ne wech, Kinner,' sech' se, ‚kamt man mal ran na mi, ji schüllt dat uk goot bi mi hebb'n.'

Nu sünd Hans un Grêten je so hungeri weß, un de Pannkooken hebbt je so schön smeckt, un do gạt se wa' trüch. Awer as se bi de ol Hex ankamt, do kricht se den ol lütten Hans in 'n Stall — se hett em fett mạken wullt un denn slachen —, un Grêten mutt de Stuv' rein mạken un Schötteln waschen un so wat.

Nu denkt de Kinner je ümmer, wo se dat anstell'n schüllt, dat se wa' wechkam'n doot, un se mạkt sik af, wenn de ol Hex mal ne uppaßt, denn wüllt se wechlop'n.

*****) Dies Märchen stammt aus dem Dorf Kreuzfeld bei Gremsmühlen. Es ist mir mit noch zwei anderen Märchen erzählt worden von der Frau des Eutiner Regierungsboten Zur Horst, geb. Dierck aus Kreuzfeld, die diese Märchen als Kind von einer alten Frau Ohrt gehört hat. Frau Ohrt hat damals in der Kate des Hufners Dierck gewohnt und ist nach dem Tode ihres Mannes nach 1860 im Armenhaus gestorben. Sie hat viele Märchen gewußt und muß vorzüglich erzählt haben.

Nu sünd se dar al 'n ari[4]) Tit weß, bi de ol Hex, do mutt Grêten er mal de Lüs' affammeln. Dar slöppt de Olsch bi too.

‚Nu is 't Tit,' denkt Grêten. Se streit er gau 'n beten Bookwêtengrütt up 'n Kopp un sett dar 'n par Küken bi hen, dat de Olsch ne upwakt. Un do löppt se gau hen un lett den lütten Hans ut. Un do makt se je, dat se wech kamt.

As se al 'n ari Flach wech sünd, do secht Grêten: ‚Hans, mi ant, de Olsch de kümmt. Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller, wat süchs du denn?'

Do secht Hans: ‚Ik sê, de ol Hex, de kümmt.'

‚Ja,' secht Grêten, ‚denn muß du 'n Roosenbusch ward'n mit rech so 'n scharp Döörn, un ik de Roos' dar up. Un wenn se kümmt un will mi afbreken, denn muß du er mit de Döörn de Fingern so blöödi steken, dat se mi ne afkrigen kann.'

As de Olsch nu kümmt, do will se je bêsti[5]) gêrn de schön' Roos' hebb'n. Awer de Roosenbusch stickt er mit de scharpen Döörn de Fingern so blöödi, un se vermöö't[6]) darbi un geit wa' trüch.

Do ward de Roosenbusch weller Hans, un de Roos' ward weller Grêten, un se lop't wider.

As se weller 'n ari Flach bet too[7]) sünd, do secht Grêten weller: ‚Hans, mi an't, de Olsch, de kümmt. Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller, wat süchs du denn?'

Do secht Hans: ‚Ik sê, de ol Hex, de kümmt weller.'

‚Ja,' secht Grêten, ‚denn muß du rech so 'n schier'n Boom ward'n, un ik de Appel dar up.'

As de ol Hex nu kümmt, do will se je bêsti gêrn den roden Appel hebb'n, un se will na den Boom rup klattern.

Aber de Boom is je so schier, dat se ne rup kam'n kann. Un se vermöö't darbi un geit wa' trüch.

Do ward de Boom weller Hans, un de Appel ward weller Grêten, un se lop't wider.

As se nu weller 'n ari Flach bet too sünd, do secht Grêten weller: ‚Hans, mi ant, de Olsch, de kümmt. Perr mi up min'n rechtern[9]) Foot un kik mi öwer min linker[9]) Schuller, wat süchs du denn?'

Do secht Hans: ‚Ik sê, de ol Hex, de kümmt weller. Awer nu löppt se noch vel duller.'

‚Ja,' secht Grêten, ‚denn muß du rech so 'n groten Dik ward'n un ik de Ent dar up.'

As de ol Hex nu kümmt, do will se je bêsti gêrn de Ent hebb'n. Un se smitt er Brot na 't Water rin un denkt, wenn de Ent dar na snappen deit, denn will se er fat krigen. Awer de Ent blifft ümmer midd'n up 'n Dik. Dat Brot, wat se krigen kann, dat snappt se wech, awer fat krigen lett se sik ne.

Do sücht de Olsch je, dat er dat all' niks helpt, un do denkt se: ‚Töf![8]) du schaß den Dik utsupen. Denn heß er.'

Un do lecht se sik up 'n Buk un fang't bi den Dik an to supen. Awer se hett em no' ne half lerdi, so baßt se.

Do is se dot weß.

Do ward de Dik weller Hans, un de Ent ward weller Grêten, un do gat se hen to Hus. Un do sünd er Vadder un Mudder vergnög't weß, dat se ern ol lütten Hans un er Grêten weller hatt hebbt.

Nach Frau Ohrt (†) in Kreuzfeld.

Anmerkungen: [1]) verbistern: sich verirren. [2]) Mäuschen. [3]) Fläche. [4]) artige, ziemliche. [5]) Steigerungswort wie furchtbar, schrecklich, höllisch; Beest: Tier. [6]) ermüdet.

[7]) bis zu d. h. weiter. [8]) warte, Infinitiv ‚töben.' [9]) Man unterscheidet in unserer Gegend ‚de rechter Foot' (Gegensatz: der linke Fuß) und ‚de rech Foot' (Gegensatz: der verkehrte Fuß), wozu der Akkusativ heißt ‚den rech'n Foot.' Nach der Analogie von ‚de rechter F.' ist dann wohl auch ‚de linker F.' gebildet.



Unsere insektenfressenden Pflanzen.

Von **H. Dreßler** in Rendsburg.

Durch Beobachtungen ist man zu der Ansicht gelangt, daß sich einige Pflanzen neben der gewöhnlichen Weise auch durch Aussaugen von Insekten und anderen kleinen Lebewesen ernähren. Sie haben meistens ein wenig ausgebildetes Wurzelgeflecht und werden nicht selten an unfruchtbaren Standorten gefunden. Ihr Fortbestehen ist beim Ausschluß der Insekten nicht gerade in Frage gestellt, aber vergleichende Beobachtungen haben gezeigt, daß insektensaugende Pflanzen ein besseres Gedeihen haben, solange ihnen Gelegenheit gegeben ist, organische Substanzen aus Tierkörpern direkt aufzunehmen.

Vertreter dieser eigenartigen Pflanzen birgt auch unsere einheimische Flora in der Familie der Droseraceen, der Lentibulariaceen und der Hypopityaceen. Jede Gruppe zeigt eine besondere Weise des Einfangens und eine eigene Form der hierzu nötigen Organe. Von der zuerst genannten Familie kommen im Gebiet drei Arten dieser Pflanzen vor: der mittlere Sonnentau (Drosera intermedia Hayne), welcher sich stellenweise auf sumpfigen Torfgründen findet; der sehr seltene, ebenfalls auf Mören vorkommende englische Sonnentau (D. anglica Huds.) und der häufigere rundblättrige S. (D. rotundifolia L.). Die Blätter der grundständigen Blattrosetten zeigen bei diesen drei Arten stark betaute Drüsenhaare und große Empfindlichkeit gegen äußeren Reiz. Setzt sich ein Insekt auf ein solches Blatt, so krümmen sich Haare und Blattfläche langsam nach innen und umschließen es allmählich, nachdem ein Entkommen vor der Zusammenfaltung durch die klebrige Absonderung der Drüsen verhindert wurde. Je größer die anstrengenden Bewegungen des nach Freiheit strebenden Tieres sind, desto fester schließen sich die zahlreichen Fangarme.

Aus der Familie der Lentibulariaceen sind folgende in dieser Beziehung interessante Arten zu nennen: der mittlere Wasserschlauch (Utricularia intermedia Hayne), der gemeine W. (U. vulgaris L.), der langlippige W. (U. neglecta Lehm.), der kleine W. (U. minor L.) und der nur im nördlichen Schleswig beobachtete Brems W. (U. Bremii Heer.). Es sind sämtlich Sumpfpflanzen, die außer dem gemeinen W. in Schleswig-Holstein als seltene Pflanzen gelten. Zwischen den feinen Verzweigungen ihrer untergetauchten, länglichrunden Blätter tragen diese Pflanzen zahlreiche schlauchartige Blasen, welche den Zweck haben, die Pflanzen während der Blütezeit über Wasser zu halten; daneben dienen sie auch als Saugorgane zur Aufnahme von Nahrung, die im wesentlichen aus kleinen Wasserinsekten besteht. Diese dringen, vielleicht um Schutz zu suchen, in den Spalt der Bläschen ein und werden hier in ähnlicher Weise ausgelaugt, wie von dem Drüsensafte der Droseraceen.

Ein ähnlicher Vorgang vollzieht sich endlich bei dem Fichtenspargel oder Ohnblatt (Monotropa Hypopitys L.), einem Gliede der Hypopityaceen, welches in zwei Variationen mit kurzhaarigen oder glatten Blattorganen in unsern Wäldern vereinzelt vorkommt. Die Nähe seines Standortes bei den Wurzeln der Waldbäume läßt ihn als Schmarotzer erscheinen, doch dem entgegen kann eine wirkliche Verbindung mit den Baumwurzeln nicht nachgewiesen werden. Der Fichtenspargel

mit wenig ausgebildeter Wurzel ist vielmehr als Fäulnisbewohner darauf angewiesen, seine Nahrung aus sich zersetzenden Organismen zu nehmen, daneben befähigt, kleine tierische Körper auszulaugen. Die Fangvorrichtung liegt hier ebenfalls in den Blättern; an ihrer Anheftungsstelle bildet sich ein Hohlraum, von welchem mehrere grubenartige Vertiefungen in die dicken Schuppenblätter hineinführen. Innerhalb dieser Vertiefungen befinden sich feine Drüsenhaare und stärkere hornartig gewölbte Gebilde. Milben, kleine Blattläuse und ähnliche in humoser Lauberde zahlreich vorkommende Tierchen werden, in diese Kammern gelangt, wahrscheinlich durch den Drüsensaft getötet und ausgesogen; denn nicht selten finden sich die unverdaulichen Reste dieser Tiere in jenen Höhlungen.



Mitteilung.

Eine Episode aus der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Ein Landmann aus dem südlichen Schleswig erzählt über seine Erlebnisse am 18. April 1864: Wir hatten einige schlimme Wochen durchgemacht. Der Aufenthalt in den Schanzen war wegen der heftigen Beschießung, welche stete Deckung erforderte, schier unerträglich. Es waren viele Schleswiger bei unserm Bataillon, während die Holsteiner sich meistens auf den dänischen Inseln befanden. Oft schon hatten wir den Sturm erwartet, aber am Morgen des entscheidenden Tages dachte doch keiner von uns daran, daß es heute gerade losgehen würde. Wir lagen unserer 8 in der Kommunikation nicht weit von Schanze 4. Das Feuer war so heftig wie nie zuvor. Lagenweise erdröhnte der Geschützdonner, und die Granatsplitter kamen manchmal unangenehm nahe. Unser alter Kommandeur-Sergeant (Feldwebel), auch ein Schleswiger von Geburt, war bei uns. Stundenlang hatten wir so gelegen. Da verstummte plötzlich das Feuer, und ein Augenblick unheimlicher Stille trat ein. „Jungs, es geht los!" sagte unser Kommandeur-Sergeant aufspringend, und sprach damit aus, was jeder von uns unwillkürlich gedacht hatte. Das Hurra der Sturmkolonnen bestätigte, was wir alle fühlten. In fliegender Eile setzte er hinzu: „Wir sind alle Deutsche und fechten nicht gern mit. Bleibt liegen, die Preußen werden euch nicht umbringen. Mit mir ist die Sache anders. Ich habe des Königs Brot zu lange gegessen und kann nicht mit Ehren fort!" Er verschwand. Wir blieben liegen und waren bald Gefangene der Brandenburger. Unsern Kommandeur-Sergeant haben wir nicht wiedergesehen. Er ist im Kampf um Schanze 4 gefallen.

R. Petersen, Kappeln.

Bücherschau.

Allmers-Buch. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam. Verlegt bei F. A. Lattmann in Goslar. — Am 11. Februar feierte Hermann Allmers, der berühmte „Marschendichter," seinen 80. Geburtstag. Sein „Marschenbuch" und sein herrliches Buch „Römische Schlendertage" haben wohl eine stille, treue Gemeinde gefunden, aber ich glaube nicht, daß der Dichter in weite Kreise gedrungen ist, ich glaube nicht einmal, daß er in seiner Heimat Niedersachsen den Platz einnimmt, den er verdient. Es wäre sehr verdienstvoll gewesen, ein Allmers-Buch herauszugeben in der Art wie das von Dr. Spanier besorgte Falke-Buch, ich meine eine feinsinnige Auswahl der besten Dichtungen von Allmers. Leider ist das vorliegende Buch etwas ganz anderes geworden. Das Äußere ist vornehm, gediegen und schlicht, und gleich auf den ersten Seiten grüßt uns der charakteristische Friesenkopf des greisen Dichters, eine gute Radierung von Georg Müller, und weiterhin, den Text unterbrechend, tüchtige Arbeiten der Worpsweder Hans am Ende, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler und Emil Proch. Am besten gefallen mir einige Federzeichnungen von Gustav Bardenheuer, Motive aus Niedersachsen, und die beiden Lichtdruckbilder von Erwin Kästhardt, zwei herrliche Köpfe aus Rom. Die Dichtungen, die das Buch anfüllen, haben mich durchweg sehr enttäuscht. Es sind einige gute, zum Teil einige herrliche Sachen darunter, z. B. die Verse von meinem leider zu früh verstorbenen Freunde Jacobowski, von unserm genialen Landsmanne Liliencron, von Franz Evers, Lulu von Strauß und Torney, Bernhardine Schulze-Smidt, — alle anderen Dichtungen sind fast ganz wertlos. Da aber der Herausgeber in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, daß jeder Einsender für seine Beiträge selbst verantwortlich ist — manche Verse mögen ihm selber recht kraus und wunderlich vorgekommen sein, sonst hätte er diese selbstverständliche Bemerkung nicht gemacht, — so will ich mit diesen guten Allmers-„Freunden," aber schlechten Poeten auch nicht abrechnen.

Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 5. Mai 1901.

Dr. phil. Wilhelm Splieth,

Kustos am Museum Vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel.

(† am 10. Februar 1901 in Meran.)

Mitten aus einem schaffensreichen Leben hat der Tod einen mit jugendfrischer Kraft arbeitenden Forscher genommen, der in unserer Heimat allgemein bekannt und sowohl seiner Tüchtigkeit als auch seines geraden Charakters wegen geachtet und geschätzt wurde.



In Itzehoe ward Wilhelm Splieth am 10. Oktober 1862 geboren, besuchte dort die Schule und faßte den Entschluß, sich dem Lehrerberufe zu widmen. Im Jahre 1880 trat er in das Lehrerseminar in Tondern ein, woselbst er sich mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit für den erkorenen Beruf vorbereitete. Nach Abschluß seiner dortigen Ausbildung trat Splieth in den Schuldienst der Stadt Kiel und wirkte zunächst an einer Volksschule, dann an der höheren Mädchenschule. – Schon in Tondern benutzte Splieth mit Vorliebe seine freie Zeit dazu, um durch ausgedehnte Fußwanderungen die Gegend kennen zu lernen. Die prähistorischen Denkmäler reizten ihn besonders, und ein kleiner Bronzefund brachte ihn in persönlichen Verkehr mit Frl. Professor J. Mestorf, dem jetzigen Direktor des Kieler Altertumsmuseums. Durch freundliche Anerkennung seiner Bestrebungen ermutigt, wuchs sein Interesse an der Vorgeschichte unseres Landes. Nachdem Splieth nach Kiel übergesiedelt war, verdoppelte sich sein Eifer, und es gelang ihm, durch die im Museum gebotenen Anregungen und durch fleißiges Privatstudium

bedeutende Fachkenntnisse zu erlangen. In diese Zeit fallen die ersten Publikationen (Handelmann und Splieth, Neue Mitteilungen von den Runensteinen bei Schleswig. 1889). Als dann im Jahre 1892 der Minister die Anstellung Splieths als Museumskustos genehmigte, ward dem Verstorbenen ein Herzenswunsch erfüllt, und er entfaltete eine ausgedehnte Thätigkeit. Daneben suchte er durch eingehendes Studium seine Kenntnisse zu vervollkommnen; er wandte sich den Naturwissenschaften zu, weil diese bei der Prüfung und Erläuterung prähistorischer Funde von besonderem Wert sind; sie leisten dem Altertumsforscher bei der Erstrebung seines Zieles, ein Bild von der Entwicklung der Kultur zu gewinnen, wesentliche Dienste. Die Frucht dieser Studien war eine größere Arbeit: „Über vorgeschichtliche Altertümer Schleswig-Holsteins mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehung zu der Geologie des Landes und ihrer mineralogischen Eigenschaften. Kiel 1896.“ Diese Abhandlung legte Splieth als Dissertation der philosophischen Fakultät vor, nachdem er vom Minister zum Doktorexamen zugelassen war; er bestand dieses magna cum laude im Sommer 1896.

Splieths Beruf führte ihn in alle Gegenden des Landes, sei es, um Beobachtungen zu machen, gefährdete Altertumsdenkmäler zu sichern oder Ausgrabungen vorzunehmen. Letztere leitete er mit besonderem Geschick, seinen geübten Augen entging nichts und alles ward sofort notiert und skizziert, so daß die im Museum aufbewahrten Ausgrabungsberichte von hohem wissenschaftlichen Wert sind. Im Laufe der Jahre ist eine ganze Anzahl derselben zum Teil in den „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins,“ zum Teil in den Museumsberichten publiziert. 1890 und 1891: Eine wendische Ansiedelung am Scharsee bei Preetz. — 1892: Ein Gräberfeld der jüngeren Eisenzeit auf Föhr. — 1894: Ausgrabungen im Nydam Moor. — Bronzealtergräber in Holstein. — 1894: Funde von Baumsärgen in Schleswig-Holstein. — 1895: Zwei Grabhügel bei Schleswig. — Sichergestellte Altertumsdenkmäler. — 1896: Ein Kjøkkenmødding aus der Völkerwanderungszeit. — 1897: Die Steinaltergräber im Gute Hemmelmark bei Eckernförde. — Urnenfriedhöfe der jüngeren Bronzezeit in Holstein.*) — 1898: Eine Gruppe von Grabhügeln der älteren Bronzezeit in Holstein. — 1900: Die Bernsteingewinnung an der schleswig-holsteinischen Küste.

Dieses letzte Thema erweckte in besonderem Maße das Interesse Splieths, und es war seine Absicht, eine größere Studienreise durch Deutschland und womöglich auch nach Österreich-Ungarn zu unternehmen, in den Museen und sonstigen Sammlungen nach Bernsteinfunden zu suchen,

---

*) In der „Heimat,“ Jahrgang 1897, finden sich zwei Aufsätze von seiner Hand: „Der Poppostein“ und „Hufeisensteine in Holstein.“ Dem geschäftsführenden Ausschusse unseres Vereins hat er mehrere Jahre hindurch angehört. E.

um ein Bild des Bernsteinhandels zu gewinnen, vielleicht auch einen Anhaltspunkt für die Beantwortung der Frage zu finden, was man gegen den Bernstein eingetauscht hat. Am 9. Februar hat man Splieth einstimmig für diesen Zweck das Alt-Schaffische Reisestipendium gewährt; leider hat der zu früh Dahingeschiedene die freudige Kunde von diesem Beschlusse nicht mehr vernommen. Doch hat Splieth die Freude gehabt, eine größere Arbeit über die Bronzezeit vollenden zu können: „Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein.“ Kiel, Lipsius & Tischer. 1900. Dieses reich illustrierte Werk ist für Fachmänner von größtem Wert, für den Laien von großem Interesse. Der bescheidene



Dr. Splieth bei einer Ausgrabung zu Maasbüllfeld bei Husby im Juni 1895.

Titel umfaßt nicht alles, was das Buch dem Forscher bietet, es enthält nicht nur ein Inventar, sondern stellt auch eine gründlich ausgeführte Chronologie der heimischen Bronzealterfunde auf.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich Dr. Splieth um das Danewerk erworben. Für die Erhaltung dieses alten Grenz- und Verteidigungswalles war bisher so gut wie nichts gethan. Auf Anregung von Frl. Professor J. Mestorf suchte Splieth durch Vorträge im Anthropologischen Verein und auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Lübeck weitere Kreise auf das Danewerk aufmerksam zu machen, damit endlich der allmähligen Zerstörung desselben Einhalt geboten werden

möchte. Diese vom Museum ausgehenden Bemühungen fanden die Unterstützung einflußreicher Persönlichkeiten; es wurde eine gemeinsame Besichtigung des Danewerks vorgenommen, man fand bei der Behörde Interesse für die Sache und Entgegenkommen, und so konnte Splieth noch die Freude erleben, daß für die Erhaltung der Oldenburg, des am meisten gefährdeten Teils vom Danewerk, die nötigen Gelder in den Etat des Kultusministeriums pro 1901 eingestellt wurden.

Manche wertvolle Arbeiten hat der Verstorbene vollenden können, vieles aber ist unvollendet geblieben, weil der Tod dem rastlosen Streben ein Ende gebot. Dem Museum ist dadurch ein schwer zu tragender Verlust geworden; die in der ganzen Provinz zerstreut wohnenden Altertumspfleger vermissen in ihm einen treuen Berater, der jederzeit bereit war, Auskunft zu erteilen und zu belehren, soweit es in seinen Kräften stand. Mancher einfache Landmann schätzte den Verstorbenen, der das Volk liebte und es verstand, dessen Eigenart zu erfassen. Die Freunde betrauern ihn seines geraden, edlen Sinnes wegen und der stets für andere sorgenden Treue seines Charakters. Am schmerzlichsten aber wird der Tote von seinen Eltern vermißt, deren Freude und Stolz der liebende Sohn war, der noch in seinen letzten Augenblicken mit rührender Fürsorge ihrer gedachte. Der alte Vater hat nicht die Kraft gehabt, den herben Schicksalsschlag zu tragen; er ist nach wenig Wochen dem Sohne gefolgt.

Wir werden das Andenken des Toten in Ehren halten.

Willers Jessen, Eckernförde.



Ehemalige Alster-Schiffahrt.

Von **Ludwig Frahm** in Poppenbüttel.

Seit uralten Zeiten bestand eine lebhafte Handels- und Verkehrs-Verbindung zwischen Hamburg und Lübeck, also zwischen den Ländern an den Gestaden der Nordsee und denen der Ostsee. Das zu durchquerende Gebiet Stormarns aber setzte dem Wagenverkehr, im Süden wegen seines sandigen Bodens, im Norden wegen seines welligen Terrains die größten Schwierigkeiten entgegen.

Daher ist es begreiflich, daß man schon früh sein Augenmerk auf einen Wasserweg richtete. Lübeck gebührt die Ehre, den ersten Kanal zwischen Ostsee und Nordsee unter Benutzung der lauenburgischen Flüßchen Stecknitz und Delvenau im Jahre 1391 zur Vollendung gebracht zu haben. Allein diese Wasserstraße zeigte gar bald ihre großen Mängel: es konnten nur sehr kleine Boote zur Benutzung gelangen, die Fahrt konnte durch 15 Schleusen erst in 14 Tagen zurückgelegt werden, und bei Lauenburg mußte eine Umladung der Waren in die Elbkähne vollzogen werden.

Hamburg sah sich, da ihm dieser Kanal keinen Nutzen bot, nach einer besseren Verbindung um. Die Alster, wenn auch viele kleine Krümmungen aufweisend, hat ihre drei Quellen nur wenige Kilometer von der Beste, einem Bach, der bei Oldesloe in die Trave fällt. Es galt also nur die Vertiefung eines dieser Fluß-Oberläufe und deren Verbindung durch einen „Graben," bei entsprechender Regulierung durch anzulegende Schleusen.

Im Jahre 1448 schloß Hamburg daher mit dem Herzog Adolf XI. von Schleswig-Holstein, Stormarn und Schauenburg eine Vereinbarung zur Herstellung dieser Wasserstraße. Lübeck scheint diesem Abkommen, das in plattdeutscher Sprache abgefaßt ist, fern gestanden zu haben. Vielleicht brachte seine Sonderstellung das Unternehmen zum Scheitern.

Erst 1524, als Herzog Friedrich von Holstein, ein Neffe Adolf XI., den dänischen Königsthron bestieg, erneuerte Hamburg seine Bestrebungen. Es wurden der Bürgermeister Dr. Salsborch, der Ratsherr Gerhard van Hutlem und der Sekretär J. Somerfelt zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Kopenhagen gesandt, und ihnen gelang es, schon nach 3 Tagen eine Zusage vom Könige zu erlangen.

Im März des folgenden Jahres kam der König nach Holstein, und nun fand zu Segeberg zwischen ihm und seinen Räten einerseits und den Bürgermeistern und Sekretären der Städte Hamburg und Lübeck andererseits die endgültige Beschlußfassung statt. Die beiden Städte übernahmen die Kosten halbschiedlich, und der König versprach, außer den am Ufer und im Gebiet des zu grabenden Kanals noch weitere 1200 Bäume beizusteuern, 500 Arbeiter auf acht Tage zum Graben zu stellen und die Schwierigkeiten seitens der holsteinischen Anwohner zu beseitigen. In der Vereinbarung wurde ferner ein Schleusengeld von 13 Schillingen und 6 Pfennigen pro Schiff festgesetzt, welches Geld zur Reparatur der Schleusen verwendet werden sollte.

Nun ging es an die Herstellung. Indessen fanden die vorgenannten 500 Arbeiter aus den Ämtern Segeberg und Trittau keine Verwendung; an ihre Stelle trat ein Entschädigungsgeld von 389 Mark 4 Schillingen und 9 Pfennigen. Der Besitzer von Borstel, Jersbek und Stegen, Marquard von Buchwald, wurde mit einer Summe von 1500 Speciesthalern für seinen abgetretenen Grund und Boden abgefunden.

Jede Stadt hatte 43 497 Mark zu zahlen. Nachdem gewisse Streitigkeiten mit dem Herzog Magnus von Lauenburg wegen des ihm abgehenden Zolles geschlichtet waren, wurde der Kanal vollendet, und Hamburg begrüßte mit Freuden die ersten durch den „Graben“ von Lübeck eingetroffenen Schiffe 1528.

Indessen gar bald zeigte sich, daß die Straße nicht nur eine Fahrt mit Hindernissen war, denn die Alster selbst hatte nicht weniger denn 10 und der Graben bis Oldesloe 6 Schleusen, sondern die Wassermengen des Grabens waren zu gering und die Gegend zu hoch gelegen. Die benachbarten Gelände mußten oft unter Wasser gesetzt werden; dann erhoben sich endlose Streitigkeiten. Ein gewisser Sievert Swyn hielt die hamburgischen Schiffe an, und der Schleusenmeister Schröder zu Neritz wurde von einem Unterthanen des Grafen Buchwald zu Borstel erschlagen. Gar bald geriet daher die Schiffahrt in Verfall, die Schleusen verfielen und der Graben versandete.

Es ist nicht nachweisbar, wie stark die Frequenz des Alster-Trave-Kanals war. 1546 soll er noch von vielen Schiffen mit Holzladung von Lübeck bis Hamburg benutzt worden sein. Obwohl der Kanal 1550 außer Dienst gestellt und die Schiffahrt nur noch bis Stegen oder für das westseitige Ufer nur bis Kayhude möglich war, so hörte sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte niemals ganz auf. Denn 1573 ließen es sich die Alsterfahrer gefallen, behaufs Erbauung der Mellenburger Schleuse für jedes Fahrzeug einen Thaler beizusteuern; vor dem dreißigjährigen Kriege betrieben die Besitzer von Borstel und Jersbek eigene Schiffahrt; 1768 ward die Reinhaltung der oberen Zuflüsse beschlossen, und 1770 und 1820 tauchte der Gedanke wieder auf, die alte Fahrbahn durch Vertiefung wiederherzustellen: lauter Zeugnisse davon, daß die Schiffahrt fortbestand, bezw. eine Rentabilität angesichts der großen Kosten für eine Neuregulierung zu erwarten war.

Nachdem Hamburg sich von den Kriegsdrangsalen unter der Franzosenherrschaft allmählich erholt hatte, kam auch die Alsterfahrt wieder zur Geltung und erfreute sich bis zum Jahre 1860 einer nochmaligen Blütezeit.

Die oberen Alstergegenden waren noch reich an Feldsteinen zu Bauzwecken, an Holz und Torf als Brennmaterialien, an Eichenkrummholz für Schiffsbauzwecke, an allerlei Nutzholz; der Segeberger Kalk war ein begehrter Artikel, so daß sich bei Heidkrug dafür eine Lagerstelle befand; nach dem großen Brande von 1842 wurde viel Sand gefahren, und die Ziegelei zu Nahe lieferte sogar die Steine zum Aufbau der Petrikirche; außerdem bedurfte die Papiermühle zu Gurbek Lumpen, die Flaschenfabrik zu Wulksfelde Glas, die ebendaselbst befindliche Brennerei Kartoffeln, die Kupferhammer zu Wohldorf das Rohmaterial, die Ölmühle und Seifenfabrik zu Poppenbüttel Öl u. a. m. Um stromaufwärts nicht stets zwecklos zu fahren, wurde bei der sich steigernden Ackerbewirtschaftung manche Ladung Straßenabraum und Dünger für die anliegenden Landgemeinden gefrachtet.

Die Zahl der Alster-Schuten hat 30 kaum überschritten. Man unterschied drei Größenverhältnisse: Vollschiffe, die 70 000 Soden Torf oder 12 000 Ziegelsteine = 80 000 Pfd., Halbschiffe, die 60 000 Soden Torf oder 10 000 Ziegelsteine = 66 000 Pfd., und Kleinschiffe, die 40 000 Soden Torf oder 6 600 Ziegelsteine = 44 000 Pfd. faßten. Die ersteren hatten einen Tiefgang von 0,66 m. Somit liefen sie an den flachen Stellen oft auf den Sand. Um nun nicht so viel Stauwasser zu verlieren, fuhren meistens mehrere Schuten hintereinander; die kleinen hatten naturgemäß den Vormarsch. Wegen der vielen Buchten und Untiefen war die Fahrt oft eine recht beschwerliche. Im Sommer konnte es vorkommen, daß bei einer Schleuse drei Tage gewartet werden mußte, ehe sich das nötige Wasser angesammelt hatte. Bei hohem Wasserstand dagegen liefen unachtsame Fahrer leicht Gefahr, aus dem Strombett zu geraten. So erging es beispielsweise den Russen, die 1814 in der Eckernkoppel (einem Teil des Wohldorfer Gehölzes) Eichenstämme für Palissaden gefällt hatten, und als die St. Petrikirche gebaut wurde, gerieten drei Schiffe mit Steinen auf das Ufergelände und erlitten Schiffbruch. Kleinere Reparaturen konnten bei jeder Schleuse vollzogen werden, ein größerer Schiffsbauhof bestand zu Wohldorf. Die Thalfahrt der Schiffe dauerte im Sommer zwei, im Winter drei Tage; daher waren Fuhlsbüttel und Wohldorf die Winterstationen, während im Sommer Poppenbüttel als Teilstrecke galt. Die Bergfahrt dagegen erforderte drei Tage. Von Eppendorf bis Poppenbüttel mußten die Schuten von dem noch am Ufer kennbaren „Leinerpfad“ aus gezogen, „getreidelt“ werden, was besonders von Frauen geschah. Vier derselben konnten ein Schiff ziehen; der Arbeitslohn dafür betrug 12 Schilling (90 Pfg.) War aber das Schiff beladen, so war Pferdevorspann erforderlich. Bei jeder Schleuse mußte eine Abgabe von einigen Schillingen entrichtet werden; vorteilhafter war es für den Schleusenwärter, der zugleich eine unentbehrliche Gastwirtschaft führte, wenn er auf längere Zeit der Herbergsvater des Schiffspersonals sein konnte.

Die Inhaber der Schiffe waren die Güter Borstel (7), Wulksfelde (2), einige Hamburger Feuerungshändler (12), und außerdem fuhren einige Schiffer auf eigenem Fahrzeug und für eigene Rechnung. Der Fuhrlohn betrug durchschnittlich 80 Mark. Die Schiffer bildeten zwar keine besondere Gilde oder Zunft, hatten sich aber zu einer Vereinigung zusammengethan, zahlten einen jährlichen Beitrag (der besonders für die Besitzer eigener Schiffe bei größeren Reparaturen nötig war) und feierten gegen Ausgang des Winters ein Fest in Fuhlsbüttel, die sog. „Schrubenköst.“ Der Zweck derselben war weniger ein Festgelage, sondern die Abrechnung und die Besprechung bildeten den Hauptgegenstand.

Der rechte Alsterschiffer hielt, wie damals noch manch anderer Stand, auf

besondere Kleidung: blaue, kurze Tuchjacke mit thalergroßen Silberknöpfen, Kniehosen, schwarze Strümpfe, Schnallenschuhe, Mütze, Hut und „Ackermann.“

Friedfertig untereinander gingen sie ihrem Berufe nach. Nur um den Lagerplatz in Hamburg (besonders beim Alsterthor, aber auch beim Waisen- und Krankenhause) erhoben sich oft Streitigkeiten. Die kleineren Schiffe liefen den größeren stets den Vorrang ab und nahmen den besten Platz in Anspruch. Daher wurden die Plätze, sobald man die Accise bei der Lombardsbrücke erreicht hatte, dort schon ausgelost.

Neben dem Versiegen der Holzquellen an den Alsterufern, dem immer mehr zunehmenden Eisenbahnbetrieb ist es besonders die billige Steinkohle in mehrfacher Beziehung gewesen, die der Alster-Schiffahrt den Niedergang bereitet hat, die diesen, wenn auch geringen Pulsschlag ehemaligen Kulturlebens unserer Gegend zum Stocken gebracht hat.

König Abels Jagd.

Mit dem Pfahl in der Brust,
Tief unten im Moor,
Unter den ragenden Buchen,
Da lieg' ich und warte in heißer Qual,
Bis die Mitternacht mit dem zwölften Schlag
Den ehernen Sargdeckel sprengt.

Im Moos hör' ich
Meine Hunde scharr'n
Und höre stampfen mein Roß,
Ich höre des Jagdhorns verschwebenden Klang
Und höre der Nachtigall süßen Gesang
In lauen Frühjahrsnächten.

Von fern auch hör' ich die Glocken.

Ihr sollt die Glocken
Nicht läuten im Dom,
Wollt ihr Ruhe für eure Seelen!
Wenn ihr mir im Grab
Keine Ruhe gönnt,
Komm' ich herauf, euch zu quälen.

Ich führe die Jagd im Schleswiger Forst —
Doch jag' ich nicht Hirsche noch Rehe —
Ich jage nicht, weil ich jagen mag,
In Unruh' jag' ich dem Frieden nach,
Ich jage bis zum jüngsten Tag,
Bis Trauben trägt die Schlehe.

Steh' still, mein Rappe, weit bist du getrabt
Vom Milderdamm in der Friesenmark;
Jetzt gilt es den Flug in die Wolken!
Meine Hunde nur jagen auf Erden.

Ha hoh! jo! Ha hoh! jo!
Noch kann ich reiten und jagen.
In der Mitternacht, zwischen zwölf und eins,
Soll mir kein Chorherr schlafen!

Ich hab' es Macht, ich wecke sie;
Aus den Gräbern steigen sie auf . . .
Kläffend und belfernd umgiebt sie im Nu
Meine Meute in windschnellem Lauf.

Hoh hoh! Rüd' do! Ha hoh!
Das Wild ist umkreist,
Der Keiler gestellt —
Jetzt drauf, ihr Hunde,
Und tot verbellt!

Doch den Einen sollt ihr nicht wecken,
Den erschlagenen, kettenbeladenen Mann,
Den die Woge der Schlei nicht verbergen kann,
Der ein Grab im Dome gefunden.

Und kündet den Morgen der erste Schlag,
Beginnt ein neuer, qualvoller Tag.
Ich reite heim in mein Moor
Und liege dort wartend wie zuvor
Und höre die Wipfel rauschen.

Ascheberg.

Gräfin Louise Brockdorf-Ahlefeldt.



Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.

Von **Ludwig Meyn.**

VII. VIII. IX.

Zu welcher Zeit man in den Herzogtümern angefangen hat, Salz zu raffinieren, das ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Es kann wohl nicht fehlen, daß schon im 12. Jahrhundert, da man die friesische Salzbereitung kannte, auch die Bereitung raffinierten Salzes aus grobem Seesalz von Spanien und

Portugal bekannt war, denn in den ältesten Aktenstücken, die man hat, ist vom Sieden aus Boyesalz als von etwas Gewöhnlichem die Rede. Wahrscheinlich ist dieser Betrieb, der in den Niederlanden eine große Bedeutung gewann, an unseren Westküsten, die so vieles mit den Niederlanden gemein haben, entstanden und erst untergegangen, als das raffinierte Salz von Liverpool aus ein Gegenstand des Seehandels und des wohlfeilsten Einkaufs wurde, oder die Saline ihr Veto erlegte. In früheren Zeiten war es die Absicht der Regierung gewesen, der Saline, von der man sich jederzeit goldene Berge versprach, eine Art von Monopol zu gewähren, da man weder ihre Leistungsfähigkeit noch den Bedarf des Landes richtig abzuschätzen wußte. In einer älteren Oktroi der Saline war es den Unterthanen verboten, spanisches und französisches Boyesalz zu sieden. Als nun später die Konjunkturen es möglich machten, das eben entdeckte englische Steinsalz einzuführen und zu versieden, konnte die Saline nach dem strengen Wortlaut dieser Oktroi keinen Schutz gegen die Salzraffinerieen mehr in Anspruch nehmen, den sie denn auch, trotz aller Anstrengungen ihrer Vorgesetzten, nie gefunden hat. Alles, was sie in dieser Beziehung schließlich erreichen konnte, bestand in einem höheren Zoll auf Steinsalz. Von dieser Erhöhung hatte aber die Saline genau denselben Nachteil, wie die Raffinerieen; denn auch die Saline hat in nassen Jahren vielfach Steinsalz zur Herstellung einer siedewürdigen Sole benutzen müssen, wenn die Gradierhäuser keine höhere Konzentration, als bis auf 9 oder 10 Prozent bewirken konnten. Vielleicht hat sogar die Saline das erste Beispiel zur Versiedung von Steinsalz gegeben. Schon in den ersten 10 Jahren ihrer domanialen Zeit wurden 38000 Mark für Steinsalz verausgabt, ebenso in den Jahren 1829 bis 1830 circa 10000 Mark. Im Jahre 1845 begann diese Anreicherung von neuem und hat bis zu den letzten Tagen der Saline gedauert.

Die erste der Steinsalz-Raffinerieen entstand in Friedrichstadt, und von dort aus verbreitete sich das Gewerbe über die westlichen, nachher auch über die östlichen Städte des Landes, namentlich Itzehoe, Rendsburg, Eckernförde, Kiel, Neumünster, Neustadt. Zur Zeit der größten Blüte dieses Erwerbszweiges bestanden ihrer vierzehn.

Die Salzraffinerie ist ein höchst einfacher, für große Anlagen nicht geeigneter Betrieb. Das rohe englische Steinsalz, großblättrig von Krystallen und dadurch eine gewisse Reinheit anzeigend, ist braunrot von Farbe durch einen höchst fein verteilten Thonschlamm. Wenn das Salz im Wasser aufgelöst ist und diese Sole in geeigneter Weise filtriert wird, so kommt sie ziemlich wasserklar in die Siedepfannen und giebt, je nach der Schnelligkeit der Operation, ein feineres oder gröberes schneeweißes Kochsalz. Das an dessen Stelle getretene preußische Steinsalz aus dem tiefen Steinsalz-Bergwerk zu Staßfurt ist schon von selbst wasserklar, und in den einzelnen Krystallen, welche mehrere Zoll im Durchmesser halten, völlig reines Salz; allein es ist durchwachsen von schmalen Streifen und Punkten grauen Gipses, so daß trotz seiner anscheinenden Reinheit dem Gewichte nach doch ein größerer Verlust bei der Raffinerie entsteht. Nichts desto weniger kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß 1000 Pfund Steinsalz in den Raffinerieen jederzeit 900 Pfund raffiniertes Salz liefern.

Der Zoll auf reines Kochsalz, welches aus Lüneburg und Liverpool eingeführt wurde, betrug nach der Zollverordnung vom Jahre 1838 1 Mark pro Zentner; das Steinsalz dagegen kostete pro Zentner nur ¼ Mark, so daß ein fast unerhörter Zollschutz stattfand. Da konnte es natürlich nicht fehlen, daß dieser höchst lukrative Erwerbszweig, der seinesgleichen in keinem Lande hatte, mit Vorliebe aufgesucht wurde und vortreffliche Einnahmen lieferte. Wie vorteilhaft das Geschäft war, geht am besten daraus hervor, daß selbst diejenigen Raffinerieen,

welche in der Nähe des Meeres angelegt wurden, es verschmähten, eine Lage zu wählen, in welcher sie durch Benutzung des Meerwassers zur Auflösung die 2 bis 3 Prozent Salz dieses Wassers noch hätten mitgewinnen können, wie ja auch die Saline keine reichere Quelle zur Verfügung hatte. Es ist kaum begreiflich, wie diese Abnormität so lange Zeit hat bestehen können, ohne die Regierung oder das dabei interessierte steuerzahlende Publikum gründlich aufzubringen. Aber so gut wie die Saline als ein Verderb der Finanzen sich zu erhalten wußte, verstanden es auch die Raffinerieen. Wenn die Saline durch einen Schutzzoll von jährlich 20 000 Mark der Staatskasse einen heimlichen Nachteil von selten beachteter Größe zufügte, so steigerte sich dieser Schaden durch das Bestehen der Raffinerieen zu einer Bedeutung, daß das Dasein derselben, durch eine fehlerhafte Zollgesetzgebung verschuldet, zu einer wahren Kalamität des Landes wurde. Befangen in den alten Ideen der dänischen Schutzzollwirtschaft, wollten nur die wenigsten Menschen dies zugestehen, selbst nachdem mehrfach in öffentlichen Blättern die Sache angeregt war.

Erst nach dem Kriege von 1848—50 brachen sich allmählich neue Ideeen über die Bedeutung des Zolles bei den höchsten Behörden Bahn, und sobald richtige Grundsätze rücksichtlich des Schutzzolles zur Geltung kamen, mußten als erstes und unbedingtes Opfer die Salzraffinerieen fallen. Die Verhandlungen über das neue Zollgesetz von 1857 zogen sich indessen in die Länge und haben, da auch die politischen Ereignisse hinzukamen, den Salzsiedern noch die Gunst einer zehnjährigen Fortsetzung des Gewerbes gewährt. Während der Verhandlungen über einen Gesetzentwurf im Jahre 1863 starb König Friedrich VII. Die seit 1867 bei uns eingeführte Salzsteuer machte das Fortbestehen der Raffineure unmöglich.

Über die Einwanderung von Tieren und Pflanzen.

Von J. Schwarz in Windbergen.

Mehr als der Mensch scheinen Pflanzen und Tiere an die heimatliche Scholle gebunden zu sein. Während jener als „Beherrscher der Erde“ kraft seiner physischen Einrichtung und seines Anpassungsvermögens in allen Himmelsstrichen unserer Erde mit mehr oder weniger Schwierigkeiten existieren kann, ist es nur einer beschränkten Anzahl von Pflanzen und Tieren möglich, unter natürlichen Einflüssen den klimatischen Verhältnissen Widerstand zu leisten — sich zu akklimatisieren. Mutter Natur ist unerschöpflich in den Mitteln zu ihrer Selbsthülfe, und unter den vielen Faktoren, derer sie sich bedient, eine große Lebensgemeinschaft bilden zu helfen, steht der Mensch nicht an letzter Stelle. Was ihm von Vorteil ist, das sucht er mit den ihm zu Verfügung stehenden Kräften zu verbreiten; was ihm schadet, das sucht er fernzuhalten und zu bekämpfen. Unsere Kulturpflanzen liefern uns einen schlagenden Beweis. Sind die nötigen Bedingungen zu diesem Dasein gegeben, als Wärme, Feuchtigkeit, zusagender Boden, Widerstand resp. Schutz gegen eingreifende Feinde, so kann eine Pflanze die ursprüngliche Heimat mit einem andern Standort vertauschen und wohl gedeihen. So ist durch Handel und Verkehr, Kultur und Pflege eine umfassende Anzahl Pflanzen verbreitet worden.[1])

Während viele unserer Kulturpflanzen mit dem Menschen ihren Weg von Osten nach Westen fortschreitend über die Erde nahmen, haben andere den umgekehrten Weg eingeschlagen: die Kartoffel und der Tabak sind uns von Amerika

[1]) S. „Heimat“: Berichte des Botanischen Vereins zu Hamburg.

übermittelt worden. Daß neben vielen nützlichen Individuen auch manche schädliche sich Heimatsrecht erwarben, liegt auf der Hand. Einige Beispiele unter vielen mögen dieses darthun.

1. Zu den Plagegeistern zählen die Ratten, von denen in unserer Provinz zwei Arten: die Hausratte (Mus rattus) und die Wanderratte (Mus decumanus), vorkommen. Erstere, dunkelbraun, Körperlänge 14 cm, war früher schon verbreitet, ist aber durch die Wanderratte fast verdrängt und dem Aussterben nahe. Nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Lenz soll sie in Lübeck noch häufiger vorkommen. Ihre Heimat soll Persien sein; im Altertum war sie in Deutschland unbekannt. Die Wanderratte, rötlichgrau, Körperlänge 21 cm, ist jetzt in Häusern, Ställen und Scheunen sehr gemein, obgleich sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in unserer Provinz noch nicht anzutreffen war. Nach Pallas ist sie aus Asien eingewandert, durchschwamm 1727 in großen Zügen die Wolga und erreichte 1770 von Polen her unser Vaterland. In Italien scheint sie schon früher aufgetaucht zu sein. Sie wird fälschlich oft Wasserratte genannt und ist die schädlichste ihres Geschlechts. Es handelt sich hier um zwei Tiere, welche biologisch gleichberechtigt sind, d. h. denselben Lebensbedingungen angepaßt, und im Kampfe ums Dasein mußte das schwächere, am wenigsten angepaßte dem stärkeren weichen.

2. Vor einigen Jahren machte das asiatische Steppenhuhn viel von sich reden. Wir selbst gelangten in den Besitz eines in der Umgegend erlegten Exemplars, welches jetzt der zoologischen Sammlung des Meldorfer Gymnasiums eingereiht ist. Das Steppenhuhn, Fausthuhn (Syrrhaptes paradoxus Ill.) gehört zur Gattung der Flughühner und bewohnt die Steppen Mittelasiens vom Kaspischen Meere bis zur Dsungarei. Es hat Rebhuhngröße, Farbe lehmgelb, aber schwarz gesprenkelt, am Unterleib ein braunes Schild, die ersten Schwungfedern sind in eine lange, feine Spitze ausgezogen, Füße mit drei verkümmten und verwachsenen, weichbefiederten Zehen (erinnern an den Kamel- und Straußfuß, Abbildung s. Brehms Tierleben). Im Frühling des Jahres 1863 kam dieser Fremdling aus den asiatischen Steppen nach einer Reise von 8000 km zu uns, um unsere Gastfreundschaft zu erproben. Einzelne Exemplare verirrten sich sogar nach Sylt und Fanö und brüteten. (!) Leider bereiteten unsere Nimrode und „Wildschützen“ ihnen einen so unfreundlichen Empfang, daß die meisten nach wenigen Monaten der unbarmherzigen und rücksichtslosen Verfolgungssucht zum Opfer fielen. 1864 wurde bei Pinneberg das letzte Exemplar geschossen. 1888 wird von einem abermaligen Auftreten berichtet, im April erschienen die ersten bei Warschau — und mehr oder wenige zahlreiche Scharen durchstreiften unsere Provinz: von Hamburg bis Hadersleben, von Schleswig bis Amrum, von der Elbe bis zur Eider (Meldorf, Wesselburen) werden Berichte veröffentlicht. Es schien also, als wenn unsere Provinz mit ihren Sandflächen und Heiden des Mittelrückens, den Dünen der Nordsee-Inseln der Heimat der Steppenhühner entspräche und ihrer Lebensweise zusage, und man durfte mit einigem Grunde hoffen, daß der Fremdling sich bei uns einbürgere. Von einem hervorragenden Vogelkundigen und Tierfreunde unserer Heimat erschien eine „Bitte an alle Jäger und Vogelfreunde unserer Provinz,“ Beobachtungen über das Steppenhuhn in Schleswig-Holstein, über erstes Auftreten, Anzahl, Dauer des Aufenthalts, Lebensweise, Nahrung, Brut usw. mitteilen zu wollen und den Vögeln Schutz gegen Nachstellung zu gewähren. Seitdem ist über die Einwanderung dieses Vogels wenig bekannt geworden, und es hat den Anschein, als wenn er uns fürs erste Lebewohl gesagt hat. Etwaige, in den letzten Jahren gemachte Beobachtungen wolle man durch die „Heimat“ weiteren Kreisen zugänglich machen.

3. Ziehen wir nun noch eine Pflanze in den Kreis unserer Betrachtung.

Seit einigen Jahren wuchert in den stehenden und zahlreichen fließenden Gewässern unserer Provinz, z. B. in den Mooren östlich von Heide, in der Brocklandsau, in den Teichen der Anlagen bei Tondern usw. eine Pflanze, die früher unbekannt war, die Wasserpest (Elodea canadensis oder Anacharis alsinastrum Bab.) Ihre Heimat ist Canada in Nordamerika, von wo aus sie 1836 in einzelnen weiblichen Exemplaren nach England verschleppt wurde. Sie gelangte bald nach Deutschland und nahm wahrscheinlich ihre Verbreitung vom Berliner botanischen Garten aus über den größten Teil Norddeutschlands bis nach Hamburg, Leipzig, Dresden usw. In den Jahren 1850—60 war sie schon in großer Menge bei Stettin, Potsdam und im Alsterbassin bei Hamburg anzutreffen. Zur Kennzeichnung der Pflanze folgendes: Sie gehört zur Familie der Hydrocharideae, hat einen dünnen, bis 1,3 m langen Stengel, dreiquirlige, länglich-lanzettliche Blätter, langgestielte, mit einer Hülle umgebene Blüten und 9 Staubblätter. Sie wurzelt am Grunde der Gewässer, hält sich stets unter der Wasserfläche und vermehrt sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch Brutknospen und dadurch, daß kleinere Teile der Pflanze wieder Knospen und Wurzeln treiben. Ähnlich wie ihre Verwandte, die in den Kanälen Südfrankreichs und Italiens wachsende Vallisneria spiralis L., streckt sie ihre Blütenstiele zur Zeit der Reife des Blütenstaubes an die Oberfläche des Wassers, entleert die Staubbeutel, um denselben durch die Bewegung des Wassers den weiblichen Blüten ihres Geschlechts zur Befruchtung zuzuführen. In der kurzen Zeit seit ihrer Einwanderung hat sie sich dermaßen verbreitet, daß sie stellenweise die Entwässerungskanäle verstopfte, die Schiffahrt hemmte, das Öffnen der Schleusen erschwerte, die Fischerei beeinflußte und mit erheblichen Kosten entfernt werden mußte. Da sie in hohem Grade die bekannte Erscheinung des Pflanzenlebens, unter dem Einfluß des Sonnenlichts Kohlensäure aufzunehmen, dieselbe in ihre Bestandteile, Kohlenstoff und Sauerstoff, zu zerlegen, und jenen für sich zu ihrem Aufbau zu behalten, diesen auszuatmen — zeigt, so wird sie vielfach zu Versuchen dieser Art benutzt.[1]) Infolge dieser Eigenschaft desinfiziert sie die Gewässer und eignet sich besonders als Besatzpflanze für Aquarien.



Das Märchen.

Horch, wie das Märchen
Flüstert im Wind, — —
Halb ist es Greisin,
Halb ist es Kind.
Und spricht es, so klingt es
Wie Glocken so schön —
Doch freilich — nicht jeder
Kann es versteh'n.

Das ewig alte
Erzählt es dir neu
Und lächelt halb schalkhaft,
Halb traurig dabei;

Halb klingt es wie Jauchzen
Aus sprudelnder Lust,
Und halb wie ein Schluchzen
Aus todwunder Brust.

Glänzende Bilder
Mit flüchtiger Hand
Malt es auf eine
Düstere Wand,
Es lacht und es plaudert
Mit zuckendem Mund, —
Doch freilich — nicht jeder
Schaut gleich auf den Grund.

Toni Rothmund geb. Lüdemann-Ravit.[2])

[1]) Vgl. Dr. A. Hansen, Die Ernährung der Pflanzen — Wissen der Gegenwart Bd. 38.
[2]) Vorstehendes Gedicht ist das erste aus einem Sträußchen von 19 Liedern, das uns geboten wird von einem Holsteiner Kind. Die Verfasserin ist Frau Assessor Toni Rothmund in Singen, Amt Konstanz, Tochter des weiland Pastor Ernst Lüdemann in Barlt in Ditmarschen. Wen das obige Lied anspricht und wer geneigt ist, auch die andern lieblichen Blumen kennen zu lernen, kann die Sammlung von der Buchhandlung Lipsius & Tischer in Kiel beziehen. (Preis 0,50 M.) Eckmann.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

17. Hans un Greten.**)

Dar is mal 'n Mann un Fru weß, de hett dat man so arm gan.

Se hebbt twê Kinner hatt, 'n lütten Jung, de hett Hans hêten, un 'n lütt Dêrn, de hett Grêten hêten.

Nu êmal 's abens, as se al in Bett liggt — se hebbt gar niks mêr to leben hatt —, do secht de Mann to sin Fru: ,Ik wêt gar ne, wo wi de Kinner grot krigen schüllt. Dat wêr am beſſ'n, ik bröch er hen to Holt un löt[1]) er denn dar. Denn wêrn wi ſ' los.'

,Gott, Vadder,' secht de Fru un wen't, ,wo machs du êmal so wat segg'n? Int Holt, dar kamt se je dot.'

,Ja,' secht de Mann, ,dat mutt denn sin'n Will'n hebb'n. Bi uns hungert ſ' uk dot. Ik bring' er morn frö wech.'

Nu hett dat Bett, wo de Kinner in slapen hebbt, dat hett up 'e anner Sit de Wand stan, un de Wand is man ganz dünn' weß, un Grêten, de hett noch wakt — se is so hungeri weß —, de hett dat nu je all' hört, wat er Vadder secht hett.

Do kümmt se bi, den annern Morgen, as de Vadder Anstalt makt un will mit er wech, mit de Kinner, do kümmt Grêten gau bi un stickt sik 'n Klôn[2]) ro' Garn[3]) in 'e Tasch: dat nimm't se mit. Un as se int Holt kamt, do blifft se all' Ogenblick stan un binn't 'n roden Band üm 'n Bôm.

Do secht de Vadder: ,Ga doch tô, Dêrn; wat heß dar ümmer bi de Bôm rüm to nöl'n?'[4])

,Och, Vadder,' sech' se, ,schell' man ne. Mi ant ümmer, as wenn ik de Bôm ne weller to sên krig', un nu wull ik er man noch 'n beten smuck maken.'

---

*) Zu Nr. 13 und 14 (,Hans un de lütt Katt') habe ich in Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß noch eine weitere (siebente) Fassung gefunden. Sie ist von derselben Hand geschrieben wie das Märchen ,Peter und Lena' (S. 449 f.) und stammt, wie dieses, aus Marne. Im ganzen finden sich von dieser Hand 7 Geschichten in Müllenhoffs Nachlaß. Nach seiner Bemerkung ,Mündlich aus Marne' (S. 450) ist anzunehmen, daß ihm diese Geschichten zugleich erzählt worden sind. Der Inhalt jener Fassung ist folgender. Ein Bauer teilt seinen Hof und seine Habe unter seine drei Söhne. Einen Diamanten, der seinem Besitzer die Kraft verleiht, sich in alle Gestalten zu verwandeln und sich jung, schön und reich zu machen, behält er noch zurück. Den soll der von seinen Söhnen erhalten, der ihm den schönsten Sarg bringt. Die drei Söhne gehen zusammen fort. An einem Kreuzweg wollen die beiden ältesten den dummen Hans nicht weiter mit haben, worauf dieser auf einem unbefahrenen Weg allein weiter geht. Er trifft eine Hütte, klopft an und geht hinein. Da sitzt in der Stube eine kleine, hübsche Katze auf dem Stuhl. Bei dieser bleibt er und muß jeden Tag Holz spalten. Nach drei Monaten bekommt er einen prächtigen Sarg aus Gold, mit Edelsteinen besetzt, und die Katze erbietet sich, ihm den Sarg nach seinem Hause schaffen zu lassen. An dem Kreuzweg trifft er seine beiden Brüder, die mit gewöhnlichen Särgen ankommen und darüber spotten, daß er keinen hat. Zu Hause aber finden sie den prächtigen Sarg vor mit einem Zettel darauf: ,Dieser Sarg gehört Hans.' Die Brüder wollen es nicht gelten lassen: Hans habe den Sarg gestohlen. Da sollen sie den schönsten Wagen mit den schönsten Pferden bringen. Auch diesmal wieder ist Hans der Sieger. Das dritte Mal sollen sie die schönste Braut bringen. Als die Zeit um ist, soll Hans der Katze den Kopf abschlagen und diesen in eine Wassertonne werfen. Dann soll er das gespaltene Holz aufschichten und anzünden, die Tonne darauf setzen, den Leib der Katze ins Feuer werfen und darauf nach Hause gehen. Anfangs weigert er sich; dann gehorcht er. Als er zu Hause ist, kommt eine prächtige Kutsche angefahren, aus der eine wunderschöne Dame aussteigt, die sich ihm heimlich als die frühere Katze zu erkennen giebt. So hat Hans jetzt auch die hübscheste Braut und bekommt den Diamanten. ,Und bald darauf gab er Hochzeit mit der reichen und schönen Zauberin Clementine.'

**) Mit Abänderungen abgedruckt aus der ,Deutschen Welt' 1899, Nr. 25.

As se 'n ari Flach rin sünd na 't Holt, do secht de Vadder: ‚So, nu sett ju hier man 'n Ogenblick dal, ik kam gliks weller.'

Un do geit he wech un geit hen to Hus.

Nu sünd de Kinner so mö' weß, un de ol lütt Hans slöppt tô.

Do denkt Grêten: ‚Hans, de is je noch so lütt, lat em man êrs noch 'n beten slapen. Du heß de Bänner je üm de Böm bunn'n, de wis't di naher den Wech je.'

As de ol lütt Hans nu utslapen hett, do gat se den Wech je na, wo de Bänner um de Böm bunn'n sünd, un kamt 's abens weller to Hus an.

Do is de Mudder je so vergnögt weß, dat se ern lütten Hans un er Grêten weller hett. Awer den Vadder is dat gar ne mit[5]) weß, dat se weller kam'n sünd.

As se nu 'n Titlank wa' to Hus weß sünd, do hebbt se weller mal gar niks mêr to leben hatt.

Do secht de Mann weller, as se 's abens in Bett ligg't: ‚Morn frö bring' ik er wa' hen to Holt.'

Grêten hett awer noch wakt un hett dat weller hört. Un 'n annern Morgen, do kümmt se gau bi un haut 'n Têgelstên in ganz lütt Stücken: dê stickt se sik in 'e Tasch. Un as se int Holt kamt, do lett se af un an 'n Stück achter sik dal fall'n.

Nu bring't de Vadder er ganz wid na 't Holt herin, vel wider as dat êrs Mal. Un do secht he weller, se schüllt sik man 'n beten dal setten un sik utrau'n, hê kümmt gliks weller.

Hê makt dat awer wa arg' so as dat êrs Mal. He geit wech un geit hen to Hus.

Nu sünd de Kinner weller so mö' weß, un de ol lütt Hans slöppt weller tô.

Do denkt Grêten: ‚Hans, de is je noch so lütt, lat em man êrs ontli[6]) utslapen. Du heß de Têgelstênstücken je fall'n laten, de wis't di naher je den Wech.'

As de ol lütt Hans nu utslapen hett, do secht Grêten: ‚So, min Hans, nu kumm man.' Un do gat se den Wech je na, wo Grêten de Têgelstênstücken fall'n laten hett, un finn't glückli weller ut 't Holt herut.

As se to Hus ankamt, do is de Mudder je wa' so vergnögt weß, dat se er Kinner weller hett. Awer de Vadder is argerli weß. Smalhans is je noch ümmer Kökenmeister weß.

As se nu 'n Titlank wa' to Hus weß sünd, do hebbt se weller mal gar niks mêr to leben. Un de Vadder makt weller Anstalt un will er wa' hen to Holt bring'n.

Nu hett Grêten dat awer ne weten vörher, wat er Vadder mit er in Sinn hett. Wat schall se nu so flink upstell'n? Se löppt gau na 'n Gard'n un ritt sik 'n par Handvull grön Arf'n af un stickt sik dê in 'e Tasch.

Do röppt er Vadder un schelt: ‚Wat heß du ol ful Dêrn dar noch in 'n Gard'n rüm to stan?'

‚Och, Vadder,' sech se, ‚schell' man ne. Ik kik man noch mal na unsen Gewel.[7]) Dat is mi ümmer, as wenn he mi wenken deit: ‚Grêten, bliv' hier.'

‚Och, dumm' Snack!' secht de Vadder. ‚Mak man tô, dawwi[8]) wech kamt.'

Do mutt se je kam'n. Un do geit de Vadder je weller mit er los.

As se int Holt kamt, do palt Grêten in 'n Gan de Arf'n ut un lett denn un wenn 'n Arf achter sik fall'n.

Nu bring't de Vadder er ganz, ganz wid' na 't Holt herin, noch vel wider as dat vöri Mal. Un do makt he dat wa' ebenso. Hê lett de Kinner alleen un geit wa' hen to Hus.

Grêten, de lett ern ol lütten Hans je êrs wa' utslapen. Un as hê utslapen

hett, do stạt se up un wüllt de Arf'n nạgạn. Jạ wul — do sünd dạr narms [9]) Arf'n to finn'n. All' de Arf'n, de hebbt de Vagels upfrẹten. Dạr hett Grêten ne an dacht.

Wat schüllt se nu êmal upstell'n?

Grêten, de denkt, se kann uk sachs [10]) so weller ut't Holt herut finn'n. Awer dat dur't ne lang', do sünd se hêl un dêl [11]) verbistert.

Nu lọp't se 'n ganz Tit int Holt herüm, un de ol lütt Hans kann al gạr ne mêr gạn.

Do kamt se toletz bi so 'n ol Hus, dạr steit 'n ol Hex vö' de Dọr.

‚Na, lütten Kinner,' sech' se, ‚wo wüllt ji denn na tô?'

Och, secht Grêten, se sünd verbistert un künnt ne wa' hen to Hus finn'n.

‚O,' secht de ol Hex, ‚denn kamt man rin un rau't ju êrs 'n bẹten ut, ik will ju 'n Stück Brot sniden.'

Nu sünd se je so mô' weß un so hungeri, un do gạt se mit rin. Awer as se binn'n sünd, do kricht se den ol lütten Hans in 'n Bur — se hett em fett mạken wullt un denn slachen —, un Grêten mutt em ümmer fôdern.

As se nu al 'n ari Tit dạr weß sünd, de Kinner, do denkt de ol Hex: ‚Sü, na diss'n [12]) mutt dat Krọt doch uk al fett wẹsen.' Un se geit hen un secht to Hans: ‚Min Jung, stick din'n Finger mal dö' de Trall'n.'

Nu hett Hans sin'n Handstock mit rin nạmen hatt na de Bur, un do stickt he den' dạr hendọr.

‚Och,' sech' se, ‚du heß je noch gạr niks up 'e Ripp'n.' Un se schelt Grêten ut, dat se em ne bẹter fôdert hett.

Na 'n Titlank geit se noch mạl wa' hen un secht: ‚Min Jung, stick din'n Finger mal dö' de Trall'n.'

Do stickt Hans sin'n Finger hendọr.

‚Ah,' sech' se, ‚nu büß je al snigg'nfett. [13]) Denn schaß nu uk êrss'n Dach slacht ward'n.'

Annern Morgen, do hett se backt, de ol Hex, un do schall Grêten mal tôsên, wat dat Brot no' ne gạr is.

Do secht Grêten, se wêt ne, wo dat mạkt ward, se schall ẹr dat êrs mal wisen.

‚Dat wêß ne, ol dumm' Gọr?' secht de Olsch. ‚Dat ward so mạkt.' Un dạrmit sett se sik vör'n Backạben up 'e Kant un lang't so na dat Abenlock rin.

Awer so as se sik vörọwer bögt, kricht Grêten gau den Schüwer hẹr un stött ẹr dạr mit in 'n Nacken, dat se koppheister [14]) na 'n Backạben rin schütt. Un do sett se flink den Block vọr.

Do is de ol Hex in 'n Backạben verbrạ't.

Nu geit Grêten je hen un lett ẹrn ol lütten Hans ut, un do mạkt se je, dat se wech kamt, un finn't uk glückli hen to Hus. Un dạr vertell't se je, wo ẹr dat gạn hett. Un do geit de Vadder mit ẹr hen, na de ol Hex ẹr Hus, un do finn't se dạr so vẹl Sülwer un Gold, dat nẹm't se all' mit.

Do hett dat mit all' ẹr Not 'n Enn' hatt.

Nach Frau Ohrt (†) in Kreuzfeld.

Anmerkungen: [1]) Nebenform zu ‚leet': ‚ließ' und ‚ließe.' [2]) Kloon, neuere Form ‚Klun' (wie ‚Froo Fru, troo tru'): Knäuel. [3]) rotes Garn. [4]) zaudern. [5]) recht. [6]) verkürzt aus ‚ordentli.' [7]) Giebel. [8]) statt ‚dat wi.' [9]) nirgends. [10]) vielleicht. Im Mittelniederdeutschen hat sachte außer der gewöhnlichen Bedeutung ‚sanft, ruhig' zwar schon die Bedeutung ‚leicht, bequem', die Bedeutung ‚vielleicht' aber noch nicht. [11]) eigentlich ‚im ganzen und in den Teilen,' d. h. ‚ganz und gar.' [12]) nach diesem, d. h. ‚nachgerade.' [13]) schneckenfett. [14]) kopfüber.



Alter bäuerlicher Erbbesitz.[1])

Von **L. Danger**, Neuhof bei Reinfeld in Holstein.

Wie der Adel stolz ist auf alten Stammbaum und alten Stammsitz seiner Familie, so nicht minder der Bauer. In der ererbten und wohlgepflegten Scholle wurzelt das Herz des Besitzers; das ererbte Gut der Familie zu erhalten, auf ihm die Heimats- und Vaterlandsliebe zu pflegen, das gilt dem Edelmann und dem Bauersmann als heilige Pflicht.

Es dürfte interessant sein, Nachforschungen darüber anzustellen, wo sich Bauerngüter befinden, welche nachweislich seit mehreren Jahrhunderten denselben Familien erb- und eigentümlich gehören, und wie diese Bauerngüter in den Besitz der betreffenden Familien gelangt sind. In mancher alten Truhe, oder jetzt übernommen in modernen Wertschränken, werden sich Besitz- und Familienchroniken finden, welche bezügliche Aufschlüsse darüber geben, wann und wie alte bäuerliche Stammsitze in den Besitz der betreffenden Familien gelangt sind. Würden namentlich Landräte, Landgeistliche und Lehrer auf dem Lande in ihren Bezirken einmal Umfragen und sonstige Nachforschungen nach alten Familienchroniken anstellen, so dürfte sich mancher Aufschluß ergeben, der neben dem nächstliegenden persönlichen und örtlichen Interesse auch solches für die Allgemeinheit darbieten würde.

Aus manchen alten bäuerlichen Stammsitzen werden Männer hervorgegangen sein, welche ihr Wissen und Können nicht nur in den nächstliegenden Dienst ihrer Gemeinden, sondern auch in denjenigen des Landes gestellt, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe über den engeren Ortskreis hinaus bekundet und der öffentlichen Wohlfahrtspflege hohe Dienste geleistet haben. Das hervorzuheben dürfte in manchen Fällen zweckmäßig sein.

Vor längeren Jahren hatte ich Gelegenheit, aus einigen alten bäuerlichen Familienchroniken mir Abschriften und Auszüge zu machen, welche ich hiermit zur Verfügung stelle, um meiner vorstehenden Anregung praktische Folge zur Eröffnung einer Sammlung zu geben.

Im Dorfe Borstel, etwa 5 km von der holsteinischen Kreisstadt Pinneberg entfernt, befindet sich eine ungefähr 70 ha große Bauernstelle seit mindestens 500 Jahren im Besitz der Familie Bornholdt. Der Tradition zufolge lebte im 14. Jahrhundert in Borstel ein Bauer, welcher von seinen erfolgreichen Bemühungen, einen „Born" (sumpfiges Quellland) mit „Ellern" (Erlen) zu „bestecken" und selbiges in Holzung zu verwandeln, den Namen Eler Bahrensteker empfing. Dieser Eigenname wurde im Laufe der Zeit, nachdem die Erlenpflanzung zum „Holdt" (Holzung) herangewachsen war, in den Namen Bornholdt umgestaltet und wird als solcher von den direkten Nachkommen jenes Eler Bahrensteker wie geschrieben fortgeführt.

Herr Joachim Bornholdt als Besitzer des Hofes gestattete mir 1878 die Durchsicht seiner mit Pietät sorgfältig aufbewahrten Familiendokumente. Ein vergilbtes, umfangreiches Pergament weckte mein besonderes Interesse. Geschrieben in niedersächsischer Sprache und in damaliger Schreibart, gespickt mit vielen lateinischen Ausdrücken, beginnt das in reich verschnörkelten Schriftzügen mit den — wie die folgenden Auszüge in Übersetzung gegebenen — Worten:

„Wir Berndt von Gottes Gnaden, Propst der Kirchen zu Hamburg, des Bremischen Stiftes, begehren" usw. — Es beurkundet in dem Schriftstück der Propst Berndt (Berendt oder Bernhard): „daß unser Vollbruder, Otto zu Holstein, Stormarn und den Schauenburgischen Landen" in dem Dorfe Borstel „eine ewige

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers und der Redaktion aus der Zeitschrift „Das Land" (1900, Nr. 24) abgedruckt.

Vicarie in der Kapelle jüngst öffentlich erbaut und aufgerichtet habe," und „daß er, ohne zu widerrufen, seinen Hof zu Borstel, im Kirchspiel Rellingen belegen, dem den (Hof, Vollhof) ordentlichen Pflug zu besitzenden Eler Bahrensteker geopfert und gegeben habe."

Soweit dem oben genannten Hofbesitzer Joachim Bornholdt und dessen weitverzweigten Familienmitgliedern bekannt ist und solches durch das gänzliche Fehlen der sonst sorgfältig gesammelten Schriftstücke indirekt bestätigt wird, ist zu dem erwähnten Hofe kein Grundbesitz hinzugekauft worden. Eler Bahrensteker hat den Hof in der jetzigen Größe empfangen und dafür als Gegenleistung die im genannten Dokument nicht spezifizierte Verpflichtung übernommen, die vom Grafen Otto II. errichtete Kapelle zu unterhalten. Propst Berndt „von Gottes Gnaden" verpflichtet dagegen den Grafen Otto II., „den Hof und desselben Hofes Besitzer, die Häuerlinge, Einwohner und Baumänner zu beschirmen und beschützen in allen ihren Nöten." — „Aber sonst soll er (der Hofbesitzer) in allen Dingen wie ein anderer Lehnsmann der Propstei zu Hamburg dem Propst oder Weltlichen Gehorsam und unterthänig sein, so diese Stiftung fernerhin von ihm innegehalten wird." „Insigell So befestet."

Die Verleihungsurkunde trägt für ihren Hauptinhalt kein Datum der Ausfertigung. Jedoch ist, da Graf Otto II. und Propst Berndt vom Jahre 1390 bis 1404 thätig waren, ersichtlich, daß der betreffende Bauernhof ungefähr 500 Jahre erbeigentümlich in der Familie Bornholdt gewesen, als Lehen wahrscheinlich länger.

Eine von mir nicht entzifferte Nachschrift zu dem überhaupt schwer zu lesenden Dokument trägt die Unterschrift: „Pinnberg, 20. qtbres 1656. Franz Stapeldorp."

Die erwähnte Kapelle ist nicht mehr vorhanden. Als man im Jahre 1842 in dem Bornholdtschen Garten einen alten Apfelbaum ausgrub und dabei auf eine Menge Ziegelsteinbrocken stieß, glaubte man, es mit den Überresten der erwähnten Kapelle, welche vermutlich im dreißigjährigen Kriege durch Wallensteins Horden zerstört sein wird, zu thun zu haben.

Das Dorf Borstel liegt in einer schon vor Jahrtausenden stark besiedelten Gegend, welche reich an archäologischen Funden aus dem Bronze-Zeitalter ist. Ich selbst habe dort in den siebziger Jahren zahlreiche archäologisch wichtige Funde gemacht, namentlich auf dem Urnenfriedhof des Ratsberges in der Nähe von Kummerfeld, d. h. Trauer- oder Thränenfeld, dem Begräbnisplatz der dortigen heidnischen Bevölkerung. Die Funde wurden teilweise dem Vaterländischen Museum für schleswig-holsteinische Altertumskunde in Kiel überwiesen.

Ein anderer mir genau bekannter Bauernhof befindet sich seit mindestens 500 Jahren im Besitz der Familie Emke-Kasch zu Bichel im Fürstentum Lübeck. Bichel gehört zu dem am großen Plöner See liegenden Kirchdorfe Bosau, welches um das Jahr 1100 Wohnsitz des heiligen Vicelin, des holsteinischen Apostels, und seines Schülers Helmold, des berühmten vaterländischen Geschichtsschreibers, war. Die von Vicelin in Bosau gegründete Kirche ist noch jetzt im Gebrauch.

Über den Erwerb des Hofes Bichel durch die Familie Emke, welche vor langen Jahren den Namen Kasch mit ihrem Familiennamen verbunden hat und sich Emke-Kasch, gewöhnlich aber kurz Kasch nennt, sind genaue Nachrichten nicht bekannt. Daß die Familie Emke bereits im Jahre 1464 im Besitz des „Hofes Bichel" gewesen ist, geht unzweifelhaft aus einem mir im Original vorgelegten Kaufbriefe hervor, durch welchen „Arnold, von Gottes Gnaden Bischof zu Lübeck," eine Wassermühle im Jahre 1464 dem damaligen Besitzer des Hofes zu Bichel, „dem bescheidenen Mann Hinrich Emken und seinem rechten Erben" „für sechszig Mark lübische Pfennige in gutem groben Gelde verkauft" hat.

Im Dorfe Schieren des holsteinischen Kreises Segeberg befindet sich die

Hufe des Landwirts Bruhn seit 1682 in derselben Familie. Aus den „Kurzgefaßten zuverlässigen Nachrichten von den Holstein-Plönischen Landen pp. von Pastor P. Hansen, Plön 1759“ ergiebt sich, daß der dänische König Christian IV. „für 85 982 Rthlr. Species (à 4,50 Mk.) nach einem von dem König sub dato Copenhagen, den 30. Juli 1662 ausgestellten Schreiben folgende Dörfer, als: „Struckdorf, Steenbeck, Jeschendorf, Westerrade, Schieren, Stipsdorf, Schlamersdorf, lütgen Rönnau, Leetzen und Mötzen an das Haus Plön überlassen. Dabey aber ward ein Partikular-Vergleich mit dem damaligen Königlichen Regierungs-Rath und Amtsverwalter zu Steinburg, Niclas Brügmann und dessen Erben in Ansehung Leetzen und Mötzen errichtet. Man hielt es um der Grenze willen für besser, daß diese beyden Dörfer an denselben cedirt würden. Dafür wurden dem fürstlichen Hause Tarbeck und Niendorf, imgleichen der Witwe von Hätten ihre Hufe in Stipsdorf und Johann Brunns Hufe zu Schieren, sammt der großen Gladebrügger Wiese wiedergegeben, zu welchem ein Zuschuß von 1682 Rthlr. erleget ward . . . .“

Wie lange vor dem Jahre 1682 die genannte Hufe im Besitz der Familie Bruhn gewesen ist, läßt sich nicht ermitteln.

Wir geben zum Schluß den

Kaufbrief für die Mühle zu Bichel in wortgetreuer Abschrift.

„Wir Arnold von Gottes Gnaden Bischof zu Lübeck bekennen, offenbaren und bezeugen in und mit Kraft dieses Briefes für uns und unsere Nachfolger, daß wir mit wohlbedachtem Muthe um besonderer Sachen willen, die uns dazu bewogen haben, dem bescheidenen Manne Hinrik Emken und seinem rechten Erben verkauft haben und gegenwärtig verkaufen unsere Mühle zu Bichel, wie sie nun ist, mit Stöcken und Steinen, in aller Maße, so wie sie von dem tüchtigen Henneken Walstorpe, (Alvens) Joens Sohne mit dem Hofe Bichel und dem Dorfe Lügow[1]) gekauft haben: für sechszig Mark lübsche Pfennige, die er oder seine Erben uns oder unsern Nachfolgern in dieser nachbeschriebenen Weise bezahlen und in gutem groben Gelde entrichten soll. Zum ersten Male soll der vorbenannte Hinrich Emke oder seine Erben uns oder unsern Nachfolgern auf diesem nächstkommenden St. Martinstag geben und bezahlen dreißig Mark lübische Pfennige an gutem grobem Gelde, so verschrieben ist, und dann von Stund an die Mühle anfassen und sie nach seinem Willen brauchen, bauen und mit allen Dingen und Zubehörungen, was zu der Mühle gehört, besorgen. Er soll ferner auf St. Johannis-Baptisten-Tag zum Mitsommer nächstkommend uns geben und bezahlen fünfzehn Mark lübischer Pfennige. Item soll er auf den nächsten St. Martinstag „da fort nach sonder Mittel folgend“ die letzten fünfzehn Mark lübischer Pfennige in gutem grobem Gelde, so zu Lübeck und Hamburg gäng und gebe ist, ohne hohle Pfennige und ohne längere Verzögerung uns bezahlen und befriedigen. Er soll auch geben alle Jahr uns oder unsern Nachfolgern für den Strom zu pachten vier lübische Mark Pfennige, nun an St. Martinstag nächstkommend über ein Jahr die ersten vier Mark Stromheuer auszugeben. Und dann fortan er und seine Erben und Nachkommen dies so ferner zu halten zu ewigen Zeiten. Item der vorbenannte Hinrik Emke, seine Erben und Nachkommen sollen und mögen gebrauchen des Mühlenteiches zu fischen zu seiner Tafel und anders nicht. Item auch soll er haben eine halbe Hufe Ackers bei dem Mühlenberge belegen und ein Wiesenblek dazu, für soviel Pacht, als der Acker und Wiese zu pachten nach Antheil gelten mögen. Kann er was mehr von denen, die uns den Hof abkaufen oder pachten, von Acker oder Wiese pachten, das soll unser Wille wohl sein. Hinrik Emke und seine Erben sollen auch brauchen des Rethes, das auf dem Mühlenteiche wächst, zu seinem Bauen, von nun St. Martin an ferner über vier Jahre und nicht länger. Dann wollen wir und unsere Nachfolger des Rethes vergeben mächtig sein, oder zu verkaufen wem wir es gönnen. Item auch wenn es nach Verlauf der Zeit geschieht, daß wir oder unsere Nachfolger den großen Teich ausstechen und fischen lassen mögen und wollen, so muß die Mühle um Wassermangels willen eine Weile, vierzehn Tage oder drei Wochen stille liegen, so daß sie nicht mahlen kann oder mag. Daß er dann in seiner Matte Hinderung oder Schaden hat, dafür soll er wieder für sothanen Schaden, wenn die Mast auf der Feldmark und Holzung des Hofes Bichel ist, vier Schweine frei in die Mast laufen lassen, und mehr nicht. Item sollen Hinrik, seine Erben und Nachkommen die Matte nicht größer oder anders machen als sie nun ist, ohne unser oder unserer Nachfolger Wissen und

[1]) Löja, Dorf nahe bei Bichel.

Willen. Item soll oftgenannter Hinrik die Lansten unserer Dörfer, die zu dem Madenfelde zu mahlen pflegen, die wir dem Müller in seinem Briefe versiegelt haben, zu seiner Mühle nicht entbieten oder fordern zu mahlen. Auch sollen sie da nicht mahlen bei ihrer Brüche, sondern Hinrik Emke, seine Erben und Nachkommen sollen zufrieden sein mit denen, die da seit lange von unsern Unterthanen zu mahlen pflegen, als namentlich Wöbser, Bosauer, der Hof Bichel und das Dorf Lugow, und Neuendorfer bei Bosau. Item wenn die Mühle oder das Mühlenhaus und auch das Haus da der Müller in wohnt, Bauens und Ausbesserung bedürfen, so wollen wir und unsere Nachfolger ihm nach redlicher Weise Holz dazu geben, aber er soll uns und unsere Amtleute darum bitten und sich das Holz zu hauen zeigen lassen. Brennholz soll er, wie er das redlicher Weise zu seinem Hause bedarf, hauen, wo er hingewiesen wird zu hauen von unsern Amtleuten vorbenannt. Item Hinrik Emke soll den großen Teich nicht niedriger mahlen als das unterste Siel zusagt. Wenn auch vorbeschriebener Hinrik Emke oder seine Erben dieselbe Mühle wieder verkaufen wollen, so sollen er und seine Erben sie keinem Hofmanne verkaufen oder zu Kauf bieten, sondern er soll sie zuerst uns oder unsern Nachfolgern, Bischöfen zu Lübeck zu Kauf bieten und nach unserm Rathe und Wissen und anders nicht verkaufen. Ist dann dem Herrn Bischofe zu Sinn, daß er die Mühle selber kaufen und für sich oder wenn er sie haben will behalten, so sollen zwei fromme Hausleute, die sich Mühlenwerkes verstehen, von des Herrn Bischofs wegen, und zwar auch alsdann Hausleute von Hinrik Emken und seiner Erben wegen die Mühle und das Gebäude, das zu der Mühle gehört, wardiren, und nicht das Haus, das besonders Hinrik und seinen Erben zugehört. Auch wollen wir, daß man Hinrik und seinen Erben mit solcher guten Münze als wir von ihm empfangen haben und mit keinen hohlen Pfennigen die Mühle wieder bezahlen soll und auch daß Hinrik und seine Erben und Nachkommen sollen die vorbenannten unsere Leute, seine Mahlgäste mit nichts zu nahe sein und die Matte in ihrer Weise und Größe, als sie nun ist, bleiben lassen, ohne jegliche Wandelung. Daß zum Zeugnisse haben wir obengenannte Bischof Arnoldus unser Secret wissenlich unten an diesen Brief hängen lassen.

Geschrieben nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahr und darnach in den vier und sechszigsten Jahre am St. Michaelisabende."



Unsere Vornamen.

Von **Wilh. Scheel.**

Vor einer Reihe von Jahren brachte eine humoristische Zeitschrift ein Bild, das eine Frau mit einem Teller in der Hand darstellte, auf einem freien Platz ein einem öffentlichen Garten stehend, umgeben von einer Schar gleichalteriger Mädchen, die alle herbeigeeilt waren, weil die Frau gerufen hatte: „Elsa, komm her, hier ist ein Butterbrot!" Es sollte damit offenbar die damals in gewissen Kreisen vorhandene Schwärmerei für den Namen der Heldin im „Lohengrin" getroffen werden, welche darin zum Ausdruck kam, daß man ein Töchterchen auf diesen Namen taufte. So wie damals der Name „Elsa" beliebt war, sind später andere Namen zeitweilig „modern" geworden, und zwar gilt dies besonders von den Vornamen für Mädchen (zur Zeit sollen z. B. Elfriede, Hertha, Irma u. a. beliebt sein, wie mich meine Frau belehrt). Ihre Erklärung dürfte diese Erscheinung darin finden, daß die Mütter, die auch auf diesem Gebiete dem Gebot der Mode gehorchen, bei der Wahl der Vornamen, zumal bei den Töchtern, meistens die ausschlaggebende Stimme haben.

Welche Vornamen erfreuen sich denn im allgemeinen der größten Beliebtheit? Zur Beantwortung dieser Frage mögen kleine Streifzüge in das Gebiet der Statistik einen Beitrag liefern. Lassen wir dabei, wie sich's gebührt, dem schönen Geschlechte den Vorrang.

Die nachstehende kleine Tabelle giebt in den ersten drei Rubriken die Zahlen, wie oft die betreffenden Namen unter 90 Mädchen (leider stand mir aus der „alten Zeit" nicht mehr Material zur Verfügung) in den letzten Jahrzehnten in Neumünster vorkamen. In der letzten Kolonne ist zum Vergleiche das Ergebnis einer Zählung aus Dörfern in Ostholstein (aus der Gegend von Eutin) hinzugefügt worden.

	Neumünster 1850	Neumünster 1870	Neumünster 1890	Ostholstein 1874
Maria	12	12	13	7
Katharina	14	10	6	1
Doris	14	1	—	14
Dorothea	—	7	11	—
Anna	5	4	5	2
Christine	6	3	1	3
Elise	5	11	—	6
Emma	2	5	11	13
Helene	3	3	7	1
Ida	—	4	4	2
Wilhelmine	4	7	4	8
Sophie	4	6	—	2
Margarete	6	1	2	—
Auguste	—	3	2	5
Karoline	—	2	2	4

Aus dieser kleinen Tabelle läßt sich nun Verschiedenes herauslesen. So scheint der Name „Maria“ sich in Neumünster seit Jahrzehnten einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen, „Katharina“ hingegen auf dem Aussterbe-Etat zu stehen. Die vor 50 Jahren beliebte „Doris“ hat sich in Neumünster in „Dorothea“ verwandelt, während Ostholstein „Doris“ behalten hat. „Emma“ scheint in Neumünster mehr in Aufnahme zu kommen, während „Sophie“ nicht mehr beliebt ist, usw. Bezüglich der mehr vereinzelt vorkommenden Vornamen, die in obiger Tabelle nicht mit aufgeführt sind, sei erwähnt, daß Namen wie Elsabe, Rosalie, Ottilie u. a., die vor 50 Jahren öfter vorkamen, verschwunden scheinen, während andererseits Agnes, Alma, Amanda, Martha usw. erst seit einem Jahrzehnt auftraten. Inwieweit die obigen kleinen Zahlen hinsichtlich der Häufigkeit zutreffen, muß dahingestellt bleiben; vielleicht geben diese Zeilen Anregung, daß die Untersuchung von Seiten, denen hinreichendes Material zur Verfügung steht, wieder aufgenommen wird.

Wenden wir uns nun den Knabennamen zu und legen dabei das in der „Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Progymnasiums in Neumünster“ enthaltene Schülerverzeichnis zu Grunde, so haben wir schon umfassendere Grundlagen, allerdings nur aus den Kreisen, die ihre Söhne in eine höhere Schule schicken.

Aufgeführt sind im ganzen 882 Schüler. Da aber bei reichlich 20 die Vornamen nicht vollständig angegeben sind, so können wir rund 850 Schüler rechnen. Diese haben rund 100 (genau 99) verschiedene Vornamen. Von diesen 100 Namen kommen

40	einmal vor	bei 40	Schülern,
24	2- bis 5mal	„ 68	„
6	6- „ 10 „	„ 58	„
macht 70	Namen	für 166	Schüler.

Für die verbleibenden 684 Schüler (850 — 166) stehen also noch 30 Namen zur Verfügung. Untersuchen wir nun, welche Namen am häufigsten vorkommen, so ergiebt sich: Karl 66, Heinrich 57, Hans 54, Wilhelm 49, Johannes 45, Friedrich (einschließlich Fritz) 44, Otto 38, Paul 28, Gustav 26, Richard 25. Diese 10 Namen versorgen mithin 432 Schüler, so daß also die verbleibenden 20 Namen sich auf 252 Schüler verteilen. Die Thatsache, daß über die Hälfte aller Schüler (432 von 850) nur zehn verschiedene Namen hat, zeigt, daß man sich bei der Wahl der Vornamen für Knaben meistens in einem recht engen Rahmen bewegt hat.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, auch eine Aufstellung aus einer andern Gegend heranzuziehen. Es seien daher einige Zahlen angeführt, die sich ebenfalls auf eine höhere Lehranstalt, wenn wir nicht irren, im Großherzogtum Oldenburg, beziehen. Die Zusammenstellung, aus welcher ich mir damals einige Angaben notierte, stand in einer Tageszeitung und stammt aus den 80er Jahren. Nach derselben war von etwa 90 Schülern die Hälfte mit nur acht verschiedenen Namen bedacht, denn es waren vorhanden: Wilhelm 97, Karl 80, Heinrich 74, Johannes (Johann, Hans) 57, Friedrich 49, Georg 43, Ernst 42, Otto 27 — das giebt

469 Schüler. Das Ergebnis zeigt insofern eine Übereinstimmung mit den obigen Zahlen, als auch dort Karl, Wilhelm, Friedrich, Johannes und Otto zu den bevorzugten Namen zählen, also dort wie hier die Vorliebe für echt deutsche Namen (abgesehen von Johannes) sich ausprägt.

Mitteilung.

Herzog Adolf will eine Wasserstraße zwischen Ostsee und Westsee herstellen und bittet den deutschen Kaiser, die Schiffahrt auf derselben in seinen Schutz zu nehmen (1571). Allerdurchlauchtigster Grosmechtigster Keyser und Herr. Ew. Kayserl. Mayestät seint Wir mitt Allerundertänigstem gehorsambstem Dienste jeder Zeith mit Vleiß bereit. Bevore füge Ich hiemit In Underthänigkeit zu wissen, das Inn dem Fürstenthumb Holstein, welches E. K. M. und dem Haylichen Reich unterworffen und angehörig, die Gelegenheit sich erhebe, das durch meines freundtlichen lieben Brudern Hertzog Johansen zu Schleswig Holstein ꝛc. des Eldern (= Älteren) und meine Ämpter und gütter eine Schiffarth auß der Ost Sehe in die West Sehe angerichtet werden kan, zu großem Nutz und vortheill des gantzen Hayligen Reichs Insonderlichen aber der Nieder Burgischen Lande und andern der Ost und West Sehe anreienden Landen und Steten. Da es sonst an denn ist, das alle Wahren die von Osten nach Westen und von Westen nach Osten geschiffet werden, es sei auß Reußland, Lifland, Polen, Preußen, Pomern, Meckelenburgk ꝛc. bis anhero durch den Sundt oder Beldt geschiffet werden müssen, da deren Stedten an der Ost Sehe liegen und hinwiederumb von der Westsee auf Hispanien, Frankreich, Englandt, Irlandt, Schotlandt, Islandt, Niederburgundien, Frießlandt uber dem Lande an der Weser und Elbe, Welche Schiffarth umb den Schagerhorn unter Norwegen gehet und nicht allein ein gantz weitter Umbweg ist, darzu man auch des Krumb und Umfarth halber mancherlei Windt haben, und derenthalben oft eine lange geraühme Zeitt mitt grosser versäumbniß und Unkosten stille liegen und auff den windt warten muss, welches den auch wegen der Profiandt, so aufgezehret wirdt, auch der Besoldung des Schiffsvolkes auf einen merklichen Unkosten aussläuft, Sonder auch grosse gefahr der Sände, Klippen und anderer ungelegenheit halber auf sich traget. —— Nun ist aber das Fürstenthumb Holstein zwischen der Ost und West Sehe gelegen also das es an der einen seiten gegen der Sonnen Niedergang die West Sehe hatt vnd gegen der Sonnen Aufgang die Ost Sehe lieget Undt wirdt bey meiner Stadt Kiell an der Ost Sehe belegen die gelegenheit erspüret und befunden das man einen graben ungefehrlich zwey tausent Rutten lang eine Schiffarth durch etzliche Sehe und Auen bis In den Wasserfluß die Eider genandt, kan gemachet werden, Welcher Wasserfluß an Im selbst Schiffreich ist und in die West Sehe seinen Fall hat. — Das also nach gemachtem solchem graben und etzlicher vorfertigten Schleusen die Kaufmanns wahren und gutter ohne alle gefahr und Abentheuer Wetters und Windes halber aufs lengste in dreyen tagen auß der Ost Sehe in die West Sehe und Ingleichen auss der West Sehe in die Ost Sehe sicher und mit gutter gelegenheit durchgefuret werden können, da man sonst bis anhero zu der Schiffage durch den Beldt oder den Sundt etzliche wochen haben, treffentliche Unkosten thuen und vielfaltige gefahr ausstehen müssen. — Wann nun solche Schiffarth zu beforderunge und vermehrunge der Commerare vnd kaufmanns gewerck auß frembden Nationen zu merklichen nutz und frommens des hayligen Reichs gereichen und gedeyen wirdt, Solche Schiffart auch allen der Ost und West Sehe angelegenen Länder und Stedten gantz gefellig und ahnmutig So bin ich fürhabens neben Hochgedachten meinem freundtlich lieben Bruder Hertzog Johansen solch werk fürzunehmen und dasselbige In nahmen des almechtigen verfertigen zu lassen.

Damit es nuhn soviell desto ansehnlicher und verhoffentlicher angefangen und erhalten werden muge, Gelanget an E. K. M. meine underthenigste Bitte E. K. M., weill solches auch zum Hayl. Röm. Reich gehörig, wollen auss Kayserl. macht und gewalt solche Schiffarth ahergnedigst bestettigen und die fahrende Kaufleuthe, Schiffleuthe und deren gutter In Iren Kayserl. Schutz, Beschirmung und Fürsprach auffnehmen und darauf hochgedachtem meinem Bruder und mir einen offenen Schein mittheilen und zukommen lassen. Solches wirdt zu merklicher befurderunge des gemeinen nutzes gereichen, Und E. K. M. bin Ich zu Allerunderthenigstem gehorsamen Dienste Jederzeit gantzwillig und bereit.

Datum Gottorff den 10. August anno 1571.

E. Kayserl. May.
Allerdurchlauchtigster
gehorsamster Fürst
Adolff.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 6. Juni 1901.

Mitteilungen über die Brüderschaft der Bürger-Kompagnie in Burg a. F.

Vortrag auf der Generalversammlung unseres Vereins am 5. Juni 1900.

Von Dr. **Reinecke** in Burg a. F.

Im Mittelalter haben hier in Burg, wie fast überall in deutschen Städten, zahlreiche Brüderschaften und Gilden bestanden, so die Segelerbrüderschaft, die St. Annengilde, die St. Jakobsbrüderschaft u. a. m. Keine von den genannten besteht noch heute, nur eine hat sich bis in die Gegenwart hinein erhalten, das ist die Bürger-Kompagnie. Über das Geburtsjahr der letzteren läßt sich nichts Sicheres mehr ermitteln, indessen sind noch aus dem Jahre 1494, also noch aus vorreformatorischer Zeit, neu abgefaßte Satzungen, bestätigt vom Rat der Stadt, vorhanden, in welchen unsere Brüderschaft die Bröder undt Systern (also Schwestern) des hilligen Martirerß Sanct Johannis Baptisten genannt werden. Es waren also ursprünglich auch weibliche Mitglieder in der Brüderschaft vorhanden und zwar galten sie voll gleichwertig den männlichen Mitgliedern, wie aus den Satzungen hervorgeht. Die letzteren beweisen uns, daß die Brüderschaft ursprünglich der Pflege der Freundschaft und der Geselligkeit diente. Daß das Trinken kein deutscher Nationalfehler der Gegenwart allein ist, beweisen uns, wenn wir es nicht schon von Tacitus wüßten, auch diese Satzungen. So lautet § 6, in Hochdeutsch übersetzt: „So sich ein Bruder oder Schwester in unordentlicher Weise übertrinkt, sodaß er darüber Erbrechen bekommt, so soll er brüchen 1 Tonne Bieres," und § 7: „Käme es vor, daß ein Bruder oder Schwester in zornmütiger Weise Bier ausgießen würde und zwar mehr, als er mit dem Fuße bedecken kann, derselbe soll geben 1 Tonne Bieres sonder Gnade." Sie sehen also, die alten Fehmaranerinnen haben ihren Platz am Biertische wacker ausgefüllt. Im übrigen aber waren sie entschieden friedlicher gesinnt, als ihre männlichen Genossen, denen es im § 4 ausdrücklich verboten werden muß, daß kein Bruder bei den Zusammenkünften Waffen bei sich habe oder sich dieselben nachbringen lasse. Wird aber

jemand damit betroffen, so soll er dafür soviel an die Brüderschaft brüchen, als hierüber vorgeschrieben steht und soll auch nicht mehr für einen ehrlichen Mann gehalten werden. Die übrigen Paragraphen betreffen die Aufnahme und den Austritt aus der Brüderschaft, die innere Verfassung derselben und bestimmen, daß Einträglichkeit unter den Brüdern und Schwestern herrschen soll. „Käme es aber vor, daß zwischen unsern Brüdern und Schwestern Zwietracht wäre, so sollen sie sich erklären und vertragen, an dem Tage, wann die Hauptleute gewählt werden, dann soll die Brüderschaft ihren Streit schlichten."

Nach dem Jahre 1547 werden die Schwestern jedoch nicht mehr erwähnt in den Brüderschaftsakten, erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden für gewisse Festlichkeiten wieder Schwestern zugelassen; hierunter müssen aber zweifellos jetzt nicht mehr weibliche Mitglieder der Brüderschaft, sondern nur die Frauen und Töchter der Brüder verstanden werden. Der Chronist unserer Insel, Professor G. Hansen, schließt und wohl mit vollem Recht, aus der Verdrängung der Frauen aus der Kompagnie mehrere Jahrhunderte hindurch auf die Verwilderung der Sitten. Wieder ein Beweis gegen die sog. „gute alte Zeit."

Ursprünglich versammelte sich die Brüderschaft zu festlichen Feiern um die Fastnachtszeit und am St. Johannistage, am letzteren jedenfalls zu Ehren ihres Schutzpatrons; späterhin wurden die Feiern ganz auf die Fastnachtszeit verlegt, dafür fielen dieselben alsdann aber desto gründlicher aus. Acht, ja, sogar 14 Tage hindurch hat oft diese Feier gewährt. Alljährlich fand diese sog. „Köste" der Reihe nach bei einem andern Bruder statt — nur Bier, Lichte und Holzkohlen wurden von der Gesellschaft geliefert —, und damit niemand von den Brüdern aus Sparsamkeit oder Geiz seine Gäste benachteiligen konnte, so war im Bruderbuche ausdrücklich festgesetzt, was unsere Brüder täglich als ihr gutes Recht beanspruchen durften. So sollte z. B. der Wirt am Fastnachts-Dienstag und Mittwoch „gewen twee fate mit dröge Flesch und twee gerichte mit grön Flesch (also frischem Fleisch)." Am Fastnachts-Mittwoch wurde dann gleichzeitig Abrechnung gehalten, die Brüche wurden bezahlt, die neu Eintretenden mußten ihr recht bedeutendes Eintrittsgeld entrichten oder einen Bürgen stellen, welcher gleichzeitig ihr „Pflegesmann" war, welcher dafür einstand, daß das neue Mitglied die Pflichten beobachte, welche ihm zukamen. Bei derselben Gelegenheit stifteten dann auch wohlhabende Mitglieder Beiträge zum Silberschatz. So z. B. heißt es „a. 1624 im Vastelavend sind die bröder beyeinander gewesen, da haben folgende bröder zum Silberstock verehret"; dann folgen 15 Namen mit je 2 Lot Silbers. Wenige Jahre später allerdings hatte der dreißigjährige Krieg auch Fehmarns Wohlstand arg bedrückt, denn „am 22. October 1633 Seyn die sämmtlichen bröder einhellig thosamen gekommen, die große Krieges-beschwerung behertziget und haben beliebet, daß ein broder, der die Köste

het, nicht über sein Vermögen möge beschweret warden." Lange Jahre hindurch vermochte jedoch diese schreckliche Kriegszeit dem Wohlstand unserer Insel nicht Einhalt zu thun, und so konnte die Brüderschaft aus den Beiträgen ihrer Mitglieder, den Brüchegeldern, sowie aus testamentarisch der Gesellschaft vermachten Summen sich ein größeres Vermögen erwerben zum Besten ihrer Mitglieder und der übrigen Bewohner unserer Insel.

So konnte im Jahre 1703 beschlossen werden: „Als die löbliche Bürger Kompagnie eine Zeit hero ansehnliche Kapitalien zusammengebracht und iß der Billigkeit gemäß, daß ein broder dem anderen im Falle der Noht bey räthig sei und mit Seinen ihm von Gott bescheerten Sorgen beispringe. Daß, wenn etwa einen der interessirenden Brüder nach dem Verhängnis Gottes das Unglück treffen sollte, daß durch entstehende Feuersbrunst Sein zu der Zeit im Gutten Stehendes und bewohntes Wohnhaus nebst anderen Zimmern und der Scheune abgebrannt und in die Asche gelegt werde, er in solcher Zeit von der gesammten Brüderschaft haben und genießen acht hundert Mark Lübisch." Die nächsten Paragraphen bestimmen die Entschädigung bei Brand des Wohnhauses oder der Scheune je allein. Zum Schluß heißt es, daß „aus der gesammten Brüderschaft 4 sollen denominiret und erwählet werden, welche den Schaden besichtigen und auß ihr gewissen Aussagen, ob die Zimmer vor geschehenem Unglück soviel baar geldt würdig gewesen, als von der löblichen Kompagnie davor zu geben und in vorbeschriebenen Articulen zu sehen beliebt und beschlossen worden. So sollen auch solche 4 denomin. Brüder zu sehen, ob auch in solchen Verunglückten Gebäuden noch waß gerettet oder stehen bliebe u. s. w. mehr.

Welch segensreiche Brüderliebe in einer Zeit, welche noch nicht, wie die heutige, eine allgemeine Versicherung auf Gegenseitigkeit ihr eigen nannte!

Aber unsere Brüderschaft hatte nicht nur für ihr eigenes Leid ein Herz, sondern suchte auch fremdem Leid durch milde Gaben zu steuern. So z. B. heißt es in den Abrechnungen der Brüderschaft unter anderem:

„1669. Dem Gefangen in der Torkey, Jochim Kruse Sohn, zu Denschendorf verehret 3 Mark.

1688. Einem vertriebenen Prediger 8 Sch.

1703. Jürgen Martenß Sohn zur Studia 6 Mark.

1703. Demselben desgleichen.

1751. Walter Rauerts Sohn, So in Sclaverey, zur Beysteuer außgegeben 20 Mark.

1754. Ein Fremd Schmidt Gesell 11 Sch.," welche Beispiele sich zahlreich würden vermehren lassen.

Wie fast alle Brüderschaften des Mittelalters hatte auch unsere Bürger-Kompagnie seit alters her enge Beziehungen zur Kirche. So wurden viele Jahre hindurch je 40 Mark zum Besten der Kirche aus-

gekehrt. Die Brüder waren zu regelmäßigem Kirchenbesuche verpflichtet, und wiederholt sind säumige Mitglieder wegen Versäumnis dieser Pflicht durch die Hauptleute in Brüche genommen. „a. 1602 aber Seyn die brüder eynig geworden und ihre Stöle in der Kirche bawen lassen vohr ihr eigen gelt, haben datlich vohr die Stöle gegeben hundert mark lüb.; dartho ein ieder broder gebröcht 1½ Rthaler. Und iß deshalben beliebet, dat hernachmahls der unser Broder werden will, schall geven, wie hier oben steit, dafern awerst einer von unser bröder Kindern is, schal mit em in die Gelegenheit und billigkeit gesehen warden."

Alljährlich wurde für die noch jetzt im Eigentum unserer Brüderschaft befindlichen 4 Stühle die Rangordnung festgesetzt. In den ersten Stuhl gingen die Hauptleute und die höheren Beamten der Stadt, welche meistens der Kompagnie angehörten, in die übrigen Stühle verteilten sich die Mitglieder nach dem Alter ihres Eintritts.

Daß bei so engen Banden, wie sie in unserer Brüderschaft bestanden, die Leichenfolge unter den Mitgliedern üblich war, ist fast selbstverständlich. Als jedoch im Jahre 1629 die Pest in unserem Eilande so entsetzlich wütete — heißt es doch auf einer alten in unserem Museum befindlichen, ursprünglich wohl aus der Kirche stammenden Bronzetafel der Segelerbrüderschaft: „anno 1629 ist alhir eine große Peste gewesen; gestoruen seyn aus dieser Gemeyne 602 Personen, jung undt alt" —, da hielt es offenbar schwer, die nötigen Träger bei Beerdigungen zu finden, da die Furcht vor Ansteckung alle Menschen befallen hatte. Deshalb haben „den 28. Juny 1629 die Bröder semtlich beliebet vnd beschlaten, alweile leider Gottes die Peste alhir anfanget und einer von unsern Bröder, bröder Fruwens werde versteruen, oder bröder Kinder, so scholen alßdan die bröder schuldig sin der Verstoruen leichnam to graue tho dragende und alle folgen, würde euwerst einem dat dragent tho Kamen und er wegen schwachniß nicht thuen könen, schall ehr dennoch schuldig sin, eine persohn vor sick, darmit de bröder fredlich sin, in seine stelle schaffen, undt dennoch, so ehr gesunt is, in de Person folgen bey einer wilkürlichen strafe. Wen ein broder seiner geschäfft halben buten landes verreißet, schall er schüldig sin einen guden ehrlichen Mann in sin stede so lange und wenn it nöthig, to schaffende. Ist ehr auerst binnen landes, so Schall Er sülverst dregen und folgen bei bröke jeder reiße eine halbe last böör."

Sie sehen, selbst in solch schrecklicher Zeit haben unsere alten Brüder ihren Durst nicht verloren.

Allmählich jedoch, im Laufe der Jahre wurden die Festlichkeiten unserer Brüderschaft in Bezug auf Dauer wesentlich eingeschränkt. Auch die wilde Trinklust machte edleren Sitten Platz, und so wurden, wie vorhin schon erwähnt, auch die Frauen wieder zu den Festen zugelassen. „a. 1769 setzen die bröder einhellig fest, wie hinfüro wegen das Ring Reiten und Feldt Reiten gehalten werden soll: wann die Compagnie

nicht speiße, so ist es denen Brödern erlaubt nach dem Ring zu reiten und auch mit die Jungfern nach Belieben ins Feldt zu fahren oder reiten. Wenn aber gespeiset wird, so soll das Ringreiten und Feldtfahren gänzlich nach Bleiben; wollen sie aber sich Plasier machen mit die Bröder Tochter nach dem Essen sich in Tantzen zu ergetzen, so ist es ihn jeder Zeit unverwegerlich."

Am „ins Feld reiten," besonders nach Staberholz und Flügge, sich zu beteiligen, ließen sich selbst die alten Brüder nicht nehmen. So heißt es z. B.: „a. 1763 am 1. Juny sind die löblichen Brüder aus der B. C. nach Staberholz gewesen und ist der Herr Bürger-Meyster Mildenstein der Comp. zugefallen in sein Ein- und Achtzigstes Jahr seines Alters mit dahin geritten. Der liebe Gott verlängere sein Leben noch viele Jahre, wenn es sein gnädiger Wille ist, der Stadt und Löblichen Bürg. Comp. zur Freude und Trost." Der Chronist hat dazugefügt: „Derselbe säete auf seinem Acker zuerst Klee, welcher bis dahin unbekannt gewesen auf Fehmarn." Vermutlich ist damit der Rotklee gemeint, da der weiße hier wohl von alters her einheimisch gewesen sein dürfte.

Außer an dem „ins Feldtreiten" fanden noch viele Brüder Freude am Schießen, und zwar wurde anfangs mit dem Bolzen, späterhin mit der Kugel geschossen. Allmählich nahm das Schießen immer mehr überhand, bis zuletzt die Brüderschaft mehr und mehr sich zu einer Schützengilde umgestaltete. „a. 1775 hat die Compagnie sich einen Silbern Vogel mit einer silbern Kette machen lassen an Gewicht 23 Loth und kostet der Compagnie am Gelde 62 Mark 6 Sch. Daran hat unser Bruder Claus Wilder als erster König von daß Vogelschießen den ersten Silber Schilt zum andenken verehret, er weget 6 Loth." Ein Brauch, welcher seit jener Zeit bis heute von den meisten Schützenkönigen befolgt wurde. Nach dem Abschießen zogen dann die Brüder, der König mit der silbernen Kette angethan zu Pferde, unter Musik vor das Haus des Hauptmannes, um dort bewirtet zu werden, und zwar hatten sie hier zu verlangen am ersten Tage 6 Schüsseln mit geräuchertem Fleisch nebst Butter und Brot, am zweiten dagegen eine frische Suppe nebst Stückfleisch und Schweinefleisch, ferner Braten, Butter und Brot. Nach dem Essen fand alsdann der sog. „Rundgang der Jungfer" statt, ganz wie es auch noch heute der Fall ist. Dieser silberne Prunkbecher soll aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen. Wahrscheinlich aber ist es, daß damals nur die Mühle an demselben gefertigt wurde, daß dagegen der eigentliche Becher schon wesentlich älter ist. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß der jetzt vorhandene Becher zwei verschiedenen Perioden entstammt.

Es interessiert vielleicht noch, aus der Mitte vorigen Jahrhunderts eine Kostenberechnung eines solchen Festes zu erfahren: „Für Bierproben 14 Sch., für Taback und Pfeiffen 18 Mark, 30 Kannen Brandtwein 45 Mark, 10 Tonnen Bier 50 Mark, 2 Tonnen Kohlen 3 Mark, Haus-

Ungemach 2 Mark 8 Sch., für Wachs und Dochte 8 Mark, für den Glocken-Leiter 2 Mark, das Mädgen im Hause 8 Sch., den Schenker sein Lohn 10 Mark, Musikanten 18 Mark, die Krone zu scheuern 2 Mark, die Jungfern zu tractiren des Nachts mit Kaffee, Thee und Butterbrot 30 Mark, Für Feuer und Licht 3 Mark, den Vogel zu beschlagen 10 Mark, das Zelt aus und eingefahren 4 Mark, 2 Nachtwachen zu halten 1 Mark, die Gewinnste 38 Mark," so daß also die Kompagnie etwa 320 Mark, in damaligen Zeiten eine recht bedeutende Summe, für ein solches Fest verausgaben mußte.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß an allgemeinen historischen Daten unsere Brüderschaftsbücher arm sind. Interessieren dürfte aber noch folgendes dort verzeichnete Faktum, als Beweis dafür, daß früher der nordische Winter zuweilen weit ärger, als jetzt einer der Lebenden es erfahren, hier gehaust hat. Es heißt dort: „a. 1670 den 17. Februar̈y, als des Donnerstags im Fastlabendt ist ein tartarischer Fürst, Nahmens Kutlusza Ymarza nebenst 25 persohnen mit Flitzbogen und 30 pferden alhir durch die Stadt nach Putgorn und von dahr über Eys nach Röbich *) in Laalandt gereÿset und glücklichen übergekommen."

Ereignisreiche Tage der Stadt Lübeck im Jahre 1806.

Von **Th. Möller** in Altona.

In der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober des Jahres 1806 wurde das preußische Heer nicht nur völlig geschlagen, sondern auch fast gänzlich zersprengt. Der Umsicht und der rühmlich bekannten Energie Blüchers gelang es jedoch, etwa 25000 Mann zu sammeln und unter seinem Befehl zu vereinigen. Da er mit diesen aber nach Osten bereits abgeschnitten war, wandte er sich nach Norden, in der Richtung nach Mecklenburg und gelangte nicht weit von der dänischen Grenze an die Ostsee. Ohne Brot und Fourage, hinter sich den übermächtigen Feind und vor sich das Meer, blieb ihm nur die Wahl, sich in dieses drängen zu lassen oder die Waffen zu strecken. Am 5. November, um 5 Uhr nachmittags, gelangte er so mit seinen Preußen vor die Thore der neutralen Hansestadt Lübeck.

Die Stadt Lübeck, am rechten Ufer der Trave, gerade unterhalb der Mündung der Wackenitz, welche nach Süden fast um die ganze Stadt herumläuft und sich eben oberhalb derselben mit der Trave vereinigt, liegt gleichsam auf einer Halbinsel, die sich von Norden nach Süden erstreckt. Damals führten drei Dämme, und zwar in der Richtung auf das Burgthor, Hüxter- und Mühlenthor, zu dieser Halbinsel, während eine steinerne Brücke über die Trave den Zugang bildete zu dem vierten, westlichen Thor, dem Holstenthor.

In dieser Lage konnte die Stadt verhältnismäßig leicht Widerstand leisten, besonders da sie noch ihre Wälle hatte, von denen nur die Brustwehren, der Unterwall, eine Bastion und einige Außenwerke fortgenommen waren. Am südlichen Mühlenthor befanden sich noch zwei Bastionen mit ihrem Mittelwall. Auf der Seite des Holstenthors, auf dem linken Trave-Ufer, war die Stadt durch eine

*) Röbich in Laalandt ist sicher das jetzige Rödby.

Linie von zehn Bastionen gedeckt, welche die Trave und den Damm des Burgthores bestrichen. Alle Gräben waren mit Wasser gefüllt. Die Abdachung des Walles nach dem Felde zu war teilweise zerstört und mit Buschwerk bepflanzt, zwischen welchem Fußsteige auf den Gang des alten Unterwalls führten. Die bedeckten Gänge waren seit langer Zeit unbrauchbar gemacht.

Auf die oben kurz angedeutete Weise zogen sich nun gleich einem schnell aufsteigenden und in demselben Augenblick fürchterlich losbrechenden Ungewitter der Schauplatz des verheerenden Krieges und die ihn begleitenden, unvermeidlichen Drangsale nach dieser friedlichen Stadt und ließen ihre Einwohner Auftritte erleben, wie sie solche nie geahnt, viel weniger gefürchtet hatten. Und wie konnte eine solche Ahnung oder Furcht sie befallen, da die Neutralität der Hansestädte von allen Nationen anerkannt war. Was aber Lübecks nächsten Nachbarn, Dänemark, anbelangte, war auch an irgendwelche Verwicklungen des dänischen Hofes mit dem französischen nicht zu denken. So deutete nichts, was als Warnung hätte dienen oder zu Vorsichtsmaßregeln anregen können, auf das plötzlich hereinbrechende Unglück hin.

Der 2. November, ein Sonntag, war noch so ruhig verlaufen wie gewöhnlich; ausgenommen vielleicht ein unbedeutendes Feuer, das am Abend außerhalb des Mühlenthors zum Ausbruch kam.

Am Montag, dem 3. November, rückte ein Korps Schweden vor die Stadt und verlangte Einlaß. Der Senat verweigerte denselben und wies auf die Neutralität der Stadt hin, konnte sich aber der Gewalt natürlich nicht widersetzen. Durch das Mühlenthor und Burgthor marschierten die Schweden ein, befleißigten sich jedoch einer freundlichen Behandlung der Einwohner und bezahlten durchgehends beim Abmarsch, was sie zu bezahlen hatten. Schon am Dienstag, dem 4. November, wurden in aller Eile einige Schiffe zum Transport dieser Truppen engagiert und eingerichtet, worauf die Hälfte der Mannschaften bereits am selben Tage an Bord ging, während fast alle übrigen am folgenden Tage eingeschifft wurden.

Am Mittwoch, dem 5. November, ungefähr 9½ Uhr morgens, zeigte sich vor dem Burgthor ein Trupp Preußen von einigen hundert Mann. Der wachthabende Offizier hatte das innere Thor geschlossen und den Schlüssel in die Stadt geworfen, um sich auf diese Weise die Auslieferung desselben selbst unmöglich zu machen. Nach einer ungestümen Forderung des Schlüssels und einer natürlich nicht erfolgten Aushändigung desselben ward das Thor gesprengt, worauf der Trupp einzog, aber ruhig durch die Stadt zum Mühlenthor wieder hinausmarschierte. Nach und nach folgten nun andere Trupps, bis endlich abends der General Blücher selbst mit dem Hauptkorps erschien. Alle Thorwachen wurden von den Preußen besetzt und einige Abteilungen nach Travemünde und verschiedenen Stellen des linken Trave-Ufers abgesandt. Die in der Stadt bleibenden Preußen wurden einquartiert, was bei der so großen Menge bis in die Nacht hinein dauerte, worauf sich die Bürger sogar noch in dieser Nacht ruhig dem Schlummer überließen.

Am Donnerstag, dem 6. November, wurden mit Tagesanbruch die Thore, Hauptstraßen und Plätze der Stadt, sowie die Wälle, folgendermaßen besetzt: Das Burgthor, woselbst der Herzog von Braunschweig-Öls kommandierte, durch das 2. Bataillon vom Regiment Braunschweig-Öls. Außerhalb des Thores standen zwei Bataillone: das Bataillon Kayserling, mit dem linken Flügel an einen kleinen Kirchhof gelehnt, und rechts neben demselben das Bataillon Ivernois. Vor der Front beider Bataillone wurden unter einer kleinen Gruppe von Bäumen vier Kanonen aufgefahren, welche später dem Aufmarsch der Franzosen vielen Schaden

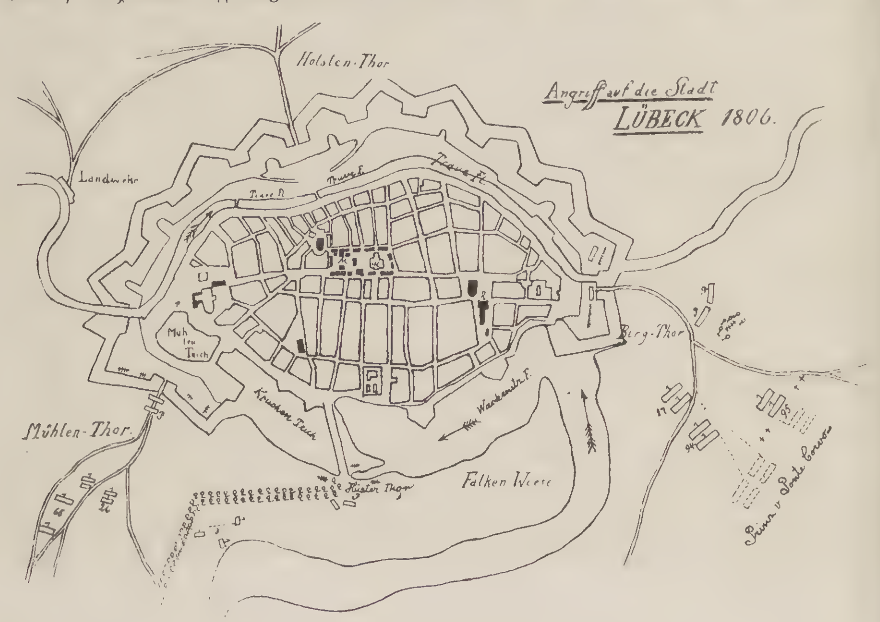
zufügten. Ferner standen rechts vom Burgthor auf dem neuaufgeworfenen Damm an der Wackenitz 12 Kanonen, sowie auf der Bastion Bellevue jenseits der Trave das 1. Bataillon vom Regiment Braunschweig-Öls mit 8 Kanonen.

Vor dem Hüxter-Thor standen das Regiment Owstien, 4 Kanonen von der reitenden Artillerie, 4 Bataillons-Kanonen und 4 Kanonen auf dem Krähenwall.

Das Mühlenthor mit den beiden daselbst befindlichen Bastionen wurden durch das Regiment Tschammer, 100 Schützen vom Regiment Kunheim, 50 vom Regiment Winning, eine Kompagnie vom Regiment Natzmer, durch eine Batterie und sämtliche Bataillons-Kanonen verteidigt.

Auf dem Markt befanden sich als Reserve, zum Eingreifen an geeigneter Stelle bestimmt, ein Bataillon vom Regiment Natzmer und etwas Kavallerie.

Von fern her hörte man den Kanonendonner, dessen Getöse von Viertelstunde zu Viertelstunde näherkam; Verwundete kamen von Zeit zu Zeit in die Stadt, Adjutanten sprengten durch die Straßen, und die Bewohner machten sich



Angriff auf die Stadt Lübeck 1806.

jetzt daran, so gut es ging, Thüren und Fensterläden zu verschließen. Granaten flogen auch hin und wieder in die Stadt, von denen eine das Dach des Rathauses durchbohrte, aber nicht zündete. Vor dem Burgthor, das von dem 1. Korps der großen Armee unter dem Prinzen von Ponte-Corvo angegriffen wurde, vernahm man am frühesten die Annäherung des Kanonenfeuers. Der Prinz ließ sein Korps derartig aufmarschieren, daß es das Lauer-Holz im Rücken hatte und mit dem linken Flügel sich an Marly lehnte. Das 4. Korps der großen Armee unter dem Marschall Soult war über Ratzeburg gegangen und formierte den Angriff von der andern Seite der Stadt.

Der französische Artillerie-General Eblé hatte eine Batterie dicht an der Wackenitz auf der andern Seite von Marly aufstellen lassen nebst einigen Wurfgeschützen und war im Begriff, durch einige Lagen von Brandkugeln die Einnahme der Stadt zu beschleunigen, als der Prinz von Ponte-Corvo auf die Batterie zu-

sprengte und rief: „Halten Sie, General! Die Stadt ist unglücklich genug; wir werden durch unsere Kanonen die Preußen überwinden, und nicht durch die völlige Zerstörung der Stadt darf dieses geschehen.“

Das 27. Regiment Chasseurs legers war das erste, welches dem preußischen Kartätschenfeuer vor dem Burgthor entgegenging. Ein Bataillon marschierte rechts, das andere links um eine kleine Anzahl Häuser, unter welchen sich der Roddesche Garten und die Harmonie befanden. Dieser Angriff wurde vom 94. und 95. Linien-Regiment unterstützt und bewirkte, daß die preußischen Kanonen sich etwas zurückziehen mußten, wobei die französischen Regimenter bis gegen den neuaufgeworfenen Damm zwischen Trave und Wackenitz vorrückten. Das Thor selbst zu erreichen, war ihnen aber unmöglich, weil der Damm immer noch von einigen preußischen Kanonen, sowie von denen auf der Bastion Bellevue, bestrichen wurde. Der Prinz von Ponte-Corvo hielt selbst in der Nähe des von der Hudeschen und Lüdertschen Gartens, um den Angriff zu ordnen: dessen ungeachtet scheiterte eine kurze Zeit lang die so kaltblütige, französische Bravour an der hartnäckigen Verteidigung der Preußen. Einige französische Offiziere entdeckten jetzt einen kleinen, schmalen Weg, welcher längs der Wackenitz hinführte und sofort benutzt wurde, um einen Trupp der Franzosen, welche zum Teil bis unter die Arme durchs Wasser waten mußten, ganz unvermutet den Preußen bei den neuerbauten Häusern der Brauerzunft in die Flanke fallen zu lassen. Das entschied die Einnahme des Burgthores. Der Herzog von Braunschweig-Öls hatte, um die preußischen Truppen zum Stehen zu bringen, selbst ein Bataillon seines eigenen Regiments vor das Thor geführt, eben vorher aber dadurch einen Fehler begangen, daß er die am Burgthor stehenden Kanonen in der Meinung, den andringenden Franzosen auf die Weise mehr schaden zu können, zurückziehen ließ. Jetzt wurden diese durch die Position seiner eigenen Truppen, die in der Schußlinie standen, außer Wirkung gesetzt, wogegen das Feuer einer französischen Batterie, welche auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt aufgeführt worden, fürchterlich war. Die Unordnung ward allgemein; Franzosen und Preußen waren sich so nahe gekommen, daß viele durch Bajonnettstiche fielen. Die Preußen schoben schnell das in die Burgstraße führende Thor an, doch vergebens; es ward bald gesprengt, und selbst zwei Kanonen, die innerhalb des Thores postiert waren, konnten nichts mehr wirken.

Die Preußen drangen ungefähr um 1 Uhr zugleich mit der Brigade des Generals Frère, dessen Adjutant und eine Ordonnanz an seiner Seite getötet, während ihm selbst ein Pferd unterm Leib erschossen wurde, in die Stadt, worauf das fürchterliche Gemetzel in der Stadt seinen Anfang nahm. In dem Hause eines Schmiedes unten in der Burgstraße beim Eingang in die Stadt, sowie an anderen Stellen, wurden die sich verteidigenden Preußen bis auf den Boden des Hauses verfolgt. Hierbei wurden auch mehrere friedliche Einwohner der Stadt ein Opfer der Feindseligkeit, wie z. B. der verdiente Prediger Stoltervoot. So wälzte sich nun die ganze Masse die Burgstraße entlang bis auf den Kuhberg und in die Königstraße. Der General Blücher, welcher nicht vermutete, daß die Gefahr schon so nahe sei, war im „Goldenen Engel,“ seinem Logis, mit dem Austeilen von Ordres beschäftigt, als schon unter seinen Fenstern geschossen wurde. Er bestieg eiligst ein Pferd und warf vermittels einiger Kavallerie die Voltigeurs, welche schon zwei Stabsoffiziere, den General-Quartiermeister-Lieutenant Oberst von Scharrenhorst und den General-Adjutant Rittmeister Grafen von Golz, gefangen genommen hatten, zurück. Es gelang ihm auch, bis gegen den Kuhberg zu kommen, er ward dann aber von der feindlichen Infanterie geworfen und mußte zurück, so sehr auch die Jäger durch heftiges Gewehrfeuer das Vordringen der Franzosen zu verhindern suchten, worauf er seinen Weg zum Holstenthor

hinaus nahm. In der Nähe der Marienkirche, vor dem Rathause und auf dem Markt wehrten sich die preußischen Jäger äußerst hartnäckig. Jede Nebengasse und jedes Haus wurden von den Preußen mit unglaublicher Tapferkeit verteidigt und mit ebenso beharrlicher Tapferkeit von den Franzosen erobert. Mehrere Musketen- und Büchsenkugeln fuhren durch die Fenster des Rathauses, von diesen 8—10 in den Audienzsaal und blieben teils in der Decke sitzen, teils rollten sie zu den Füßen der, aller Gefahr ungeachtet, hier versammelten Väter der Stadt. Ein fürchterliches Getöse von Schießen, Trommeln und Schreien umgab besonders das Rathaus, in welchem sonst doch nur Friede und Eintracht zu herrschen pflegten. Eine Menge Verwundeter lag in der Nähe umher und flehte um Hülfe; tote Menschen und Pferde, Gewehre, Pistolen, Säbel, Tornister und Patrontaschen bedeckten die Straßen und hinderten fast das Vordringen der französischen Krieger. Auch in der Königstraße setzten sich die preußischen Jäger, die überhaupt mit ihren Büchsen den Franzosen großen Schaden zufügten; aber einige Kartätschenschüsse bei der Katharinenkirche ließen auch dort ihr Unternehmen scheitern. Nichts konnte das Vordringen der Franzosen länger aufhalten.

Bei der Verfolgung der weichenden Preußen teilte sich das 1. Korps. Ein Teil desselben verfolgte die Preußen nach dem Holstenthor, woselbst das 2. Bataillon vom Regiment Kunheim den Rückzug decken wollte; doch die Franzosen gewannen den Wall, und das Bataillon litt sehr. Das auf dem Markt in Reserve gehaltene Bataillon vom Regiment Natzmer hatte ebenfalls nach einiger Gegenwehr weichen müssen. Der andere Teil des 1. Korps avancierte teils längs der Königstraße, teils über den Klingenberg nach der Mühlenstraße, gewann schließlich das Mühlenthor und fiel der dort postierten Besatzung in den Rücken. Von vorne hatte diese zu kämpfen mit den Tirailleurs vom Po, dem 26. Regiment Chasseurs legers und dem 65. Linien-Regiment unter dem Marschall Soult und wurde, so vorne und von hinten angegriffen, nun gezwungen zu retirieren. Sie nahm ihren Weg über den Wall zum Holstenthor hinaus. Nun ergab sich nach einer fürchterlichen Gegenwehr auch die Besatzung des Hüxterthors, welche besonders vom 8. Regiment korsischer Chasseurs angegriffen wurde. Dieses Regiment hatte sich durch einen Verhau arbeiten müssen, welchen die Preußen in der Gegend der Allee des Hüxterthors gemacht hatten. Die Besatzung dieses Thores wurde fast gänzlich gefangen oder getötet, da sie sich auch noch in der Hüxterstraße wehrte, wovon die Häuser in dem unteren Teile derselben die deutlichsten Beweise lieferten. Denn um die Preußen von den Wällen zu vertreiben, mußten die Franzosen auf die Dächer der nahen Häuser steigen, von wo aus sie ein lebhaftes Feuer auf die Preußen eröffneten.

Als Blücher sah, daß die Preußen beinahe gänzlich aus der Stadt vertrieben wurden, nahm er etwas Infanterie und einige Kanonen und versuchte noch einmal, das Holstenthor wiederzugewinnen. Es nützte aber nichts mehr; er mußte zurück. Ungefähr um 2 Uhr waren die Preußen sämtlich aus der Stadt vertrieben und hatten bei diesem Kampfe, außer 5000 Mann an Toten und Verwundeten, allein an 4000 Gefangene verloren. Freilich war auch der Verlust der Franzosen an Toten und Verwundeten sehr beträchtlich. Der Rückzug geschah nach dem Flecken Schwartau, wo die Preußen, so gut es in der Eile ging, wieder Stellung nahmen. Der Prinz von Ponte-Corvo, welcher dem preußischen Heer auf dem Fuß gefolgt war, ließ sogleich angreifen und zwang die Preußen, noch am selben Abend Schwartau zu räumen. In der Eile konnten die Preußen die Brücke über den kleinen Fluß Schwartau nicht einmal mehr abbrechen, was für sie auf jeden Fall von Vorteil gewesen wäre, da der Fluß mit seinen morastigen Ufern ihnen noch eine gute Verteidigungslinie verschafft hätte. Schon bald nach Tagesanbruch des

folgenden Tages wurden die Preußen, welche jetzt bei dem Dorfe Ratekau die letzte Stellung genommen, von neuem angegriffen, bis endlich der General Blücher einen Parlamentär an die Franzosen abschickte, und die Kapitulation abgeschlossen wurde.

Die Bedingungen wurden sogleich festgesetzt, durch die französischen Divisionsgeneräle Tilly und Rivaud gezeichnet, worauf sich das ganze, bis auf weniger als 10 000 Mann zusammengeschmolzene preußische Korps als kriegsgefangen ergab, darunter folgende Offiziere: General-Leutnant von Blücher, General-Major Prinz von Braunschweig-Öls, die General-Majors von Natzmer, von Larisch, von Irring, von Oswald, von Rudorff, von Pletz, von Beeren, von Heyking, von Pelet, von Wedel und von Wobeser. Ferner: 11 Obersten, 40 Majors, 84 Hauptleute, 35 Premier-Leutnants, 219 Sekonde-Leutnants, 103 Fähnrichs, 21 Quartiermeister u. a., zusammen 518.

Aber sowohl die französischen Generäle als auch jeder einzelne französische Soldat ließen den Preußen Gerechtigkeit widerfahren und erklärten laut, daß sie mit Heldenmut gefochten hätten. Sie wurden als brave Krieger, die ihre Schuldigkeit gethan, mit Edelmut und Achtung vom Feinde behandelt.

In der Stadt hatten unterdessen mancherlei Unordnungen bald ihren höchsten Gipfel erreicht. Überfüllt von Soldaten verschiedener Armeekorps, wozu noch eine große Anzahl von Gefangenen kam, betrachteten die meisten Soldaten die Stadt nur als eine durch Sturm eroberte und sahen deshalb die armen Einwohner derselben als halbe Feinde an. Sie forderten, durch Hunger und Durst getrieben, mit Nachdruck Lebensmittel und wurden oftmals aufgebracht dadurch, daß die Leute, der französischen Sprache unkundig, ihre Forderungen garnicht verstanden. In ihrem Unwillen zerstörten oder nahmen sie manche für ihre Eigentümer wertvolle Sachen, welche diese aus Furcht vor Feuersgefahr bei sich trugen oder zur eiligen Wegschaffung in der Nähe aufbewahrten. Der Wunsch, die aufgebrachten Soldaten zu besänftigen, verleitete mehrere Einwohner, ihnen zuviel Wein oder andere Spirituosen zu geben, was natürlich auf viele der Soldaten einen nur unheilvollen Einfluß ausübte. Doch darf man auch nicht der Bereitwilligkeit mancher Generäle, Offiziere und selbst einiger Soldaten vergessen, die, oft mit Gefahr ihres Lebens, die Häuser und das Eigentum ihrer Wirte schützten. Dazu kamen nun noch die schnell zu bewirkende Einrichtung von 10 Hospitälern und die notwendige Besorgung der dazu erforderlichen Bedürfnisse, ein sich bald einstellender Mangel an Fleisch, Brot und Fourage und Nahrungsmitteln aller Art, sowie unentbehrliche Requisitionen, welchen baldigst Genüge geleistet werden mußte.

Einige Tage später marschierten endlich zwei Korps ab, wodurch einer Menge von Verlegenheiten abgeholfen wurde, die sich bei einer so großen Menschenzahl täglich mehren mußten. Durch verschiedene scharfe Ordres gelang es endlich dem Prinzen von Ponte-Corvo, vereint mit dem würdigen Kommandanten Maison, die Ruhe wieder herzustellen und zu bewirken, daß die Kaufläden und Hausthüren wieder geöffnet wurden. Erst am Sonntag, dem 23. November, konnte der öffentliche Gottesdienst wieder beginnen, welcher während drei Wochen hatte ausgesetzt werden müssen, weil fast alle Kirchen mit Gefangenen und Verwundeten angefüllt waren.

Manche Widerwärtigkeiten, welche dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß eintreten mußten, lagen freilich noch lange mit erdrückender Last auf den Einwohnern der Stadt; denn Stillstand des Handels und daraus hervorgehende Nahrungslosigkeit machten sich bei fast allen mehr oder weniger unangenehm fühlbar. Und doch konnten die Bürger wohl zufrieden sein, daß die gütige Allmacht sie vor Schlimmerem bewahrt hatte, und in der Hoffnung der Zukunft entgegensehen,

daß mit dem so sehnlich herbeigewünschten Frieden die geschlagenen Wunden heilen und Lübecks Einwohnern die stille, glückliche Ruhe, aus der sie so gewaltsam gerissen, wiedergegeben werden möchte.



Zur Lebensweise des Agrion najas oder der Wasser-Schlankjungfer.

Von W. Timm in Wandsbek.

Das Agrion najas Hansem. ist neben dem roten Agr. minium die am kräftigsten gebaute Art unserer einheimischen Schlankjungfern (Agrion). Auch darin stimmen beide verwandte Arten überein, daß ihnen die den meisten unserer Agrionarten eigentümlichen hellen Hinterhauptsflecke fehlen. Agrion najas unterscheidet sich von seinem roten Vetter namentlich durch das dunkelerzfarbige Kolorit der Oberseite. Weitere Merkmale der Wasser-Schlankjungfer sind die beiden unterbrochenen gelben Längsstreifen auf der Brust des Weibchens, die allerdings auch fehlen können, die im Leben rot leuchtenden Augen und die blaue Bereifung am ersten, neunten und zehnten Hinterleibssegment des männlichen Tieres. Zieht man noch die den Agrionarten eigentümlichen, in ihrer großen Mehrzahl quadratischen Flügelzellen in Betracht, so ist die Art genügend gekennzeichnet, um eine Verwechslung mit einer der ziemlich zahlreichen verwandten Arten auszuschließen.

Über die Verbreitung dieser in biologischer Hinsicht interessantesten Art über unsere Heimatprovinz kann ich nicht urteilen, da meine Beobachtungen sich auf das südliche Holstein beschränken. Bei der weiten Verbreitung dieser Art läßt sich annehmen, daß sie auch über ganz Schleswig-Holstein an geeigneten Örtlichkeiten mehr oder weniger häufig anzutreffen ist. Auffällig ist, daß sie in der Sammlung einheimischer Libellen des Hamburger Museums nicht vertreten ist. Ich habe das Tier im letzten Sommer in der Umgegend Wandsbeks, wenn auch nur in wenigen Exemplaren, beobachtet. Häufiger war die Art bei Oldesloe, am häufigsten bei Leezen im Kreise Segeberg zu finden. Da das Tier nicht jedes Jahr in derselben Menge auftritt, zuweilen sogar ganz zu fehlen scheint (bei Leezen habe ich im Sommer 1899 um dieselbe Zeit nicht ein einziges Exemplar beobachtet, desgleichen bei Wandsbek nicht), dürfte eine zwei- resp. mehrjährige Entwicklungsdauer nicht ausgeschlossen sein. Überhaupt scheint die Lebensweise dieses Tieres noch wenig bekannt zu sein. Was darüber in den einschlägigen Werken (Tümpel, Die Geradflügler Mitteleuropas; Dr. Ris, Fauna Helvetica) enthalten ist, ist meist dürftig und stimmt mit meinen eigenen Beobachtungen vielfach nicht überein. Diese letzteren den Naturfreunden unserer Heimat zu unterbreiten, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Der Name Agrion najas, d. h. die im Wasser lebende Schlankjungfer, deutet schon darauf hin, wo wir das Tier zu suchen haben. Daß das Leben in oder auf dem Wasser ein besonderes Charakteristikon dieser Art ist, muß ich jedoch bezweifeln, obgleich andere Beobachter dieser Ansicht zu sein scheinen. Zwar habe auch ich die Art in größerer Anzahl am Ufer der Gewässer und an Wasserpflanzen gefunden, jedoch nicht häufiger als A. pulchellum, puella, minium u. a. Dr. Tümpel geht etwas schnell über die Lebensweise dieses Tieres hinweg, indem er sagt: „Gemein im Juni, fliegt bis August. A. najas fliegt von allen Agrionarten am schnellsten; es setzt sich mit Vorliebe auf Wasserpflanzen und Binsen (als ob diese keine Wasserpflanzen wären!) und ist daher nicht so leicht wie die anderen Agrionarten zu fangen.“ Diese kurzen Bemerkungen sind für ein Spezial-

werk doch allzu dürftig. Etwas ausführlicher berichtet Dr. Ris darüber in der Fauna Helvetica: „Eine ganz ausschließlich den größeren Torfgebieten angehörende, in solchen verbreitete und gemeine Art. Allerdings wurde najas früher in diesem Gebiete für selten gehalten, doch traf sie Liniger im Bernischen und ich im Zürcherischen an den obengenannten Lokalitäten in sehr großer Menge. Das Tier setzt sich stets auf die schwimmenden Blätter der Seerosen und Potamogeton und ist deshalb nicht so ganz bequem zu fangen. Es tritt sehr früh mit den allerersten Libellen vor Mitte Mai auf, dauert jedoch nicht in die zweite Hälfte der Saison hinaus, indem die letzten Nachzügler vor Mitte Juli verschwinden. Ein erneutes Auftreten findet nicht statt."

Da Herr Dr. Ris ein guter und zuverlässiger Beobachter ist, wird das hier Gesagte für die Schweiz zutreffen; nach meinen Beobachtungen ist die Lebensweise der Art bei uns jedoch eine andere. Sie wird also je nach der Landschaft verschieden sein. Ich habe die Art nicht vorwiegend auf dem Wasser, sondern in weitaus größerer Anzahl in größerer oder geringerer Entfernung von demselben besonders an Erlengebüsch angetroffen. Außerdem scheint sie in unserer Gegend größere Teiche und Seeen mit lehmigem oder sandigem Grund zu bevorzugen. Am 2. Juni vorigen Jahres fand ich einige Weibchen von najas an einem Feldwege bei Oldesloe. Torfgewässer waren nicht in der Nähe; dagegen fand ich auf einem an den Weg stoßenden Acker ein größeres teichartiges Gewässer, wahrscheinlich eine Thon- oder Mergelgrube aus früherer Zeit, dessen Rand mit Riedgräsern und anderen Pflanzen bewachsen war. Hier beobachtete ich die Art in größerer Anzahl. Offenbar hatte sie sich aus diesem Gewässer entwickelt. In den Pfingsttagen fand ich sie darauf in großer Menge in der Nähe des Leezener Sees, die Weibchen vorzüglich an Erlengebüsch sitzend, dessen dunkelgrünes Laub ihnen einigermaßen Schutz gewährte, die Männchen, denen der blaue Reif am Hinterleib noch größtenteils fehlte, dasselbe lebhaft umschwärmend. Der Grund des Sees, aus dem sie sich offenbar entwickelt hatten, war an dieser Stelle, soweit sich erkennen ließ, sandig; wenigstens dürfte der See nicht als Torfgewässer bezeichnet werden können. Als ich in den Tagen darauf ein großes, in der Nähe Leezens befindliches Moorgebiet besuchte, fand ich hier nicht ein einziges Exemplar unserer Art, obwohl andere Libellen, wie L. quadrimaculata, depressa, dubia, rubicunda, Agrion pulchellum, puella, hastulatum u. a. sich mehr oder weniger zahlreich hier herumtummelten. Auch bei Wandsbek fand ich Agr. najas nur am sog. Bramfelder Teich mit seinem lehmigen Grund, obgleich auch hier ein großes Torfgebiet sich in der Nähe befindet, wo ich die Art nicht habe auffinden können. Ich schließe daraus, daß das Tier bei uns die eigentlichen Torfgewässer meidet.

Eine Eigenart des Agr. najas, die ich bei keiner anderen Libellenart wahrgenommen habe, will ich nicht unerwähnt lassen. An einem trüben, zeitweilig regnerischen Morgen bezog ich wieder meinen Beobachtungsposten am Leezener See. Anfangs war keine Spur von meinen Lieblingen für mich erkennbar. Bei genauerer Durchforschung meines Gebiets fand ich jedoch am Ausfluß des Sees in die Leezener Au eine Anzahl dieser Tiere an Rohrstengeln sitzend. Bei dem Versuch, sie einzufangen, flogen die Tiere nicht etwa davon, sondern ließen sich nach Art gewisser Käfer und Schmetterlingsraupen auf den Boden, in diesem Falle auf den Wasserspiegel herab. Mit gespreizten Beinen standen sie alsdann auf der Wasserfläche, und die Flügel emporhaltend und als Segel benutzend, wurden sie schnell davongetrieben, so daß ich nicht imstande war, ein bereits aufs Wasser gefallenes Tier noch einzufangen. Stieß der kühne Segler während seiner Fahrt auf ein Blatt der Seerose oder des Potamogeton, so wurde dasselbe so schnell wie möglich erklettert, wahrscheinlich um der Gefahr, von Fischen ver-

schlungen zu werden, zu entgehen. Da mich die Erscheinung interessierte, setzte ich meine Versuche fort, und es dauerte nicht lange, da hatten sämtliche Tiere auf den schwimmenden Blättern einen sichern Zufluchtsort gefunden. Daß ein fliegendes Tier sich auf ein solches Blatt setzte, habe ich nicht beobachtet. Vielleicht ist die geschilderte Eigenart die Veranlassung zu der Behauptung einiger Autoren geworden, daß es sich stets auf Seerosen- oder Potamogetonblätter setze.

Die Larve habe ich nicht beobachten können. Sie wird sich in ihrer Lebensweise wahrscheinlich wenig von denen der verwandten Arten unterscheiden, da in keinem Werk etwas darüber enthalten ist.

Zum Schluß will ich noch einer Beobachtung Erwähnung thun. An einem warmen, sonnigen Morgen, es war der 5. oder 6. Juni, sah ich gleichfalls am Leezener See ein Männchen von Agr. najas in Copula mit einem Weibchen des Agr. minium und bald darauf noch eine versuchte Copula zwischen diesen beiden sich offenbar nahestehenden Arten. Meine Ausschau nach einer hybriden Form war indessen resultatlos. Herr Dr. Ris in Rheinau, dem ich diese Beobachtung mitteilte, schrieb mir, ihm seien Libellen-Hybriden nicht bekannt, er selbst habe auch noch keine Copula beobachtet, doch habe René Martin solche in Anzahl gesehen und zwar aus verschiedenen Gruppen, jedoch keinen Bastard entdeckt.

Das bisherige negative Resultat der Beobachtung schließt selbstverständlich das Vorkommen von Libellen-Hybriden nicht aus; im Gegenteil halte ich es bei der nahen Verwandtschaft vieler Arten für sehr wahrscheinlich. Den Freunden der Entomologie wäre demnach zu empfehlen, einmal ein Auge darauf zu haben.

Möchten diese Zeilen recht viele Naturfreunde, insbesondere Entomologen veranlassen, den Odonaten oder Libellen, dieser bisher vernachlässigten, aber nichtsdestoweniger interessanten Gruppe der Insekten ihr Interesse zuzuwenden, so wäre ihr Zweck erreicht, und der Erforschung der einheimischen Fauna würde ein guter Dienst geleistet werden.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

18. De gerech Valler.**)

Dar is mal 'n Mann weß, de hett sik 'n Valler[1]) sôken wullt, awer gerech hett 'e wesen schullt.

Nu geit 'e je los.

Ünnerwegens begegent em 'n Mann, de fragt em, wo hê hen will.

Hê will sik 'n Valler sôken, sech' 'e, awer gerech schall 'e wesen.

Do fragt de Mann em, wat hê em denn ne nem'n will to 'n Valler.

Ja, sech' 'e, wer hê denn is.

---

*) In dem Aprilheft des vorigen Jahrgangs habe ich ein kleines Märchen ‚Na Mööru' mitgeteilt. Ich habe mir damals den Kopf darüber zerbrochen, was von diesem ‚Mööru' zu halten sei. Jetzt weiß ich es. Es ist Wöhrden gemeint, ein Name, den die Wöhrdener selbst ungefähr wie ‚Wäuern' sprechen, der aber in unserer Gegend — abgesehen von dem Anfangskonsonanten — ebenso ausgesprochen wird wie ‚Mööru,' nämlich ‚Wüad'n.' An Wöhrden gedacht habe ich schon lange, doch fehlte mir bis dahin für meine Vermutung die Bestätigung. Die habe ich jetzt gefunden. Ein junger Wöhrdener erzählte mir kürzlich, er sei früher von einem jetzt etwa achtzigjährigen Meldorfer mit dieser Geschichte gelegentlich geuzt worden.

**) Abgedruckt aus der ‚Deutschen Welt' Nr. 25. 1899. Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 44 ‚Der Gevatter Tod' und Bechsteins Märchen ‚Gevatter Tod.'

Hê is uns' Herrgott, sech' 'e.

Nę, sech' 'e, em will 'e ne hebb'n. Hê is ne gerech. Den ên'n gifft hê Land un Sand, un den annern gifft hê 'n Staff [2]) in 'e Hand.

Nu geit he je wider.

As hê 'n lütt Flach bet tô is, do kümmt weller ên gegen em an. De fraggt em uk, wo hê hen will.

Ja, sech' 'e, hê will sik 'n Valler sôken, ąwer gerech mutt 'e węsen.

Do fraggt de Mann em, wat hê em denn ne nęm'n will.

Ja, wer hê denn is.

Hê 's de Dot, sech' 'e.

Ja, sech' 'e, em will he nęm'n, hê is gerech, hê geit grą' dǫr, hê nimm't rik un arm, un junk un old.

Nu geit he je wa' trüch mit den Dot, un do secht he to em, hê schall em doch mal segg'n, wo dat tôggn deit, dat wilk [3]) Minschen so frö dot bliv't un wilk so old ward.

Ja, secht de Dot, de Minschen, de hebbt all 'n Lamp, dąr is Öl in. Wilk hebbt man weni in, un wilk vęl. Un wo man weni in is, de bliv't junk dot, un wo vęl in is, de ward old.

Do fraggt hê em, wo dat denn tôgeit, dat wilk so butz [4]) dot bliv't, un wilk sik êrs noch so lang' quäl'n mǫt.

Ja, sech' 'e, dat mutt he sik uk so vǫrstell'n as mit 'n Lamp. Menni Mąl geit se, wenn dat Öl all' is, so butz ut, un menni Mąl quält se sik noch lang', denn glumm't [5]) dat noch so ną.

Do bidd't hê den Dot, hê schall em doch mal segg'n, wovęl as hê noch in hett.

Ja, sech' 'e, hê hett man 'n lütt bęten mêr in.

Do bidd't he em, hê schall dąr doch noch 'n bęten tô in gêten in sin.

Nę, secht de Dot, dat kann he je ne. Denn wêr hê je ne gerech. —

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) Gevatter. ‚Vadder' (Vater) und ‚Valler' wird in der Aussprache deutlich unterschieden. [2]) Gemeint ist der sog. ‚weiße Stock,' mit dem der bankerott Gewordene seinen Besitz verläßt. [3]) welche, einige. [4]) Interjektion: plötzlich. [5]) glimmt.

19. Na Neestadt.

As ik noch so 'n ol lütt Dêrn [37]) wêr, so vun 'n Jąrer tein, do wêr ik mal mit min'n Vadder hen na Nêstadt fǫrt.

Min Vadder harr in 'e Stadt wat to dôn, un wilt [1]) hê dat afmąken de', schull ik so lang' int Wêrtshus blib'n.

Awer as hê wech wêr, do güng' ik uk to Strąt un wull mi de Stadt mal ansên.

Do verbister [2]) ik.

Toletz fünn' ik wa' hen na 't Wêrtshus, ąwer as ik dąr ankǒm, [3]) do wêr min Vadder al wech fǫrt, [4]) hen to Hus, un ik sêt [5]) alleen in Nêstadt.

Nu güng' ik je ną.

As ik in dat êrs Dörp kǒm, do wörr dat al so 'n bęten schummeri. Do güng' ik na 'n Hus rin un wull mal na 'n Wech fragen.

Do stünn' dar 'n Fru in 'e Kǫk bi 't Bodderfatt. De sę, [6]) ik schull man 'n Ogenblick bi 't Bodderfatt stąn gąn, se wull sik gau 'n Emmer Wąter hąl'n. In 'n Dörp wêr so 'n ol grot Sǫg, [7]) sę se, de kǒm [8]) ümmer un störr [9]) dat Bodderfatt üm.

As ik dąr nu bi dat Bodderfatt stünn', do wörr ik achter 't Finster so 'n groten Wesselbęrbôm wąr, mit rech so 'n schön swart Wesselbęrn.[10])

Do dach ik, ik kunn mi je gau 'n Handvull afplücken; in dê Tit wörr[11]) de ol Sǫ̈g je ne kam'n. Awer as ik wa' rin kôm na Kǫ̈k, do wêr se dąr doch al weß, de Sǫ̈g, un harr dat Bodderfatt ümstött.[38])

Nu müß ik je man mąken, dat ik wech kôm.

Ik lôp[12]) to Holt un stêg to Bôm; dąr wull ik de Nach ǫ̈wer in besittęn blib'n.[13])

As dat nu düster wêr, do kôm'n dąr 'n Schôv'[14]) Spitzbôv' an, de setten sik grą' ünner den Bôm hen, wo ik in sêt, un wull'n sik dąr wat ęten kąken. Se bödd'n[15]) sik Für an, un vun dat Für un den Rok wörr dat je hell' in'n Bôm, un do sêgen[16]) se mi dąr sitten. Un do krêgen se mi dąr rut un stêken[17]) mi in 'n lerdi[18]) Bêrtunn'.

As se wat ęten hadd'n, do güng'n se wech un lôten mi dąr in de Bêrtunn' sitten. Un ik sêt[19]) de ganz Nach ǫ̈wer in de Bêrtunn'.

Annern Morgen, as dat al hell' wêr, do kôm dąr 'n Voß an, de bǫ̈r[20]) den[21]) Bên ünnerhöch[22]) un wull an de Tunn' wątern.

Do grêp[23]) ik gau mit de Hand dör 't Spundlock un krêg den Voß bi 'n Stêrt fąt.

De ol Voß, de verfêr[24]) sik je un wull utnei'n.[25]) Awer ik lôt[26]) je ne los, un do fęg hê je mit de ol Tunn' af.

Ik hôl[27]) ümmer stramm wiß[28]) un rôp[29]) ümmerlos: ‚Attę[30]) de Voß,[39]) attę de Voß!'

Un de ol Voß, de wüß je ne, wat dar los wêr, de lôp[31]) un lôp, bargup un bargdal, ǫ̈wer Knick un Tun.

Toletz do flôg[32]) de ol Tunn' gegen 'n Bôm an un flôg in Gniddern un Fliddern.[33])

Do krôp[34]) ik rut. Un do kladder[35]) ik na 'n Wall' rup un wull mal sên, wo ik wêr.

Do wêr ik grą' up de sülwi[36]) Koppel, wo min Vadder to plôgen wêr. —

Nach Frau Schlör geb. Harms in Griebel.

Die kleine Nichte Bertha Harms: ‚Gott, Tante, wo du di wul êmal äng'st heß in de Bêrtunn'!'

Anmerkungen: [1]) während. [2]) verirrte mich. [3]) ankam. [4]) gefahren. [5]) saß. [6]) sagte. [7]) Sau. [8]) käme. [9]) stieße. [10]) eine Kirschenart. [11]) würde. [12]) lief. [13]) besitzen bleiben, d. h. sitzen bleiben. [14]) Schar. [15]) zündeten an, inf. anbööten. [16]) sahen. [17]) steckten. [18]) leer. [19]) saß. [20]) hob [21]) ‚Been' ist männlich. [22]) entstellt aus ‚in 'e Höch': in die Höhe. Andere Lesart: ‚de reet den Schinken ünnerhöch.' Gleichbedeutend mit ‚ünnerhöch' ist ‚in Enn'.' [23]) griff. [24]) erschrak. [25]) ausnähen, d. h. ausreißen. [26]) Nebenform zu ‚leet': ließ. [27]) hielt. [28]) gewiß, fest. [29]) rief. [30]) der übliche Ruf der Treiber bei Fuchsjagden, ohne Zweifel verkürzt aus dem französischen attendez d. h. ‚paßt auf!' [31]) lief. [32]) flog. [33]) kleine Stücke. Andere Lesarten: ‚in gniddern Stücken' und ‚in gnętern Stücken.' [34]) kroch, inf. krupen. [35]) kletterte. [36]) auf derselben. [37]) Andere Lesart: ‚so 'n ol lütten Jung'. [38]) Die Sau, die das Butterfaß umstößt, ein für das Dorfleben der alten Zeit recht bezeichnender Zug, kommt in meinen Märchen öfter vor. [39]) Dieser Ruf kommt auch in meinem Märchen vom Däumling vor.



Nacht auf dem Felde.

In dunkler Nacht schritt ich durchs stille Feld.
Ein Krähenflug stieg auf aus dunklen Tannen;
Die schwarzen Schwingen rauschten durch die Nacht
Und zogen schwer und abendmüd von dannen.

Im Grunde flimmerte ein dunkles Moor;
Ein Irrlicht huschte längs am Wiesensaume,
Im Ried saß eine Elfe, weiß und stumm,
Und winkte mit der Hand, müd wie im Traume.

Ihr bleiches Antlitz wandte sie mir zu,
Auf ihren Wangen zitterten die Thränen,
Und dann vergrub sie tief das müde Haupt
In ihren langen seidengoldnen Strähnen,

Und sank und schwand. — Der Nebel kroch herauf
Und wälzte schwer sich auf die schwarze Erde.....
Ich weiß ein Einst. Und heute sah ich es
Im Felde stehn mit trauriger Gebärde.

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Mitteilungen.

1. In Nr. 1 der „Heimat" 1900 S. 20 oben wird ein Wort „Reband" zu deuten versucht; ich glaube, es handelt sich um ein einfaches „Reep-Band" (Band aus Seil). — 2. In Nr. 4 der „Heimat" 1901 versucht Herr Dr. Gloy in seiner letzten wertvollen Arbeit zur Landesgeschichte eine Deutung des Namens Kerleggehusen (Kellinghusen); ich halte die Ableitung von einem Familiennamen von Kerlegge (S. 74) für völlig ausgeschlossen. Ständige Familiennamen, die zur Bildung von Namen neuer Ortschaften hätten beitragen können, kommen in Schleswig-Holstein meines Wissens erst hundert Jahre später als 1148 vor. Ich möchte lieber an ein Diminutivum Kerkleke (Kirchlein, Capella) denken, dem das Schloß (Husen) seinen Namen verdankt.

Mitgeteilt von P. von Hedemann in Marburg.

2. **Käferlarven im Bienenstock.** Geheimnisvoll und interessant ist die Verwandlung des Maiwurms oder Ölkäfers (Meloe proscarabäus). Das Weibchen legt die Eier gruppenweise in ein selbstgegrabenes Loch und verscharrt es dann so sorgfältig, daß sich die Stelle nicht verrät. Weil es über tausend Eier unterzubringen hat, für Käfer eine äußerst ungewöhnlich hohe Zahl, so muß sich dieser Vorgang sehr oft wiederholen. Nach einigen Wochen schlüpfen die Larven, welche im Verhältnis zur Größe der Käfer ungewöhnlich klein erscheinen, aus den Eiern aus, kriechen auf Blumen und setzen sich hier an die Bienen, die auf der Honigsuche hier sich eine Weile aufhalten. Diese tragen die kleinen Gäste mit in den Stock, wo sie in Zellen schlüpfen, welche mit Eiern versehen sind. Gelangen sie nicht in eine Eierzelle, so müssen sie Hungers sterben, und so kommt es, daß die Bienenwärter sie oft zahlreich tot an dem Boden des Stockes finden. (In dem Bienenstande des Schmiedes Sienknecht zu Schönbek bei Bordesholm beobachtete man in den ersten Tagen des Mai massenhaft diese Plagegeister der Bienen.) Hat aber die Larve eine Eierzelle gefunden, so sättigt sie sich an dem Ei und häutet sich darauf. Dann nährt sie sich von Honig, entwickelt sich 4—5 Wochen hindurch kräftig, häutet sich nun abermals und erscheint als bewegungslose Puppe. Aus der Puppe entsteht nach einiger Zeit wiederum eine Larve — also das dritte Larvenstadium —, und aus dieser entwickelt sich nochmals eine Puppe. Durch das zweite Puppenleben wird endlich die Verwandlung vollendet, und es erscheint nun der Käfer in vollkommenem Zustande. Da die Entwicklung von so vielen Zufällen abhängig ist, kommen von den vielen Eiern nur wenige zur vollen Entfaltung.

Ellerbek. Eckmann.

3. **Nebelkrähe und Hühner.** Im vorigen Frühjahr hatte ich Gelegenheit, bei einem dreisten Raubanfall einer Nebelkrähe und der wackeren Verteidigung der Hühner Zeuge zu sein. Vom Hofplatze hinter unserm Hause schaute ich auf das angrenzende Feld, wo eine Glucke mit ihren 16 Küchlein, die ungefähr 14 Tage alt waren, in einer Entfernung von etwa 20 m allein umherzog. Mit einem Male hörte ich die Henne schreien und sah, wie eine Krähe mit einem Küchlein im Schnabel aufflog und sich alsbald etwa 40 m davon wieder niedersetzte. Die Glucke ließ sofort ihre übrigen Küchlein im Stich und eilte hinter der Krähe her. Kaum hatte unser Hahn, der mit dem andern Federvieh weit davon entfernt war, das Geschrei der Glucke gehört, als er im Verein mit noch einer Henne ebenfalls hinterdrein stürmte und sofort die Krähe mit großer Wut angriff. Um sich zu verteidigen, ließ diese das Küchlein los und hieb ihrerseits kräftig auf den Hahn ein; jedoch blieb dieser, ein kräftiger schwarzer Minorkahahn, alsbald Sieger. Die Krähe erhob sich plötzlich in die Luft, setzte sich aber in geringer Entfernung wieder nieder. Stolz folgte der Hahn den beiden Hennen, die mit dem unversehrten Küchlein schon eine kleine Strecke weggelaufen waren. Da stürzte sich die Krähe noch einmal dazwischen und hatte das Küchlein wieder

im Schnabel. Aber der Hahn fuhr wieder darauf los und entriß der Krähe zum zweiten Male die Beute. Mittlerweile war ich auf dem Kampfplatz angekommen und brachte das Küchlein in Sicherheit. Die interessante Scene spielte sich sehr schnell ab und war mit großem Geschrei verbunden. Die übrigen, während des Kampfes verwaisten Küchlein hatten sich sämtlich unter einen Busch versteckt. Die Aufregung des Hahnes dauerte noch ein paar Stunden nach dem Kampfe an.

Schmedeswurth, den 20. April 1901. Herm. Meyer.

4. **Fleischverdauende Pflanzen.** Eine interessante Beobachtung machte ich im vorigen Spätsommer in einem Moorsumpf bei Plön. Hier stehen in der Gesellschaft des rundblättrigen Sonnentaus (Drosera rotundifolia L.) mehrere Exemplare der schmalblättrigen Art (D. anglica Huds.) Leichen und Skelette von Fliegen und Mücken fand ich fast in jedem Blatte der ersteren Art, oft in größerer Zahl, doch nie in den Blättern der letzteren. Dagegen entdeckte ich in einem Blatte der D. anglica eine Libellula in halbverwestem Zustande. Das Blatt hatte sich der Länge nach zusammengefaltet, den langen Hinterleib des Tieres umklammernd, so daß Kopf und Brust frei waren. Sollte etwa, was die Blattform vermuten läßt, diese Sonnentau-Art nur auf Libellen angewiesen sein? Wer hat ähnliche Beobachtungen gemacht?

Plön. Rohweder.

5. **Der Star.** Starkästen kannten wir in den vierziger Jahren in Angeln fast garnicht. Die Stare waren damals seltene Vögel. Ich habe in meiner ganzen Schulzeit nur ein Starnest gesehen, das sich alljährlich in einer hohlen Linde beim Pastorat befand. Erst in den fünfziger Jahren kamen die Nistkästen auf, und damit trat eine rasche Vermehrung dieser Vögel ein. Wie viele Tausende von Kästchen trifft man jetzt in Stadt und Dorf, und welche Scharen von „Sprehen" zeigen sich überall!

Flensburg. J. J. Callsen.

6. **Aberglaube.** In den zwanziger und dreißiger Jahren gab es noch gewisse Leute, welche mittels eines geerbten Schlüssels und allerlei Zeremonien einen Dieb ausfindig machen konnten oder solchem mit Hülfe eines bestimmten Nagels „ein Auge auszuschlagen" imstande waren. Aus Furcht vor solcher heimlichen Strafe kam es vor, daß nächtlicherweise ein Dieb die gestohlenen Sachen wiederbrachte. — In den dreißiger Jahren habe ich noch eine alte Frau gekannt, die nach allgemeinem Volksurteil eine Hexe sein sollte. Sie ritt ganz bestimmt alljährlich auf einem Besenstiel auf den Blocksberg zum Hexentanz. Man hatte sie zum Schornstein hinaus- und wieder hineinreiten sehen. Sie überschritt keinen Besenstiel, hieß es, und als sie einmal während des Dreschens in die große Diele unsers sächsischen Hauses trat, warf schnell der Knecht, als er sie in der Ferne kommen sah, einen Besenstiel quer vor den Eingang. Sie beachtete ihn nicht, ging ungeniert darüber weg, wie ich als Knabe aufmerksam beobachtete; trotzdem behauptete der Knecht steif und fest, sie wäre um den Besenstiel herumgegangen. Die alte Frau kam oft zu uns; sie hatte nichts Auffallendes an sich, im Gegenteil war sie uns Kindern sehr lieb. Sie hat meistens ihr Brot in unserm Backofen gebacken, zeichnete dasselbe durch einen mit mehreren Kreuzen versehenen Holzstempel, was von andern als Hexenzeichen gedeutet wurde. Sie hat uns aber nie verhext. — Damals gab es auch noch Unterirdische, welche mit Vorliebe die kleinen Kinder gegen ihre auswechselten, weshalb die alten Frauen den jungen Wöchnerinnen den Rat gaben, dem Neugebornen eine Nadel versteckt in der Kleidung anzubringen. — In den vierziger Jahren wurden noch Personen bezeichnet, welche Leute zu „binden" (festzubannen) imstande wären, und wir Kinder gingen mit geheimem Grauen an diesen Personen oder deren Wohnung vorüber. — Andere Personen konnten damals — und noch viel später — an dem brennenden Haarbüschel einer Kuh die Krankheit derselben erkennen und das Mittel dagegen geben, auch, wenn keine Butter aus der Milch zu erlangen war, solches sofort durch geheime Mittel möglich machen. — In den vierziger Jahren glaubte jemand neben einem Hünengrabe Unterirdische gesehen zu haben, die aber schnell wieder im Berge verschwunden waren. Das Gerücht lief von Dorf zu Dorf, und allsonntäglich fanden ganze Wallfahrten dahin statt, ja, einmal zog gar eine ganze Schule — unter Anführung einer Frau — dahin, doch hat keiner etwas gesehen. Schließlich gruben einige Jäger dort einen Dachs aus, und nun waren die Unterirdischen — verschwunden.

Flensburg. J. J. Callsen.

7. **Schlittenfahren.** Zum Artikel: „Beim Schlittenfahren," vergl. „Heimat" 1898, S. 244 und 1899, S. 28. — In Anlaß eines im „Flensb. Annoncenbl." vom 6. Februar veröffentlichten plattdeutschen Gedichtes, welches eine Danksagung an die Polizeibehörde für Freigabe einer Straße zum Schlittenrutschen enthält und mit den Worten schließt: „Seira Aue u. a. Lys!" bringt „Flensb. Avis" vom 10. und 12. Februar Korrespondenzen, welche sich mit der Erklärung dieses, wie es heißt, einem Deutschen unverständlichen und wohl auch vom Verfasser des Gedichtes nicht verstandenen Ausdrucks befassen. Ich erlaube

mir, darüber Folgendes zu bemerken: Nach Callsen („Heimat" 1898, S. 244) wäre der Ausdruck entweder dänischen Ursprungs (Seira! = Seil ad! = Segel los! oder = Jeg seier an! = Ich sage an!) oder ein französisches Wort. „Udepalys!" = Ud ad Lys! (dän.) = Aus dem Licht! „Aue" wird nicht angeführt. — Nach Molsen („Heimat" 1899, S. 28) aber wäre der Ausdruck Seira! (auch Seiror, Heira, Heiror!) deutschen Ursprungs und = Sei dor! = Sie da! Hei dor! = He da! = Er da! Es wird dabei auf die Hamburger Aussprache verwiesen; ähnlich sei „Waarschu!" (so riefen die Apenrader Jungen) = Wohrt ju!" Eine Erklärung des „Aue" bringt Molsen nicht. Interessant ist darum nun die vollständige Wiedergabe des Ausrufs in den Flensburger Blättern: „Seira Aue u. a. Lys!" und die dänische Erklärung: Seira = Seier æ = Sage ich; Aue = August; u a Lys = ud af e Lys! Aus dem Licht! (Weg!) Also: „August, sag' ich, aus dem Wege!" August soll dann ein Knabe gewesen sein, der den anderen wegen seiner Langsamkeit im Wege war und daher mit einem nachdrücklichen: Seir a = Sag' ich! gewarnt wurde. Aus zwei Gründen ist aber die Richtigkeit dieser Erklärung zu bezweifeln, einmal wegen des Seir a; die Flensburger Dänen sagen nicht a, sondern æ = ich; und sodann wegen der Wortstellung „Seira Aue!; es würde gerufen werden: „Aue! seir æ!" Eben wegen der Wortstellung wird auch von „Flensb. Avis" die Möglichkeit französischen Ursprungs (vergl. Callsen) zugegeben und zwar Seira = Ça ira! Nach meiner Auffassung ist der Ausdruck noch nicht genügend erklärt; die Deutung Aue = August halte ich für verfehlt, schon der Wortstellung wegen. Ich glaube, die Callsensche Erklärung des französischen Ursprungs ist die richtigste; dann wäre Seira = Ça ira! Gebrauchen wir doch ähnlich das französische Allons! (Zu vergleichen wäre das Ça-ça im Studentenlied Ça, Ça — Geschmauset! laßt uns nicht — — usw.!) Aue! aber möchte m. E. eine Verstümmelung des dänischen A (e) vej! = Aus dem Wege! sein; v = u; im Plättdänischen wird w mit einem breiten u-Anlaut ausgesprochen. — Udepalys! ist natürlich das dänische ud a(f) e Lys! = Aus dem Licht! Daß hier „ud" steht, während es bei a wej! fehlt, ist dem Kenner des Plattdänischen nicht auffallend. Demnach enthält der Ausdruck einen dreifachen Ausruf: Seira = Ça ira! (= allons!) = Vorwärts! Aue = A (e) wej! = Aus dem Wege! U (dep) a lys! = ud af (e) Lys! = Aus dem Licht!

Osterlinnet. P. Asmussen.

8. Zum Artikel: **Soldatenlieder, „Heimat" Nr. 3 S. 59. Nr. 4: Die ersten drei.**

Ernsthaft im Leben,
Heiter im Kampfe,
Standst du im dichten
Pulverdampfe
Immer als leuchtendes
Vorbild voran.

So bis zum Sterben
Hast du gestritten,
Lautlos den schönsten
Tod erlitten,
Bist glorreich gestorben
Bei rühmlicher That.

Trittau. Mitgeteilt von Pastor Jessen.

9. **Was sich das Volk erzählt.** Freund Klapperstorch schreitet gravitätisch über die Wiese, als ihm ein Frosch ins Gehege kommt. Herablassend freundlich redet er den Todeskandidaten an: „God'n Abend, Abendsblank!" „God'n Abend, Herr König von Engeland! Gistern Abend begegn mi de ol Mullwurf, de ol Pullwurf, de ol Kiek ut Lock, de segg to mi ‚God'n Abend, Brettfod!' Wat mi dat verdrot, dat kann ik keen Minschen segg'n!" — Da hatte der Storch den mitteilungsbedürftigen Frosch aber schon im Schnabel.

(Aus der Propstei.) Karl Radunz in Kiel.



Bücherschau.

Die Provinz Schleswig-Holstein, bearbeitet von Johannes Schmarje, Rektor in Altona. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. Preis 1,20 ℳ. — Dieses Buch ist das fünfte Heft eines größeren Werkes, welches unter dem Titel „Landeskunde Preußens" von einer Reihe bewährter Lehrer ausgearbeitet ist und von dem Seminarlehrer Beuermann in Hannover herausgegeben wird. Die Verfasser haben zunächst für die Oberstufe der Schule ihre Bücher bestimmt, um der Heimatkunde, die bis jetzt als bloße Vorstufe des erdkundlichen Unterrichts diente, eine wichtigere Stellung im Abschluß der Schulbildung zu geben. Inwieweit dieses Bestreben berechtigt ist, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern. — Es ist Schmarje gelungen, mehr als ein Schulbuch zu schreiben; seine Schrift ist nach meinem Urteil ein rechtes Hausbuch geworden, das für den Familientisch empfohlen werden darf. Wer im Hause ernste Lektüre nicht verschmäht, der wird es mit Interesse und mit Nutzen lesen. — In welcher Richtung die Verfasser gearbeitet haben, bestimmt der Satz aus dem Vorwort: „Die Landeskunde Preußens zeichnet das Landschafts- und Kulturbild des Heimatlandes nicht nur beschreibend: sie versucht vielmehr im Geiste

der neuzeitlichen Erdkunde das Werden des Heimatlandes zu zeigen; dabei sucht sie überall auch die Abhängigkeit des Bewohners und seiner Kulturarbeit von diesem Boden und von den übrigen natürlichen Verhältnissen zu beleuchten." Was hier versprochen wird, das leistet Schwarzes Buch in vorzüglichem Maße. Fast alle wichtigen Fragen, die unser Land betreffen, werden berührt; in gründlicher und doch interessanter Weise werden die Eigentümlichkeiten unseres Landes erklärt. Bei dem eigenartigen Gange der Darstellung merkt man nirgends die Trockenheit, die einer Beschreibung so leicht anhaftet, überall spürt man das Werden und Leben und erfährt, wie die Lebensäußerungen vom Boden und von den Naturverhältnissen abhängig sind. Die Grundlage bilden die Landschaften unseres Landes; sie sind gleichsam die Einheiten, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist. Als solche Landschaftsbilder zeichnet Schwarze Ostholstein, Ostschleswig, Nordschleswig, die Heidegegend des nördlichen und mittleren Schleswig, die Moore, den mittleren Landstrich Holsteins, den Sachsenwald, das Elbufer Holsteins, die Elbmarschen, die Seemarschen Holsteins, die Westküste Schleswigs, die Watten, die Halligen, die Nordsee-Inseln. Eine sehr eingehende und klare Darstellung hat die Urzeit des Landes erfahren. Das Kapitel von den Bewohnern des Landes behandelt die Besiedelung des Bodens, den gegenwärtigen Stand der Bevölkerung, die Erwerbsquellen und Beschäftigung der Bewohner, die Verkehrswege (die alten Heerstraßen, die Chausseeen und Eisenbahnen, den alten Eiderkanal, den Kaiser Wilhelm-Kanal, den Elb-Trave-Kanal), das Volkstum und die Eigenart der Bewohner. Was sonst ausführlich in der politischen Geographie beschrieben wird, das teilt der Verfasser in Kürze in dem Abschnitt „Verwaltung des Landes" mit. 22 Bilder dienen zur Veranschaulichung und Belebung des gebotenen Stoffes; besonders lehrreich sind die Zeichnungen, welche die Wasserscheide Schleswig-Holsteins mit ihren wichtigsten Seitenarmen und die Bodenverhältnisse darstellen. — Überall merkt man, daß der Verfasser die Ergebnisse der heimatlichen Forschung der letzten Jahre berücksichtigt hat und mit vorsichtiger Hand sie in populärer Weise zu verwenden versteht. In ausgiebigem Maße ist der Bedeutung der Ortsnamen Rechnung getragen. Ob alle Erklärungen richtig, wage ich nicht zu entscheiden; man wird sie gelten lassen müssen, bis bessere gefunden sind. Der Ausgabe A ist eine kleine Handkarte von Harms beigelegt; Ausgabe B wird ohne diese Karte abgegeben. Für eine neue Auflage lenke ich den Blick des Verfassers auf den Druckfehler auf Seite 50, wo Hohheide statt Flohheide steht, und auf S. 120: „zu den bekanntesten Schlangen hier zu Lande gehört die nützliche Ringelnatter, seltener sieht man die Blindschleiche." Es liegt hier die falsche Schlußfolgerung nahe, als gehöre die Blindschleiche zu den Schlangen.

Ellerbek. Eckmann.

Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. Spanier. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Dr. Spanier, der durch sein Buch über künstlerischen Bilderschmuck in der Schule geistvoll und warmherzig eingetreten ist in die Bewegung, die durch künstlerische Jugenderziehung Licht und Freude auch in die Hütten tragen will, giebt uns in dem vorliegenden Werk ein prächtiges Buch, das ihm den Dank aller Freunde Falkes — und derer sind viele — eintragen wird, ganz besonders, weil er ihnen dadurch ein so billiges Werbemittel für den Dichter gegeben hat. Das *in einem reizenden blauen Umschlag, geziert mit einem stilisierten Springbrunnen,* gebundene Buch bietet zuerst ein feinsinniges Essay. Knapp, klar spricht Spanier über die moderne Lyrik im allgemeinen und geht dann zur Würdigung Falkes über, der „in der ersten Reihe der modernen Lyriker steht, die lebendige Gedichte schaffen, Gedichte von starker und eigener Seelenart." „Falkes Empfindung ist von einer Innigkeit, die in dieser Stärke in der modernen Lyrik wohl einzig ist. Es ist da eine volle Hingabe, ein Verzichten auf alles Scheinwesen; alles Äußerliche versinkt, in tiefen Atemzügen offenbart sich die Seele." — Feinfühlig ist Spanier den Spuren des Dichters nachgegangen. Mit liebender Hand deckt er alle Schönheiten der Falkeschen Lyrik auf, wird auch, was mir besondere Freude bereitet, dem herrlichen Humor des Dichters gerecht. Wer je Gedichte wie „Lebensläufe," „Ich hatt' einmal," „Vorbeimarsch" u. a. gelesen hat, der wird den Humoristen Falke nie vergessen. Den letzten Teil des Buches füllt eine im Verein mit dem Dichter und einigen seiner Freunde besorgte Auswahl der nach Meinung der Zusammensteller besten Gedichte. Daß sie gut sind, ist selbstverständlich, daß ich keines davon aus dem Buche ausgeschieden wissen möchte, ebenfalls, wie es auch ebenso selbstverständlich ist, daß ich gern noch manch anderes Gedicht in dem Buch gesehen hätte. — Zum Schluß weise ich nochmals auf die einzelnen Gedichtbände von Falke hin: „Tanz und Andacht," „Mit dem Leben," „Neue Fahrt," „Mynherr der Tod." Wem aber diese einzelnen Werke zu teuer sind, der säume nicht, diese von Dr. Spanier feinsinnig besorgte Auswahl zu kaufen. Sie ist ein herrliches Geschenkwerk und kostet nur 2,50 M. Auch bemerke ich noch, daß der Verleger, Alfred Jansen in Hamburg, einen von Löwenberg, dem bekannten Lyriker, verfaßten Falke-Prospekt gratis versendet. Ich empfehle ihn sehr.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 7. Juli 1901.

Ein ditmarsischer Bauernhof des 16. Jahrhunderts.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Wie die Bauern unseres Landes in früheren Jahrhunderten lebten, davon kann man sich nach den Mitteilungen gleichzeitiger Schriftsteller und nach den Sammlungen von Altertümern, die wir an verschiedenen Orten unserer Provinz haben, eine ziemlich genaue Vorstellung machen. Am besten unterrichtet über das, was zu dem Besitze eines einzelnen Bauern gehörte, wird man aber durch genaue Inventarien, wie sie zu gewissen Zwecken gemacht wurden. Dies geschah dann, wenn der Fiskus einen bestimmten Teil der Güter zu beanspruchen hatte. In Ditmarschen war dies der Fall nach Einführung des neuen Landrechts von 1567, wenn jemand einen Totschlag begangen hatte; alsdann hatte der Staat Anspruch auf die Hälfte der Güter des Totschlägers; die Güter wurden daher „wardirt," aufgezeichnet und eingeschätzt. Die Listen der „wardirten" Güter gestatten uns einen guten Einblick in die Verhältnisse der Bauernhöfe. Die Bauern Ditmarschens galten zur Zeit der Eroberung des Landes für besonders wohlhabend, und ihr Reichtum lockte vor allem die benachbarten Fürsten zu den Versuchen, sich des Landes zu bemächtigen; daher wird es, denk' ich, für manche Leser interessant sein, nach einem solchen Inventarium einen Gang durch einen ditmarsischen Marschhof zu machen.

Hinricks Carstens Hinrick zu Wesselburen hat bald nach Einführung des neuen ditmarsischen Landrechts Claus Vagedes Claus vpm Wehren (Dorf Wehren im Kirchspiel Wesselburen) entleibt; weshalb, wissen wir nicht, wahrscheinlich in gehobener Stimmung bei einer Schlägerei, die nicht selten zu Totschlag führte, da man mit der Waffe leicht zur Hand war. Sein Vater Hinricks Carsten war vor dem Totschlag bereits verstorben, dessen Erbe aber noch nicht zwischen ihm und seiner Schwester geteilt, sondern noch im Besitze der Witwe. So wird außer dem eigenen Hofe des Totschlägers auch der Hof des Vaters „wardirt." [1])

[1]) Aus dem Kopenhagener Archiv von Michelsen veröffentlicht in der Sammlung altditmarsischer Rechtsquellen (1842), S 309 ff.

Es ist ein stattlicher Marschhof, den Hinricks Carsten besessen hat, 55 Morgen 6 Scheffel 7½ Ruten groß, etwa 73 ha; nach heutigen Preisen mag ein solcher Hof einen Wert von etwa 180—200 000 M. haben. Verpfändet sind dem Bauern außerdem noch 19 Scheffel gewesen; von dem gesamten Besitz hat er aber bei Lebzeiten seinem Sohne Hinrick bereits 13 Morgen 10 Scheffel zuschreiben lassen; von dem Rest hat der Vater nur 14 Morgen, meistens Wiese und Weide, für eigene Benutzung behalten, den Rest, reichlich 28 Morgen, vermietet, wofür er 192 Tonnen 2 Scheffel 1 Spint Gerste als Miete erhält, etwa 500—600 M. an Wert, wenn wir den Durchschnittspreis der Gerste für jene Zeit auf etwa 3 M. rechnen. Man sieht, der jedenfalls schon bejahrte Hinricks Carsten hat es sich in seinem Alter bequemer gemacht.

Auch Kapitalien besaß Hinricks Carsten, wie man aus seinen Wirtschaftsbüchern entnehmen konnte, 2000 Mk. (1 Mk. = 1,20 M.) Hypotheken, 525 Mk. in „besiegelten Briefen," 584 Mk. in „Handschriften," 47 Mk. bar Geld; noch ausstehendes Geld, wohl für verkauftes Vieh u. dergl., 1550 Mk., außerhalb des Kirchspiels 77 Mk. Das Gesamtvermögen in Kapitalien beträgt demnach 4783 Mk.

Der größte Reichtum Hinricks Carstens ist sein Vieh, da wir ja wissen, daß er vor allem Grasland in seinem Betriebe hat. Er besitzt 7 Milchkühe, 3 Stück Jungvieh (d. h. Quien oder Starken) im Alter von 2 Jahren, 5 alte Schweine, 6 junge ½ Jahr alte, 4 Baupferde, nämlich 3 Stuten und 1 Wallach, 2 drittehalbjährige Ochsen.

Seine Gebäude umfassen Haus und Stall; dazu kommt noch eine Windmühle, jedenfalls eine kleine Bockmühle. — Auch Seehandel treibt er: er hat ein Viertel in dem Schiffe eines Meseken Böyge. Die Schifffahrt war bis in die Mitte unseres Jahrhunderts bei dem Mangel an wegsamen Landstraßen für die Marschen von sehr hohem Werte; das Korn mußte auf dem Seewege fortgeschafft werden, und zur Herbstzeit beförderten ganze Wagenreihen den Erntesegen nach den Häfen. Für einen Landmann war es daher von großer Wichtigkeit, sicher ein Schiff zur Verfügung zu haben, und aus diesem Grunde hat Hinricks Carsten seinen „Part" an dem Schiffe.

Gehen wir ins Haus. In der „Dornse," der Wohnstube, finden wir die Wände mit Zinngefäßen und Krügen reich geschmückt: 9 zinnerne Fässer, 5 zinnerne Kannen, 3 Steinkrüge, 9 kleine Bowlen werden aufgezählt, ferner 2 Quartiere (1 Qu. = ½ Kanne), 1 „Kunthor" (wie es die älteren Leser jedenfalls noch aus ihrer Jugend kennen), 1 Butterkanne. Die Sitzbänke sind mit Pfühlen und Kissen verziert: 2 Bankpfühlen mit Stickerei und Decken, 6 Eckkissen („Horneküssen"), 2 weißen Kissen. Stühle giebt es in der Dornse nur 3.

Von der Dornse führt uns das Inventar auf die Diele. Es wird nicht eine Längsdiele gewesen sein wie im sächsischen Bauernhause, sondern

eine Querdiele. Das Haus umfaßte an der Vorderseite 2 Stuben, nämlich die Dornse und den Pesel; parallel damit lagen Diele und Küche, hinter der Diele der Stall. Auf der Diele stehen ein kleiner Tisch und zwei preußische Kisten, d. h. Kisten aus preußischem Holze; die eine Kiste enthält 2 Bund Flachs, einen Beutel mit Garn und 4 Kissenbezüge, die andere die Kleider des Sohnes Hinrick. Auch hier sind die Bänke mit Pfühlen und Decken belegt. Allerlei für den Hausbedarf nötige Gerätschaften sind an der Wand auf Borden aufgestellt: 5 große und 8 kleine Grapen, 2 größere und 6 kleine Kessel, 1 Messingeimer, 1 Feuerbecken, 2 kleinere Becken, 2 Quartiere, 3 „Planken“ (1 Planke = ½ Quartier), 4 Leuchter aus Messing, endlich 1 Nachtgeschirr aus Messing. Mehrere Kleider, Wamse, „Hasen“ (d. h. lange Strümpfe), ein rotes Futterhemd, muß man sich an der Wand hängend denken.

Die Küche kann nach dem, was sich in ihr findet, nicht klein gewesen sein. Sie enthält: 1 Kessel, 1 Rost, 1 eisernen Feuerrost, 1 Holzgestell für Fässer, 15 irdene Gefäße, 7 steinerne (d. h. irdene) Töpfe, 2 große und 2 kleine Grapen, 3 kleine Kessel, 1 eiserne Zange, 1 Stuhl, 1 Kissen, 1 Dreifuß, 2 Kesselhaken, 8 Stück Fleisch, 1 hölzernen Besemer (Schnellwage), 1 alten Speiseschrank, 1 Handgefäß aus Messing, 35 hölzerne Milchsatten, 3 Brotkörbe, 2 Siebe, 1 hölzerne Buttermaschine („Karne“), 2 Garnwinden, 2 hölzerne Leuchter, 2 Hecheln, 1 Spaten, 1 Ledereimer, 2 kleine hölzerne Stühle, 1 hölzerne Flasche, 1 Tonne voll Salz, 1 föhrene Kiste mit 1 Beutel voll Garnknäuel und etlicher grober Leinwand, 1 Bett mit Kopfpfühl, Laken und Decken, 1 Fensterkorb, 1 altes Schwert, 18 Stück Speck und 30 Stücke Rindfleisch.

Die kostbarsten Sachen finden sich im Saale, dem Pesel. 4 große und 8 kleine Zinngefäße, 8 Zinnkannen, 1 Quartier, 5 Planken, 4 Tafelkränze (wahrscheinlich Ringe mit Handhaben zum Auftragen heißer Schüsseln), 2 große messingene Becken, 1 messingenes Feuerfaß, 1 Zinnschale und vier Salzgefäße prangten jedenfalls sämtlich auf Borden an der Wand. Eine Messingkrone und ein großer Spiegel fehlen nicht als Zierat. Von Wohlhabenheit des Besitzers zeugen die 18 Eckkissen und 2 Bankpfühle mit Decken und Stickerei, desgleichen die Silbersachen: 2 große und 4 kleine Becher, 5 Löffel, 1 Schale, 1 Horn und 1 hölzerner „scholcke“ (ein Trinkgefäß), mit Silber beschlagen, im Gewicht von 3½ Pfund Silber. Im Pesel sind auch die Betten der Familie, sicher in Bettschränken: 2 Betten mit Zubehör, 2 Unterbetten, 1 Federdecke, 1 wollene Decke, Laken und Kissen. Außerdem werden als im Pesel befindlich aufgeführt: 1 alte Feuerbüchse, 2 Heiligenbilder, 4 weiße Kissen, 1 hölzerne Fußlade mit etlichen Stücken Leinewand, 1 Schenkschrank mit etlichen hölzernen Trinkgefäßen und hölzernen Tellern, 1 Bettbezug, 1 Bettstickerei, 1 Nähkorb, 1 Beutel mit Garnknäueln, 8 Stücke Leinewand, 4 Kissenbezüge, endlich 14 alte Bücher.

Im Stalle finden sich nur 2 Kufen und 8 Tonnen, auf dem Boden 2 Tonnen Weizen, 3 Tonnen Hafer, 8 Tonnen Gerste.

Von dem ganzen Besitze Hinricks Carstens ist bei der Wardierung abgezogen, was die Witwe eingebracht oder zu fordern hat. Die eingebrachte Geldsumme beträgt 500 Mk., die „Wiederlage," die ihr bei der Erbteilung zukommt, ebenfalls 500 Mk.; geerbt hat sie von anderer Seite 1700 Mk. und 16 Morgen.

Ähnlich wie im Besitze des Vaters sieht es bei dem Sohne aus. Er besitzt reichlich 14 Morgen Marschland; seine Frau hat ihm außer 1000 Mk. Bargeld 18 Morgen eingebracht, die ihr Eigentum bleiben. Der Viehstand umfaßt 4 Milchkühe, 3 Stück Jungvieh 1 Jahr alt, 2 Ochsen, 1 „guste" (nicht tragende) Kuh, 3 alte Schweine, 8 Sommerferkel, 3 Baupferde, 3 junge Kälber. — Der Hausrat ist nicht sehr abweichend von dem des Vaters; es fehlt aber an Silbersachen. Die Küche wird nicht genannt, sie ist von der Diele anscheinend nicht getrennt gewesen. Auf der Diele nennt das Inventar folgende Sachen: 1 föhrene Fußlade, darin 2 Bunde Knäuel von Hedengarn; 1 Sattel mit Zaum und Gurten, 1 Hundekette, 1 Beil mit langem Griffe, 1 Degen, 1 Sieb, 1 hölzernen Wagenstuhl, 1 Kramfaß mit 3 Tonnen Malz, etliche Milchsatten mit Mehl, etliche alte Tonnen, 18 Bretter für eine Planke, jedes 7 Fuß lang und 1½ Fuß breit, vier Bretter von 12 und 1½ Fuß, 1 alten Schrank, 1 alten Tisch, 1 Kanne, 1 Quartier, 1 Handkessel, 1 Rost, 1 Kesselhaken, 1 hölzernes Gestell mit Löffeln, Gefäßen und Tellern, 2 kleine eiserne Dreifüße, 1 kleinen Mörser von Messing, 1 Blasebalg („puster"), 1 eiserne Fleischforke, 1 Nachtgeschirr von Messing, 1 kleinen Grapen, 1 kleinen Kessel, 1 kleine Zinnschale, 1 Salzbehälter aus Zinn, 6 irdene Gefäße, 1 eisernen Bratspieß, 4 alte Grapen, 3 alte Kessel, 1 Feuerbecken, 1 Messingbecken, 2 rote Holzgefäße, 1 langen alten Tisch, 2 alte Tonnen, 3 leere „Vierteile" (= 2 Spint), 1 hölzernen Eimer mit eisernem Beschlage.

In der Dornse finden sich 3 Bücher: eine Bibel, die Tischreden Luthers und ein Buch „schertz und ernst rede."

Von Lebensmitteln besitzt der Sohn folgende Vorräte: 2 Seiten Speck, 7 Stück Ochsenfleisch, 3 Stück Schaffleisch, 2 „schmer" (d. i. Talgboden), 10 Mettwürste, 2 Stieg Schollen, 1 Stieg Wittlinge, 1 Rochen. Das Korn ist noch nicht eingeerntet. Auf dem Boden liegt 1 Tonne Hafer, ½ Tonne Weizen, 1 Scheffel Gerste, ferner 6 Fuder Brennholz. Letzteres ist sicher zur See gekommen, da Hinrick dem Holzschiffer noch 9 Mark schuldig ist.

Betten befinden sich in allen 3 Räumen: im Pesel 2 mit 3 Unterbetten, 2 Federdecken, 2 wollenen Decken, 2 Kopfpfühle mit den Laken, ferner 2 Bankpfühle mit Banklaken; in der Dornse 2 Bankpfühle mit Zubehör, auf der Diele 1 Bett und 1 Bankpfühl mit Zubehör.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Besitz von Hinricks Carsten und Hinricks Carstens Hinrick das Gepräge der Wohlhabenheit zeigt. Mögen

ihre Wohnräume auch nicht so luxuriös wie der Swynsche Pesel in Lehe eingerichtet gewesen sein, für jene Zeit waren sie sicher behaglich; sie beweisen, daß der Wohlstand im 16. Jahrhundert recht erfreulich gewesen ist. Durch den verhältnismäßig kurzen Feldzug von 1559, der übrigens Wesselburen nicht berührte, hat auch der Wohlstand Ditmarschens nicht so sehr gelitten wie durch die Kriege des 17. Jahrhunderts und die hohen Lasten, die besonders Norderditmarschen für die Fürsten zu tragen hatte.



Das Maigrafenfest.

Historischer Beitrag zur schleswig-holsteinischen Pfingstfeier in alten Tagen.

Von **P. J. Lorenzen** in Schleswig.

Von alters her sind um die herrliche Frühlingszeit besondere Pfingstgebräuche beim deutschen Volke im Schwange gewesen, wie alte Chronisten berichten, davon als Überreste aus vergangenen Tagen z. B. der Pfingstochse der Schlachter in verschiedenen Städten, das Pfingstschießen, das Einholen von grünen Maibüschen usw. noch gelten und Kunde geben dürften aus alter und fröhlicher Zeit dem heutigen Geschlechte.

In Schleswig-Holstein hat man vormals, soweit uns bekannt, vornehmlich in fast allen Städten sächsischer Herkunft, ein besonderes Maifest zur Pfingstzeit gefeiert, das sich im Laufe der Zeit zu einem Volksfeste im vollsten Sinne des Wortes ausbildete und Jahrhunderte hindurch eine Rolle in unserm alten Volksleben gespielt hat, bis endlich der Zeitgeist auch über diese Eigentümlichkeit wie über so manche andere unserer Provinz, denen wir ein längeres Dasein hätten wünschen mögen, zur Tagesordnung geschritten ist. Wir meinen damit das vormals so lustig gefeierte Maigrafenfest, unseres Erachtens ein echtes deutsches Volksfest zur Pfingstzeit, an welchem unsere Vorfahren stets eine hohe Freude genossen haben, das jetzt aber dem allgemeinen Gedächtnis bis sogar auf den Namen entschwunden ist und nur in alten Büchern noch beiläufig genannt wird.

Wann eigentlich das vormals so hochgefeierte Maigrafenfest in unserm Volke entstanden ist, weiß wohl niemand mehr genau anzugeben, da unsere alten Chronisten weiter nichts darüber berichten als nur die Thatsache selber. Uralt aber ist das beregte Maifest auf alle Fälle.

Als in alter Zeit und Sitte wurzelnd, haben deshalb einige Chronisten das Maigrafenfest, wie hier erwähnt sein mag, mit dem mosaischen Laubhüttenfest in Verbindung bringen wollen, andere es aus den griechischen und römischen alten Volksspielen unter Aufwand einer erstaunlichen Gelehrsamkeit abgeleitet und noch andere es von Adams und Evas Schürzen im Paradiese hergekommen vermutet, was einstweilen auf sich beruhen bleiben muß. Wir dagegen halten dasselbe, bis wir eines Bessern belehrt werden, für ein dem deutschen Volke ursprünglich angehöriges und unter deutscher Sitte und Gewohnheit ausgebildetes Volksfest, dessen Untergang nicht erfreuen kann, zumal unsere jetzigen Volksfeste nichts Besseres für Geist und Gemüt darbieten dürften, als jenes bereits zu seiner Zeit geleistet hat.

Wenn nämlich der junge Frühling nach kalter Winterszeit seinen linden Hauch durch die deutschen Gaue strömen ließ und endlich den unbestreitbaren Sieg über den „Alten mit dem grauen Barte“ errungen hatte, alsdann scharten sich,

wie berichtet wird,[1]) die alten Germanen Norddeutschlands, unsere Vorfahren, unter den Domgewölben ihrer Eichen- und Buchenwälder zusammen, um den Göttern, insbesondere der Nertha oder Hertha, unserer Nährmutter Erde, ihre dankbare Verehrung und Anhänglichkeit zu bezeugen. Sie schmückten sich alsdann mit frischem, duftigem Grün, wanden Kränze zur Zierde der Gottheit und brachten Dankopfer unter Tanz und sonst üblichem frohem Gelage im Walde. Dies ist der Fall gewesen und allenfalls in etwas veränderter Gestalt fortgesetzt worden, als etwa zur Zeit der Geburt Christi, vom Tanäis oder Donflusse einwandernd, der asiatische Heros Othin oder Wodan den sächsischen und skandinavischen Völkerschaften eine neue Religions- und Weltanschauung aufdrängte und endlich selber nebst seinen vornehmsten Genossen, wie z. B. Thor, Freya usw. als Götter der Welt und der Menschen auf „Midgaard" eine allgemeine Verehrung erlangten. Der Wald war damals auch der liebste Aufenthalt unserer alten Vorfahren. In den Götzenhainen, deren manche jetzt im Lande noch ortsgemäß und namenkundig bekannt sind, standen nicht bloß die Opferaltäre, sondern auch die Götter- und Volksfeste fanden hier statt, wobei Laubputz und Kranzschmuck nicht gefehlt haben werden.

Als eine schätzenswerte und für unser Volksleben erfreuliche Blüte dieser altheidnischen Volkssitte, welche auch von einem großen Gedanken getragen worden ist, entwickelte sich später unter dem herrschenden Banner des Christentums, wenngleich in nicht genau bestimmbarer Zeit, das deutsche Wald- und Maigrafenfest, welches die Kirche selber sich dienstbar zu machen wußte. Die damalige Geistlichkeit verstand es alsbald, das Maifest als weltlichen Abschluß der kirchlichen Pfingstfeier anzufügen, und verlegte dasselbe bestimmt auf den jetzt bei uns abgeschafften dritten Pfingsttag. Um dasselbe ganz in der leitenden Hand zu behalten, feierten die Kirche und ihre Diener es selber mit, demselben dadurch ein religiös-christliches Gepräge aufdrückend; denn wie sich nachweisen läßt,[2]) wurden zu Pfingsten die düsteren Kirchenräume, beziehungsweise die zahlreichen Altäre, mit jungem Waldesgrün und Maibüschen festlich geschmückt als Ausdruck des Dankes für den empfangenen Pfingstsegen. Nachdem alsdann am bezeichneten Tage vom Volke den kirchlichen Pflichten ein Genüge geleistet war, wurden auf öffentlichen Plätzen Pfingstschießen und andere Volksunterhaltungen eingeleitet, welche Lust und Freude im Gefolge hatten, wie es die damalige Gewohnheit erforderte.

Versetzen wir uns jetzt einmal in Gedanken in die Zeit vor etwa 300 bis 400 Jahren zurück. An der Hand alter Skribenten[3]) erfährt man über die Feier des alten Maigrafenfestes als Abschluß der Pfingstfeier in unserer Provinz ungefähr Folgendes, das uns eine heitere Seite des alten Volkslebens in lichten Farben schildert.[4])

In Städten sächsischen Ursprungs, größtenteils auf der waldbekränzten Osthälfte unserer meerumschlungenen Provinz Schleswig-Holstein belegen, zog am Nachmittage des dritten Pfingsttages, nachdem der letzte geistliche Lobgesang an den Altären in den Kirchen voller Maiengrün verklungen und den kirchlichen Pflichten überhaupt genug gethan war, die ganze Bürgerschaft, mit Ausnahme von Schwachen und Kranken, unter Führung eines für den Tag gewählten vornehmen Mannes des Ortes, der Maigraf oder, wie auch geschrieben wird, Maigrawe betitelt wurde und einen hohen Ehrenposten damaliger Zeit einnahm, in den nahen Wald

---

[1]) Vgl. Tacitus, Germania 9. 40 usw. Arnkiel, Heidenreligion usw.

[2]) Vgl. Dr. August Sach, Beschreibung der Stadt Schleswig.

[3]) Ulrich Petersen, Die Stadt Schleswig.

[4]) Über die Umänderung der heidnischen Feste in christliche ist lesenswert Mone, Geschichte des Heidentums usw.

hinaus mit Pfeifen, Trommeln und Trompeten, unter jauchzenden Gesängen und mit flatternden Bannern und fliegenden Fahnen. Man wollte den jungen Mai, der nämlich durch grüne Laubgewinde und blumenreiche Kränze dargestellt wurde, aus dem Gehölze in die Stadt holen, wie es damals hieß, um später damit Häuser, Straßen und Zimmer aufzuputzen. Auch sich selber sowie den Maigrafen zierten die Festteilnehmer mit Laub und Kränzen. Auf der kahlen und waldarmen Westseite unserer Provinz scheint dagegen diese Festlichkeit, soweit nämlich unsere Kunde reicht, entweder garnicht oder doch nur in einem höchst unbedeutenden Grade stattgefunden zu haben, was sich etwa aus dem Waldmangel erklären dürfte, falls nicht schon die Abstammung der Bewohner allein dafür ausreicht. Daß es aber während der Festlichkeit in den betreffenden Ortschaften sehr fröhlich und lustig herging und alt und jung, Kind und Kegel als Festgenossen daran teilnahmen, muß als selbstverständlich erscheinen, wo alles, Kirche, Haus und Hof, im maigrünen Festschmucke paradierte.

In kostbarer Rüstung, mit Harnisch und Helm, Speer, Schwert und Bogen, liest man, erschienen bei diesem Volksfeste zunächst die alten Ritter und ebenbürtige vornehme Leute. Ein Schleswiger Fähnrich der Bürgerwehr damaliger Zeit, obschon er sonst nur ein Schneider gewesen ist, wie geschrieben steht,[1]) trug bei einem Schützenfeste hieselbst einen kostbaren Frack mit goldenen Knöpfen, Posamenten und goldenem Besatze. Seine seidenen Strümpfe allein kosteten 67 Thaler 9 Schilling, die Schuhe waren mit dicker roter Seide bestickt, und der große, prunkende Federhut zeigte sich mit einer breiten Goldtresse hübsch umfaßt. Im Jahre 1609 kostete der Anzug des Fähnrichs die damals erhebliche Summe von 165 Thalern alten Geldes, was zur Illustrierung des Putzes der damaligen vornehmen Welt hier hinzugefügt sein mag. Die Geistlichkeit pflegte im vollen Ornate sich an dem Volksausfluge zu beteiligen, hielt auch gelegentlich Anreden mit resp. Ermahnungen zur Mäßigkeit und Warnungen vor Übertreibung. Bei dem Aufputz der Kirchen, meistens schon am Pfingstabend ausgeführt, fehlte sie niemals, wenn auch einmal aus besonderen Gründen die Beteiligung an der Waldtour unterblieb. Ärmere und gemeine Leute, denen es an Vermögen für die Anschaffung eines besonderen Festkleides mangelte, erschienen mit Hellebarden, Äxten und Beilen bewehrt hinten am Zuge, während die Zünfte der Handwerker den Geistlichen und Rittern folgten und Weiber und Kinder, freie Knechte und Mädchen den Nachtrab ausmachten. Trompetenschall, Trommelschlag und Jubelgetön aller Art erfüllten Stadt, Wald und Flur, bis endlich nach der Heimkehr der Tag mit einem Trinkgelage und einer Tanzbelustigung auf dem Rathause für die höhere und auf dem Hauptmarktplatze für die niedere Bürgerschaft abschloß, um im nächsten Jahre einen gleichen Anfang und Verlauf zu nehmen. Das Volksvergnügen wurde nämlich lokalisiert und währte, bis der kommende Morgen endlich als glückliches Finale die ermüdeten Festgenossen sanft zum Schlafe bettete, wie's damals Brauch war.

Was nun insbesondere die Feier des Maigrafenfestes in der Stadt Schleswig betrifft, so hat man bis jetzt die erste schriftliche Nachricht darüber im Jahre 1471.[2]) Es soll damals der hiesige Magistrat als Festgeschenk ein Quantum gutes Bier gespendet und dadurch eine große „Erquickung" dem ermüdeten Volke geschaffen haben. Fast ein Jahrhundert später wissen aber unsere Geschichtsschreiber erheblich mehr von der Sache und schildern dasselbe Fest als ein echtes Volks- und Bürgerfest den alten Waffen- und Schützenübungen gegenüber, die in der Verteidigung von Stadt und Land gegen anziehende Feinde hauptsächlich ihren

---

[1]) Vgl. Schröder, Geschichte der Stadt Schleswig.
[2]) Vgl. eine alte Kämmereirechnung der Stadt Schleswig von 1471.

Endzweck fanden. „1560. Dingesdages in den pinxten wurd de gröne May" — heißt es — „under vullem gewehre mit freuden ingehalet vun 230 personen, darunder 31 rustninge, 52 haken, 85 hellebarten, fedderspite unde desgliken sik presentirten. Maigrawe was Andreas Sulfgrawe, ratsher. 1561. Dingesdages in den pinxten wurd de May ingehalet mit der ganzen burgerscup rustning unde gewehr. Maygrawe was Thomas Kalundt, borgermester.[1]) 1564. Dingesdages in den pinxten wurd to eneme Maygrawe gekuret Gerd Werdinghausen, borger, de mit rustning unde angestelleder gewehr ok flegender fahne ward ingebracht; ik wet nich, ut wat ursaken he na olden, löfflichen hergebrachten bruk kenen Maykranz, as anfangelich de löfflichen vorfahren, borgemester, ratshern unde borgern ider tit van joren to joren bet hütigen dages gedragen, unde man enen lütten Prutkranz ummegehat, he makede doch de borgerscup ene angeneme zeche unde gastgebot up deme huse, as gewonlick."[2])

Aus diesen Worten bestätigt sich gewiß ein großer Teil unserer voranstehenden Festangaben. Andererseits ergiebt sich daraus, daß schon im Jahre 1564 im Aufputze des Maigrafen sowie in der Wahl seiner Person, die früher auf den Bürgermeister oder einen Ratsherrn gefallen war, ein Wechsel stattgefunden hatte, welcher wegen des „lütten Prutkranzes" dem alten Skribenten nicht gefallen wollte, obgleich er die gegebene Zeche nebst dem Gastgebot auf dem Rathause am Festabend als gewöhnlich und angenehm betont. Die Zeche betraf aber diesmal auch 5 Tonnen Rostocker Bier und sonstigen Stoff nach Bedarf, was immerhin einen gesunden Durst konstatiert. Über das Gastgebot des Tages ist uns freilich nichts Genaues bekannt, so interessant das auch erscheinen möchte. Ein noch bekannter Speisezettel über ein Essen der Honoratioren auf dem Rathause am „Sünte Pedersdage" wird aber wohl aushelfen können und den Beweis liefern, daß man hierorts in alter Zeit die Tischfreuden auch zu schätzen wußte. Die Rechnung in niedersächsischer Sprache lautet besser verständlich in hochdeutscher Sprache, nämlich also:[3]) „Für 5 Tonnen Bier à 9 Schilling, 17 Stäbchen Meth zu 4 Witten, Brot für 10 und Weißbrot für 4 Schilling, 7 Pfund Öl zu 4 Witten, 5 Pfd. Reis zu 2 Schilling, 3 Pfd. Mandeln zu 2 Schilling, 2 Pfd. Rosinen zu 5 Witten, 1 Pfd. Pfeffer zu 8 Schilling, 3 Lot Safran à Pfd. 4 Schilling, Hering für 10 Schilling, Erbsen für 3 Schilling, Klippfisch für 8 Schilling, Hecht und Brassen für 2 Mark 4 Schilling, Salz für 4 Witten, Weizenmehl für 10 Pfennig, Honig für 2 Schilling, Essig für 2 Schilling, Kohl für 16 Schilling, Licht für 2 Schilling und 1 Tonne Hamburger Bier zu 2 Mark."

Über den Verlauf des Maigrafenfestes im 17. Jahrhundert, in welchem es seinen Gipfelpunkt schon überschritten haben dürfte und anderen Sitten und Gewohnheiten bereits neben sich Raum geboten, wird uns[4]) geschrieben, daß besagtes Fest zwischen den Jahren 1630—1640 zwar „kontinuieret, endlich aber durch die Kriegesnöten in Abgang geraten sei, vielleicht daß der grüne May durch die weitläuftige Gesellschaft dem erwählten Maigrafen den grünen Geldbeutel welk gemachet. Das Andenken daran" — heißt es weiter — „ist endlich und zuletzt auf das Stadtvieh vererbet, welches noch 1670 bei der vormaligen großen Hölzung, nördlich von der Stadt Schleswig belegen und voller Weide, alle Jahr am Mai mit einem grünen Kranze von Buchenlaub um den Hals beleget und also gezieret wieder nach Hause getrieben ward, davor der Kuhhirt sein Accidens zu erwarten hatte." Worin diese „Accidens" bestanden, ist nicht gesagt, indes

[1]) Derselbe starb am Pfingsttage 1578. Vgl. Schröder S. 260.
[2]) Vgl. Dr. Sach S. 167 in seiner Beschreibung von Schleswig.
[3]) Vgl. Schröder, Beschreibung der Stadt Schleswig.
[4]) Vgl. Ulrich Petersen, auch Dr. A. Sach.

geben alte Stadtrechnungen aus dieser Zeit wiederholt davon Nachricht, daß dem Kuhhirten der Gemeinde ein Paar Schuhe als besondere Verehrung für geleistete Dienste außer seiner Gage, bestehend aus 3 heytschepel droget Rogge, den schepel to V ß, und gegen den winter 1 ß godespenning unde 1 ß to beer, gegeben worden sind.

Aus vorstehenden Angaben geht inzwischen hervor, daß das alte, lustige Maigrafenfest in Schleswig seit dem Jahre 1640 außer Kurs geraten ist, um endlich ganz zu verfallen. Als Überrest der alten Sitte zeigte sich indes noch im 18. Jahrhundert die Gewohnheit, die Domkirche am Pfingstabend mit grünen Maibüschen hübsch auszuputzen, was jetzt auch nicht mehr stattfindet. Es befand sich vor Zeiten im benachbarten Dorfe Berend eine Hufenstelle, welche dem Domkapitel unterlag, und deren Inhaber alljährlich zu Pfingsten dem Kirchenverwalter die benötigten Maibüsche nach Bedarf und ganz frisch liefern mußte bei entsprechender „Pön," wie ausdrücklich stipuliert war. Der übliche Pfingstochse unserer Schlachter, welcher gelegentlich geschmückt und bekränzt unsere Stadtgasse durchwandern muß, mag als letzter Rest des alten Maienfestes gelten für unsere Stadt. Gewiß wäre es interessant, aus anderen schleswig-holsteinischen Städten Kunde zu haben von dem Vorkommen und von der Ausführung des vormaligen Maigrafenfestes; leider aber sind wir bei unserm beschränkten litterarischen Material nicht in der Lage gewesen, unserm Wunsche genügen zu können.[1])

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging das alte Maigrafenfest endlich völlig zu Grunde. Nach vorhergehenden, uns jedoch unbekannten Spezialverfügungen für verschiedene Ortschaften erschien im Jahre 1750 für Schleswig-Holstein ein Machtgebot des Landesherrn, die Kirchen am Pfingstabende nicht mehr wie bisher mit Maibüschen zu schmücken, dem sich 1764 und zuletzt, unseres Wissens, im Jahre 1784 weitere und einschärfende Verbote anschlossen und der Sache ein Ende machten.[2]) Als Veranlassung zu diesen Todesurteilen über eine Jahrhunderte andauernde, inzwischen schon fast ganz abgestorbene alte Volkssitte und Gewohnheit wird im Erlaß vom 1. Mai 1750 Verschiedenes angeführt, desbezüglich wir hier den Wortlaut folgen lassen wollen: „Wir Friedrich der Fünfte ꝛc." — heißt es daselbst — „Demnach an verschiedenen Orten die Aussetzung der Maien in den Kirchen schon durch speciale Verfügung abgeschaffet worden, das Maiensetzen an sich selbst von keinem Nutzen ist, vielmehr solches dem Gehör des göttlichen Wortes Hindernisse verursachet, und den Kirchen, welche von den Hölzungen weit entlegen, keine geringe Kosten machet, daneben die Hölzungen dabei leiden, imgleichen verschiedene Prediger über die ihnen daher entstehende Incommodität Beschwerden geführet: als ergehet hiemit an euch Unser allergnädigster Wille und Befehl, daß ihr Anstalt machet, daß an bevorstehendem Pfingstfest sowohl, als künftig keine Maien mehr in den Kirchen, welche in dem euch anvertrauten District belegen, gesetzet werden. Wornach ꝛc. Glückstadt den 1. Mai 1750." In der Gegend bei Pinneberg, sei hier hinzugefügt, scheint der Überrest der alten Maifeste sich am längsten erhalten zu haben, indem die unter Hinweis auf die Erlasse von 1750 und 1764 bekannte Verfügung vom 6. Mai 1784 diesen Ort ausdrücklich nennt.

Obgleich nun vorstehend Verschiedenes zur Begründung des landesherrlichen Verbots des letzten Überrestes vom alten deutschen Maigrafenfeste uns entgegentritt, so ist unseres Erachtens doch besonders durch die deutliche und unbezweifelte

---

[1]) Schröder weiß fast nichts davon und nennt in seinem Buche nur einmal (S. 283) das Maigrafenfest auf Grund der Angaben von Ulrich Petersen. Jürgensen hüllt sich ganz in Schweigen und erwähnt nicht einmal den Namen des Festes.

[2]) Vgl. Gesetzsammlung, betreffend die genannten Jahre.

Angabe der „Incommodität der Prediger“ konstatiert, daß dem nüchternen Protestantismus, welcher vormals auch die Heiligenbilder der älteren Landeskirche entfernte und unsere ehemalige plattdeutsche Litteratur für Kirche und Schule vernichtete, die Sache nicht mehr gefiel und sie daher weichen mußte. Einige Zeit nach der Einführung der Reformation in Schleswig-Holstein zeigt schon Ulrich Petersen den Niedergang der alten Pfingstsitte an, welche endlich durch „die Kriegsnöthen“ in Abgang geraten sein soll. Wie eine geschmückte Kirche das Hören des Gottesworts hindern konnte, auch die Anschaffung von etwas Laub große Kosten machen und die Wälder so erheblich schädigen würde, um deshalb eine uralte Volkssitte zu verbieten, vermögen wir nicht einzusehen. Die Gegenwart denkt bekanntlich wieder anders im Laufe der wechselnden Zeiten und schmückt wiederum die Kirchen bei festlichen Gelegenheiten. Daß übrigens diese alte Maifeier noch länger in Holstein wie im Schleswigschen sich erhalten hat und daselbst sogar wiederholte Regierungsverbote notwendig machte, spricht für die Bedeutung derselben und beweist, wie tief sie in unserer Volkssitte und im deutschen Volksleben wurzelte.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

20. De twee Döchter.*)

Dąr is mal 'n Fru weß, de hett twê Döchter hatt, ên rech Dochter un ên Stêfdochter.

Nu êmal dą's,[1]) do schall de Stêfdochter mal hen to Wąter hąl'n.[2]) Se hett ąwer man ümmer so 'n ol gris' Kruk mitkręgen.

As se ęr Kruk nu vull füll't hett, do steit dąr 'n ol Fru bi ęr, de bidd't[3]) ęr, se schall ęr 'n bęten to drinken gęben.

Do spôlt se de Kruk êrs ontli ut, un do wą't[4]) se bet[5]) rin un füll't ęr rech rein Wąter ut.

Do wünscht de ol Fru ęr, bi jeden Wôrt, wat se spręken deit, schall ęr 'n Goldstück ut de[6]) Mund fall'n.

As se nu mit ęr Water to Hus kümmt, do schelt ęr Mudder, wo se so lang' weß is.

Do will se ęr dat je vertell'n. Un so as se vertell't, fall't ęr bi jeden Wôrt 'n Goldstück ut de Mund.

Annern Dach, do mutt de rech Dochter je hen to Wąter hąl'n. De kricht ąwer 'n sülwern Kruk mit.

Do is de ol Fru dąr weller un bidd't ęr uk, se schall ęr mal drinken ląten.

Nę, sech' se, so 'n ol Minsch gifft se ęr sülwern Kruk ne.

Do wünscht de ol Fru ęr, bi jeden Wôrt, wat se spręken deit, schall ęr 'n Poch[7]) ut de Mund fall'n.

As se nu to Hus kümmt, do lur't[8]) ęr Mudder al up ęr un frągt ęr, wo 't word'n is.

Do will se ęr dat je vertell'n. Awer so as se vertell't, fall't ęr bi jeden Wôrt 'n Poch ut de Mund.

Do ward de Olsch so bös' un jagt de Stêfdochter ut 'n Hus'.

De Stêfdochter geit an 'n Wech hensitten un wen't.

Do kümmt de Köni dąr verbi fôrn, de fragt ęr, wat ęr fęl'n deit.

---

*) Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 13 ‚Die drei Männlein im Walde‘.

Do vertell't se em dat, un bi jeden Wôrt fall't ẹr 'n Goldstück ut de Mund.

Do nimm't de Köni ẹr mit un nimm't ẹr to 'n Fru.

Wat de rech Dochter weß is, de sünd je ümmer Pogg'n ut de Mund full'n.

Dạr is dat ganz Hus toletz so vull Untüch[9]) vun weß, dat is gạr ne mêr uttohol'n weß, un se hebbt sik dạr gạr ne mêr vör bargen kunnt.

Do hett de Olsch ẹr Dochter wechjạgt, to Holt, un dạr is se ümkam'n.

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) einmal tags d. h. eines Tags. [2]) So sagt man in der Gegend von Griebel statt ‚hen na 'n Water hal'n.' [3]) sprich ‚birrt.' [4]) watet. [5]) weiter. [6]) ‚Mund' ist im Plattdeutschen weiblich. [7]) Frosch, Plural ‚Pogg'n.' [8]) lauert, wartet. [9]) Unzeug, der plattdeutsche Ausdruck für ‚Ungeziefer'.

21. De Fischprinzessin un de Snider.

Dạr is mal 'n Prinzessin weß, de is in 'n Fisch verwünscht weß. Un all' Meddach Klock twölf is se int Wạter ünnerhöch kam'n; denn is se bạben 'n Minschen weß un nedd'n[1]) 'n Fisch. Un denn hett se ẹr Hạr kämm't. Un de ẹr in dê Tit hett to 'n Sprẹken krigen kunnt, denn is se erlöst weß, un dê hett ẹr denn to 'n Fru hebb'n schullt.

Nu sünd dạr al vẹl kam'n, awer kên ên hett dạr Sprạk in krigen kunnt.

Do kümmt dạr uk mal 'n Snider an reisen, de kricht dat uk je to hörn.

Do geit he hen na 'n Köni un spricht dạr üm an, wat hê dar ne mal hen schall.

De Köni, de will dat êrs je ne tôgeben. Awer hê will sin Dochter uk je gêrn erlöst hebb'n, un do gifft he dat doch tô toletz.

As de Prinzessin nu ut 't Wạter kümmt, do fang't de Snider an to vertell'n.

‚Dạr is mal 'n Bildhauer weß,' sech' 'e, ‚un 'n Snider un 'n Dokter, de gạt mal tosam'n dör 't Holt.

Do secht de Bildhauer, hê will mal sên, wat he sin Kunst[2]) verstạn deit. Un hê kümmt bi un nimm't 'n Stück Holt un haut dạr 'n Minschen ut.

De is ganz natürli weß as 'n Minsch, blots[3]) dat hett je ne lẹv't.

Do secht de Snider, denn will hê uk mal sên, wat he sin Kunst verstạn deit. Un hê nimm't Blẹ'[4]) un nei't dạr Kleder vun; de treckt[5]) he den Minschen an.

Do hett dat ganz natürli utsên as 'n Minsch, blots dat hett je ne lẹv't.

Do secht de Dokter, denn will hê uk mal sên, wat he sin Kunst verstạn deit. Un do pußt[6]) he dạr Aten in, un do lẹv't dat. Do is dat 'n ganz'n natürli'n Minschen weß'.

Do secht de Prinzessin, as de Snider dat vertell't hett: ‚Kêrl, du lüchs.'[7])

Do hett de Snider ẹr je to 'n Sprẹken krẹgen.

Un do is se weller to 'n Minschen word'n, un de Snider hett ẹr to 'n Fru krẹgen.

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) unten. [2]) sprich ‚Kunß'. [3]) eine Vermischung des plattdeutschen ‚blot' und des hochdeutschen ‚bloß'. [4]) statt ‚Blẹder'. [5]) zieht. [6]) mit hellem u: pustet, bläst. [7]) mit hellem ü.

22. Dat Undeert. *)

Dạr is mal 'n Fru weß, de is so smuteli[1]) weß un so nusseli[1]) un hett ẹr Stuv' ümmer ne ontli utfẹgt.

Nu hett de ol Katt dạr mạl . . . .[2]) ünner de Bänk.

---

*) In dem Grimmschen Seitenstück Nr. 174 ‚Die Eule' ist es ein in die Scheune eines Bürgers geratener Schuhu, vor dem die ganze Stadt bange wird. Auch in Müllenhoffs hdschriftl. Nachlaß findet sich die Geschichte. Sie wird hier auf einem offenbar aus Ditmarschen stammenden Blatt mit noch drei anderen Streichen von den guten Büsumern erzählt. Der Inhalt ist kurz folgender. Beim Reinmachen findet eine Frau, wie sie eine

De Fru is dat awer ggr ne wgr word'n un hett dgr ümmer bi lank fegt. Un do is dar je so 'n Ruchrip[3]) up wussen[4]) un is ümmer höger word'n.

Toletz do ward se dat je wgr. Do mênt se, dat is 'n Undêrt,[5]) un se ward dgr bang' vör un wêt ggr ne, wo se dat wech krigen schall.



Die Märchenerzählerin Frau Christine Schlör geb. Harms in Griebel, geb. in Griebel 1828.*)

schwere Kiste von der Stelle rückt, einen rauhen Gegenstand dahinter. Erschrocken ruft sie ihren Mann, um ihm das ‚wunderbare Tier' zu zeigen. Der Mann läßt den Bauervogt holen, aber der ist ebenso bange und schickt zum ‚Waghals'. Waghals kommt in ‚majestätischem Gange, eine große Mistgabel auf der Schulter' herbei, und eine große Menge Menschen läuft hinter ihm her. Er besieht das Tier, das noch immer ruhig da liegt, wagt aber auch keinen Angriff. ‚Waghals, stick! Waghals, stick too!' rufen die Umstehenden. Da wendet er sich ruhig um und sagt: ‚Weeren jüm ni so bang' as ik, so säden jüm ni: Waghals, stick!' In dieser Fassung ist die Pointe offenbar entstellt. Waghals müßte im Gegenteil sagen: ‚Weeren jüm so bang' usw.' Seine Antwort ist so klug, daß die Büsumer stolz darauf sein könnten. Während Waghals noch da steht, kommt ein Hund, springt hinter die Kiste, nimmt das Tier ins Maul und läuft damit fort und setzt sich dann hin, es in Ruhe zu verzehren. Da wagt sich auch Waghals an das Tier heran. Und was ist es? Eine verschimmelte Wurst.

In der zweiten der vier Geschichten wird erzählt, wie die Büsumer die Tiefe eines Brunnens in der Weise ausmessen, daß sich einer an die Füße des andern hängt. ‚Hol't jüm fast, Jungens, ik mutt mal in de Füst spigen; anners glitsch ik af'.

Die dritte Geschichte ist die von Müllenhoff S. 94 f. mitgeteilte. Nach der Handschrift stecken aber die neun ihre Nase nicht in den Sand, sondern in einen Misthaufen.

In der vierten Geschichte fürchten die Büsumer bei einem Gewitter, der Blitz könne in den Turm schlagen und ihre schöne Glocke schmelzen. Sie versenken sie deshalb in die See. Und um die Stelle wiederfinden zu können, schneiden sie eine Kerbe in das Boot.

*) Weitere Angaben finden sich in dem Oktoberheft des vorigen Jahrgangs S. 207. Von ihren Märchen sind in der ‚Heimat' bis jetzt 13 veröffentlicht: Nr. 1. 2. 4. 5. 10. 12. 14. 15. 18—22.

Do kricht se to hörn, dat de Burvagg[6]) 'n Knech hett, de bi de Suldaten weß is, dat dê so driß[7]) is.

Do geit se hen un bidd't em, hê schall doch mal henkam'n. In er Stuv' dar licht 'n grot Undêrt ünner de Bänk, dat schall he dot maken.

Ja, secht de Knech, hê will mal henkam'n.

As hê nu kümmt un besücht dat, do secht hê, ja, so geit dat noch ne. Hê will sik 'n Waagenstell[8]) hal'n un dat vör de Stubendör schuben;[9]) dar will he up stan gan. Un denn will hê 'n lang' Stakfork[10]) nem'n un dar na steken, na dat Undêrt.

As hê nu up dat Waagenstell steit, do rop't de annern: ,Burvaggsknech, stick[11]) tô, Burvaggsknech, stick tô!'

,Ja, sech' 'e un wen't, ,wenn ju so to Mô'[12]) wêr as mi, denn stêken ji[13]) uk ne tô.' Un darmit springt he vunt Waagenstell raf[14]) un löppt wech.

Un wenn dar kên dristern[15]) kam'n is as de Burvaggsknech, denn steit dat dar noch ünner de Bänk.

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) unsauber. [2]) ergänze ,wat hen makt hatt'. [3]) Rauhreif, der plattdeutsche Ausdruck für ,Reif'. [4]) gewachsen. [5]) Untier. [6]) Bauervogt, gesprochen ,Boorvoch'. [7]) dreist, mit hellem i gesprochen. [8]) Wagengestell. [9]) schieben. [10]) Heu und Garben werden auf dem Felde ,aufgestakt' und zu Hause ,abgestakt', in die Bodenluke hinein. [11]) Nebenform ,stek'. [12]) zu Mute. [13]) stächet ihr. [14]) herab. [15]) mit hellem i.



Verein zur Förderung der Kunstarbeit in Schleswig-Holstein.*)

Die Arbeit des Vereins im ersten Jahre seines Bestehens hat demselben neue Freunde und Förderer erworben. Es wuchs demgemäß die Zahl der Mitglieder, welche nunmehr 90 beträgt. Der Umstand, daß unsere Mitglieder sich immer mehr aus den einzelnen Gauen der Provinz rekrutieren, läßt uns hoffen, daß mit dem Wachsen der Arbeit und der Verbreitung des Vereins sich immer neue Kreise der Provinz den Bestrebungen zur Förderung der Kunstarbeit anschließen werden.

Nachdem mehr Klarheit darüber gewonnen ist, welche Wege der Verein zur Erreichung seiner Ziele zu gehen hat, und welche Kräfte ihm zu Gebote stehen, wird demnächst die pekuniäre Unterstützung weiterer Kreise der Provinz, namentlich der lokalen und provinziellen Behörden, hoffentlich mit Erfolg erbeten werden können, und ist somit in Aussicht genommen, gestützt auf größere Mittel, im neuen Vereinsjahre mit verschiedenen Veranstaltungen vorzugehen.

Die Ausführung von Knüpfkissen für den an der Kieler Föhrde errichteten Neubau des Yachtklubs unseres Mitgliedes Excellenz Krupp ist glücklich zu Ende geführt. Die von den Kieler Weberinnen Frau Hansen und Frau Weyland in Langenhorner Technik gearbeiteten Kissen sind zur Zufriedenheit ausgefallen und geben den Beweis dafür, daß diese Technik auch für die Durchführung von Mustern in neuzeitlichem Geschmack durchaus geeignet ist. Daß Excellenz Krupp auf Anregung des Herrn Regierungspräsidenten Zimmermann zu Schleswig für dasselbe Yachtklubhaus durch die Schnitzschule des Herrn Direktor Sauermann zu Flensburg ein eigenartiges schleswig-holsteinisches Zimmer arbeiten ließ, welches durch die reichen Schnitzereien, Beiderwandwebereien und Kissenbeläge ein glänzendes

*) Indem wir den Lesern der „Heimat" von den Bestrebungen und Erfolgen des Vereins durch folgenden Auszug aus dem Jahresberichte für 1900 Kenntnis geben, bemerken wir, daß der Jahresbeitrag für Mitglieder 3 M. beträgt und dafür dieselben Zutritt zu den Veranstaltungen des Vereins genießen und an der Lotterie desselben teilnehmen. E.

Zeugnis von den künstlerischen Fähigkeiten und Leistungen der genannten Anstalt abgiebt, darf hierbei auch erwähnt werden.

Die Verbindung, welche der Verein bereits im vorhergehenden Vereinsjahre mit der Landesindustrie-Lotterie geknüpft hatte, wurde weiter befestigt und erweitert. Es sind der Landeslotterie teilweise unter Überreichung eigener zu dem Zwecke gefertigter Zeichnungen Vorschläge für die Beschaffung von zur Verlosung bestimmten Kunstarbeiten gemacht worden. Dieselben betrafen Schnitz- und Tischlerarbeiten von Bendixen in Süderbrarup, Marten in Schleswig, Dreesen in Meldorf, Webereien des Meldorfer Museums und Frau Hansen in Kiel, schließlich Töpferarbeiten von Richter in Schleswig. Dieser Anregung wurde nicht nur Folge gegeben, sondern einzelne der Zeichnungen sogar für weitere Handwerker nutzbar gemacht, so daß zusammen für rund 1930 ℳ Arbeiten auf Grund unserer Anregungen in Bestellung gegeben wurden.

Auf Ansuchen und Kosten des Vereins hat Herr Kunstmaler Burmester Entwürfe für radierte Thonplatten und für Viöler Knüpfkissen gefertigt. Erstere sind dem Kunsttöpfer Richter in Schleswig, letztere dem Sylter Hausfleißverein überwiesen worden.

Die Verbindung mit dem Vorstande des Sylter Hausfleißvereins führte dazu, einzelne Arbeiten des letzteren im Thaulow-Museum zur Ausstellung zu bringen. Die Ausstellung wurde vom Publikum fleißig besucht und sind entsprechend auch reichliche Verkäufe vermittelt worden.

Die Beiderwandwebereien des Meldorfer Museums haben so guten Anklang beim Publikum gefunden und sind namentlich die Verkäufe, welche durch die Firma Nebendahl in Kiel vermittelt wurden, sowie die Bestellungen der Landesindustrie-Lotterie so zahlreich gewesen, daß die Ausbildung weiterer Kräfte zur Erzeugung dieser Stoffe sich als notwendig herausgestellt hat.

Die von Frau Geheime Regierungsrat Seelig ins Werk gesetzten Bestrebungen zur Begründung einer Webeschule für Kunst- und Handweberei in Kiel haben zur Bildung eines besonderen Vereins, des schleswig-holsteinischen Vereins zur Förderung der Kunst- und Hausweberei, geführt.

Unabhängig von dem vorgenannten neuen Verein hat die Kunstweberei in Kiel durch die Knüpfarbeiten und Hautelissewebereien der Frau Hansen und Frau Weyland weitere Fortschritte gemacht. Bei der Ausbildung der Muster der Knüpfarbeiten hat Maler Burmester mitgewirkt. Die Entwürfe der Gobelinwebereien stammen von Herrn Gadso Weyland. Die Arbeiten sind mehrfach im Thaulow-Museum ausgestellt, haben ihren Weg sogar bis zu den Ausstellungen des Kunstvereins in Wien gefunden.

Auf der Pariser Weltausstellung war die schleswig-holsteinische Kunstarbeit, abgesehen von dem niederdeutschen Zimmer des Direktors Sauermann, durch die Hautelissearbeiten der Scherrebeker Webeschule und die Kunsttöpfereien von Muß in Altona vertreten.

Während in Flensburg der Bau des neuen Kunstgewerbemuseums, mit dem auch Lehrwerkstätten verbunden werden sollen, endlich zur Ausführung gelangt, ist bedauerlicherweise der geplante Erweiterungsbau des Thaulow-Museums in Kiel von der Provinzial-Verwaltung, trotzdem die Stadt Kiel eine Baubeihülfe zugesagt hatte, auf mehrere Jahre verschoben worden. Es veranlaßte dies den bisherigen Direktor des Thaulow-Museums, Dr. Haupt, sein Amt niederzulegen und in Leipzig eine andere Stellung anzunehmen. Es verliert hierdurch unser Verein eines seiner thätigsten Mitglieder, das hauptsächlich die Anregung zur Bildung des Vereins gegeben, die Wander-Webeausstellung des Jahres 1898/99 ins Leben gerufen und dem Verein als Schriftführer und eifriger Pfleger die wichtigsten Dienste geleistet hat.

Der Direktor des neu erbauten Altonaer Museums, Herr Dr. Lehmann, hat sich unserem Verein angeschlossen, wird in seinem Amte als Museumsdirektor die Vereinszwecke zu fördern suchen und gemeinschaftlich mit der nach Altona verzogenen Bildhauerin Fräulein Anna Petersen das Pflegeramt in Altona übernehmen.

Seitens des schleswig-holsteinischen Architekten- und Ingenieur-Vereins wird für die vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine geplante Veröffentlichung des „Deutschen Bauernhauses" der größere Teil der Provinz Schleswig-Holstein bearbeitet. Die Aufnahmen werden vom bisherigen Vorsitzenden unseres Vereins, Regierungs- und Baurat Mühlke, geleitet. Hierbei fand sich vielfach Gelegenheit, den Resten alter Volkskunst nachzuspüren und dieselben im Bilde festzuhalten. Die Aufnahmearbeit wird demnächst ihrem Ende entgegengeführt. Soweit das aufgenommene Material nicht in der Veröffentlichung Verwertung findet, soll es dem Thaulow-Museum überwiesen werden. Auch eine Frucht dieser Arbeit ist bereits zu erkennen, nämlich die Erhaltung und Versetzung des Heldtschen Bauernhauses von Ostenfeld nach Husum.

Die von dem Kunstmaler Hampke in Schleswig gegründete Anstalt für die Wiederherstellung alter Bildwerke hat eine größere Restauration, nämlich des Dionysiusaltars zu Enger in Westfalen, glücklich zu Ende geführt und hierdurch den Nachweis ihrer Tüchtigkeit und Existenzberechtigung erbracht. Es ist zu hoffen, daß das große Interesse, welches jetzt der Erhaltung und Wiederherstellung alter Kunstwerke gewidmet wird, auch dazu führt, weiteren Volkskreisen die Wichtigkeit einer Fortbildung unserer neueren Kunstarbeit vor die Augen zu führen.

Erfreulicherweise mehren sich die Anzeichen, daß nicht nur bei öffentlichen Bauten des Staates, der Provinz, der Städte und sonstigen Gemeinden, sondern auch bei Privatbauten der Verwendung einheimischer Kunstarbeiten zur Ausstattung der Fassaden und Innenräume ein größerer Raum gegeben wird. So kommt namentlich wieder unser einheimischer Baustoff, das Holz, im malerischen Aufbau des Äußern, als Wandbekleidung und Deckenbekleidung wieder zu Ehren. Es wird Aufgabe des Vereins sein, auch die heimische Kunsttöpferei für den Hausbau heranzuziehen.

Seitens des Buch- und Kunsthändlers Schimmelpfeng zu Mülheim a. d. Ruhr ist auf Anregung unseres Mitgliedes Schwindrazheim der Antrag gestellt, ihm Arbeiten unserer Volkskunst zum Vertriebe zu überlassen. Dem Antrage ist Folge gegeben worden, und war dies zugleich eine Anregung, auf die Einrichtung von Verkaufsstellen für die Klienten des Vereins in den Städten der Provinz selbst Bedacht zu nehmen.

Der Vorstand:

Keßler, Landesbaurat, erster Vorsitzender, Kiel, Reventlou-Allee. Burmester, Kunstmaler, Schriftführer, Möltenort bei Kiel. Posselt, Amtsgerichtsrat, Säckelmeister, Schleswig. Mühlke, Regierungs- und Baurat, Stellvertreter des Vorsitzenden. Baur, Senator, Altona. Goos, Museums-Vorsteher, Meldorf. Voigt, Architekt, Kiel.



Bericht über Landeskunde.

Von Dr. **R. Hansen** in Oldesloe.

(Vgl. Jahrg. 1900, S. 117.)

Areal. Eine Grenzverlegung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark ist durch einen Staatsvertrag Preußens mit Dänemark vom 12. Februar 1900 vereinbart worden. Zwischen den Kirchspielen Heils und Aller wurde als Grenze beim Abschluß des Friedens von 1864 die Mittellinie der Norderau (Fovsau) und

der Kjärmühlenau für eine Strecke festgelegt. Die Norderau, deren Lauf früher viele kleine Windungen enthielt, ist von der im Jahre 1885 gegründeten Norderau-Ent- und Bewässerungsgesellschaft reguliert und begradigt, ebenso die gleichfalls sehr gewundene Kjärmühlenau in ihrem unteren Teile von dem Besitzer der Kjärmühle. Die alten Auläufe, die noch immer als Grenze galten, bald rechts, bald links von den jetzigen Bächen liegend, sind zugeworfen und in Acker oder Wiesenland verwandelt. Um die Unzuträglichkeiten zu beseitigen, die sich aus diesem Zustande ergaben, sind die Staaten Preußen und Dänemark zu einer Grenzänderung geschritten. Nach den vorgenommenen Vermessungen hätte Dänemark, wenn man die jetzigen Auläufe als Grenzen annähme, zusammen 793,5 qm verloren; um diesen Schaden wieder zu ersetzen, wird die Kjärmühlenau ein neues, etwas weiter südlich liegendes Bett erhalten. Von dem preußischen Landtag ist das entsprechende Gesetz in der laufenden Sitzung angenommen.

Der Auguste Victoria-Koog, über dessen Eindeichung im vorigen Jahrgang berichtet wurde, ist im Frühjahr 1900 in kleineren Parzellen verkauft worden. Der größte Teil des Areals ist in die Hände der benachbarten Besitzer im Friedrichskoog gekommen, so daß die thatsächliche Besiedelung des neuen Koogs sehr geringfügig ist und keine neue Gemeinde gebildet werden konnte.

Der Küstenschutz ist durch Verstärkung der Deiche in der Wilstermarsch weiter fortgeführt; in der Wilstermarsch sind vom Staate dafür 24 800 ℳ ausgeworfen. Die Verstärkung der Deiche in Osterland- und Westerland-Föhr ist 1900 zum Abschluß gekommen; als letzte (4.) Rate hat der Staat dazu 362 000 ℳ hergegeben.

Die Arbeiten zum Schutze der Halligen und zur Beförderung des Anschlickens sind fortgesetzt. Auf Gröde-Appelland ist ein Steinwall angelegt. Die Wattendämme nach dem Festlande haben sich gut gehalten, und die Ablagerung des Schlicks hat in erfreulicher Weise begonnen. Mit den Einwohnern der Hallig Hooge sind Verhandlungen eröffnet über Uferschutzwerke; es ist zu hoffen, daß auch hier auf Schutzwerke Verbindungsdämme nach den benachbarten Inseln folgen werden. Erfreuliche Zunahme zeigt die Padeleckshallig bei Husum, wo durch praktische Behandlung des beschlickten Landes die Ansetzung neuen Schlickes sehr gefördert ist.

Schiffahrtsstraßen. Die Korrektion der Unterelbe, im Jahre 1897 begonnen, ist 1900 zum vorläufigen Abschluß gekommen. Nicht nur die Schiffahrt auf der Elbe hat davon einen ganz erheblichen Vorteil, sondern auch der Altonaer Hafen. Die aus dem Köhlbrand kommende Strömung führte fast direkt in den Altonaer Hafen hinein, und schon in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts führte die dänische Regierung darüber Klage bei Hamburg. Durch den Leitdamm vor dem Altonaer Hafen hat dieser ein viel ruhigeres Fahrwasser erhalten.

Mit dem Umbau der Husumer Schleuse ist begonnen; die Tiefe des äußeren und inneren Fahrwassers soll 4½ m betragen, die der Schleuse 5 m, so daß eine weitere Vertiefung auf beiden Seiten möglich ist.

Für die Haderslebener Föhrde ist für 1901 die Restsumme von 310 000 ℳ vom Staate bewilligt, so daß die Vertiefung voraussichtlich im laufenden Jahre beendigt wird.

Der Elbe-Trave-Kanal ist am 16. Juni 1900 von dem Kaiser in feierlicher Weise eröffnet worden; am Kaiserthor, das seit langer Zeit unter den Festungswällen versteckt gewesen, jetzt aber beim Kanalbau wieder ausgegraben war, bestieg der Kaiser das Kaiserschiff und fuhr auf dem nördlichsten Teile des Kanals um die Ostseite Lübecks herum bis zur Einmündung des Kanals in die Trave. Der Verkehr auf dem Kanal muß sich natürlich erst allmählich heben; Kohlen aus Böhmen kommen auf den Elbkähnen direkt, ohne Umladung an die Stadt Lübeck. — Die Vertiefung der Trave unterhalb Lübecks hat begonnen, ebenso die Grade-

legung der Trave bei der Herrenfähre, wodurch diese Fähre ein Stück weiter nordöstlich verlegt wird.

Meliorationen. Die Aufforstung der Heide nimmt ihren regelmäßigen, wenn auch langsamen, doch erfreulichen Fortgang. Der Heidekulturverein, der neben privater auch eine staatliche Beihülfe von 5500 M bekommen hat, hat besonders im Kreise Husum bei Bohmstedt und Langenhorn Erfreuliches geleistet.

Das Kreidelager bei Pahlhude (vgl. Jahrg. 1899, S. 119) hat leider die Hoffnungen, die man auf die bergmännische Erschließung setzte, getäuscht: man konnte der eindringenden Wassermassen nicht Herr werden, das Bergwerk ist, wie in den siebziger Jahren das Salzbergwerk bei Segeberg, „ersoffen."

Anthropologisches. Über die Auffindung einer Moorleiche bei Damendorf, Kreis Eckernförde, ist von kompetentester Seite (Frl. Professor Mestorf) im Jahrgang 1900 der „Heimat" berichtet.

Spezialschriften. Für alle Leser der „Heimat," die sich mit heimischer Geschichte beschäftigen, wird von Interesse sein die „Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck" von H. Bödeker, 2. Aufl. 1900, die für den billigen Preis von 50 Pf. eine gute Übersicht der Geschichte Lübecks giebt; Lübeck hat in außerordentlich mannigfachen Beziehungen zu seinem Nachbarlande Holstein gestanden, so daß eine ungefähre Kenntnis seiner Geschichte eine gebieterische Notwendigkeit ist.

Schleswig-Holsteins Ost- resp. Nordseeküste sind behandelt in der bei Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) 1900 erschienenen Bänden der Sammlung „Land und Leute, Monographieen zur Erdkunde," Bd. 7, Deutsche Ostseeküste. Von Georg Wegener, 168 Seiten mit 150 Abbildungen, und Bd. 8, Deutsche Nordseeküste. Von Hippolyt Haas, 176 Seiten mit 166 Abbildungen. Beide Schriften sind nach dem gleichen Plan angelegt: nach einer geographischen, geologischen und historischen Übersicht des Gebietes und kurzem Bericht über Klima, Pflanzen- und Tierwelt und die Bevölkerung werden die einzelnen Landschaften, Städte, Badeörter usw. in Form einer fortlaufenden Wanderung geschildert. Die geologische Entwickelung der beiden die Provinz einschließenden Meere und die Folgen der Eiszeiten sind recht anschaulich dargestellt, ebenso ist die Beschreibung der Küstenlandschaften im ganzen den jetzigen Verhältnissen entsprechend; nur die neueste Entwickelung Lübecks, sein Fortschritt zum Seehafen für tiefer gehende Schiffe ist nicht berücksichtigt, und die für Lübeck gemachten Abbildungen passen passen nicht alle mehr, da der Kanalbau manche Veränderung hervorgerufen hat. Beide Schriften werden sonst vielen eine interessante und belehrende Lektüre bieten und seien daher auch dem Leserkreis der „Heimat" empfohlen.

Volkszählung. Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung am 1. Dezember 1900 und der damit verbundenen Vieh- und Obstbaumzählung werden den Lesern aus den Zeitungen bekannt sein; die definitiven Ergebnisse, die im statistischen Büreau ermittelt werden, werden wohl noch etwas auf sich warten lassen. Sie werden hier später besprochen werden.



Vergessene Namen.

(Aus: „Delve." Eine Kirchspiels-Chronik von Lorenzen, Diakonus 1861.)

Zwei Männer, deren Namen unverlöschlich in die Geschichte des Delver Kirchspiels eingezeichnet und unzertrennlich mit der Geschichte ihrer Heimat, Ditmarschen, verbunden sind, verdienen auch in unserer Zeitschrift Erwähnung. Es sind Peter Dethlefs und Hans Lübkens.

1. Der Erstgenannte war einer der 48 Regenten des Landes, die bekanntlich (seit 1447) an der Spitze jenes Bauern-Freistaates standen und seine äußere und innere Ver-

waltung besorgten. Er wird uns geschildert als „ein Mann mit grauem Haar, mit den Zügen des Friedens im Angesicht, begabt mit jener Weisheit, die nach dem Gewissen geht und nicht nach Menschengunst, und die stets das Beste zu raten weiß, und mit einem Herzen voll Gottesfurcht." — Zweimal tritt er als ein Mann des Friedens in der Geschichte seiner Heimat auf.

Eine blutige Fehde zwischen den Lundenern und den Westerdöfftern war ausgebrochen. Mehrere Treffen waren bereits geschlagen. Der Kampf drohte immer größeren Umfang anzunehmen, zumal da die östlichen Kirchspiele auf die Seite der Lundener traten. Da trat Peter Dethlefs aus Delve als Friedensstifter hervor. Durch seinen Respekt, den er im Lande bereits besaß, beschwor er die Leidenschaft und bewirkte Versöhnung und Ruhe.

Das andere Mal war sein Auftreten leider nicht mit gleichem Erfolge gekrönt. Es war in jener denkwürdigen Versammlung zu Heide (1524), wo die katholischen Mitglieder, angeregt durch Torneborg, den Abt des Klosters zu Meldorf, die Landesversammlung zu dem Entschluß drängen wollte, den evangelischen Prediger Heinrich von Zütphen als Ketzer zu erklären und damit für immer der neuen Lehre den Eingang zu versagen. Auch hier war es wieder jener Mann, der in der aufgeregten Versammlung in jenem Augenblicke, als Leidenschaft die Gemüter aufs höchste erregt, mit besänftigenden Worten hervortrat, zur Ruhe und Vorsicht mahnte und vor jedem voreiligen Handeln warnte. Der Einfluß seiner Worte muß groß gewesen sein; er war niederschlagend für die Anhänger des Abtes, denn der Beschluß der Versammlung lautete dahin: „solche Dache auf ein künftig Konzil zu verschieben, welches in kurzem gehalten werden sollte. In mittlerer Zeit würde sich wohl ausweisen, was recht oder unrecht wäre." Wir wissen freilich, daß die Mönche durch hinterlistige Ränke und schauerliche Gewaltthat das erreichten, was sie nicht auf dem Wege des äußeren Rechtes erlangen konnten, weil ihnen jener Mann mit der Macht seiner Weisheit und seines Ansehens gegenüberstand. Die Erwähnung seines Namens durch Luther zeigt, daß er „groß war in seiner Zeit!"

2. Hans Lübkens. An den vorhin genannten Namen reiht sich ein anderer, dessen Träger ebenfalls seinem Kirchspiel Ehre gemacht, wenn auch in anderer Weise.

Es war im Jahre 1559. Die feindlichen Heere rückten gegen Ditmarschen heran, und die Stadt Meldorf ward bereits durch Johann Ranzau bedroht. Auch längs der Eider lag Kriegsvolk, besonders im Kirchspiel Erfde, in den Dörfern Tielen, Scheppern und Bargen. Ihr Hauptmann hieß Jürgen Knutzen. Es waren meistens Friesen, denn die Gelegenheit, Rache zu nehmen für erlittene Unbill, war günstig. Am 3. Juni, dem Tage der Eroberung Meldorfs, geht eine große Zahl Feinde bei Scheppern über die Eider. Am Ditmarscher Ufer angelangt, eilt der Trupp, dessen Zahl einige Hunderte beträgt, nach dem nahen Wallen. Die aufsteigenden Rauchwolken verkünden, was sie dort gethan und was den nahen Dörfern Schwienhusen und Delve bevorsteht. Nur wenige Bewaffnete liegen hier, und angesichts der drohenden Gefahr kommt Furcht über viele. Da tritt ein junger Bauer aus Schwienhusen hervor — „en jung, lang, stark Mann tho der Tidt," sagt Neocor —, ruft den Seinen zu: „Bröder, wat de dar gedaen, werden sie hier ook balde dohn; wille jy mit, so wille wi to er hen un uns sehn laten." Der so Redende ist Hans Lübkens. Wenige sind geneigt, ihm zu folgen. Mit 10 Genossen zieht er dem feindlichen Trupp entgegen, obwohl schlecht bewaffnet, aber ohne Angst und Beben. Die Begegnung findet statt auf dem Eiderdeiche zwischen Schwienhusen und Scheppern. Mit ihren schweren Hakenbüchsen schießen die Feinde in die nahende Schar — keiner fällt; bevor die Büchsen wieder geladen sind, liegen bereits 10 Feinde erschlagen am Boden. Nach dem ungestümen Angriff der kleinen Heldenschar wendet sich der Schwarm der Feinde. Ihre Fahne lassen sie fallen und eilen hinab zur nahen Eider, wo sie Hals über Kopf in ein Boot stürzen, daß es überfüllt wird und umschlägt. Andere wollen sich durch Schwimmen retten und ertrinken, unter diesen der Hauptmann. Gegen 400 Friesen sollen umgekommen sein.

Leider vermochte solche Heldenthat das Schicksal des Landes nicht zu ändern! — Aber Herzog Adolf mag wohl über jenen Sieg und die zweifelhafte Tapferkeit seiner Unterthanen empört gewesen sein.

Es wird erzählt, daß er auf der Rückkehr von dem glücklichen Kriegszuge durch Erfde kam, dort auch den Kirchhof besichtigte und angesichts eines großen Leichenhügels von dem ihn begleitenden Prediger an die Geschichte erinnert wurde. „Sind se wol wert, dat se dar mank framen Christen liggen schölen?" soll er seinen Begleiter gefragt haben.

Respekt wird er sicherlich vor jenen Tapfern gehabt haben. Keinem ließ er es entgelten, ward doch Hans Lübkens in späteren Jahren Kirchspielvogt in Delve. Der heldenmütige Retter dieses Dorfes starb hochbetagt und hochverehrt im ganzen Lande wegen seiner Gerechtigkeitsliebe im Jahre 1598, wie der Chronist Neocor berichtet.

Mitgeteilt von J. Sebrandt.



Ein Friesengrab.

Weit — allein auf letztem Hügel siehst du jene Kiefer ragen? —
Drunter her die braune Heide, drüber hin die Winde jagen. —

In dem weißen Heidesande geht ein wunderbares Leben,
Spinnt es wie mit Geisterhänden, webt es, wie nur Götter weben.

Aber ob der Frühling leuchtet, ob der Sommer steht in Prangen,
Ob sich Erd' und Himmel mählen, — hier doch wohnt des Todes Bangen.

Denn hier unten liegt begraben Frieslands letzter großer Herzog,
Liegt begraben auch die Freiheit, seit die Hel ihm seinen Speer bog.

Nur die Kiefer wiegt vom Hügel weh ihr Haupt zur Gruft des Toten,
Grau, wie einst der große Herzog, eh zum Ahnherrn er entboten.

Denn wo einst die Bautasteine redeten mit tiefen Runen,
Ziehen ihre Thal und Hügel ewig nun die Sandlagunen,

Und die Kiefer — wie ein Wächter blieb nur sie an dieser Stätte,
Wie ein Wächter in der Wüste steht sie auf dem Riesenbette. —

Sommers Glut und Herbstes Stürme morschten längst auch ihre Glieder,
Winters Schnee- und Eiseslasten beugten sie zum Hügel nieder.

Doch wie Trauerflore decket ihr Gezweig die kahle Heide,
Liegt es auf des Helden Grabe, zeugt's von seines Volkes Leide.

Denn wenn in den dunklen Nächten hoch am Rund die Sterne scheinen,
Geht ein Klagen durch die Äste, wie von vieler Weiber Weinen —:

Raunt's vom letzen Friesenherzog in geheimnisvollen Sagen,
Wie die Seele zu den Vätern sonnwärts übers Meer getragen.

Und die weite Heide bebet, wie von vieler Männer Tritten,
Und auf schwarz verhängten Mähren kommt es fern daher geritten.

Kommt's in langen, grauen Zügen her zum Hügel auf der Heide,
Und der nachtverlor'ne Fremdling suchet, wie den Ort er meide. — —

Weit — allein auf letztem Hügel — einsam auf dem Heidegrabe
Ragt die Kiefer, und darüber zieht gen Ost ein alter Rabe. —

Itzehoe. Emil Pörksen.

Mitteilungen.

1. **Alte Berechnung von Sonnen-Auf- und Niedergang.** Zu Anfang dieses Jahres ist dem Kreismuseum zu Apenrade von dem Hufner Matzen Keppel eine 150 Jahre alte Schultabelle über den Auf- und Niedergang der Sonne geschenkt worden. Die Tabelle trägt, auf einem Bogen von annähernd gewöhnlicher Größe geschrieben, folgende Überschrift: „Wenn der Sonnen Auf und Niedergang. Berichtet nach dem Verbesserten Callender wobey den Bemerken daß jeder 15-ten Tag Respective im auf und Nieder steige eine stunde ab und zu nimmt! Geschrieben d. 17. Aprilis 1756." Sodann ist für jeden einzelnen Monat der Auf- und Untergang der Sonne von 5 zu 5 Tagen verzeichnet, z. B. „1. Januarius

	Sonnen Auf	und Niedergang
1.	8. 36	3. 24
5.	8. 32	3. 28
10.	8. 25	3. 35 usw."

Unter der Tabelle steht: „Ostern Tag fält am alle dieße Jahre

d. 10. Apr.	d. 26. Martz	d. 15. Apr.	d. 21. Apr.	d. 22. Martz	d. 11. Apr.
= Ao. 1757	Ao. 1758	Ao. 1759	Ao. 1760	Ao. 1761	Ao. 1762.

Hans Fransen (?) in Todtzbüll ist Schulle Meister zu dieser Zeit."

Apenrade. Ottsen.

2. **Pappeln mit baumartigen Seitentrieben** wurden von uns gelegentlich einer Segelfahrt an der schleswigschen Ostküste am Strande der kleinen Insel Kallö in der Gjennerbucht entdeckt. Es handelt sich um zwei Stämme der Schwarzpappel (Populus nigra), welche an der Wurzel zusammengewachsen sind. Die Gjennerbucht gestattet den Nordost-

stürmen ungehinderten Zutritt, und die Meereswogen steigen am steilen Ufer empor und unterwühlen den Boden so sehr, daß mehrere Pappeln, nachdem das Wurzelwerk nach der Seite freigelegt worden war, in der Richtung nach dem Strande niedergefallen sind, doch so, daß noch ein Teil der Wurzeln im Erdboden stecken geblieben ist. Das gilt auch von den beiden von uns beobachteten Stämmen, von denen der stärkere eine Länge von 4,25 m und einen Durchmesser von 45 cm aufzuweisen hat. Die ursprüngliche Krone ist unter dem Anprall der Wogen aufgerieben worden. Aber die Lebenskraft war den Stämmen geblieben, und den unter der Rinde schlummernden serialen Knospen, schlechthin auch Reserveknospen genannt, war es beschieden, den Baum vor dem Zugrundegehen zu bewahren. Während nun an den meisten am Boden liegenden Stämmen die Knospen zu strauchartigen Seitentrieben ausgewachsen sind, zeigen diese beiden Stämme die seltsame Erscheinung, daß an dem einen Stamme zwei Zweige, an dem anderen ein Zweig zu senkrecht nach oben strebenden Stämmen mit üppig entfalteten Baumkronen entwickelt sind, mit einem Durchmesser von bezw. 30, 20 und 18 cm. So vermag die Pappel aufs neue der Brandung Trotz zu bieten. Zwischen den drei Stämmen hatte sich ein ganzes Seegraspolster verfangen.

Barfod.

3. **Schlittenfahren.** Bedenken in betreff des in der Mitteilung des Junihefts über „Schlittenfahren" von Herrn Pastor Asmussen in Osterlinnet gebrauchten Ausdrucks „Flensburger Dänen." Von diesen werde, so hieß es da, für das deutsche „ich" nicht a, sondern æ gesagt. Das klingt doch so, als sei in Flensburg das Dänische zum Teil noch Volkssprache, was allerdings nach mancherlei Anzeichen (neben so gut wie ausschließlichem Gebrauch des Deutschen als Schriftsprache) in früheren Jahrhunderten vielleicht der Fall gewesen sein mag, im 19. jedenfalls nicht mehr. Dahin äußert sich in seiner Selbstbiographie auch der Bischof Martensen, der, zu Flensburg 1808 geboren, bis zu seinem 9. Jahre etwa im nördlichen Teile der Stadt gewohnt hat, bevor er mit seinen Eltern nach Kopenhagen zog. Plattdeutsch, behauptet er, sei die alleinige Volkssprache gewesen. (Zu jenen Anzeichen einer früher teilweise dänischen Volkssprache rechne ich das dänische Ausrufen der Kraut- und Fischfrauen, das bis Ende 1864 gedauert haben mag, eine Menge von dänischen Ausdrücken, die dem Plattdeutsch beigemischt sind, einzelne dänische Ausrufe, Sprichwörter u. dgl. m.) Wenn nun aber auch die geborenen Flensburger unter sich deutsch sprechen, so bedienen sich die Geschäftsleute im Verkehr mit den dänisch redenden Bauern der nördlichen Umgegend des dortigen Patois, in welchem allerdings das deutsche „ich" nicht, wie wohl weiter nördlich, durch a, sondern durch æ wiedergegeben wird. Ich glaube aber nicht, daß es richtig sei, solche Flensburger Geschäftsleute „Flensburger Dänen" zu nennen, ebensowenig wie die aus Nordschleswig Übergesiedelten, die sich sehr bald die deutsche Volkssprache aneignen. Unter „Flensburger Dänen" verstehe ich diejenigen, welche während der Blütezeit der Dänenherrschaft 1850—64, zum Teil auch später, aus dem Königreich Dänemark hierher eingewandert sind und, wenn sie Flensburgerinnen geheiratet hatten, mit ihrem stärkeren Patriotismus diese vermocht haben, soweit das Dänische sich anzueignen, daß sie (wenigstens öffentlich, um zu demonstrieren) mit ihren Kindern dänisch sprechen können. Natürlich aber bedienen sich auch diese Kinder unter sich der herrschenden deutschen Volkssprache, des Hochdeutschen oder Plattdeutschen. Ich mußte lachen, als vor längerer Zeit eine solche mir bekannte Renegatenmutter beim Verlassen des Glücksburger Dampfschiffes ihren kleinen Jungen fragte: „Hvor har du dine Blomster?" (Wo hast du deine Blumen?) und dieser im reinsten, kräftigsten Deutsch antwortete: „Ins Wasser geschmissen!" Die Eltern solcher Kinder können mit gewissem Recht „Flensburger Dänen" genannt werden; doch ist ihre Zahl jetzt sehr gering. Diese nun sagen für das deutsche „ich" weder a noch æ, sondern jeg. An sie hat also Herr Pastor Asmussen nicht gedacht, als er obigen Ausdruck gebrauchte. Auch ist dem Herrn vielleicht alles, was ich angeführt habe, sehr wohl bekannt. Nicht ihn habe ich belehren, sondern nur den falschen Folgerungen vorbeugen wollen, welche weiter entfernt Wohnende, namentlich Holsteiner, aus der nicht glücklich gewählten Bezeichnung ziehen könnten. Steht doch Flensburg noch von 1848 her weithin in dem Ruf, eine überwiegend dänische Stadt zu sein. Die damalige dänische Gesinnung, die trotz der völlig deutschen Volkssprache der größere Teil der Einwohnerschaft zeigte, hatte ihren Grund aber fast ausschließlich in der Auffassung der materiellen mit Schiffahrt und Handel verbundenen Interessen, nicht in irgend einer Vorliebe für dänische Nationalität und Sprache. — Nachschrift. In betreff des Seira erlaube ich mir noch eine abweichende Auffassung eines verstorbenen älteren Herrn mitzuteilen. Dieser behauptete, Seira sei ein Ruf der Seeräuber älterer Zeit gewesen. Das dänische Witzblatt „Korsar," welches in den vierziger Jahren erschien, habe das Bild eines Seeräubers mit der Über- (oder Unter-) Schrift Seira als Titelvignette geführt.

Flensburg. H. Hansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

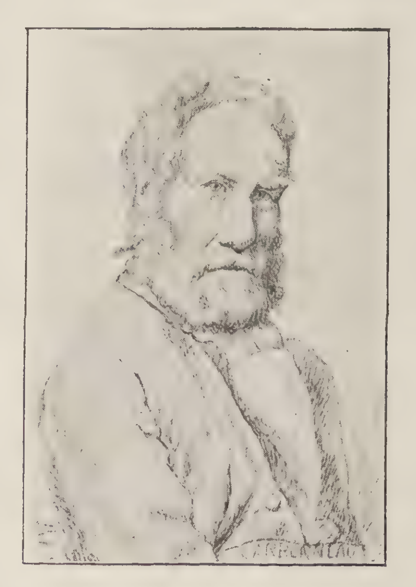
11. Jahrgang. № 8. August 1901.

Der Thorwaldsen-Schüler Wilhelm Bissen.

Von Doris Schnittger in Schleswig.

Auf der für die Sommermonate geplanten Ausstellung von Werken schleswigscher Künstler in Flensburg wird man außer einem Jugendbildnis Bissens auch einzelne Arbeiten seiner Hand finden.

Am 13. Oktober 1798 in Schleswig geboren, in einem nahen Dorfe aufgewachsen und später aus der Ferne oftmals auf längere Zeit in seine Vaterstadt heimgekehrt, werden wir ihn wohl als den Unsern bezeichnen können — mit oder ohne Erlaubnis seines französischen Biographen Eugène Plon, der auch Thorwaldsens Biograph ist. Dieser Schriftsteller freilich stellt ihn nicht nur auf dem Titelblatt vor als »Le sculpteur danois Vilhelm Bissen«,[1]) sondern betont, wo es paßt und nicht paßt, des Künstlers glühenden dänischen Patriotismus, den er ohne weiteres bei uns armen Schleswigern — „der großen Majorität der Bewohner" — voraussetzt! Es wird noch in vieler Gedächtnis sein, welche Erregung Bissens dänische Siegesdenkmäler bei uns hervorriefen: der tappere Landsoldat von Friedericia und der hochnasige Flensburger Löwe nach der Schlacht bei Idstedt. Ja, der gute Schleswiger Junge war in Kopenhagen allmählich wirklich gar zu dänisch geworden! Aber da nun



[1]) Es soll von dem Buche auch eine deutsche Übersetzung geben.

über so manches Schlimmere Gras gewachsen ist, dürfte man allgemach die künstliche Schranke entfernen, welche der sonst so treffliche Mann zwischen sich und uns aufgebaut hat. Ja, ein so vortrefflicher Mensch wie tüchtiger Künstler ist er geworden, der blöde Sohn des ehrsamen Schleswiger Bürgerhauses, und es lohnt sich wirklich, an der Hand jenes Buches (Verlag H. Plon, Paris), das, in einem merkwürdig bequemen Französisch geschrieben, recht ansprechend ist trotz einzelner Dummheiten, diesem emporsteigenden Lebensgang zu folgen. Nicht stören soll uns dabei das bekannte Naserümpfen der modernen Kritiker, für die ja alles, was nicht von heute oder gestern stammt, in der Kunst nichts bedeutet, die besonders längst Thorwaldsen und was an ihn erinnert zum alten Eisen geworfen haben.

Die von Plon benutzten Quellen waren, außer zwei auch mir vorliegenden Artikeln der dänischen Professoren Olsen und Höyer, u. a. die Mitteilungen von Gliedern der Familie Bissen in Paris. Außerdem hat der Schriftsteller den Bildhauer in Kopenhagen besucht. Was ich über ihn lese, stimmt fast überall genau mit dem, was ich — sparsam genug — hier von alten Schleswigern erfahre. War der Vater ein Holsteiner, stammte die Mutter — Tochter eines Schiffskapitäns — aus dem nördlichen Schleswig, so war Wilhelm richtiger Schleswig-Holsteiner. Ein Jahr nach seiner Geburt zog die Familie von Schleswig nach Gelting in der nahen Landschaft Angeln, wo sie eine kleine Landstelle erstanden hatten. (Der Franzose bezeichnet Angeln »l'Angel« als Besitz der Familie!) Der Knabe Wilhelm muß ungewöhnliche Begabung und Lernbegier gezeigt haben, sonst würde der Geltinger Pastor nicht sich und ihm die vergebliche Mühe gemacht haben, ihm sogar Latein beizubringen. Als Bissens 11 Jahre später — nachdem sie l'Angel hatten verkaufen müssen — wieder in die alte Heimat zogen, wo der Vater ein kleines städtisches Amt verwaltete, mußte bei des Hauses bescheidenen Verhältnissen der Knabe mit der Bürgerschule vorlieb nehmen. Doch hat er nie aufgehört, alle bescheidenen Mittel, die sich ihm zur Förderung boten, für eifriges Studium zu benutzen. Was es damals an Kunstlitteratur gab, wird kaum bis zu ihm gedrungen sein; Naturwissenschaftliches aber gab es sogar unter des Vaters Büchern. Diesem wird Handgeschicklichkeit nachgerühmt, die er früh auch bei zweien seiner Söhne pflegte, welche später als Uhrmacher Außergewöhnliches leisteten, einer in Paris, der andere in Schleswig, wo z. B. die vor Jahren durch Feuer zerstörte Uhr des Schloßturmes als ein Wunderwerk seiner Erfindung galt. Wilhelm ging unbeeinflußt seinen eigenen stillen Gang, schon als Siebenjähriger den kräftigen Keim eines Bildners in sich tragend. Was ihn umgab, wurde nicht nur eingehend beobachtet, die empfangenen Eindrücke nahmen Gestalt an, gleichviel durch welches Mittel. Der Stift füllte das Papier mit Figurenwerk, die Schere schnippelte Figürchen oder unter den schmutzigen Jungensfingern entstanden

Statuen aus Lehm, aus Brotklumpen oder aus Lakritz, bis diese letzten sicher zuletzt den Weg in den Mund fanden. Oft auch führte die Kinderhand das Schnitzmesser kühnlich ins Holz. In Schleswig haben seine Schneegebilde, oft Soldaten, sogar solche in Kämpfergruppen, dauernden Eindruck hinterlassen. Liebevolles Verständnis freilich brachte anfangs nur die Mutter diesem kindlichen Schaffenstrieb entgegen.

Nach der Konfirmation 1815 trat Wilhelm bei einem Tischler in die Lehre. Dann aber, nachdem ihm ein Brett auf den Fuß gefallen war, so daß er mit anhaltendem Fußleiden einen Winter lang an das Elternhaus und an seine Studien gefesselt blieb, erregten seine künstlerischen Fortschritte wirkliches Aufsehen in dem kleinen Kreise von Kunstfreunden, die dem begabten Knaben ihr Interesse zuwandten. Zu ihnen gehörte der damalige Propst, spätere Generalsuperintendent Callisen. Dessen noch unter uns lebende Tochter hörte den Vater oft erzählen, wie damals Wilhelms Tischlermeister oft von ihm Zeichenvorlagen für den Kranken sich erbeten habe, und auch bei den schwierigsten sei stets die Kopie dem Original gleichwertig gewesen. Auch lebensgroße Porträts nach der Natur gerieten dem garnicht Geschulten vortrefflich. Nun verschafften jene Gönner — außer Callisen waren es der Schleswiger Historienmaler Böhndel, von dem die vortrefflichen Lithographieen nach dem Schleswiger Domaltar gezeichnet sind, und der Auktionsverwalter Westphal — dem dankbar Glücklichen die Mittel für ein mehrjähriges Studium in Kopenhagen, wohin er 1816 übersiedelte. Aber der überaus Blöde, nur in sich hinein Lebende kam trotz alles Lerneifers aus der Sehnsucht nach dem Elternhause garnicht heraus, in das er nach zwei Jahren zurückkehrte, um darnach in Deutschland weiter zu studieren.

Da geschah es, daß der dänische Kronprinz — der spätere König Christian VIII. — Schleswig besuchte. Der Superintendent erhielt — nach seiner Tochter Mitteilung — bei der Festtafel seinen Platz neben dem prinzlichen Adjutanten, der u. a. mit Bedauern äußerte, tüchtige Porträtisten gäbe es zur Zeit in der dänischen Hauptstadt nicht. Die Folge war eine Vorstellung des Schleswiger Bürgersohnes beim Prinzen, der, von den vorgelegten Arbeiten sehr befriedigt, den Jüngling abermals nach Kopenhagen zog. Schon im folgenden Jahre hatte derselbe die silberne Medaille erworben und sah daneben die ersten klingenden Erfolge seiner Leistungen. Auf Professor Lunds Anraten bewirbt er sich dann um die kleine goldene Medaille, kann sich aber garnicht entschließen, ob als Maler oder als Bildhauer. Als echter Schleswiger besinnt er sich gehörig lange, sich dabei gemächlich auf seine Palette stützend. Als ihm diese unter der Hand zerbricht, so daß er seine Farben nicht mischen kann, nimmt er sein Modelliergerät zur Hand und erwirbt so mit seiner ersten bedeutenderen plastischen Arbeit die vielumworbene Goldmedaille! Der im Relief ausgeführte Gegenstand gehört der Geschichte Josephs an: die

Söhne Jakobs zeigen dem Vater Josephs blutigen Rock. Nun erst beginnt Bissens Künstlerlaufbahn als Bildhauer, was ihm nie so erstrebenswert erschienen war als jetzt, da der ruhmgekrönte Thorwaldsen zum Besuch in Kopenhagen weilte. Eine Reihe biblischer Darstellungen, z. T. für die Christiansborger Kapelle, bringen Bissen Anerkennung, die Ausführung der Erweckung von Jairi Töchterlein bringt ihm 1823 die große Goldmedaille mit einem Reisestipendium auf drei Jahre. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt bei den Eltern zog er über Berlin, wo Rauch ihn fesselte, über Dresden, München nach Rom. Nach eigenem Geständnis hatte bis dahin die Überfülle des Geschauten ihn mehr gedrückt, verwirrt als gehoben. Nun, vor des großen Landsmanns Werken stehend, Werken, die ein Zeitgenosse geschaffen, der von der Antike sich hatte befruchten lassen — nun zum ersten Mal sah und fühlte er mit freudig erschlossenem Sinne. Doch schaute der 30 Jahre Jüngere stets voll Ehrfurcht zu dem großen Meister empor. Mutlosigkeit übermannte den allzu Bescheidenen mitunter dermaßen, daß er z. B. seine erste in Rom fast vollendete Statue — eine schlummernde Bacchantin — zerstörte! Mit Hingebung wurden Italiens Kunstschätze studiert, doch wurden mit Bedacht unter den alten Meistern die Vorbilder gesucht. So hütete z. B. Bissen sich wohl, in des übermächtigen Michelangelo Fußstapfen treten zu wollen, der so manche Nachfolger verwirrt hat.

Thorwaldsen blieb leuchtendes Vorbild und wohlwollender Ratgeber, ohne — nach Plons Behauptung — geradezu Lehrer gewesen zu sein. (»B. ne fut pas, dans le sens strict du mot, élève de Th., il fut en réalité son disciple.«) Da aber der jüngere Bildhauer stets unter des älteren Augen, d. h. in einem seiner vielen Ateliers arbeitete, und da die mir bekannten Kunstschriften und Lexika das „Thorwaldsen-Schüler" festhalten, so wollen auch wir das thun. Ist doch niemand unter dem Einfluß des schönheiterfüllten Dänen ihm an idealer Gestaltungskraft so nahe gekommen wie unser Landsmann. Beweis genug, wie sehr die Wertschätzung erwidert wurde, dürfte sein, daß Thorwaldsen testamentarisch verfügte, Bissen möge seine unvollendeten Werke ausführen und sein Museum einrichten. Aber eins unterscheidet die beiden, eins hat nach meinem Bedünken der handfestere Schleswiger vor jenem Griechen des 19. Jahrhunderts voraus: sein realistisches Können, das, nicht überall sich vordrängend, nur an rechter Stelle zur Wirkung kam. So oft ich auch nur die zwei Bildwerke von seiner Hand ansehe, die unser Haus birgt, fällt mir das Seltsame auf: ein Realist aus Thorwaldsens Schule! Eine lebensgroße Gipsbüste des Generalsuperintendenten Adler von so grotesker Ausprägung der Häßlichkeit, daß sie aus des empfindsameren Meisters Hand gewiß anmutender hervorgegangen wäre. Daneben eine fast lebensgroße Büste von Bissens geliebter Mutter, jener Geltinger Bauerfrau. Das Haar ist unter einem schlicht und wenig schön geschlun-

genen Kopftuch verborgen; aber das alternde Antlitz strahlt in einem wohlthuenden Gemisch von Güte und Kraft, die tiefliegenden Augen, der feingeschnittene Mund zeugen von energischer Eigenart: „Se is dar, gans se sülbst!" Einer ausgezeichneten kleinen Statue von Vater Bissen erinnerte sich der kürzlich in Schleswig gestorbene englisch-hamburgische Maler Bottomley, den die beschriebene Mutter Bissen immer in Begeisterung versetzte. In Rom, wo er unsern Bildhauer getroffen, hatte dieser seinen Vater aus der Erinnerung höchst charakteristisch modelliert. Derselbe Alte ist 1840 noch einmal vom Sohne in eigenartiger Haltung sitzend dargestellt; die Stellung erinnert an den Greis in Thorwaldsens „Winter." Diese Statuette ist im Besitz eines Großneffen des Künstlers, des Herrn Professor Dr. W. Petersen in Flensburg.

Gewiß ist Bissen für das Bildnis, für lebensvolle Wiedergabe der Persönlichkeit hervorragend begabt gewesen; die etwa 200 Büsten und Statuen meistens berühmter Zeitgenossen — aber auch so unberühmter wie Friedrich VII. — erfreuen (oder als moderner Mensch wird man wohl sagen müssen, erfreuten) sich guten Rufes in der Kunstwelt. Doch ist er auf allen Gebieten, welche die Plastik beherrscht, Meister geworden. Dem, der in Kopenhagen gewesen, werden zahlreiche und großenteils bedeutsame Schöpfungen seiner Hand in der Erinnerung geblieben sein, wie sie dort in Schlössern, Kirchen und Museen sich reichlich finden, z. B. auch in den Sammlungen der Kunstmäcene Jacobsen, Vater und Sohn in Ny-Carlsborg. Doch haben wir auch von seinen antiken Statuen, Originale in Marmor, in unserm Lande, in den Sammlungen der Herren Etatsrat Bauer und Donner in Altona. Mainz hat von ihm ein Gutenberg-Denkmal in Bronze.

Noch wurde nicht erwähnt, wie sich des Meisters, späteren Akademieprofessors Privatleben nach Ablauf der Lehrzeit gestaltete. Es war ihm vergönnt, nach seiner Heimkehr aus Rom 1834 seine Jugendliebe heimzuführen, die er in elfjähriger Abwesenheit nicht gesehen, aber noch weniger vergessen hatte. Er kannte keine Freuden als die der Familie, der Arbeit und eines engen Freundeskreises, trieb aber zur Erholung viel ernste Lektüre. Die Gattin starb früh; von den Kindern lebt ein Sohn als Bildhauer und eine Tochter, Frl. Anna Bissen, die noch in etwas die Verbindung mit den hiesigen Verwandten aufrecht erhält, mit den Herren Professor und Bürgermeister Petersen (Sonderburg) und deren Schwestern. — Was ich an Bildnissen des Künstlers kenne, trägt den Stempel tiefen Ernstes, mit Wohlwollen gepaart. Außer dem von Plon mitgeteilten, giebt ihn die „Illustreret Tidende" von 1860 im Arbeitskittel. So sieht man ihn auch auf einem Gemälde Chr. Magnussens aus dessen Jugendzeit, als er in Kopenhagen bei Bissen zeichnete. Aus dem hochansteigenden Atelier sieht man im Hintergrunde in ein niederes Nebengemach, an dessen Eingang der Meister steht. Zum hell-

blauen Arbeitsrock kommt, etwas grell, ein rotes Fes. Das Gelbblond von Bart und Haar ist uns bekannt von einem sehr ansprechenden Ölbilde im Besitz unseres Hauses. Es giebt den jugendlichen Bissen wieder; leider unbezeichnet, könnte es vielleicht Selbstbildnis sein. In jener Werkstatt hat unser Frl. Callisen ihn besucht, wie Thorwaldsen in der seinigen. Sie erinnert sich des Kontrastes der beiden Erscheinungen. Verglichen mit dem selten schönen, weichlich liebenswürdigen Dänen — der, wie Bottomley ihm nachsagte, „küssend durchs Leben ging" — muß unser Schleswiger eine Art derber Kraftmensch gewesen sein. Trotzdem hatte er oft von Kränklichkeit zu leiden; er starb 1868, betrauert von Dänemark; warum in seiner Heimat so sehr in den Hintergrund gedrängt, das wurde eingangs dargelegt. Wir wollen ihn uns wieder annektieren, und zwar jetzt, ehe die Quelle der mündlichen Tradition ganz versiegt ist. Ihn auf allen Stadien seiner künstlerischen Entwicklung zu begleiten, seine Werke einzeln auf ihren Wert zu prüfen — das besorgt die Fachlitteratur. Hier sollte nur gezeigt werden, was den „dänischen" Künstler mit Schleswig-Holstein verband, wie er trotz alledem doch zu den Unsern gehört, unsere Eigenart die seine ist. Gewiß kannte mein Leser — früher, ehe die Schule und alle möglichen Vereine dafür sorgten, daß an Geist und Talent nichts umkomme — hie und da in Stadt und Land ähnliche Gottbegnadete, wie Wilhelm Bissen und Asmus Jacob Carstens es waren. Man sah sie in stiller Abgeschlossenheit schaffen, in sich selbst, ohne Anregung von außen, fast von niemandem bemerkt, alles verarbeiten, aber meistens in richtigem Instinkt nur geistig Wertvolles sich erobern und so in ein schaffensreiches Leben hineinwachsen, in dem Geist oder Talent wahrhaft Tüchtiges, ja, Bleibendes leisteten. „Dat is so vun unse Slag Lüd!"

Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung.*)

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

I.

Der europäische Verkehr war bis zum Ausgang des Mittelalters nur auf den Privatweg, soweit er Briefe betraf, auf die Gefälligkeitsbeförderung durch Reiter oder Fußboten der großen Handelshäuser usw., soweit er Güter und Personen anging, auf den guten Willen und die Spekulation der Fuhrunternehmer in den verschiedenen Ortschaften der Gaue oder auf die Gefälligkeit fahrender

*) Quellen: Außer persönlichen Mitteilungen von Friedrichsen-Itzehoe, H. Brandt, weil. Itzehoe und eigenen Beobachtungen folgende Schriften: „Itzehoer Wochenblatt." — K. Jansen: „Poleographie der cimbrischen Halbinsel" und „Uwe Jens Lornsen." — A. C. H. Niemann: „Schlesw.-Holst. Prov.-Ber." — Joh. v. Schröder: „Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig." — Karl Böhme-Itzehoe: „Die Stadt Itzehoe und ihre Post."

Hausierer angewiesen. Und so unsicher war dieser Verkehr, daß selbst in einer verhältnismäßig recht späten Zeit — noch zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — jeder, der auch nur eine kurze Reise über Land zu machen hatte, vorher das Abendmahl und einen vollständig ernst zu nehmenden Abschied fürs Leben von den Seinen nahm, in deren Hände er sein Testament niederlegte. Kehrte er aber zurück, so galt das als eine besondere Errettung aus Lebensgefahr, infolge deren nicht selten recht bedeutende Schenkungen und Stiftungen gemacht wurden, um so Gott Dank für seinen Schutz zu erstatten, wie das in dieser Weise in der Auffassung der damaligen Zeit begründet lag. Auch wurden wohl von solchen, die sich dazu befähigt hielten, besonders von Pastoren, aus Anlaß solcher, selbst verhältnismäßig kleiner Reisen ganze, oft umfangreiche Reiseberichte angefertigt und der Familienchronik oder den Kirchenbüchern zum „ewigen Verbleib" angeheftet. Aus solchen Reisebeschreibungen, von denen ich selbst in meiner Jugend einige gesehen habe, erfährt man, wie umständlich und gefährlich das Reisen noch vor hundert und weniger Jahren war, und doch gab es zu dieser Zeit auch bei uns schon ein ziemlich regelmäßiges Postwesen.

Ich sagte oben: die Länder Europas kannten einen staatlich organisierten oder auch nur unter staatlichen Schutz gestellten Verkehr bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nicht, und Dänemark, das seinen Handelsverkehr bis dahin größtenteils zu Wasser hatte, richtete gar erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts seine erste Post ein. So kam es denn, daß auch Schleswig-Holstein, das unter dänischer Verwaltung stand, bis zu dieser Zeit an der allgemeinen Mangelhaftigkeit und Unsicherheit des Verkehrs großen Anteil hatte. Denn bestanden hier auch an einzelnen Orten, z. B. in Itzehoe und Neumünster, größere Frachtfuhr-Unternehmungen, so waren doch alle Wege, vorzugsweise die Hauptlandstraßen, derartig unsicher, daß von einer einigermaßen sicheren und regelmäßigen Beförderung in keiner Weise die Rede sein konnte. Und waren es bei uns auch nicht gerade, wie im übrigen Deutschland, die letzten Reste des einst so blühenden Raubrittertums, die dort auf allen Landstraßen Gut und Leben bedrohten, so existierte doch auch hier ein Wegelagererwesen, das sich infolge der in unsern Landen so häufig geführten Kriege, die immer ein recht großes Kontingent an Marodeuren usw. stellten, recht lange einer ganz besonderen Blüte erfreute. Zudem gab es hier außer der alten großen Heerstraße von Ripen über Flensburg, Rendsburg, Heide und Itzehoe nach Hamburg, die noch eine Abzweigung über Neumünster nach Lübeck hatte, fast gar keine regelmäßigen Wege, so daß eine Verbindung der einzelnen Ortschaften unter sich mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft war. Denn gerade dieser Mangel an Wegen bot dem Raub- und Strauchdiebwesen günstige Bedingungen zu seiner Entwickelung.

So konnte es für eine allgemeine Verbesserung des Verkehrs auch nicht viel bedeuten, daß zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von Kopenhagen aus eine Post eröffnet wurde; denn da man nicht zugleich eine Anlage von guten Straßen und energische Bekämpfung des Straßenraubes unternahm, so waren auch die Beförderungen mittels königlicher Postreuter und Postwagen nichts weniger als sicher. Ja, die allgemeine Verkehrsmisère blieb noch auf lange Zeit auch in Schleswig-Holstein bestehen und ließ Handel und Wandel nicht zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen. — Wie es dann allmählich besser und besser geworden ist, bis wir zu der heutigen hohen Entwickelung unseres ja nun nicht mehr speziell schleswig-holsteinischen Verkehrswesens gelangt sind, das sollen diese Zeilen, soweit das bei den etwas dürftigen positiven Nachrichten der Quellen, aus denen geschöpft werden konnte, möglich ist, veranschaulichen.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten über dänisches und schleswig-holsteinisches

Postwesen geben uns zwei Verordnungen des Königs Christian IV. von Dänemark vom Jahre 1624. Aus diesen beiden Verordnungen geht hervor, daß in dem genannten Jahre in Dänemark und den beiden Herzogtümern Schleswig und Holstein 36 Poststationen und 7 Postrouten bestanden, von welchen eine der wichtigsten unzweifelhaft diejenige zwischen Kopenhagen und Hamburg über Middelfart und Kolding gewesen ist. Später wurde von Friedrich III. eine ebensolche, und zwar, wie es auch die obige gewesen sein wird, reitende Briefpost von Kopenhagen über Assens nach Hamburg und zurück eingerichtet, welche eine so große Schnelligkeit entwickelte, daß sie den ganzen Weg zwischen den genannten beiden Hauptorten in dreimal 24 Stunden zurücklegte. Wie groß die Sicherheit oder Unsicherheit der mit diesen Posten beförderten Sachen war, das läßt sich aus den dürftigen zeitgenössischen Nachrichten nicht ersehen, wie denn auch eine weitere Entwickelung des Beförderungswesens bis zur Regierungszeit Christians V. nicht erfolgt zu sein scheint, da sich in meinen Quellen nirgends Andeutungen über einschlägige Verordnungen oder dergleichen vorfinden.

Der zuletzt genannte Regent aber machte sich um den Ausbau der postalischen Einrichtungen in unseren Landen wieder sehr verdient, indem er unterm 25. Dezember 1694 eine Postordnung erließ, durch welche, wie es im Eingang derselben heißt, „das bereits in gute Ordnung und Richtigkeit gebrachte Postwesen in den beiden Reichen Dänemark und Norwegen, wie auch in den Fürstentümern Schleswig und Holstein eine desto bessere Unterhaltung erfahren“ solle. Durch diese Postordnung wurde die Beförderung von Briefen zum Postregal (zur alleinigen Berechtigung und Verpflichtung) in dem noch heute bei uns bestehenden Umfange erhoben, und hinsichtlich der sonstigen Benutzung der Posten wurde bestimmt, daß mit den reitenden Posten außer gewöhnlichen Briefen nur Pakete im Gewicht bis zu 50 Lot, mit den fahrenden Posten Geld, Güter und Personen, Briefe dagegen nur, soweit sie zu den Paketen und Waren gehörten oder von der oberen Postbehörde abgesandt waren, befördert werden sollten. Durch diese erste eigentliche Postordnung, die außer dem dänischen und norwegischen, wie oben bemerkt, auch das schleswig-holsteinische Postwesen regelte, wurde der ganzen, schon bestehenden Einrichtung eigentlich so recht erst der amtliche Charakter verliehen, während die bis dahin gültige Ordnung noch vielfach den Charakter eines Privatabkommens zwischen Regierung und Fuhrmann oder Reuter einerseits und Publikum und letzteren andererseits trug, wobei denn auf allen drei Seiten möglichst viel „gemogelt“ wurde. Durch die Postordnung von 1694 wurde das Rechtsverhältnis zwischen Post und Publikum bei Benutzung der Posten genau festgesetzt; die Vorrechte der Posten, die Rechte und Pflichten der Postamtsvorsteher und die Handhabung des Dienstes bei den Postanstalten, sowie die Abgangs- und Beförderungszeiten der Hauptposten wurden genau reglementarisch normiert, und der auf den einzelnen Routen eingerichtete Sicherheitsdienst war in den Fahrreglements angegeben. Was aber außer allen diesen vorteilhaften Neuerungen für die weitere Entwickelung des Postwesens und die Förderung des Verkehrs von ganz besonderer Bedeutung war, das waren die beiden Umstände, daß die genannte Regierung im ganzen Lande zunächst reitende Polizeigendarmen, die sog. „Landreuter,“ stationierte und dadurch das Raub- und Plünderungswesen recht verminderte, und daß man infolgedessen, da auch zugleich eine Verbesserung und Vermehrung der Wege vorgenommen wurde, darangehen konnte, zahlreiche Nebenposten zu errichten. Und so finden wir denn in dem folgenden Jahre bereits eine wöchentlich zweimal „gehende“ Botenpost zwischen Itzehoe und Glückstadt und eine ebensolche zwischen Glückstadt und Hamburg, gewiß ein gutes Zeugnis für die Wirksamkeit der Landreuter; denn gerade diese beiden

Strecken, sowohl die Itzehoe-Glückstädter als auch die Glückstadt-Hamburger, waren von jeher wegen ihrer großen Unsicherheit übel beleumundet, da nämlich auf diesen Strecken das Schmugglerwesen in üppiger Blüte stand und mehrere berüchtigte „Herbergen" oder „Krüge" an denselben lagen. In diesem Jahre aber wurde von Kopenhagen nach Hamburg die reitende Post bereits zweimal und die inzwischen eingerichtete fahrende einmal wöchentlich expediert, welche Erweiterung der bis dahin bestehenden einmaligen Reuterpost als eine ganz besondere Wohlthat empfunden wurde.

Endlich enthielt diese Postordnung einen besonderen Paragraphen, in dem die Taxen des Brief- und Paketportos sowie des Fahrgeldes für Personen auf den größeren Postkursen festgesetzt waren. Es kosteten nach diesem Tarif z. B. ein einfacher Brief im Gewicht von 1 Lot von Itzehoe nach Elmshorn, Rendsburg, Hamburg und Altona 2 Schilling lübsch Kurant — 15 Pfg., nach Kiel, Schleswig, Flensburg und Apenrade 3 Sch., nach Preetz 4 Sch., nach Kopenhagen 6 Sch., und jedes Pfund eines gewöhnlichen Pakets von Itzehoe nach Kopenhagen 4³/₄ Sch. Ein Fahrschein für eine Person (ohne Gepäck, welches besonders berechnet wurde) von Kopenhagen nach Itzehoe kostete im Sommer 11 Reichsthaler 40 Schillinge, im Winter 13 Reichsthaler 32 Schillinge (dänisches Reichsbankgeld), was nach unserem heutigen Gelde etwa 25 und 30 ℳ ausmacht.

Im Jahre 1714 wurden vom König Friedrich IV. abermals verschiedene neue Posten eingerichtet, u. a. eine fahrende Post von Hamburg über Itzehoe nach Flensburg, eine von Hamburg über Itzehoe nach Rendsburg, eine von Hamburg über Itzehoe nach Heide, Friedrichstadt und Tönning und eine von Hamburg über Itzehoe nach Meldorf. Man ersieht hieraus, daß schon damals die Stadt Itzehoe ein Hauptverkehrspunkt in unserem Lande war, nicht weil dieser Ort schon damals etwa eine größere Handelsbedeutung gehabt hätte, oder als die einstige Residenz der Schauenburger noch immer gewohnheitsmäßig als eine Art Mittelpunkt des Landes betrachtet wurde, sondern weil über diesen Ort die von alters her bestehende sog. „alte Heerstraße" führte, auf der auch aller größere Privatverkehr bis dahin stattgefunden hatte.

In der die Einrichtung dieser Posten betreffenden Verordnung vom 25. August 1714 wurde bestimmt, daß 6 Stunden vor und 6 Stunden nach Abgang der Posten die Frachtwagen, wie solche von Fuhrleuten in Heide, Itzehoe und Neumünster usw. an jedem Tage der Woche mit Handels- und sonstigen Gütern expediert wurden (so daß mancher dieser Unternehmer oft 30 bis 40 Wagen unterwegs hatte), keine Passagiere, „welche das Postgeld bezahlen konnten," mitnehmen sollten. Weiter bestimmte diese Postordnung, daß es weder den Frachtfuhrleuten noch den übrigen Privatfuhrleuten gestattet sein solle, außer zur Zeit des Kieler Umschlags an den Posttagen Passagiere nach solchen Orten zu fahren, welche diese noch an demselben Tage mit der Post erreichen konnten. War aber die Post besetzt und wollte ein Reisender nicht bis zur nächsten Post warten, so „war es ihm gestattet," auch schon vor deren Abgang sich für seine Person Privatfuhrwerk zu mieten. Ebenso war es den Reisenden „gestattet," in solchem Falle die Wagen der Fuhrrollen-Unternehmer für ihre Person zu benutzen.

Solche Fuhrrollen, d. h. mit besonderen Schutz- und Rechtsbriefen ausgerüstete Fuhrunternehmungen, bestanden in den Hauptverkehrsorten meistens mehrere neben den Staatsposten, und sie hatten, wenn es von der Postverwaltung verlangt wurde, die Personen- und Gepäckbeförderung neben den staatlichen Posten und für diese zu vermitteln. Durch eine königliche Verordnung vom 27. August 1717 wurde den „Rollfuhrleuten" besonders anbefohlen, den Staatsposten auf Erfordern Vorspann zu leisten und die bei den regelmäßigen Posten befindlichen

Beiwagen rechtzeitig fortzuschaffen. Im ganzen waren sie bezüglich ihres Fuhrgeschäfts der Aufsicht und dem Befehl des Ortspostmeisters unterstellt, und dieser hatte besonders darauf zu achten, daß sie gute Pferde hielten und daß die Ordnung im Betriebe gewahrt blieb. — Ob die eigentlichen Frachtfuhrleute, die, wie schon oben bemerkt, ihr Geschäft an verschiedenen Orten des Landes recht im großen trieben und wohl von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Eröffnung des Eisenbahnverkehrs den Güter- und Warenverkehr in weiterem Umkreise, soweit er nicht auf dem See- und Flußwege sich bewegte, in Händen hatten, alle im Besitz von Fuhrrollen sein mußten, habe ich nicht ermitteln können. Ich habe aber Ursache, eine solche Verpflichtung für sie zu bezweifeln; denn sonst, scheint mir, hätten auch solche Handelsherren, die es vorzogen, ihr oft ebenfalls recht umfangreiches Fuhrwesen auf eigene Kosten zu betreiben, anstatt mit den Frachtfuhr-Unternehmern zu kontrahieren, einer Fuhrrolle unterstellt sein müssen, insofern sie ja doch auch Fuhrunternehmer, wenn freilich in etwas beschränkterem Sinne, waren. Daß aber für diese jedenfalls keine Fuhrrollenpflicht bestand, ist mir von Kaufleuten und alten Fuhrknechten, die seinerzeit noch im Dienst solcher fuhrunternehmenden Handelsherren z. B. in Heide und in Flensburg gestanden, ganz bestimmt versichert worden. Weiter aber muß ich eine allgemeine Fuhrrollenpflicht für die Frachtfuhrleute deshalb für unwahrscheinlich halten, weil gerade von den Frachtfuhrknechten — z. T. im Auftrage ihrer Herren, z. T. für eigene Rechnung — ein so schwungvoller und die verwegensten Unternehmungen nicht scheuender Schmuggel betrieben wurde, und es erscheint mir ganz unmöglich, daß der Fuunternehmer, dem bei dem geringsten Verdacht die „Rolle" würde entzogen sein, eine so gute Existenz, wie die eines Frachtfuhr-Unternehmers zu jener Zeit war, um des gefahrvollen Paschens oder Schmuggelns willen aufs Spiel gesetzt haben könnte. Wie schwungvoll und mit welcher Frechheit dieser Schmuggel übrigens noch in der ersten Hälfte bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von den fuhrhaltenden Handlungshäusern und den Frachtfuhr-Unternehmern betrieben wurde, davon habe ich in meiner Jugend, die ich nahe dem Ostseestrande Lübeck gegenüber verlebt habe, manches teils wüste, teils nicht einer gewissen Komik entbehrende Beispiel erlebt. Dasselbe bewiesen auch die oft in ernste Schlachten ausartenden Reibereien zwischen den Schmugglern und Zollbeamten, wie sie zu den fast täglichen Erscheinungen jener Zeit an den Landesgrenzen und auf den großen Landstraßen unseres Ländchens, vorzüglich in der Gegend des Kruges und der Hauptzollstation „Ochsenzoll" zwischen Oldesloe und Hamburg gehörten.

Und da nun einmal vom Schmuggel hier die Rede ist, so mag denn gleich erwähnt sein, daß gerade dieser mit seiner ganzen Gefolgschaft von Hehlern, Helfershelfern und all dem Gesindel, das ihm anhing und von ihm erzeugt wurde, mit all seinen Kämpfen, Buschkleppereien u. dgl. die Landstraßen an unseren Grenzen bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein selbst am hellen Tage so unsicher machte, daß auch der Postverkehr nicht nur, sondern überhaupt jeder Verkehr auf großen Strecken aufs äußerste gefährdet war. Ja, Schreiber dieses Beitrags kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß sogar der wandernde Handwerksgeselle es gern vermied, die Straße z. B. über den „Ochsenzoll" zu passieren; er folgte gutem Rat in dieser Beziehung und ging bei seinem Auszug in die Fremde im Jahre 1859 anstatt über Segeberg und Oldesloe, wie polizeilich den Handwerksburschen vorgeschrieben wurde, lieber von Neustadt über Lübeck nach Hamburg. Diese Abweichung von der Route trug ihm allerdings die Unannehmlichkeit ein, daß er bei seinem Eintritt in das Weichbild der „freien und Hansestadt" Lübeck auf der Brücke von einem in einem Bretterhäuschen sitzenden Polizisten angerufen, sein Paß visitiert und er, weil er „routenflüchtig"

war, einem anderen Polizisten übergeben und von diesem durch die „freie Stadt" und zum nächsten Thore hinausgeleitet wurde. Aber glücklicherweise traf er dann gleich nach seiner Ausweisung auf der Chaussee nach Oldesloe mit einem wandernden, schon gewitzigteren Tischlergesellen zusammen, welcher, als der so schändlich um den Aufenthalt in Lübeck Betrogene ihm sein Unglück erzählt hatte, riet, sich einfach mit einem Boot über die Trave nach Lübeck zurückbringen zu lassen. Dort könne er dann so lange bleiben, wie er wolle, ohne von der Polizei belästigt zu werden; er müsse sich dann freilich bei seiner Abreise wieder übersetzen lassen, um nicht abermals der Thor- oder Brückenpolizei in die Hände zu fallen. Nun, der Rat des so kundigen Wanderers wurde treulich befolgt, und drei schöne Tage und lustige Nächte in der zu ihrer Sicherheit so gut überwachten Hansestadt wurden dem gelehrigen „Grünen" zum „Lohn für seine Treue." —

Doch dies alles nur nebenbei, gehört es doch nicht eigentlich zu dem Gegenstande, der hier zur Behandlung steht, wenngleich auch der Privat-Fußverkehr immerhin mit zum „Verkehr" gehörte und noch gehört, und weil jene Paß- und Polizeiplackereien auch wahrlich nicht nur ihn betrafen, sondern allen Verkehr oft erschwerten. Eine strenge Handhabung des Polizeiwesens war bei der oben geschilderten Unsicherheit gewiß sehr notwendig, aber, wie das immer ist, wo der Hülfsorgane so viele sind: wird auf der einen Seite einem Übel abgeholfen, so stellt sich auf der anderen Seite ein neues dafür ein, und es wird sich bei Reformen im öffentlichen Leben immer nur darum handeln können, zwischen zwei Übeln das kleinere zu wählen, um unter seiner Herrschaft das größere zu beseitigen. So war es auch hier: so berechtigt auch die Klage über jene Plackereien war, — letztere waren doch ein außerordentlich wirksames Mittel, der Vagabondage und was damit zusammenhing, einigermaßen das Leben sauer zu machen, wenn auch, wie ebenfalls aus dem Mitgeteilten zu ersehen, leicht Mittel und Wege gefunden wurden, um der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. Um so leichter war dies möglich, als ihre Wächter damals meistens nicht gerade zu den Überschlauen gehörten, da sie aus Gründen der Billigkeit größtenteils aus Kreisen rekrutiert wurden, die zu allem anderen eher als zum wirklichen Sicherheitsdienst berufen erscheinen mußten. Aber was an Schlauheit und Einsicht mangelte, das mußten Grobheit und Chikane ersetzen.

Ein für den Güter-, Vieh- und Warenverkehr sehr wichtiges Ereignis war die im Jahre 1784 erfolgte Eröffnung des im Jahre 1777 im Bau begonnenen alten schleswig-holsteinischen Kanals, des sog. Eiderkanals. Es hatte zwar viele Streitigkeiten und Plackereien sowohl vor seinem Bau als auch während desselben gegeben, und auch jetzt noch waren die Ansichten über seine Berechtigung, seine Nützlichkeit und seine Rentabilität sehr verschieden. Denn während man auf der einen Seite fast zu sanguinisch in seinen Hoffnungen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen war, erging man sich auf der anderen Seite in so ungeheuerlichen Befürchtungen oder Verbesserungsvorschlägen, daß es z. B. sogar von einer Seite allen Ernstes ins Auge gefaßt wurde, ob es nicht thunlich sein würde, um das doch höchst wahrscheinliche Zufrieren des Kanals im Winter zu verhindern, denselben von den Seiten seines Bettes aus zu heizen und so das Wasser stets auf der nötigen Temperaturhöhe zu halten, die sich ja dann bis in den Spiegel hinauf demselben mitteilen würde. Ja, es wurden sogar technische Vorschläge zur Lösung dieses Problems gemacht. Aber es zeigte sich doch bald, daß alle Zweifler im Unrecht waren; denn der Verkehr auf dem Kanal vom Süden her wurde in kurzer Zeit ein so großer, wie er nie erhofft worden war. Vorzugsweise die Lübecker Handelshäuser und Reeder schlugen, sofern nicht der weitere Seeweg gegeben war, alsbald für ihren Verkehr nach dem Westen und Norden den neuen

Wasserweg ein, selbst da, wo sie bisher meistens den Landweg benutzt hatten. Auch viele Hamburger Häuser benutzten ihn, und der Verkehr vom Norden nach dem Süden, der gleichfalls bisher den alten Weg über Rendsburg-Neumünster genommen hatte, gab diesen ebenfalls vielfach zu gunsten des neuen, billigeren Weges auf, so daß er von Rendsburg an diesen anstatt des früheren Weges benutzte. So war denn mit diesem Unternehmen seitens des Staates für den Frachtverkehr ein bedeutender Fortschritt gemacht, und bald waren es nur die großen Frachtfuhr-Unternehmer, die scheel dazu sahen, wenn im Laufe der Jahre manche Verbesserungen des neuen Wasserweges geschaffen wurden, bis später die Eisenbahnen ihn wieder teilweise ablösten.



Heimkehr.

Blühende Heide — dich liebt' ich schon, eh' ich noch Leiden kannte,
Nun lieb' ich dich so wie der Träume Land,
In das ich wand're mit müden Füßen;
Der Weg war hart und meine Seele matt.

Weit wölbt der Himmel sich in lichter Bläue,
Dein Blütenschimmer deckt das braune Land,
Du bettest sanft mein müdes Haupt zur Ruhe,
Der Heimat Meeresluft umfängt mich lind;
Leis' kühlt der Westwind meine heiße Stirne,
Und Lerchen singen hoch in blauer Luft.

Die Augen schließe ich und höre träumend
Die Stimmen derer, die einst jung mit mir
Der Heimat Pfade gingen; wo sind sie geblieben?
In weiter Welt zerstreuet wandern sie,
Und nur im Traumland finden wir uns wieder.



Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

I. Morbek und Mohrkirchen.

Der Morbek fließt an der Grenze zwischen der Flensburger Gemarkung und Clusries. Soweit bekannt, wird zum erstenmal im Flensburger Stadtrecht vom Jahre 1284 des Wässerleins, das weder auf der Generalstabskarte noch auf dem Meßtischblatt einen Namen trägt, Erwähnung gethan. Hier heißt es wörtlich: ... innæn bymark, swo sum fra by til Brunznes oc af by til Marthbæk af ien wæghæn ... Zum andernmal sehen wir des Baches gedacht in einem plattdeutsch abgefaßten Dokumente vom 10. März 1448, zufolge dessen Herzog Adolf zu Schleswig das Wasser des Flüßchens aufdämmte und die Hälfte des Morbek der Stadt Flensburg gegen Erstattung der Eindämmungsarbeit überließ. Hier heißt das Wässerlein Mordbek. Reichlich hundert Jahre später findet sich sein Name wiederholt in zwei Urkunden, datiert 16. März und 21. März 1558. Erstere betrifft die erneute Feststellung der Grenzscheiden Flensburgs, letztere die Überlassung eines Holms und einer Wiese „bi dem Morbecke dick" an den Bürgermeister Andreas Schriver. In der am 16. März ausgestellten Urkunde heißt der Bach Moehrbek und Moerbeek. Die ältesten Schreibweisen des Namens sind also Marthbæk, Mordbek und Moerbeek. Schröder hat in seiner Topographie Maasbek, auf Traps Karte über die Stadtländereien Flensburgs vom Jahre 1863 findet sich Muusbæk, und auf einer von Kok erwähnten Karte vom Jahre 1861 soll Moosbek stehen. Daß das Substantiv Marth in Ortsnamen vielfach zu Mor, Mos, Mus und Maas wird, erhellt aus einer ganzen Reihe von Beispielen, die sich aus Urkunden aufstellen läßt. Diese Thatsache zeigt zugleich, wie schwierig es mit der Erklärung der mit Mor, Mos, Maas und Mus zusammengesetzten Ortsnamen bestellt ist.

Ist gar die alte Schreibweise unbekannt, so wird der Erfolg einer Deutung in den allermeisten Fällen sehr zweifelhaft sein.

Was nun unseren Grenzbach anlangt, so sind wir so glücklich, in der Form Marthbæk eine alte Schreibung vor uns zu haben. Daß der Name eines fließenden Wassers mit einer Person in Verbindung gesetzt werde, dürfte ausgeschlossen sein. Die Deutung der Silbe Marth als Personenname — altdän. Marth, altnord. Mördr usw., der Name ist in Urkunden des 14. bis 16. Jahrhunderts nicht selten — lassen wir also in diesem Falle beiseite. Das altdänische Marth bedeutet Marder. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß der Bach dem häufigen Auftreten dieses Raubtieres an seinen Ufern den Namen dankte. Das Wort hat indes noch eine andere Bedeutung. Mit Marth bezeichnete man einen dichten Wald oder niedriges mit Wald bedecktes Land. In diesem Sinne kommt das Wort nachweislich in einer ganzen Reihe von Ortsnamen des Nordens vor. Vielleicht wäre unser nördliches Grenzwasser also als im dichten Walde fließender Bach anzusprechen.

In Angeln begegnen wir dem ansehnlichen Hofe Mohrkirchen. Das Vorkommen eines Amtes, später einer Harde Mohrkirch bezeugt, daß der Ort Mohrkirch ehemals in weitem Umkreise Bedeutung gehabt hat. Ursprünglich adeliges Besitztum des berühmten Geschlechts Leembek, gelangte der Hof 1391 in die Hände des Antonius-Ordens. Im diesbezüglichen Schötebrief ist vom „hof to Moerker" die Rede. Es wurde dann in ein Kloster des nämlichen Ordens verwandelt, dessen Name häufig in Urkunden vorkommt. In Seidelin, Dipl. Flensb. findet er sich in folgenden Fassungen: 1480, 1486 und 1499 Morker, 1487 und 1493 Mordker, 1512 Mordkyer, 1523 Morkar und 1544 Moerkerk oder Morkerk. Daß wir in der letzten Silbe das altdänische kyer vor uns haben, unterliegt keinem Zweifel. Dieses Wort hatte die Bedeutung eines tief gelegenen, mit vorwiegend niedrigem Holze bestandenen Stückes Landes. Der Inhalt des neudänischen Kjær (Sumpf) deckt sich also nicht damit. Daß der „hof to Moerker" auf niedrigem Lande lag, ist erwiesen. Der Ort, wo das Kloster stand, war unmittelbar westlich von der heutigen Stammparzelle Mohrkirchen, in einer von einem Bache durchflossenen Niederung. Es erübrigt, die Bedeutung der ersten Silbe zu klären. Vergegenwärtigen wir uns die Schreibweise des Namens Morbek, so werden wir unschwer die ursprüngliche Fassung des Namens Mohrkirch bestimmen können. Eine ältere Schreibweise als die vorhandene würde uns unzweifelhaft auf Marthkyär zurückführen. — Man gestatte eine Einschaltung! Es haben sich Ausleger gefunden, die den Namen einfach als Mordsumpf in der Bedeutung arger Sumpf nahmen. Wer mit dem Dänischen nur einigermaßen vertraut ist, weiß, daß eine solche Deutung durchaus ausgeschlossen ist. — Hieß der Hof ursprünglich Marthkyär, so fragt es sich, was unter marth zu begreifen ist. Die dänische Herrschaft wandelte den Namen in Maarkjär um; sie gab damit zu verstehen, daß sie in dem Substantiv marth den Sinn des neudänischen maar, d. h. Marder, gefunden hatte. Diese Deutung ist natürlich nicht ausgeschlossen. Das heutige maar führt nämlich auf das altnordische mördr, Genitiv mardar, zurück, altdänisch marth, womit auch der im Mittelalter nicht selten vorkommende Personenname Marth, Maarth, Mord im Zusammenhange steht. Wie wir bei dem Namen Morbek sahen, bleibt dem Substantiv Marth noch eine dritte Bedeutung: dichter Wald oder niedriges mit Wald bedecktes Land. Fassen wir marth als Marder, so würde sich als Sinn ergeben: eine tiefgelegene, mit niedrigem Holze bestandene Strecke Landes, die vielen Mardern als Wohnstätte diente. Sehen wir in Marth einen Personennamen, so hätten wir in dem Namen Mohrkirch einen niedrigen, mit Unterholz bewachsenen Landstreifen zu suchen, auf welchem sich vielleicht als erster ein Mann Namens Marth ansiedelte. Nehmen wir endlich den letzten Begriff, so wäre das Ergebnis: ein tiefliegendes, mit dichtem niedrigem Holze bestandenes Stück Land. Es dürfte schwer sein, zu sagen, welche Auslegung die richtige ist.

II. Husby.

Dem Ortsnamen Husby begegnen wir in ganz Schleswig-Holstein nur einmal. Das hin und wieder damit zusammengestellte Hüsby bei Schleswig hat mit Husby nichts gemein. In einer oft citierten Urkunde Knuts VI. von 1196 heißt der Ort nach Hasse (Regg. und Urkd. I) Huswbu, — in seinem Register identifiziert es der frühere Kieler Professor irrtümlich mit Husby bei Flensburg —, nach Langebek (S. R. D. VII) Husaby, nach Stemann (Zur Gesch. des Rudeklosters, Slesv. Prov. N. R. III, 1862) Hustebü und nach Suhm (Danm. Hist. VIII, 704) Huscobü. Der letzten Lesart treten Trap und Kok bei. Ich schließe mich ihnen um so lieber an, einmal, weil ich in Hasse infolge seiner thatsächlichen zahlreichen Unachtsamkeiten kein Vertrauen setze, zweitens, weil das heutige Hüsby aus Huswbu kaum entstanden sein kann, und endlich, weil der betreffende Ort, soweit die Geschichte meldet, niemals die Bedeutung eines Huseby — s. nachfolgend — gehabt hat. Stellt aber Huscobü die ursprüngliche Schreibweise dar, so ist der Name wie folgt zu

erklären. Hu, ho ist eine Verkürzung des altdänischen hogh, d. h. Hochliegendes; sco ist eine Abschleifung von scow = Wald. Das Ganze würde also hochgelegenes Walddorf bedeuten. In der That liegt der Ort 50 m über Normal-Null und ragt so beträchtlich über seine Umgebung empor. Eine Stütze erhält diese Auslegung durch das in unmittelbarer Nähe gelegene Schuby, das seinen Namen seiner ehemaligen Lage im Walde dankt. — Nehmen wir also Hüsby aus, so bleibt für unsere Provinz nur das eine Husby zurück. Häufiger begegnet man dem Namen in Dänemark. So giebt es in Jütland bei Thisted und Ringkjöbing ein Husby, auf Fühnen bei Assens und auf Seeland bei Frederiksborg ein Husby; öfter noch treffen wir den Namen in Schweden und Norwegen an. Unser Husby tritt uns bereits in Waldemars Grundbuch vom Jahre 1232 entgegen in dem Namen Husbyhæreth (Husbyharde). Hier heißt es von der Wies- und Husbyharde, daß sie außer Zoll (von Flensburg, welches an der Grenze beider Harden lag) 60 Mark reines Silber zu zahlen hätten. — Was unter Husby ursprünglich verstanden worden ist, darüber giebt uns der berühmte dänische Historiker Johs. Steenstrup auf grund einer ganzen Reihe von Urkunden befriedigenden und zuverlässigen Aufschluß. Ich setze das Hauptsächliche nach seiner Darlegung in „Studier over Kong Valdemars Jordebog" (S. 20 ff.) her. Unter Huseby verstand man in der alten Sprache große Höfe, auf denen ein mächtiger königlicher oder bischöflicher Lehnsherr residierte. Die Husebu gehören zu den ältesten bekannten Besitztümern des Landes und finden sich in allen nordischen Reichen. Im Altertum bildeten sie höchst wahrscheinlich den Mittelpunkt der Harden und Kirchspiele. Einige haben darnach den Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Das eigentlich Bezeichnende besteht darin, daß sie den Hauptsitz eines mächtigen Herrn, seinen Amtssitz ausmachten. So verschenkt Mads Ketilmandsen, Hövedsmand in Finnland »curiam meam husaby«, so verpfändet König Magnus »omnes et singulas exactiones in tyarpalundære nec non curiam nostram ibidem dictam Husaby« . . . Ein Schreiben, das der Bischof Hartwig Juul von Ripen 1496 auf seinem Hofe Husby in der Husbyharde ausfertigt, datiert er »in dote Husby«. Husby war also Bischofssitz oder ein Sitz für die Beamten des Bischofs. Man vergl. dos ecclesiae-Pastorat. Einar Tambeskälver hatte seinen Hauptsitz auf dem Hofe Husabæc. Husabyr in Heinafylke war Königssitz, und König Hakon Hakonsen ließ dort einen Bankettsaal einrichten usw. Aus einem Schriftstück vom 6. Oktober 1233 (Hasse, Regg. und Urk. I, 509) erhellt, daß nach alter Gewohnheit dem Könige innerhalb der Diözese Ripen auf seinen Höfen »que huseby dicuntur« die geistliche Jurisdiktion zustand, während der Bischof auf den seinigen die Dreimarksgerichtsbarkeit mit Ausnahme des Aufgebots besaß. — In dem Worte hus liegt ursprünglich die Bedeutung Schlupfwinkel, Versteck. Man vergl. die Bedeutung des dänischen Verbs »huse« damit. Später wurde es der Name für eine Burg, Veste. Man denke an Niehus, das im Jahre 1431 zerstörte Schloß, 1393: tho deme Nigenhuze (Schl.-H.-L. Urk. II, 372), an Koldinghus, Haderslevhus" u. a. Zum Beweis, daß der Name hus die Bedeutung eines Amtssitzes hatte, könnte man vielleicht auch den Umstand anführen, daß ein Feld der Gemarkung Sörup vor Jahren (ob noch heute?) den Namen »Husstej« führte, weil hier bis zum Jahre 1822 das Pastorat lag.

III. Kielseng.

Der verstorbene Justizrat Dr. A. Wolff, welcher in dem ersten und letzten Hefte der Zeitschrift „Aus Flensburgs Vorzeit" eine Abhandlung übrr die Geschichte von Kielseng und dessen Beziehungen zu Flensburg veröffentlichte, läßt sich über die Bedeutung des Namens Kielseng folgendermaßen aus: „Der statt Kielseng häufig auch vorkommenden Form Kiels-Enge liegt vermutlich die Meinung zu Grunde, daß es die daselbst beginnende Verengung des nach der Stadt sich keilförmig hineinziehenden Binnenhafens sei, welche die Benennung veranlaßt habe; eine Etymologie, die schon deswegen als eine irrige betrachtet werden muß, weil jene dem Fahrwasser eigentümliche Beschaffenheit nur für den Hafen selbst, nicht aber für das benachbarte Landgut eine bedeutsame, im Verhältnis zu diesem vielmehr ein ganz gleichgültiger Umstand ist. Viel wahrscheinlicher ist es, daß, wie fast alle Ortsnamen der Umgegend, so auch das Wort Kielseng dänischen Ursprungs ist, das Gut nämlich der quellreichen Wiese (Kildeseng), die noch heute den dortigen Gartengrund bildet, seinen Namen zu danken hat. Die an sich allerdings denkbare Möglichkeit, daß die Silbe „Kiel" durch Korruption aus „Ketel" (Kjeld, Keld) entstanden und von dem Namen des ersten bekannten Besitzers Junge Ketel oder eines seiner Vorfahren abgeleitet sei, scheint dadurch ausgeschlossen, daß wenigstens für das Gut als solches die Benennung „Kielseng" erst im 17. Jahrhundert gebräuchlich geworden ist, nicht aber bis in die Lebenszeit des genannten Besitzers zurückgeht."

Urkundlich tritt der Name zum erstenmal 1626 auf. In einem Magistratsprotokoll aus dem genannten Jahre wird „der Mann zu Keelß-Enge" mit aufgeführt. Offiziell

anerkannt wurde der Name erst 1700, da es in einer dem damaligen Besitzer erteilten Konfirmation heißt: „das kleine Gut, mit Hölzung, jetzo Kielsenge genannt." — Ich werde mir gestatten, auf die obigen Etymologieen der Reihe nach einzugehen. Daß ein Zusammenhang mit dem deutschen Enge ausgeschlossen ist, bedarf keiner Darlegung: im anderen Falle müßten anloge Zusammensetzungen sich aufweisen lassen. Die Stammsilbe ist unzweifelhaft das dänische Eng, die gewöhnliche Bezeichnung für Wiesengrund. Es handelt sich lediglich um die Bedeutung der ersten Silbe, bezüglich welcher drei Auslegungen möglich erscheinen. Einmal könnte in dem Kiel das im ganzen Norden häufig auftretende altnordische kill in der Bedeutung eines keilförmigen Teiles entweder des Meeres oder des festen Landes gesucht werden. Wie aus der Egils Saga (29) ersichtlich, bedienten sich schon die Wikinger des Wortes, besonders um eine schmale, tief ins Land schneidende Bucht damit zu bezeichnen. Dieselbe Bedeutung hat das Wort nach J. Aasen im Norwegischen noch heute. Was Wolff gegen die Annahme dieses Sinnes vorbringt, scheint mir nicht stichhaltig zu sein, da gerade die Verengung unseres Hafens und eine daraus resultierende Keilgestalt bei Kielseng anhebt. Doch ist die Auslegung wahrscheinlich aus sprachlichen Gründen zu verwerfen. Das im Namen vorkommende Genitiv-s dürfte ihr im Wege stehen. Zusammensetzungen mit dem altdeutschen kiil scheinen ein s nicht zuzulassen. Noch weniger ist das Kiel auf das altnordische kelda, das nordschleswigsche keel, das jetzt nur noch von Brunnen gebraucht, ehemals aber auch die Bedeutung hatte, zurückzuführen, wiederum aus Gründen der Wortbildung: dem Genitiv von kelda geht das s ab. Als einzige Auslegung verbleibt, was Wolff verworfen. Die Silbe Kiel ist aus dem Personennamen Ketel korrumpiert. Das Gut dankt seinen Namen also dem ersten Besitzer Junge Ketel.

Der Name Ketil, dem man schon auf Runensteinen begegnet, u. a. auf dem von Bjolderup, kommt mit folgenden Abänderungen sowohl in deutschen als dänischen Handschriften des Mittelalters vor: Cetil, Getil, Getilo, Cetel, Ketillus, Ketel, Keddel, Kedel, Keeld, Kæl und Kel. — Daß die Bezeichnung „Kielseng" urkundlich zuerst 1626 auftritt, widerspricht dieser Auslegung nicht. Einmal wird es ja bei weitaus den meisten Ortsnamen der Fall sein, daß sie lange bestanden, bevor sie in Urkunden genannt wurden, zum zweiten beweisen zahlreiche Fälle, daß ein Name lange im Volksmunde lebte, ehe er einem Orte offiziell beigelegt wurde. Herr Justizrat Dr. Wolff meint selber (S. 91), daß der Name schon längere Zeit, bevor er offiziell wurde, wenigstens im gewöhnlichen Verkehrsleben gebräuchlich geworden sei, und wenn man 1626 vom Manne zu Keelß-Enge redete, also zu einer Zeit, da in Kaufbriefen und sonstigen Akten als ausschließliche Benennung Achterup und Harnis auftrat, so ist nicht einzusehen, warum er nicht schon lange vorher unter dem Volke gang gewesen sein sollte.

Wie aus der erwähnten Abhandlung hervorgeht, verkaufte der Bürgermeister Johann Ketels in Tondern im Jahre 1530 die ihm nach seinen Eltern Junge Ketel und Abele erblich angefallene Hölzung „genomet Achtrup und Harnys" „myt wischen vnde weyde" an Boy Paysen, einen Ratmann in Flensburg, denselben, an welchen nach Ausweis des 1436 angelegten Stadtbuchs auch das zu St. Nikolai am Holm belegene Wohnhaus Junge Ketels übergegangen war. In Sejdelin, Dipl. Flensb. findet sich ein Verzeichnis der Mitglieder der hl. Dreieinigkeits-Gilde in Flensburg. Darin begegnen wir auch dem Namen Junghe Ketel, der 1505 dem genannten Kaland angehört zu haben scheint. Am 5. März 1493 verkauft und verschötet Junge Ketel, Bürger in Flensburg, dem St. Antonius-Kloster in Morker vier Mark Goldes in „Rudye" (Ksp. Satrup) für 72 Mark lübsch (Sejdelin, Bd. I, 701). Endlich enthält das Dipl. Flensb. im 2. Bande noch ein Dokument vom Jahre 1503, wonach Frau Anne Lowies einen Hof in „Masbull" im „kerspele Rulscow" Junge Ketel verpfändet. In den verzeichneten Fällen haben wir unzweifelhaft den ersten Besitzer von Kielseng vor uns, der also um die Wende des 15. Jahrhunderts lebte. Um jene Zeit wird wohl auch der Name Ketelseng beim gemeinen Volke in Aufnahme gekommen sein.

Andere Ortsnamen, die mit dem vorerwähnten Personennamen unzweifelhaft in Verbindung zu bringen sind, sind das aus einem adeligen Hofe entstandene Kielsgaard im Kirchspiel Hürup („curia Kylsgarde"), das im 15. Jahrhundert dem Schleswiger Domkapitel gehörte, ferner eine im Kirchspiel Munkbrarup belegene Weide, die den Namen Kielstoft führt, sowie der nordöstlich von Flensburg im Kirchspiel Holebüll gelegene Hof Kielstrup, wie der Name besagt, aus einem ehemaligen Torp entstanden. (1451: Keelstorp, Königl. Dänisches Geheimarchiv II, 26.) Dagegen hängen zweifellos mit kelda, Quelle zusammen das im Kirchspiel Eggebek gelegene Dorf Keelbek, dessen Namen wir in einer Urkunde von 1459 in der reineren Form Keldebeke begegnen, sowie das unweit Hockerup zu suchende Keelberg.

XI. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw.

am 8. und 9. Juni 1901 zu Schleswig.

Die Fülle der historischen Denkmäler in Schleswig und Umgegend aus ältester und älterer Zeit, der Reichtum „Schleiathens" an Erzeugnissen der bildenden Kunst und nicht zuletzt die ungezählten Ausblicke auf ein paradiesischen Stück unseres lieben Heimatlandes machten es dem geschäftsführenden Ausschuß einfach zur Pflicht, bereits den Sonnabend-Nachmittag in das Programm einzuschließen, um den Teilnehmern von auswärts Gelegenheit zu geben, die von Natur und Menschenhand gebotenen Gaben in Ruhe und Beschaulichkeit zu genießen. Nun folgt die alte Klage: Zu klein war der Kreis unserer Mitglieder aus der Ferne, zu gering die Zahl der Bewohner aus Schleswig und Umgegend, die es sich angelegen sein ließ, die vom Ortskomité getroffenen Veranstaltungen mitzumachen. An der nötigen Vorarbeit des Komités hatte es wahrlich nicht gefehlt. Einladungen, verbunden mit Zustellung von Heften unserer „Heimat," waren reichlich ergangen; die „Schleswiger Nachrichten" zumal hatten es nicht unterlassen, mehrere Male die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft auf die Generalversammlung zu lenken. Leider zeigte der Himmel ein wolkenverschleiertes Antlitz; dennoch hatte er ein Einsehen und entlud nur am Sonntag-Morgen seine Schleusen. Ein Hindernis für den Besuch vieler, die sich sicherlich zur Reise gerüstet hatten, blieb das „Grau in Grau" — leider, leider! —

Gleich nach dem Eintreffen des Eisenbahnzuges von Süden her, der zugleich die Teilnehmer aus Kiel mitführte, wurde am Sonnabend-Nachmittag gegen 4 Uhr bei guter Teilnahme auch von seiten Schleswiger Mitglieder — im ganzen beteiligten sich 32 Herren und 1 Dame — unter Führung des Herrn Lehrers Willers Jessen aus Eckernförde von Untiedts Gasthof ein Spaziergang durch die Busdorfer Schweiz — so nennt man die als Fortsetzung der Schleiniederung zu betrachtende tiefe Schlucht — unternommen. Der Weg führte über die Stätte, wo ehedem die Dänen ihre Schanzenkette gegen die Österreicher errichtet hatten; Herr Lehrer Delfs aus Schleswig hatte sich eigens für die Zwecke unserer Exkursion eine alte Generalstabskarte aus Kopenhagen verschrieben, mit deren Hülfe die Stellung der Dänen vor Augen geführt werden konnte. Auf einem jetzt von Tannen umrahmten Hügel steht der sog. Busdorfer Runenstein, dessen Schriftzüge dem Zahn der Zeit verfallen und unter dem verwitternden Einflusse der Atmosphärilien ziemlich unkenntlich geworden sind; man hat die Runen mit roter Farbe markiert, so daß sie nun wieder deutlich hervortreten. Die Inschrift erzählt von einem Helden, der auf dem Zuge gegen das Danewerk hier gefallen ist. Der verstorbene Kustos des Museums für vaterländische Altertümer, Dr. W. Splieth, hatte noch vor wenigen Jahren in unmittelbarer Nähe des Steins eine umfangreiche Ausgrabung veranstaltet, die u. a. auch die Reste eines hier wahrscheinlich bestatteten Leichnams zu Tage führte. Schon während der Eisenbahnfahrt hatte uns die herrliche Aussicht auf die Schlei und die Stadt Schleswig mit ihrem in den Fluten der Schlei sich spiegelnden Dom entzückt; jetzt versenkten wir uns abermals in ein sinnendes Schauen und beantworteten vergeblich die Frage: „Wo mag's schöner sein?" Und weiter lenkten wir unsere Schritte, durch Busdorf, am Schulhause vorbei. „Vorbei?" Der Schriftführer konnte nicht an dem Hause vorüberziehen, in dem er während seiner dreijährigen Amtsdauer als Lehrer in Lottorf so herzliche Aufnahme gefunden hatte. So brannte diesmal die alte Freundschaft mit dem Pflichtbewußtsein durch: beim Glase Busdorfer Beerenobstweines feierte die kleine Runde die Stunde des Wiedersehens. Die übrigen Teilnehmer aber sind fürbaß gegangen am Margaretenwall entlang, gewiß bedauernd, wie der Bauer von heute ein Denkmal alter Zeit als Muttererde auf den Acker fährt. Herr Willers Jessen ist ein kundiger Führer: da hat es angesichts der Oldenburg — von den Busdorfern wird die durch den halbkreisförmigen Wall eingeschlossene Gemarkung „Triangel" genannt — an „belehrenden und aufklärenden" Gesprächen nicht gefehlt; Herr Stadtrat und Redakteur Leonhard, der in seinen „Schleswiger Nachrichten" einen trefflichen Bericht über die Schleswiger Versammlung veröffentlicht hat, ist mein Zeuge und Gewährsmann. Im genannten Referat heißt es denn zuletzt: „Von der Oldenburg wandte sich ein Teil der Gesellschaft, namentlich die auswärtigen Herren, nach dem Königshügel — derselbe ist gekrönt mit einem Denkmal zu Ehren der hier am 3. Februar 1864 gefallenen Österreicher und gewährt einen herrlichen Blick über das Gefechtsfeld (Der Schriftführer.) —, der andere direkt nach Haddeby, von wo um $7^1/_2$ Uhr die Überfahrt nach der Schiffbrücke in zwei großen Böten des Herrn Litschen angetreten wurde, wobei die Gäste Gelegenheit hatten, das eigentümliche Vogelleben auf dem Möwenberg zu bewundern. —

Wie im vorigen Jahre zu Burg a. F., so nahm der vom Ortskomité veranstaltete

Begrüßungskommers in Ravens Hotel einen nicht nur würdigen, sondern auch feuchtfröhlichen Verlauf; der freilich nicht allzu große Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, auch viele Damen waren erschienen. Das Ortskomité hatte alles in schönster Weise vorbereitet, namentlich mit Herausgabe eines gedruckten Liederprogrammes einen glücklichen Griff gethan. Herr Gymnasiallehrer E. Terno in Schleswig hatte seine Muse in zwei allerliebste Originallieder ausklingen lassen, in ein Begrüßungs- und in ein Trinklied, das dem historischen Geiste des Vereins entsprach. Auch das den „Tierschützlern" vom Schleswiger Tierschutzverbande her bekannte Storchlied, das für den gegenwärtigen Zweck eine kleine Umdichtung erfahren hatte, verfehlte seine erheiternde Wirkung nicht. Der Inhalt dieses Liedes nimmt Bezug auf ein den Schornstein der Schleswiger Töchterschule krönendes Storchnest. — Es wurde fröhlich gesungen und fröhlich, vielfach auch sehr eindrucksvoll und erhebend geredet. Herr Stadtrat Leonhard hieß die Gäste herzlich willkommen und brachte dem Gedeihen des Vereins ein Hoch. Unser Vorsitzender, Herr Rektor Peters-Kiel, dankte mit einem Hoch auf die Stadt Schleswig, deren einzigartige, liebliche Lage er sowohl kurz vor der Einfahrt in Schleswig als auch von Haddeby aus zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Herr Stadtrat Prien, der ebenso wie der Bürgerworthalter Herr C. F. Josten nebst Gemahlin und Herr Stadtverordneter Wunner an dem Kommerse teilnahm, dankte namens der Stadt mit einem Hoch auf den Vereinsvorstand; Herr Rektor Eckmann-Ellerbek gedachte in launiger Weise der Umsitzenden, nämlich der Damen, der Schriftführer redete auf Schleswig-Holstein und Rektor Schau-Schleswig sprach auf Deutschland; sein Hoch wurde durch einen Salamander, der vom Kommersleiter mit deutschem Kommandoruf befehligt wurde, bekräftigt. Unter den Liedern fand namentlich noch eines — „Die Brüder der Schlei" —, dessen Ursprung vom Kommersleiter kurz erläutert wurde, bei den Auswärtigen vielen Beifall. „Die Hauptunterhaltung des Abends aber bot Herr Realschullehrer Fritz Wischer-Kiel mit seinen ernsten und humoristischen Rezitationen in hochdeutscher, meist aber in plattdeutscher Mundart, unermüdlich zur Hebung und Erheiterung der Gesellschaft beitragend, die sich wohl selten auf einem Kommerse so herzlich amüsiert hat. So kam es, daß auch viele der anwesenden Damen bis gegen 12 Uhr, den offiziellen Schluß des Kommerses, aushielten und sich schwer trennen konnten. Herrn Wischer, der auch Gelegenheit genommen hatte, als Vorsitzender des Verbandes der plattdeutschen Vereine Schleswig-Holsteins in sehr überzeugender Rede den Anwesenden, insbesondere auch den anwesenden Damen, die Pflege der plattdeutschen Muttersprache dringend ans Herz zu legen, wurde auf Anregung des Herrn Taubstummenlehrers Kruse ein dankbares Hoch gebracht, wie vorher schon dem Liederdichter E. Terno, der sich freundlichst der Mühe der Klavierbegleitung unterzogen hatte.

Der Sonntag führte noch einige Teilnehmer aus Husum, Flensburg und Kiel nach der alten Schleistadt, deren herrliche Umgebung gewiß noch manchen Gast der Generalversammlung zum Morgenspaziergange herausgefordert hätte: des Himmels tief hängende Wolken ließen es nicht zu. Laut Programm vereinigte sich ein garnicht so kleiner Kreis der Besucher zur Besichtigung des Domes, die unter der Führung des Herrn Propsten Stoltenberg und des Herrn Pastors Sieveking gleich im Anschluß an den 11¼ Uhr beendeten Gottesdienst unternommen wurde. Natürlich stand das Brüggemannsche Altarblatt im Mittelpunkt des Interesses; im übrigen wandte sich die Aufmerksamkeit des Besuchers der Fürstengruft, einem in Alabaster gehauenen Sarkophage, zwei Bildern von Ovens, der renovierten Deckenmalerei, den bunten Glasfenstern und nicht zuletzt dem Schwal, einem Wandelgange des ehemaligen Klosters, zu; hier fesselten namentlich die von einem Klosterbruder entworfenen, später durch Tünche verdeckten, jetzt wieder freigelegten und vom Kunstmaler Olbers renovierten Wandbilder, Scenen aus dem Leben, Leiden und Sterben unseres Heilandes darstellend, sowohl durch die zum Teil recht grobsinnliche Art der Auffassung als auch durch die mit dem so bescheidenen Mittel einfacher Linienzüge erreichte künstlerische Wirkung von einem gottbenadeten Klosterbruder. Die Zeit drängte, und der Regen strömte: so ist vielen das wundersame Steinbild, das einen Löwen mit einem Kinde im Maule darstellt — an der Außenmauer des Domes entgangen. Über die Bedeutung desselben ist die Forschung noch im Unklaren. Ist's der Teufel, der nach einem bekannten Schriftworte herumgeht wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge?

Allmählich vereinigten sich die Teilnehmer — etwa 200 an der Zahl — zur Hauptversammlung auf „Bellevue." Der Vorsitzende, Herr Rektor Peters-Kiel, eröffnete die Versammlung, indem er die Vertreter der Königlichen Regierung und der städtischen Behörde, sowie alle anwesenden Mitglieder und Gäste willkommen hieß. Unser Verein — so führte Redner aus — blickt auf ein zehnjähriges Bestehen zurück. Die Ziele des Vereins nennt sein Name: die Kunde von der Natur und dem Lande unserer Provinz und ihrer südlichen Nachbargebiete zu pflegen, nicht in der Weise, daß unser Verein das Material herausschachtet und in Bibliotheken wieder vergräbt, sondern so, daß das Gold als gang-

bare Münze unter unserem Volke rollt und Segen stiftet. Ob es not thut? Unsere Provinz hat eine eigenartige Geschichte und eine zwar bevorzugte, weil von zwei Meeren eingeschlossene, aber als Grenzwarte des Nordens auch gefährdete Lage. Glück und Kampf war von jeher die Losung! Die Geschichte unserer engeren Heimat kann den Vergleich mit der aller übrigen Landesteile aushalten. Ein wahrer Kern liegt darin, wenn gesagt worden ist: ohne 1848 kein 1864, kein 1866, kein 1870/71. Der Strom unserer schleswig-holsteinischen Geschichte ist ausgemündet in die Geschichte unseres großen deutschen Vaterlandes. Von einer Geschichte unseres engeren Vaterlandes können wir darum jetzt nicht mehr reden. Wer will es beklagen? Sollen wir damit aber auch unsere Eigenart aufgeben? Ist es zu wünschen, daß die Liebe zu unserem engeren Vaterlande aufgehe in der Liebe zum großen Vaterlande? Nein und aber nein! Diese wurzelt doch nirgends so fest als in der heimatlichen Scholle! Wenn unser Verein dafür sorgt, daß der Schleswig-Holsteiner ein Schleswig-Holsteiner bleibe, steht er im Dienste des großen deutschen Vaterlandes. Darum blicken auch wir Schleswig-Holsteiner getrost auf zu dem Manne, in dessen Person der Deutsche seine Liebe zum Vaterlande verkörpert sieht. Wir stehen treu zu Kaiser und Reich. Mit einem Hoch auf den Kaiser, in das die Versammlung begeistert einstimmte, eröffnete der Vorsitzende die XI. Generalversammlung und erteilte zunächst dem Vertreter der Königlichen Regierung, Herrn Regierungsrat Dr. Leidig-Schleswig, das Wort, der namens seiner Regierung die Versammlung begrüßte und die Sympathieen, welche die Königliche Staatsregierung der Wirksamkeit des Vereins zolle, der Versammlung bekundete. Anknüpfend an die vom Vorredner gezeichneten Ziele des Vereins, wies der Herr Regierungsrat darauf hin, wie nötig es sei, daß der Blick vom Engen ins Weite gerichtet werde. Wieviel Leid, wieviel Trauer und Schmerz hat die Bethätigung partikularistischen Sinnes den einzelnen Stämmen und der Gesamtheit derselben heraufbeschworen. Durch gnadenreiche Wendung ist es uns allen beschieden worden, daß wir jetzt in den Besitz politischer Einheit gelangt sind. Es liegt aber durchaus im Interesse unserer Staatsregierung, daß trotz veränderter politischer Verhältnisse und trotz der nivellierenden Gewalt unseres modernen Handels und Wandels die Eigenart der Stämme, ihre Individualität, erhalten bleibe, weil ein Rückfall in die frühere, von Partikularismus getragene Zeit nicht zu befürchten sei. Wenn darum der Verein in dem Sinne weiter arbeitet, daß er bei seinem Streben, die Individualität dem schleswig-holsteinischen Volke zu erhalten, dem Prinzip vom Engen ins Weite treu bleibt, dann arbeitet er mit am Wohle, an der Zukunft des deutschen Vaterlandes! (Beifall.) — Mit herzlicher Freude und großer Genugthuung hieß Herr Bürgermeister Heiberg den Verein namens der Stadtvertretung und der Bürgerschaft willkommen. Insbesondere dankte er dem Verein dafür, daß derselbe Schleswig zum Festorte seiner Vereinigung auserwählt habe, dankte dann vor allem dem Verein für die schönen, Herz und Sinn erfreuenden, anheimelnden Gaben, Früchte einer mühevollen Arbeit, die nicht einem einzelnen, nicht einem Bruchteile, sondern unserer gesamten Bevölkerung zu gute kommen. Ein weites Feld ernster Arbeit ist noch zu bebauen. Viele Schätze, welche die Phantasie befruchten und die Vergangenheit bereichern, harren der Ausschachtung. Lohnend ist die Arbeit, reich der Dank! Mit einem beifällig aufgenommenen Hoch auf den Verein schloß der Herr Bürgermeister sein herzliches Wort des Willkommens. Der Vorsitzende dankte dem Vertreter der Königlichen Regierung für die aufmunternden Worte, aus seiner Erfahrung als Lehrer bestätigend, daß ein Gang durch unsere schleswig-holsteinische Geschichte am sichersten dem großen Vaterlande zuführt, daß die Heimatliebe die Grundlage der Vaterlandsliebe ist, und dankte dem Herrn Bürgermeister für den Willkommsgruß, der Bürgerschaft für die freundliche Aufnahme.

Nunmehr wurde in die Tagesordnung eingetreten.

I. Geschäftliches: Zunächst erstattete unser Kassenführer, Herr Lehrer Fr. Lorentzen, folgenden Rechnungsbericht:

Im Vereinsjahre 1900 balanzierten die Einnahmen und Ausgaben im Betrage von **5278,54 M.** — An Einnahmen waren zu verzeichnen:

ein Kassenbestand von 1899 mit	M. 64,78,
an Zinsen	„ 24,51,
an Mitgliederbeiträgen, wie für Einbanddecken	„ 5165,55.

Unter den Ausgaben sind zu nennen:

für Druck der „Heimat"	M. 2703,00,
„ Versand der Hefte	„ 1192,30,
„ große Briefumschläge zum Versand	„ 257,30,
an Honorar für die Mitarbeiter	„ 428,00,
für Klischees	„ 134,50,
„ Einbanddecken	„ 114,60,
an Honorar für den Vorstand	„ 220,00,
„ Porto und Reisegeldern	„ 193,44.

Am Schluß des Jahres verblieb noch zu begleichen das
Honorar des Schriftleiters im Betrage von . . . M. 200,00,
wogegen noch an Mitgliederbeiträgen und an Anzeigengebühr „ 230,00
als Ausstände verzeichnet wurden.

Die Rechnung ist von den Revisoren, Herren Suhr und Feil in Kiel, richtig befunden worden; dem früheren Rechnungsführer, Herrn Lehrer Th. Doormann-Kiel, wurde darum Entlastung erteilt. Auf Erstattung des Geschäftsberichts des Schriftleiters und Schriftführers wird mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit und darauf, daß Wichtiges nicht zu berichten ist, verzichtet. Der ausscheidende Vorsitzende, Herr Rektor Peters-Kiel, wurde durch Zuruf einstimmig wiedergewählt. Zum Rechnungsführer wurde Herr Realschullehrer Fritz Wischer-Kiel bestellt. Der geschäftsführende Ausschuß hatte folgenden Antrag gestellt: „Die Generalversammlung wolle beschließen, daß der jährliche Beitrag vom 1. Januar 1902 an von 2 M. auf 3 M. erhöht und jedem Mitgliede die Original-Einbanddecke mit dem Januarheft kostenfrei zugestellt werde." Mit Rücksicht auf die von vielen Seiten schriftlich und in Schleswig unter den Mitgliedern mündlich laut gewordene Abneigung gegen den offiziellen Vertrieb der Einbanddecken und zur Vermeidung längerer Debatten, die doch voraussichtlich zur Abstimmung auf Wegfall der Decken führen würden, schlug der Vorsitzende unter Begründung der Notwendigkeit der Erhöhung des Beitrages überhaupt mit Rücksicht auf die allgemeine Steigerung der Papier-, Satz- und Druckkosten und darauf, daß eine reichhaltigere Ausstattung der „Heimat" mit Bildern, eine Bereicherung des Inhaltes und eine bessere Honorierung der litterarischen Beiträge an die Mitarbeiter durchaus geboten sei, folgende Fassung vor: „Die Generalversammlung wolle beschließen, daß der jährliche Beitrag vom 1. Januar 1902 an von 2 M. auf 2,50 M. erhöht werde." Die Fassung wurde von Herrn Regierungs- und Baurat Mühlke im Interesse des Buchbindergewerbes am Orte, das durch die maschinenmäßig gelieferten Einbanddecken in seinem Gewerbe beeinträchtigt wird, freudig begrüßt. Eine weitere Debatte wurde nicht beliebt, die Erhöhung des Jahresbeitrages auf 2,50 M. einstimmig beschlossen.

II. Vorträge:

Der mit vielem Beifall aufgenommene, an Plänen, Skizzen und Bildern erläuterte Vortrag des Herrn Regierungs- und Baurats Mühlke-Schleswig über: „Alte Volkskunst in Nordfriesland" wird in seinem ganzen Umfange in einer der nächsten Nummern der „Heimat" veröffentlicht und hoffentlich auch hier durch Illustrationen veranschaulicht werden, weshalb auf ein Referat verzichtet werden kann. Dasselbe gilt von dem zweiten Vortrage: „Das Danewerk und die Oldenburg" von Herrn Lehrer Willers Jessen-Eckernförde. Eine große Karte, die der Vortragende gezeichnet hatte, brachte den Verlauf des alten Befestigungswerkes zur Anschauung. Auch dieser Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Zur Freude der Versammlung teilte Herr Regierungsrat Dr. Leidig mit, daß die Verhandlungen wegen des Schutzes des Danewerks unmittelbar vor dem Abschluß ständen. Herr Lehrer Prange-Ellerbek sprach über „Ehemalige Städte in Holstein" und erntete lebhaften Beifall. Referent beabsichtigt, seinen Vortrag in erweiterter Form in unserer Monatsschrift zu veröffentlichen; diese Mitteilung mag unsere Mitglieder über den Verzicht eines Berichts an dieser Stelle vertrösten.

Mittlerweile war die Zeit auf drei Uhr vorgerückt. Weil die Versammlung den Beschluß der Sitzung wünschte, mußten die ferner noch auf der Tagesordnung stehenden Vorträge: „Das Schloß Gottorp" von Herrn Lehrer Jensen-Schleswig und „Die Schuppenwurz, Lathraea squamaria," von Herrn W. J. Goverts-Niendorf bei Breitenfeld a. St. abgesetzt werden. Mit einem Dank an die Referenten schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Den sich dafür Interessierenden zeigte Herr Goverts in Alkohol präparierte Exemplare der Schuppenwurz. Herr Gymnasial-Oberlehrer J. Rohweder-Husum hatte sich's nicht verdrießen lassen, drei Seltenheiten unserer schleswig-holsteinischen Fauna, nämlich ein wohl ausgestopftes Exemplar des großen Schreiadlers (Aquila clanga), der von Hamkens-Hoyersworth erlegt worden ist, ein ausgestopftes Exemplar einer Zwergrohrdommel (Ardea minuta), das an der Treene geschossen wurde, und ein Exemplar der Glatt- oder Schlingnatter (Coronella austriaca), das Herrn Rohweder von einem seiner Schüler eingeliefert worden ist, nach Schleswig schaffen zu lassen. Auch er führte seine Objekte einem zahlreichen Hörerkreise vor. Der Unterzeichnete legte ein mit der Entenmuschel (Lepas anatifera) dicht besetztes Stück einer Schwimmschlacke vor, das unser Mitglied, Herr Lehrer Philippsen-Utersum auf Föhr, leihweise überlassen hat. Zur Beantwortung der scheinbar namentlich die Mitglieder unserer Westküste — wie aus Zuschriften hervorgeht — sehr interessierenden Frage: „Woher stammt die poröse Schwimmschlacke der Nordsee?" fand sich keine Zeit mehr;

eine kurze Darlegung über den gegenwärtigen Stand der freilich, wie es scheint, noch nicht abgeschlossenen Forschung bleibt einem demnächst in unserer Monatsschrift erscheinenden Artikel überlassen. Der Unterzeichnete hofft bestimmt, dem Aufsatz u. a. auch eine Abbildung des in der Versammlung vorgelegten Exemplars beifügen zu können.

Der Versammlung folgte ein gemeinsames Mahl auf „Bellevue," an dem sich 32 Personen beteiligten. Die trefflich bereiteten Speisen wurden durch Reden gewürzt: Schriftsteller Herr Hermann Heiberg weihte seinen launig gehaltenen Trinkspruch den Damen, Herr Lehrer Lorentzen toastete auf das Ortskomité, Herr Rektor Eckmann verband mit dem Dank ein Hoch auf die Referenten. Herr Lehrer Voß-Husum versuchte die Aufmerksamkeit auf die von Herrn Heiberg mitredigierte Halbmonatsschrift „Niedersachsen" zu lenken, woraufhin Herr Rektor Peters den anwesenden Redakteuren der „Heimat" und der genannten Halbmonatsschrift „Niedersachsen" (Eckmann, Lund und Heiberg) ein Hoch brachte. Herr Heiberg, dem von seinem Verleger ein Posten Probehefte von „Niedersachsen" behufs Verteilung zugestellt worden war, hatte aus purer Bescheidenheit von diesem Konkurrenz-Unternehmen zu gunsten unserer Vereinsschrift Abstand genommen. Herrn Fritz Wischers Born der Unterhaltung sprudelte auch bei Tische silberhell; für seine Darbietungen erntete er reichen Dank. Um 4½ Uhr wurde die Tafel aufgehoben und eine vom schönsten Wetter begünstigte Wanderung über die Allee in den Schleswiger Tiergarten angetreten. Besonders fesselte unterwegs das von der Höhe weit in die Lande schauende Chemnitz-Bellmann-Denkmal und nicht minder die von hier zu genießende Aussicht. Auf der Stampfmühle wurde der Kaffee eingenommen. Um 6½ Uhr schlossen sich die Teilnehmer der liebenswürdigen Führung des Herrn Garnisonpfarrers Büttel an, der zunächst vor dem Schlosse eine gedrängte Übersicht über das Alter und die wechselvolle Geschichte des Gottorper Schlosses gab und die Gesellschaft alsdann in die reich geschmückte Schloßkapelle führte, die hinsichtlich der Art ihrer Ausstattung ziemlich einzig dasteht. Das herrlichste Kunstwerk ist der Fürstenstuhl mit seinen reichen Intarsia-Arbeiten, einem Erzeugnisse heimischer Kunst. Wenn Herr Jensen seinen Vortrag über das Schloß Gottorp in der „Heimat" zu veröffentlichen beabsichtigt, dann wird er ohne Zweifel auch die vielen Kunstwerke der Kapelle einer eingehenden Würdigung unterziehen; mit einem kurzen Bericht ist eine solche Stätte nicht abgethan. Herrn Pfarrer Büttel aber gebührt herzlicher Dank für seine lehrreichen Unterweisungen; einen schöneren Abschluß als durch seine Thätigkeit konnte unsere Versammlung nicht finden. Daß auch die Schleswiger — abgesehen von den Vorträgen — Nehmende gewesen sind, beweist das mir im Fürstenstuhl leise zugeflüsterte Wort eines mir lieben Freundes, der in der Natur- und Landeskunde wahrlich kein Unwissender, Interesseloser ist: „So lange bin ich in Schleswig und muß beschämt gestehen, daß ich keine Gelegenheit gefunden bezw. gesucht habe, dies einzigartige Kunstwerk zu betrachten." Wer von den Schleswigern hat das alles gesehen, was uns Fremden in zwei Tagen geboten worden ist? Ich fürchte, es müßten viele diese Frage errötend verneinen. Ein Kieler Mitglied und Teilnehmer (gebürtiger Schleswiger) holte als bejahrter Mann mit der Besichtigung der Oldenburg das ein, was er in seinen Knaben- und Jünglingsjahren aufzusuchen versäumt hatte. Unser Verein, dessen Schwerpunkt selbstverständlich in der Herausgabe der Monatsschrift „Die Heimat" zu suchen ist, hat mit der satzungsgemäß festgelegten, alljährlich sich wiederholenden Generalversammlung einen glücklichen Griff gethan; denn abgesehen davon, daß sich die Leser der „Heimat" als Mitglieder eines größeren Ganzen, eines idealen Interessen huldigenden Vereins fühlen, daß die auf den Generalversammlungen gehaltenen Vorträge doch nicht immer das später in der „Heimat" zu lesende Wort zu ersetzen vermögen, bleibt als die Hauptsache das eine bestehen, daß durch derartige Veranstaltungen den Mitgliedern Gelegenheit geboten wird, die wichtigsten Orte unserer Provinz nach ihren historischen und naturgeschichtlich bemerkenswerten Momenten kennen zu lernen. Wie sehr das auch denen not thut, die am Versammlungsorte wohnen, beweisen die oben genannten Fälle. Besichtigungen und Exkursionen werden darum stets ein Hauptstück des Programms bilden müssen. Das Arrangement derselben muß aber stets dem Ortskomité überlassen bleiben. Dank und nochmals Dank den Schleswiger Herren, namentlich dem Herrn Hauptlehrer Greve und Herrn Stadtrat Leonhard, daß sie so trefflich alles vorbereitet haben; da durfte es am Gelingen nicht fehlen, und es hat an demselben nicht gefehlt: Die Schleswiger Versammlung wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben.

Mit heimatlichem Gruße:

Kiel, am 19. Juni 1901. Der Schriftführer: Barfod.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 9. September 1901.

Die Natur im Volksmunde.*)

Von H. Barfod in Kiel.

I.

Unser Volk hat schon früh bewiesen, daß ein offenes Auge und ein gesunder Sinn und namentlich liebevolle Versenkung in das Leben und Weben der Natur imstande sind, aus eigener Kraft manches zu beobachten und zu erklären, zu dem die Wissenschaft erst viel später gelangt ist. Man steige nur in die geistige Schatzkammer des Volkes hinab, und man wird durch die Fülle der naturwissenschaftlichen Anschauungen des gemeinen Mannes überrascht sein. Bauern und Hirten, Gärtner und Imker, Jäger, Waldhüter und Kohlenbrenner, Fischer und Seeleute, Holzfäller und Bergleute, überhaupt alle, welche durch ihren Beruf aufs innigste mit der Natur verknüpft sind, mit dem Wechsel in den Naturerscheinungen vertraut sein müssen, bekunden sich als gute und feine Beobachter der Natur. Kein Wunder, daß wahre Männer der Wissenschaft es nicht verschmähen, von ihnen Rat und Beistand zu holen. Die Zeiten sind heute vorüber, wo man auf den sogenannten „Köhlerglauben" des Volkes spöttisch und verächtlich hinabsah; denn die Erfahrung hat's gelehrt, und die Geschichte der Naturwissenschaften hat's bewiesen, daß auch in den Köpfen der Gelehrten manches Ungeheuerliche Jahrhunderte lang gespukt und sein Wesen getrieben hat. Auch das Volk beherrschte manche irrtümliche und willkürlich gedachte Vorstellungen; wiederum aber giebt es zahlreiche Belege dafür, daß das Volk manches beobachtet und für manches eine richtige Erklärung gefunden hat, die sich die eigentliche Wissenschaft erst viel später und nach heißem Bemühen zu eigen gemacht hat.

Ich werde in meinen Ausführungen eine Reihe von Blüten zu einem Kranze zusammenfügen und in der Auswahl der Beispiele namentlich auf den Beruf des Landmannes Rücksicht nehmen. Lassen Sie mich mit dem Hauptnerven Ihres Berufslebens, mit dem Getreidebau, beginnen. Wie

*) Vortrag, gehalten auf dem ersten Volksunterhaltungsabend zu Bordesholm am 9. Dezember 1900.

die Tiere, so sind auch die Pflanzen mit Schmarotzern behaftet, welche von dem Mark derselben zehren, Gesundheit und Leben bedrohen und bei häufigem Auftreten den Landmann um den Lohn seines Fleißes bringen. Auf dem Getreide schmarotzt der Ihnen allen bekannte Getreiderost, ein Pilz, der auf dem Korn zunächst zahlreiche, längliche rote Staubhäufchen bildet, und dessen Sporen noch in demselben Jahre auf dem Getreide wieder den Rostpilz erzeugen. Schon lange hatten die Landwirte, namentlich in Westfalen, die Entdeckung gemacht, daß der Getreiderost dann ganz besonders das Korn befalle, wenn sich in der Nähe des Ackers Berberitzensträucher (Berberis vulgaris) befinden; deshalb nötigten die Bauern die Gartenbesitzer, die Sträucher zu entfernen. Als diese sich dazu nicht bequemen wollten, strengten die Bauern Prozesse an; allein sie wurden stets kostenpflichtig abgewiesen, weil nach dem damaligen Stande der botanischen Forschung ein Zusammenhang zwischen dem massenhaften Auftreten des Getreiderostes und der Nähe der Berberitzensträucher nicht erwiesen war. Da entdeckte der Botaniker de Bary im Jahre 1865, daß erst diejenigen Sporen, welche sich auf den Blättern der Berberitze in kleinen gelben Becherchen entwickelt haben, imstande sind, auf der Mutterpflanze den eigentlichen Getreiderost hervorzurufen.

Auch das Korn blüht; lange, im Säuseln des Windes zitternde Fäden, die aus den Ähren heraushängen, tragen Kolben, die den gelben Blütenstaub umschließen. Soll die Frucht ansetzen, dann muß der Staub auf die klebrige Narbe der Blüte getragen werden. Der Wind muß der Pflanze diesen Liebesdienst erfüllen; denn kein Insekt sieht sich veranlaßt, von Ähre zu Ähre zu fliegen, weil ihm nirgends süßer Nektar winkt. Der Botaniker zählt das Getreide zu den Windblütlern. Die Bedeutung des Windes als Vermittler der Befruchtung hatte der Landmann bereits richtig erkannt, lange bevor von der Botanik als Wissenschaft die Rede sein konnte. Unsere heidnischen Altvordern belebten die Natur mit persönlichen Wesen. Wenn das Halmenmeer im Winde Wellen schlägt, schreitet Odins Eber oder Wolf durchs Feld, oder: Fro reitet auf goldborstigem Eber über die wogenden Halme; ehrfurchtsvoll neigen sie vor der Gottheit die Häupter; auf leisen Sohlen schreitet der Eber über das Korn, so daß kaum die Spitzen der Ähren berührt werden, und Segen fließt aus der göttlichen Hand. Heidnischer Glaube wurde in christlicher Zeit zum Aberglauben. Der Bauer sagte: „Im Winde geht die Kornmutter durchs Feld,“ und freute sich dessen; denn eine reiche Ernte war seine Hoffnung. In der Eifel gilt das Sprichwort:

„Wenn die Kornhalme in der Blüte sind,
so ist gut für sie der Wind.“

Auf diese Beobachtung zielt die Geschichte vom Schulzen Hoppe, die sich die Bauern im Oderbruch erzählen: Der Schulze Hoppe war so klug, daß er alles besser wußte als die andern, und selbst unzufrieden war mit dem,

was der liebe Gott that. So stellte man an ihn das Verlangen, das Wetter zu bestimmen. Er ließ Regen und Sonnenschein wechseln, wie es ihm und allen andern gut dünkte, und das Getreide schoß empor und schien ganz vorzüglich zu gedeihen. Dann kam die Ernte. O weh! alle Ähren waren taub: der kluge Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch zur Zeit der Getreideblüte wehen, wenn das Korn überhaupt Frucht ansetzen soll.

Die Bedeutung des Windes als Bestäubungsvermittler wurde in der Wissenschaft zuerst von Christian Konrad Sprengel erkannt, aber erst im Jahre 1793.

Insektenblütige Pflanzen nennt der Botaniker alle diejenigen, welche durch die Farbe ihrer Blüten und den Wohlgeruch Insekten, namentlich Bienen, heranlocken und ihre Gäste für den Dienst im Übertragen des Blütenstaubes auf die Narbe des Fruchtknotens mit süßem Nektar lohnen. Wiederum war es der Rektor Sprengel, der durch umfangreiche Untersuchungen das Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen enthüllte, nachdem schon vor ihm Kölreuter, der Begründer der Blütenbiologie, 1761 auf die Notwendigkeit des Insektenbesuches für die Blütenpflanzen aufmerksam gemacht hatte. Der Honig des Rotklees ist so tief in der Röhre verborgen, daß ihn die Biene mit ihrem kurzen Rüssel nicht zu erreichen vermag; wohl aber gelingt es der Hummel, weshalb sie für die Erhaltung der Rotklee-Art unentbehrlich ist, wozu Darwin auch experimentell den Nachweis geliefert hat. Lange vor ihm aber hatten bereits Landleute bemerkt, daß die Biene sich häufig vergeblich bemühe, den Nektar aus der Tiefe der Blütenröhre herauszuholen. Auch in diesem Falle kleideten sie ihre Beobachtungen in das Gewand einer Erzählung, die in Österreich, Schlesien und Hinterpommern zu Hause ist: „Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte, setzte er den Sonntag als Ruhetag ein; die Biene jedoch kehrte sich nicht an das Gebot der Heilighaltung des Sabbattages. Zur Strafe dafür schuf der liebe Gott den roten Klee, an dem sich nun die Biene vergebens abmühen muß, den Honig zu erlangen — bis auf den heutigen Tag.“

Ein Giftgewächs unter den nächsten Verwandten unserer Kruziferen (Kohl und Rettich) zu suchen, kam bisher unsern Botanikern nicht in den Sinn. Dagegen behaupteten die Gänsezüchter aus der Umgegend von Halle, Eisleben, Rothenburg, Alsleben, sowie am Harz seit längerer Zeit, daß ihre Gänse allemal an dem Genusse einer bestimmten Hederich-Art (Erysimum crepidifolium) zu Grunde gingen; „Gänsesterbe“ oder schlechthin „Sterbekraut“ nannten sie die Pflanze. Schließlich sah sich Professor Zopf im Jahre 1894 veranlaßt, die von der Wissenschaft bezweifelte giftige Wirkung der Pflanze näher zu untersuchen. Er fand, daß junge Tiere bereits infolge des Genusses eines einzigen Blattes dahinsiechten;

ältere Gänse verrieten Lähmungserscheinungen an Flügeln, Beinen und Halsmuskeln.

Spitzmäuse sind giftig, nicht nur für Tiere, von denen sie gefressen werden, sondern auch als Angreifer, wenn sie beißen. So behauptete das Volk seit langer Zeit. Die Spitzmäuse dringen in die Ställe, beißen die Kühe in die Euter und bringen diese zum Anschwellen, beißen die Pferde und geben die Ursache zu allerlei Krankheiten. Die Wissenschaft jedoch nahm die auch sonst allerdings sehr nützlichen Insektenfresser in Schutz. So gab sich z. B. Buffon alle Mühe, gegen dies vermeintliche Vorurteil des Volkes entschieden zu kämpfen, indem er auf das Fehlen besonderer Giftdrüsen aufmerksam machte und es für unmöglich hielt, daß die kleinen Tiere imstande wären, mit ihrem winzigen Gebiß die doppelte Haut eines Pferdes zu ergreifen. Neuerdings hat freilich ein anderer französischer Forscher, Remy St. Loup, die im Volke über die Giftigkeit der Spitzmäuse herrschenden Ansichten bestätigen können. Drei Katzen hatten eine Spitzmaus in die Enge getrieben, wagten jedoch nicht, sie mit Gebiß und Tatzen zu packen. Er setzte eine Maus zu einer gefangenen Spitzmaus; erstere zog sich änglich vor ihrer kleineren Genossin zurück. Schließlich griff die Spitzmaus an und schlug der Hausmaus eine Wunde in eine der Hinterpfoten. Das gebissene Tier erkrankte sofort, seine Hintergliedmaßen waren völlig gelähmt; am andern Morgen verendete die Maus. Natürlich ist es nicht die namentlich in der Angst oder zur Brunstzeit aus den Stinkdrüsen am Ende des Schwanzes abgesonderte übelriechende Flüssigkeit, welche den Tod verursacht, sondern wohl der giftige Speichel, um dessen tödliche Wirkung das Volk also längst gewußt hat.

Nicht immer verhält sich die wissenschaftliche Medizin alten Hausmitteln gegenüber ablehnend; viele derselben sind auf Grund gewonnener Erfahrung als Heilmittel eingeführt worden. Der Berliner Arzt Ascherson erfuhr von einer alten Waschfrau, daß der Extrakt des Weiberkriegs (Radix Ononidis), im Volke „Wienkriech" genannt, ein gutes Mittel gegen Rheumatismus sei; durch seine Bemühungen hat dies Mittel in den Listen medizinischer Heilmittel einen Platz erhalten. — Ein nie versagendes Bandwurmmittel, das wohl ausschließlich von unsern Ärzten verordnet wird, ist der Kusso, gewonnen aus den weiblichen Blüten der Brayera anthelminthica); die Medizin verdankt die Kenntnis desselben dem abessynischen Volke. Beweist nicht die große Zahl unserer mehr oder weniger heilkräftigen Hausmittel, daß das Volk es nicht unterlassen hat, sich selbst gegen mancherlei Krankheiten zu wehren? Von Irrtümern und Mißgriffen ist auch die wissenschaftliche Medizin nicht verschont geblieben. Daß die Grenzen erträumter Schulweisheit nicht immer die Grenzen der Wissenschaft bedeuten, beweist folgendes Beispiel: Die Asche von Meerespflanzen erfreute sich seit alters des wohlverdienten Rufes eines vielfach erprobten und allgemein anerkannten Heilmittels gegen Skrophulose, Gicht

und ähnliche Leiden. Man suchte zu Anfang des Jahrhunderts den wirksamen Stoff durch chemische Analyse aufzudecken und fand nur Soda; diese also mußte das „wirksame Prinzip" sein. Als man dann mit der Soda laborierte, blieb die Wirkung aus; also konnte auch der Asche keine Heilkraft innewohnen. Das einst so gepriesene Heilmittel hatte seinen Ruhm eingebüßt. Durch genauere Analysen entdeckte man 1812 in der Asche das Jod, und als man die mächtige Wirkung dieses Körpers festgestellt hatte, war plötzlich das Rätsel gelöst: nicht die Soda, sondern das Jod ist das wirksame Prinzip gewesen und wird als solches anerkannt bis auf den heutigen Tag.

Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

II.

War durch den Eiderkanal für einen nicht unbedeutenden Teil des Frachtverkehrs eine merkliche Erleichterung geschaffen, so blieb doch für den Postverkehr noch lange alles beim alten, und die oft unleidlichen Zustände, besonders bei dem Personenverkehr, wurden bis weit in das 19. Jahrhundert hinein in keiner Weise geändert. Denn obwohl der mehrgenannte König Friedrich IV. infolge der zu seiner Kenntnis gelangten Mißstände, durch welche, wie es in einer Verordnung vom 9. Dezember 1720 heißt, „das commercium gehemmt, die Reisenden incommodiret und dem Publico sehr schädliche Suites verursacht" würden, verfügte, daß die Postwagen leicht sein, nicht zu sehr beladen und mit der nötigen Zahl von Pferden bespannt werden sollten, Passagiere und Postbedienstete einander höflich begegnen, nicht mehr als 6 Personen in einen Wagen aufgenommen und — die Passagiere den Paketen vorgezogen werden sollten usw., und obwohl derselbe König für eine bessere Unterhaltung der Landstraßen und Brücken eifrig sorgte, so war doch mit dem besten Willen nicht viel zu machen. Sowohl der Adel des östlichen und mittleren Holsteins wie nicht minder die beteiligte Bevölkerung Schleswigs und die „freien Bauern" der Marschen suchten nach Kräften die ihnen Kosten verursachenden Wege- und Brückenbauten zu hindern, was ihnen nicht schwer wurde, da in vielen Fällen sie selber zur Ausführung befohlene Interessenten und Aufsichtsbeamte in einer Person waren. Auch war das untere Beamtentum dermaßen unzuverlässig und träge, daß schon ein sehr pflichtgetreuer Oberbeamter dazu gehörte, um nach dieser Seite hin „den Karren in Zug zu bringen."

Die ersten Nachrichten über das Postwesen im Königreich und in den Herzogtümern aus dem Jahre 1624 bezeichnen, wie bemerkt, 36 Poststationen zwischen Kopenhagen und Hamburg. Diese Zahl war allerdings im Jahre 1801 auf 82 und im Jahre 1833 auf 127 gestiegen; aber was will die Zahl der Stationen gegenüber den Preisen und Sporteln bedeuten, die ein Reisender zu zahlen hatte, ehe er sich am Ziele seiner Reise sah! Und was wollen wieder diese bedeuten, wenn man die Anzahl von Plackereien, Ärgernissen und abscheulichen Unbequemlichkeiten und Gefahren in Betracht zieht, mit denen noch um die zuletzt genannte Zeit das Reisen in Schleswig-Holstein verbunden war, ganz abgesehen von den

noch immer sehr hohen Taxen für Brief-, Geld- und Paketsendungen! So kostete z. B. nach der Taxe von 1818 ein einfacher Brief von Wandsbek nach Roeskilde auf Seeland 90 Pf.,[1]) und ein Reisender bezahlte nach der bezüglichen Verordnung von 1836: 1. an Postgeld beim Einschreiben (innerhalb der Herzogtümer) 22²/₅ Reichsbankschillinge Silber, 2. an Trinkgeld für den Postillon auf jeder Station 13 Reichsbankschill., 3. Einschreibegebühr und Wägegeld 13 Reichsbankschill., 4. Litzenbrudergeld 13 Reichsbankschill., 5. Litzenbrudergeld unterwegs beim Pferdewechsel 6 Reichsbankschill., so daß die erste Meile auf 20 Schillinge lübsch, d. h. auf 1 ℳ 50 Pf. zu stehen kam. Ja, aber dafür hatte der Reisende auch alle möglichen Bequemlichkeiten zu — beanspruchen, als da waren: ein alter Holzkasten unmittelbar auf den Radachsen, der im günstigsten Falle sogar zum Schutz gegen Regen und Sonnenbrand mit einer Leinwanddecke überspannt war; ein Stuhl mit Lehne hinten und seitwärts; ein leinenes Strohkissen. Ob der Reisende diese seine allerdings etwas hohen, aber doch bezahlten Bequemlichkeiten, die ihm laut königlicher Verordnung von Rechts wegen zustanden, auch erhielt, das war eine Frage, die nur der jeweilige Postmeister und — der Reisende selbst beantworten konnten. Ersterer freilich zog es oft vor, durch Nichtbeachtung der Vorschrift die Antwort schuldig zu bleiben, und der Reisende wurde um seine Kompetenz nicht befragt. Beschwerdebücher aber gab es damals noch nicht, und so fiel denn eine Antwort auf die stillschweigende Frage der Verordnung in der Regel auch hier ganz aus.

An manchen Stellen — vornehmlich im sog. großfürstlichen Anteil — gab es bis tief in das erste Viertel des letzten Jahrhunderts überhaupt keine Fahrposten, und die Reisenden mußten dort die sog. „Rollwagen“ benutzen. So wurde z. B. in Kiel erst 1813, in Neumünster 1816, in Neustadt, Oldenburg, Heiligenhafen, Lütjenburg 1821 je eine „Extra-Post“ eingerichtet, so genannt, weil die regelmäßige Post bis dahin und noch viel später dort immer noch Fußpost war. Ja, ich habe oft den Mann, der noch in den vierziger Jahren die Post zwischen Neustadt und Lübeck besorgte, mit seinem Ranzen zum Thore hinaus marschieren sehen, und als in den 50er Jahren die Fahrpost auch dort regelmäßig ging, da habe ich manchmal denselben Boten bewundert, wenn er, noch allerlei private Posten besorgend, durch die Straßen von Neustadt dahintrottete in einem Tempo, dem ich auf die Dauer nicht hätte folgen können.

Mit jenen oben genannten „Extra-Posten“ konnte man nach Zurücklegung der ersten, auch bei ihnen sehr teuren Meile jede weitere Meile für 8 Sch. 60 Pf. im Sommer, 10 Sch. — 75 Pf. im Winter fahren; aber auch diese Beförderung war keineswegs eine Reise-Annehmlichkeit, denn die Wagen und ihre Stühle waren sowohl bei der Post, wie bei den Rollfuhrleuten oft „ekelhaft schmutzig und vor allen Dingen höchst unbequem.“ Auch das Betragen der Postillone und der Fuhrknechte war häufig wenig angemessen, so daß die Klagen über diese und andere Übelstände in den von dem Kieler Professor August Chr. Heinrich Niemann herausgegebenen „Provinzial-Berichten,“ die in jener Zeit eigentlich das einzige öffentliche Forum waren, nie verstummten und die Vorschläge zu ihrer Verbesserung eine stehende Rubrik bildeten.

Einer dieser in den „Prov.-Ber.“ Beschwerde Führenden war auch der Eutiner Rektor J. H. Voß, der auf einer Rückreise von seinem Schwager Boie in Meldorf die Rollfuhrwagen kennen lernte und nur mittels dieser auf dem Zeit und Geld

---

[1]) 1—4 Meilen 1 Schilling, 4—7 Meilen 2 Schillinge, 7—14 M. 3 Sch., 14—21 M. 4 Sch., 21—28 M. 5 Sch. usw., dazu jedesmal 1 Sch. Bestellgeld, so daß es Briefe unter 2 Sch. überhaupt nicht gab.

raubenden Umweg über Plön, sonst garnicht befördert werden konnte. Hätte der Mann aber die Bequemlichkeiten der Rollfuhrwerke mit denen der Post im großfürstlichen Anteil verglichen, so hätte seine Beschwerde vielleicht etwas anders gelautet; denn ein Zeitgenosse des Herrn Rektor behauptet an anderer Stelle: [1]) „Ihre (der Post) Wagen sind weit schlechter, als die der übrigen ...... Fuhrleute, denen es erlaubt ist, alle Einwohner der Stadt bis zur nächsten Station zu befördern." Es war das aus zwei Gründen auch sehr wohl zu verstehen; denn erstens waren die Rollfuhrleute reine Privatunternehmer, die schon um der Konkurrenz willen auf besseres Fuhrmaterial halten mußten, und zweitens standen sie nicht nur unter der Kontrolle des Ortspostmeisters, sondern als Gewerbetreibende auch unter der des Ortspolizeimeisters, also unter einer doppelten Aufsicht, so daß, wo etwa die eine nicht genügend geübt wurde, doch, oder vielleicht dann erst recht die andere die Augen offen hatte.

Aber wie sehr sich auch diese öffentlichen Klagen über das Beförderungswesen von Jahr zu Jahr mehrten, es geschah seit Friedrichs IV. Zeit bis auf die Abhülfe einiger gar zu großer Mißstände durch den Minister v. Bernstorff, die sich aber mehr auf das Königreich als auf die Herzogtümer bezogen, wenig oder nichts zur Hebung des Verkehrs. Ja, wenn, wie in Schleswig, sich ein einzelner, besonders einsichtiger Postmeister dazu verleiten ließ, auf eigene Hand Verbesserungen einzuführen, so dauerte es sicher nicht lange, bis ihm sein unberufener Eifer teuer zu stehen kam, und auch da, wo ein solcher Postmeister vorsichtig genug war, sich mit seinen Vorschlägen zur Genehmigung an die Regierung zu wenden, wurde, selbst wenn die Genehmigung erfolgte, die unliebsame Neuerung sicher bald wieder rückgängig gemacht. Hier nur ein Beispiel, wie es aus Schleswig berichtet wurde: [2]) „Auf Veranlassung des ..... Postmeisters (in Schleswig) Justizrat Löwe, wurden im Jahre 1820 regelmäßig gehende Diligencen eingeführt, welche einen Teil der Frachtpostbeförderung ausmachten und von Fremden und Einheimischen sehr häufig benutzt wurden; aber sie sind schon nach Verlauf von vier Jahren wieder abgeschafft. Die Stadt vermißt diese in ihr entstandene Einrichtung ungern. Der von dem Justizrat Löwe angegebene Bau der Wagen (dieselben haben die Form einer Kugel) erhielt solchen Beifall im Auslande, daß das preußische Generalpostamt einen solchen Wagen von hier zur Probe nach Berlin kommen ließ, und es scheint, daß dieses Generalpostamt die hier außer Gebrauch gesetzten Wagen ankaufen wird." —

So viele Beschwerden, Hindernisse und Beschränkungen es auch in den Verkehrsverhältnissen und -einrichtungen Schleswig-Holsteins noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gab, der größte Übelstand war doch der, welcher dem Postwesen aus dem Zustande der Wege erwuchs. Nicht nur da, wo der Rollfuhrmann mit seinem unbeholfenen Gespann oder die Post mit ihren elenden Planwagen, welche noch in den vierziger Jahren allgemein gebräuchlich waren, oft meilenweit die Heide zu passieren hatten, waren die unwegsamen Pfade der Schrecken eines jeden, der reisen mußte; auch im östlichen Holstein und in den Marschen waren die Wegezustände derartig, daß man nicht zu weit ging, wenn man sie in den Wochenblättern, in den „Provinzial-Berichten" und anderen periodisch erscheinenden Zeitschriften geradezu als „Landplage" bezeichnete. — Auf den Heiden liefen hunderte von Wagenspuren so kreuz und quer durcheinander, daß es nichts Seltenes oder Überraschendes war, wenn der Fuhrmann die

---

[1]) J. v. Schröder, Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig.
[2]) Ebendaselbst.

Richtung verlor und er samt den Reisenden auf offener Heide übernachten und den Morgen abwarten mußte.

Zwar hatte man streckenweise die Richtung durch Pfähle gekennzeichnet, und bei Bomerlund wurden sogar im Jahre 1799 drei Leuchtfeuer für die Fuhrleute errichtet; aber solche vereinzelte Vorsichtsmaßregeln verschlugen nicht viel. So hatten noch im Jahre 1837 meine Eltern das Mißgeschick, auf der Reise von Tondern nach Itzehoe, und zwar auf der Strecke zwischen Rendsburg und Itzehoe, irre gefahren zu werden, so daß sie, die am Spätabend in Itzehoe eintreffen sollten, erst am andern Morgen dort ankamen. Der Rollwagen, mit dem meine Mutter am nächsten Tage nach Glückstadt weiterfuhr, geriet zwischen Itzehoe und Neuenbrook dermaßen in den aufgeweichten Boden des Weges hinein, daß er vollständig festfuhr und erst mehrere Stunden später mittels „Gewaltvorspanns" wieder flott gemacht werden konnte.

Im östlichen Holstein waren es die entsetzlichsten Lehmwege ohne jeden Grand- oder Steinbelag, die den Schrecken des öffentlichen Fuhrwesens bildeten, und in den Marschen waren es die noch viel schlimmeren, oft zur Herbstzeit auch noch überschwemmten Kleiwege, welche ein Passieren zur Abendzeit geradezu lebensgefährlich machten. Ja, als im Jahre 1849 — um welche Zeit unser schleswig-holsteinisches Postwesen unter der Oberleitung eines besonders einsichtigen Mannes, des späteren Bankiers und nachmaligen Gründers der „Kieler Zeitung," Dr. phil. Wilhelm Ahlmann, dem es viel zu danken hat, stand — auch der Westen unsers Landes durch die Bemühung des damaligen Fuhrkommissars Brandt in Flensburg (vorher Postverwalter in Barmstedt und zuletzt (bis 1875) Postdirektor in Itzehoe) seine erste regelmäßige Verkehrsverbindung auch nach Osten durch eine Post von Wrist nach Meldorf erhielt, da gehörte es auf der berüchtigten Strecke des „Schweinemoors" zu den im wörtlichen Sinne alltäglichen Vorkommnissen, daß entweder die Post selbst oder einer ihrer „Beiwagen" umwarf oder festfuhr. Selbst die Ortsstraßen in Flecken und Städten befanden sich oft in einem solchen Zustande, daß die schwerfälligen, stark beladenen Postwagen nicht selten in größter Gefahr waren, auch hier noch entweder Radbrüche oder sonstigen Schaden zu erleiden, weshalb der „Schwager" gehalten war, „auf Steinpflaster in einem gemäßigten Schritt-Tempo" zu fahren. Trotz aller Vorsicht des Postillons gab es denn auch beim Passieren von Ortschaften oft Unglück und Schaden genug, und es kam u. a. in Meldorf vor, daß der schwere Postwagen in der Klosterstraße eine solche Erschütterung verursachte, daß davon ein ganzes Haus einstürzte. Freilich wird das Haus ja danach gewesen sein; aber immerhin muß doch das Straßenpflaster die Hauptschuld getragen haben, sonst wäre doch so etwas nicht möglich gewesen.

Einen bedeutsamen Fortschritt erfuhr der Verkehr durch die im Jahre 1831 fertiggestellte erste Kunststraße des Landes: die Chaussee von Altona nach Kiel. Um die Mitte des Jahres 1832 konnte auf dieser Straße eine tägliche Post zwischen Altona und Kiel eingerichtet werden, während bis dahin nur einmal in der Woche eine solche in Kiel und Altona ankam. Es wurde ausdrücklich bestimmt, daß der Schwager zu jeder Fahrt auf dieser Strecke nicht unter 24 Stunden unterweges sein dürfe. Dieser Fortschritt wurde im „Kieler Korrespondenz-Blatt" durch folgende, besondere Befriedigung atmende Notiz dem Publikum bekannt gegeben: „Vom 1. Juni wird täglich . . . . eine Diligence nach Altona abgehen und täglich eine ankommen . . . . Zu gleicher Zeit wird mit der Diligence eine Briefpost verbunden, so daß man künftig täglich nach Hamburg, Altona und dem Auslande Briefe absenden und Briefe von dort bekommen kann." — Aber noch eine ganze Weile blieb der Fortschritt auf diese Strecke beschränkt; denn erst zu Anfang der vierziger Jahre wurde der Ausbau weiterer Kunststraßen im Lande unternommen.

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von J. Butenschön in Hahnenkamp.

Am 24. November 1896 fand in Kiel die feierliche Enthüllung des Denkmals statt, das unsere Provinz dem Gründer des deutschen Reiches und Befreier Schleswig-Holsteins von der Fremdherrschaft, Kaiser Wilhelm dem Großen, in dankbarer Erinnerung errichtet hat. Die Gegenwart des deutschen Kaisers und seiner Gemahlin hat aufs neue uns die sichere Bürgschaft gegeben, daß Schleswig-Holstein mit dem wieder erstandenen deutschen Reiche als ein wichtiges, unzertrennliches Glied verbunden ist: „up ewig ungedeelt."

Wie es um unser geliebtes Schleswig-Holstein stand, als der alte deutsche Bund, die verfassungsmäßige Vertretung des großen Deutschlands von 1815 bis 1863, die Pflicht hatte, über unsere Landesrechte zu wachen und uns gegen die Angriffe derjenigen zu schützen, die eifrig bemüht waren, unsere teuersten, wohl erworbenen Rechte auf gewaltsame Weise zu entreißen, vergegenwärtigen wir uns, wenn wir die politischen Zustände der Herzogtümer in den Jahren 1852—1863, die wir die Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins nennen, in einem Rückblick an uns vorübergehen lassen.

1. Die Entwaffnung unseres Landes und die Vereinbarung von 1852.

Nach der Wiederherstellung des Bundestages und den Tagen von Olmütz im November 1850 wurden Österreich und Preußen vom Bundestage mit der Pazifizierung des Herzogtums Holstein beauftragt. Unsere beiden deutschen Großmächte sollten als Friedensvermittler nach blutigem, unentschieden gebliebenem Kampfe das Aussöhnungsgeschäft ausführen. Es erschienen nun wieder Bundestruppen in Holstein, diesmal aber nicht, wie 1848 und 1849, um uns Beistand zu leisten, sondern zu dem Zwecke, das Land zu entwaffnen. In der preußischen Denkschrift vom 3. Dezember 1850 hieß es: „Preußen und Österreich werden gemeinsam die Rechte des Bundes wie die Rechte Holsteins wahrnehmen; zu diesem gemeinsamen Handeln Österreichs und Preußens dürfen die Herzogtümer ebensowohl wie die auswärtigen Mächte das Vertrauen fassen, daß kein wahrhaftes Recht wird gekränkt werden." Die Bundeskommissare versicherten bei ihrem Erscheinen in Kiel, sie seien gekommen, einen Zustand herzustellen, welcher dem deutschen Bunde erlaube, das Recht des Herzogtums Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältnis zwischen Holstein und Schleswig zu wahren. — Die Kadres der holsteinischen Armee sollten erhalten, die Festung Rendsburg, und zwar die ganze Festung mit dem Kronwerk und allen Werken nördlich der Eider, sowie Friedrichsort, das den Hafen von Kiel beherrschende Bollwerk, von der einheimischen Armee besetzt gehalten werden; das Kriegsmaterial sollte Bundeseigentum, die Marine ungefährdet und unter dem Schutze des Bundes bleiben. Die Dänen sollten, hieß es, Südschleswig räumen, sonst würden die Bundestruppen sie zurückdrängen.

Nach diesen Versicherungen der Vertreter der deutschen Großmächte übergab die Statthalterschaft in Übereinstimmung mit der Bundesversammlung sowie mit Zustimmung unserer Landesversammlung den Bundeskommissaren das in Waffen stehende Land, das sich und seine Rechte dem Pflichtgefühl des deutschen Bundes anvertraute.

„Jetzt steht die schleswig-holsteinische Sache so rein da wie Gold!“ rief Fürst Schwarzenberg in Dresden. „Deutschland wird das gute Recht entschieden schützen!“ Leider wurde von diesen den Herzogtümern gegebenen Verheißungen nicht eine einzige erfüllt!

Zwar wiesen Preußen und Österreich die den sogenannten „Notabeln“ (Mai 1851) vorgelegte dänische Verfassungsproposition, wonach zwischen dem Königreich und dem Herzogtum Schleswig eine engere verfassungsmäßige Gemeinschaft stattfinden, Holstein und Lauenburg dagegen eine mehr abgesonderte, selbständige Stellung erhalten sollten — ein Entwurf, der von den holsteinischen Vertrauensmännern einstimmig verworfen wurde —, entschieden zurück. Auch beriefen sie sich noch im Oktober 1851 auf die Erklärung des Königs-Herzogs vom 7. September 1846 und verlangten die Rückkehr zu dem status quo ante sowie Garantieen für eine gleichartige Verwaltung und Gesetzgebung in beiden Herzogtümern. Allein nachdem in Kopenhagen ein Ministerwechsel in „konservativem“ Sinne stattgefunden, begannen die deutschen Mächte, ihre Forderungen herabzustimmen. Nach zweimonatigen Verhandlungen war die „Vereinbarung“ mit den Dänen herbeigeführt.

Die Grundlagen, auf denen diese Vereinbarung beruhte, waren folgende: Die deutschen Mächte gingen auf die von Christian VIII. aufgestellte Gesamtstaatsidee ein, nur mit einem sehr wesentlichen Unterschiede; denn während Christian VIII. die Verbindung der Herzogtümer unangetastet fortbestehen lassen wollte, ließ man sich deutscherseits jetzt dazu bewegen, auf diese Verbindung zu verzichten. Man begnügte sich damit, daß die dänische Regierung die Verpflichtung übernehme, Schleswig nicht Dänemark einzuverleiben, noch irgend die Einverleibung bezweckende Schritte zu unternehmen. Holstein sollte in derselben politischen Verbindung zu Schleswig stehen wie Dänemark, abgesehen von den Instituten, die beiden Herzogtümern gemeinsam blieben.

Das älteste und teuerste „Landesprivilegium,“ die Verbindung der Herzogtümer, war also von den deutschen Mächten im Widerspruch mit ihren früher uns gegebenen Zusicherungen aufgegeben worden. Die Mächte verstanden sich auch noch zu einer Anerkennung des neuen Prinzips von der „Integrität der dänischen Monarchie.“ Auch von dem Rechte der Herzogtümer, selbständige Staaten zu bilden, wurde ein gut Teil preisgegeben. Man begnügte sich, in dieser Beziehung Folgendes zu bedingen: 1. Die Erhaltung „selbständiger Verfassungs- und Verwaltungs-Einrichtungen,“ 2. „daß die gleiche Berechtigung aller Landesteile aufrichtig angenommen und in ihren Folgen anerkannt werden müsse,“ und 3. „daß die den verschiedenen Landesteilen gebührende Stellung als Glieder eines Ganzen, in welchem kein Teil dem andern untergeordnet sei, durch entsprechende Einrichtungen gewahrt werden würde.“ — Die verfassungsmäßige Verbindung sämtlicher Landesteile zu einer gesamten Monarchie sollte herbeigeführt werden „auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege, also nach Beratung mit den Ständen der Herzogtümer, durch Verhandlungen mit dem Reichstage und unter Mitwirkung der Lauenburger Ritter- und Landschaft.“ Dänischerseits wurde in der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852, die das Resultat der „Vereinbarung“ bildete, das Versprechen gegeben, daß in Schleswig der deutschen und der dänischen Nationalität völlig gleiche Berechtigung und kräftiger Schutz verliehen werden würden. Gleichzeitig wurde in dieser Bekanntmachung verheißen, „daß jedes der beiden Herzogtümer hinsichtlich seiner bisher zu dem Wirkungskreise der beratenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Vertretung mit beschließender Befugnis erhalten werde.“ Die Dänen ließen es also ihrerseits den Herzogtümern gegenüber nicht an Versprechungen fehlen. Nach dieser „Vereinbarung“ übergaben die deutschen Mächte die pazifizierten Herzogtümer der

dänischen Regierung mit dem Versprechen, nicht bloß für die getroffene Vereinbarung in der Bundesversammlung einzustehen, sondern auch den dänischen Absichten bei der Regulierung der Erbfolge entgegenzukommen.

Im Mai 1852 wurde von Preußen und Österreich in einer gemeinsamen Denkschrift dem Bunde das Resultat ihrer Vereinbarung mitgeteilt. Die Bundesregierungen gaben in der Sitzung vom 29. Juli ihre Zustimmung, unterließen aber nicht, ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß es unmöglich geworden, die Lage der Herzogtümer besser zu wahren; einige ließen es nicht fehlen an ausdrücklicher Verwahrung gegen die Folgen dieser Abmachungen. Es wurde nun, um sich weitere peinliche Erörterungen zu ersparen, jede vorherige Prüfung durch einen Ausschuß für entbehrlich erklärt, und so wurde noch in derselben Sitzung, in welcher der dänische Bundestagsgesandte die Bekanntmachung vom 28. Januar der Bundesversammlung vorlegte, die Vereinbarung durch Stimmenmehrheit als den Rechten und Interessen des Bundes entsprechend anerkannt. Nur einzelne Regierungen haben damals darauf bestanden, Prüfung durch einen Ausschuß zu verlangen. —

Im Januar 1851 wurde die schleswig-holsteinische Armee aufgelöst und Holstein mit ungefähr 50 000 Preußen und Österreichern besetzt. Diese Bundestruppen waren damals, als sie bei uns anlangten, keineswegs in kameradschaftlicher Stimmung; denn das Verhältnis zwischen Österreich und Preußen war zu der Zeit ein sehr gespanntes. Preußen war ja kurz vorher in Olmütz gedemütigt worden, indem es nach längerem Sträuben eingewilligt hatte, der russischen und österreichischen Politik sich zu unterwerfen. Die herrschende Mißstimmung trat bei uns in Holstein überall hervor. Wenn man von den beiden deutschen Großmächten sprach, so kam Preußen stets am schlechtesten weg; es wurde angesehen als Urheber unseres Mißgeschicks. Die Österreicher machten kein Hehl daraus, daß sie die Preußen gezwungen hätten, Holstein mit zu besetzen, um diese verhaßten Gegner recht tief zu demütigen. Als sie bei uns ankamen, fühlten sie sich „an Siegen und an Ehren reich"; denn ihre Waffen waren unter dem alten Feldmarschall Radetzky siegreich in Italien gewesen, und auch den Aufstand der Ungarn hatten sie — freilich nur mit russischer Hülfe — niedergeworfen.

Die österreichischen Offiziere, mit denen wir vielfach während der Pazifizierung Holsteins in Berührung kamen, waren in ihrem Auftreten volkstümlich, in ihren Gesprächen mit uns durchaus nicht „zugeknöpft," äußerten sich über Preußen und seine Macht selbstverständlich mit großer Geringschätzung. Einer dieser Helden, der mit seinem Truppenteil im Sommer 1851 in einem Dorfe lag und mit uns manche Stunde über Politik plauderte, hatte schon damals die Ansicht, daß, solange zwei Großmächte in Deutschland an der Spitze ständen und sich gegenseitig zu bekämpfen suchten, ein einiges, starkes deutsches Reich nicht zustandekommen würde. Er meinte ferner, daß es früher oder später zu einem Entscheidungskampfe kommen müsse, und dann, ja, dann würden sie voraussichtlich als die Stärkeren, als Sieger aus demselben hervorgehen. Wie sehr die Österreicher sich in ihrem Gegner getäuscht, davon haben sie sich 15 Jahre später — 1866 — überzeugen können. Die österreichische Mannschaft in Holstein bestand meistens aus nichtdeutschen Elementen, hauptsächlich aus Ungarn, angesehen als das „Strafkorps," da sie unter ungarischen Generalen gegen Österreich gefochten hatten, und nun dazu gebraucht werden sollten, die Schleswig-Holsteiner zu entwaffnen.

In dem benachbarten Hamburg lagen 12 000 Österreicher, vom Volk wegen ihrer weißen Waffenröcke „die Weißröcke" genannt. Wir erinnern noch aus jener „Zeit der Reaktion," daß Pfingsten 1851 eine arge Schlägerei stattfand zwischen

Militär und Zivil, und daß „die Weißröcke" bei diesem Exzeß sogar scharf geschossen hatten auf das Volk, was denn die österreichische Regierung veranlaßte, den Kommandanten abzuberufen und die Truppen wegzunehmen. Übrigens hatte die Mannschaft Hamburg schon als eine kaiserlich österreichische Stadt angesehen; denn ein Soldat hatte geäußert, er habe niemals geahnt, daß sein Kaiser in dieser Gegend eine so schöne Stadt besitze! — In Holstein lagen Österreicher und Preußen meistens von einander getrennt; nur Rendsburg hatten sie während der Pazifizierung gemeinschaftlich besetzt. Hier wurde zur größten Schmach Deutschlands unser reiches Kriegsmaterial, das Eigentum Schleswig-Holsteins, Dänemark überliefert, welches traurige Geschäft Österreich besorgte. Nach Beendigung der diplomatischen Verhandlungen wurde Holstein von den Bundestruppen geräumt und Schleswig-Holstein von Deutschland seinem Schicksal überlassen.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilh. Wisser** in Eutin.

23—27. Vun de dumm' Fru.*)

23. De grot Not.**)

Dar is mal 'n Dachlöner weß, de hett sik hunnert Daler öwerspart hatt. Un do secht he mal to sin Fru, de wüllt se ne êr anggn, êr grot Not kümmt.

'n par Dag naher — de Mann is grg' up Arbeit weß — do kümmt dar 'n Reisen [1]) to 'n Bidd'n, dat is so 'n groten Kêrl weß.

Do fragt de Fru em, wat hê grot Not is.

Ja, sech' 'e, hê is in grot Not.

Ja, sech' se dunn, er Mann harr secht, wenn grot Not kôm, de schull de hunnert Daler hebb'n. Un do gifft se em dat Geld, un de Reisen geit darmit af.

Naher, do kümmt er Mann je vun de Arbeit.

‚So, Vadder', sech' se, ‚grot Not is hier vundag [2]) al weß. Ik heff em de hunnert Daler mitgeben.'

‚Wat?' secht de Mann. ‚Du heß dat Geld wechgeben? Du büß je wul rein ne rech klôk?' [3])

---

*) In den hier mitgeteilten fünf Märchen, die sämtlich von der ‚dummen Frau' erzählen, sind drei verschiedene Motive behandelt: 1. ‚de grot Not' oder ‚de lang' Hars', 2. ‚de Mann vun 'n Himmel oder ‚de Mann ut 'n Paradies', 3. ‚de Ossenhannel' oder ‚de Koohannel'. Nr. 23 enthält das erste Motiv allein, Nr. 24 das erste verbunden mit dem dritten, Nr. 25 u. 26 das zweite allein, Nr. 27 das dritte verbunden mit dem zweiten.

‚Zweifellos' — schreibt mir Herr Professor Bolte in Berlin, unser erster Märchenkenner — ‚haben die Schwänke von der ‚dummen Frau' (vgl. Köhler I 341. 391) ursprünglich gesondert existiert und sind bisweilen später durch die Formel, der Mann wolle noch dümmere suchen (Köhler I 81. 218. 266. 505) mit einander verbunden worden. Insbesondere können wir den Schwank von der Frau, die den fahrenden Schüler nach dem Ergehn ihres verstorbenen Sohnes fragt (Pauli, Schimpf und Ernst, 1522. Kap. 463), oder die den Ausdruck Schüler von ‚Paris' als ‚Paradies' mißversteht (Bebel, Facetiae, 1514. II 50), weit hinauf verfolgen; vgl. meine Anmerkung zu Frey, Gartengesellschaft 1896. Kap. 61.'

Die Verbindung des ersten Motivs mit dem dritten in Nr. 24 ist unanfechtbar. Nicht unbedenklich dagegen scheint mir die Verbindung des dritten Motivs mit dem zweiten in Nr. 27.

**) Für die ‚große Not' (den store Nød) wird auch in einem dänischen Märchen (Grundtvig, Gamle danske Minder I 28, vgl. Köhler S. 342) Geld gespart, wie denn überhaupt unsere holsteinischen Märchen mit den nordischen sich vielfach berühren und oft ganz auffallend übereinstimmen.

‚Ja,‘ sech’ se, ‚du sȩs [4]) je doch, wenn grot Not kôm, de schull dat Geld mithebb’n. Un hê sȩ je, hê wêr dat.‘

Nach ‚Mars Hinnerk‘ Frank, Arbeitsmann in Lensahn, geb. 1830.)

Anmerkungen: [1]) Reisender, Handwerksbursch. [2]) von Tage d. h. heute. [3]) ein milderer Ausdruck für ‚verrückt‘. [4]) sagtest.

24. De lang’ Hars *) un de Ossenhannel. **)

Dąr is mal ’n Burfru weß, de is so dumm weß un so verswennern. [1]) Un ȩr Mann, de hett ümmer secht, se schull doch spąrn un schull ȩrn Kręm to Rą’ hol’n. [2]) Se schull dąr doch an denken, dat de lang’ Hars [3]) kôm.

Na, toletz do hett se je all’ns spąrt un up ’n Dutt [4]) hol’n, Flêsch un Speck un Wüß un all’.

Nu kümmt dąr mal ’n Reisen, dat is so ’n groten, lang’n Kêrl weß.

Do fragt se em, wat hê de lang’ Hars is.

Ją, sech’ ’e, dat is hê.

Ja, sech’ se dunn, ȩr Mann harr dąr al ümmer vun secht, se schull dąr to spąrn, wenn de lang’ Hars kôm. Un nu schull he dat uk all’ mithebb’n, sech’ se, wat se up ’n Dutt spąrt harr.

Nahȩr, do kümmt ȩr Mann je to Hus.

‚So, Vadder,‘ sech’ se, ‚nu is de lang’ Hars hier al weß, un ik heff em dat all’ mitgȩben, so vȩl as he man drȩgen kunn.‘

Nȩ, secht de Mann, wenn se so dumm is, denn will he in ’e Frömm’. Wenn hê noch mêr so ’n dumm’ drąpen deit, sech’ ’e, denn kümmt he wa’ to Hus, süß [5]) kümmt he ne weller.

Dąrup geit he je wech.

Abens kêrt he in ’n Wêrtshus [6]) an, dąr is ’n Brôerê [6]) bi weß, un se hebbt Ossen fett mąkt.

Do verteII’t de Wêrtsfru — dat is ’n Wittfru weß — de verteII’t em, se harrn ach [7]) fett Ossen up ’n Stall’ hatt, de harr se körtens [8]) gôt verköfft, an ’n frömm’n Slachter. Dat Geld harr se noch ne krȩgen — hê harr gąr niks bi sik hatt —, ąwer dat harr je niks to segg’n; hê harr ȩr vêr Ossen to Ünnerpand ląten.

Do denkt de Mann, as he dat hört: ‚Dat Minsch is doch noch dummer as din Olsch, denn vêr Ossen sünd doch noch mêr wêrt as wat sê den Kêrl mitgȩben hett.‘

Un do geit he wa’ hen to Hus den annern Morgen un secht: ‚Mudder, ik kam weller; dat gifft noch mêr so ’n dumm’.‘

Nach Frau Wwe Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) verschwenderisch. [2]) zu Rate halten. [3]) Herbst. [4]) auf dem Haufen d. h. zusammen gehalten. [5]) sonst. [6]) Die neueren Formen sind ‚Wirtshus‘ und ‚Brueri‘ d. h. Brauerei. [7]) acht. [8]) kürzlich.

25. De Mann vun ’n Himmel. *)

Dąr is mal ’n Gôtsbesitzersfru **) weß, de is so dumm weß.

Ȩr Mann is al dot weß; se hett sik ’n Verwalter hol’n.

---

*) In einem Märchen bei Pröhle (Kinder- und Hausmärchen Nr. 50) heißt ein Mann seine Frau Geld aufheben und einen Ochsen füttern für den langen Winter. Bei Meier (Volksmärchen aus Schwaben S. 303) holt die Frau Speck u. dgl. für den langen Frühling usw. Vgl. Köhler I 341 f.

**) Vgl. die Anmerkung zu Nr. 27.

*) Vgl. Köhler I 383 f. und die Anm. zu Nr. 27.

**) Da diese scheußliche Zwitterbildung einmal gäng und gäbe ist und es ein anderes, echtes Wort im Plattdeutschen dafür nicht giebt, so habe ich sie hier beibehalten. Sie ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie sich das arme Plattdeutsch von dem rücksichtslosen Hochdeutsch willig mißhandeln läßt.

Nu êmal ąbens, do kümmt dąr 'n Kêrl bi ęr achter 't Finster, de hett sik ganz witt [1]) behäng't hatt. De secht to ęr, hê kümmt vun 'n Himmel un schall ęr vęlmal grüß'n vun ęr'n Mann — ęr Mann is noch ne lang' dot weß —, den' geit dat dąr so truri, sech' 'e, hê mutt Gôs' hôd'n. [2])

Do dur't [3]) ęr dat je so, un se gifft em Geld mit, dat schall hê ęr'n Mann mitnęm'n.

As de Kêrl ęben wech is mit dat Geld, do kümmt de Verwalter to Hus.

Do vertell't se den' dat. Dąr is 'n Mann weß, sech' se, de is vun 'n Himmel kam'n un hett ęr 'n Gruß bröcht vun ęr'n Mann. Den' güng' dat dąr so truri: hê harr ne ên'n Schillink Geld. Un nu harr se em wat mitgęben.

Do löppt de Verwalter gau hen un sadelt sik 'n Pêrd un ritt den Kêrl ną.

Hê kricht em uk richti int Og, ąwer do löppt de Kêrl na 'n Torfmôr rup. Un as hê em ąriden will, do ward sin Pêrd int Môr faß.

Do mutt he je afstigen un mutt sên, dat he sin Pêrd êrs wa' rutkricht ut de Meratz. [4])

As hê dat Pêrd wa' rut hett, do binn't he dat an 'n Busch an, un do löppt he den Kêrl to Fôt ną.

De Kêrl hett ąwer wiltdeß [5]) sin'n witten Ümhank afsmęten un löppt flink na de anner Sit rüm. Un do mąkt he sik dat Pêrd los un ritt dąrmit wech.

Do hett hê s' duwwelt anfört.

Nach Frau Wwe Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) mit hellem i. [2]) Gänse hüten. [3]) dauert. [4]) aus dem Morast; M. ist im Plattd. weiblich. [5]) während dessen.

26. De Mann ut 'n Paradies.

Dąr is mal 'n Burfru weß, 'n ol Wittfru, de is so dumm weß.

Nu kümmt dąr mal 'n Reisen *) bi ęr an un bidd't. [1])

Do frągt se em, wo hê hęr kümmt.

Ja, hê kümmt ut Paris, sech' 'e.

‚Ut 'n Paradies?'

‚Ja, ut 'n Paradies.'

‚Och,' sech' se, ‚denn hett he min'n ol'n Mann dąr uk sachs [2]) sên?'

‚Ją wul, lütt Fru,' sech' 'e, ‚dąr heff ik noch mit snackt, as ik wech gąn dö.' [3])

‚So?' sech' se. ‚Na, wo geit em dat dąr denn?'

‚Och Gott,' sech' 'e, ‚dat geit em dąr hêl leg'. [4]) De ol Mann mutt Swin hôden [5]) un hett niks mêr üm un an. Sin Schô, de sünd so twei [6]) — hê geit so to segg'n bart [7]) in 'e Stoppeln.'

‚Och, du lêwer Gott, ją! — Reist hê dąr noch weller hen?'

‚Ją,' sech' 'e, ‚ik heff hier blots 'n bęten to dôn; nahęr reis' ik dąr weller na tô.'

‚Och, min gô' Mann,' sech' se, ‚denn kunn hê je so gôt wesen un nęm'n min'n ol'n Mann 'n bęten mit.'

‚Ją wul, lütt Fru,' sech' 'e, ‚dat will ik gêrn dôn.'

Do gifft se em ęrn Mann sin sünndągs Tüch [8]) mit, 'n ganzen Antoch, vun Enn' to Wenn', [9]) mit Hôt un Stęweln, un gifft em föfti Dąler mit, un denn

---

*) Ursprünglich ist es natürlich kein Reisender, sondern ein fahrender Schüler, der aus Paris kommt. Vgl. die Anm. zu Nr. 23—27.

noch 'n Swinsschinken vun 'n vêrti Pund,[10]) dat hê uk wat to lęben hett, ęr ol Mann. Un de Kêrl geit dąr je mit los.**)

Nahęr — dat ward je Medda [12]) — do kümmt de Sǫ̈n to Hus vun'n Plôgen.

‚Och Gott, min Sǫ̈n,' sech' se, ‚min beß Hans, hier is ên weß, de hett mi 'n Gruß bröcht vun din'n ol'n Vadder. Den' geit dat dąr so truri: hê mutt Swin hôden un hett niks mêr üm un an.'

‚Mudder,' secht de Sǫ̈n, ‚se hett den Kêrl doch niks mitgęben?'

‚Gott, ją, min Sǫ̈n,' sech' se, ‚ik heff em Vadder sin'n sünndaß'n Antoch mitgęben un denn 'n pąr Schillink Geld un 'n bęten to lęben.'

‚Kląs,' secht de Sǫ̈n, ‚sądel mi mal gau den Appelschimmel, den Kêrl will ik ną.'

Na, de Knech de sądelt den Schimmel, un hê den Kêrl je ną.

De Reisen, as dê dat wąr ward, dat dąr ên in vull'n Sprüng'n achter em an klebuddern [13]) kümmt, do markt hê je Unrąt. Hê gau dör 'n Knick hendǫ̈r un dat na dat hog' Kôrn herin.

De anner de binn't sin'n Schimmel dąr an, an 'n Busch,[19]) un dunn den Kêrl ną.

Dê dreit sik kort up 'e Hacken herüm in dat Kôrn, dunn wa' dör 'n Knick hendǫ̈r un dat na den Schimmel rup, un dunn — heß 'n ne, denn krichs 'n doch[14]) — mit den Schimmel wech, as wenn de Dôwel achter em is.

Na, de anner de hôrt dat Klebuddern [19]) je, dat de Kêrl mit den Schimmel utrackt,[15]) awer do is 't je to ląt.[16]) Wa' binn'nhąl'n [17]) kann he em je ne mêr. Do gruwelt hê sik ut, wat hê segg'n will, wenn hê bi de Olsch in 'n Hus' kümmt.

As hê bi ęr kam'n deit in 'n Hus', ‚na, min Sǫ̈n,' sech' se, ‚wo 's 't [18]) worden?'

‚Ja, Mudder,' sech' 'e, ‚ik heff em den Schimmel uk noch mitgęben.'

‚Dąr heß du Gotts Lon an verdênt, min Sǫ̈n,' secht de Olsch. ‚Nu brukt hê je ne to Fôt to gąn, din ol Vadder, nu kann he sin Swin je nąriden.' —

Nach Hans Lemke, Arbeitsmann in Lensahn, geb. 1839.

Anmerkungen: [1]) sprich ‚birrt.' [2]) sachte, d. i. vielleicht. [3]) dö oder de: that. [4]) sehr schlecht. [5]) hüten. [6]) entzwei. [7]) barfuß. [8]) Sonntagszeug; ‚sünndas' wird aber als Adjektiv empfunden. [9]) von Anfang bis zu Ende. [10]) wörtlich: von ein 40 Pfund, d. h. von etwa 40 Pfund. [11]) ergänze: d. B. v. N. — d. b. N. so hen. [12]) Mittag. [13]) tonmalender Ausdruck für ‚galoppieren.' [14]) hast ihn nicht, dann kriegst ihn doch. [15]) ‚ausracken' sagt man auch im Hochdeutschen. [16]) spät. [17]) binnen holen, einholen. [18]) wie ist es. [19]) mit hellem u. [20]) reißt.



Vom Erntefest in Holm.

Von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen.

Das Erntefest auf dem Dorfe, wie es uns Joachim Mähl von seinem Heimatsorte Niendorf bei Hamburg schildert, und wie es ähnlich früher in Langenfelde und Schenefeld bei Altona gefeiert wurde, hat sich hier in Holm in abgeschwächter Form noch bis auf den heutigen Tag erhalten und lockt alljährlich soviel Neugierige aus der Umgegend herbei, als ob es „Holmer Kohlmarkt" wäre.

**) An dieser Stelle habe ich das Folgende ausgelassen:

As he 'n lütt Flach wech is, do röppt se em na: ‚Min goo' Mann,' sech' se, ‚kik he sik doch noch mal üm, dat ik em weller kenn'n doo, wenn ik em wa' to seen krig!'

He ritt [20]) gau . . . . un do hölt he ęr . . . .[11])

‚Si so!' sech' se, ‚nu ga he man los. Breet vun Gesich un lank vun Nęs — nu will ik em wul weller kenn'n.'

Das Fest wird für einen Septembersonntag von Knechten und Mägden des Dorfes angestiftet, die Rolle des Bauern übernimmt ein Arbeiter.

Nachdem alles geordnet ist, setzt sich der Erntezug vom Gasthause her durch das Dorf in Bewegung, eröffnet von zwei Fahnenträgern zu Pferde, denen die Musiker folgen. Ihnen schließen sich die Erntearbeiter an, die ihre Sensen und Harken schön mit Blumen geschmückt haben und in ihrer malerischen Tracht einen hübschen Anblick gewähren. Es folgt der Wagen mit dem Säemann, der mit seinem „Kaff" (Spreu) durchaus nicht sparsam umgeht.

Ein anderer Wagen führt den Bacchus, der auf einer Tonne thront und sich mit Hülfe des geeigneten Materials eine gewaltige Leibesfülle zugelegt hat Der Pflüger hat seine liebe Not mit dem Pflugtreiber, der ihn immer im Stich läßt und durch allerlei Allotria die Lachmuskeln der Zuschauer in Bewegung setzt. Auf einem halben Fuder Stroh lagern die Drescher, lassen die Branntweinflasche kreisen und stimmen ein Liedchen an. Sie geben gleich den vorigen mit ihren ledernen Brillen, wollenen Bärten und sonstigen Maskierungen, sowie mit ihrer zum Teil sehr mangelhaften Kleidung einen abschreckenden Anblick. Da bietet uns das feine Gefährt mit der festlich geschmückten Göttin nebst einem Engel ein lieblicheres Bild.

An einigen freien Plätzen des Ortes wird der Umzug unterbrochen. Dort liegt Stroh ausgebreitet, und der Bauer führt mit seinen Leuten die Erntearbeiten vor. Dabei werden meistens die Anordnungen des Bauern nach Eulenspiegels Weise ausgeführt. Nach vollendetem Umzug verkündet der Bauer dem versammelten Publikum in plattdeutscher und hochdeutscher Sprache das Lob des Bauernstandes. Auch Göttin und Engel erfreuen die Zuhörer mit geeigneten Vorträgen und werfen bei passender Wortbegleitung einige Erntekränze unter die Menge. Dann folgt das Tanzgelage, eröffnet mit dem Bauerntanz.

Nachstehend ein Beispiel von der Rede des Bauern:

„So! nu möch ik de ganze geehrte Versammlung bitt'n:
Enen Ogenblick recht still to stahn un to sitt'n.
Daermit ji mi in min Rēd nich stört,
Un jeder ok recht verstahn kann un hört.
Ik vertell ju min Rēd in fief lütte Stück
Un denk, an min Rēd schall garnix fehln.
Drum lat uns mal de Musikanten upspēlen:
„Nun danket alle Gott."

Fortsetzung:

„To'm eersten is de Buernstand de alleröltste Stand.
Dat makt uns all de Bibel bekannt.
Denn vun Adam, Kain, Noah un Isaak ward lesen,
Dat all düs sünd Ackerslüd wesen.
As Gott Adam ut dem Paradiese jagt,
Hett he sik düchdig mit de Buerarbeit plagt.
Un von Isaak ward uns ok vertellt,
Dat he hett as 'n Philister den Acker bestellt.
Un Kain schull de Acker nix drēgen
To Straf vun sinen Brodermord wegen.
As Noah na de Sündflot ut den Kasten kem,
He sik den Buernstand to sin Geschäft annehm.
Un so kunn ik ju noch vēle nennen,
De ji ok meistens woll selber ward kennen.
Un wöllt ji dat noch bēter wēten,
Denn mœt ji dat Bibellesen nich vergēten.

To'm tweeten is de Buernstand de allerhöchste Stand.
Dat makt uns ebenfalls de Bibel bekanni.
Daer steiht an vēle Stellen to lesen,
Dat sölbst Könige sünd Buern wesen.

Ok unse Heiland in sin Vertelln
Deit uns oftmals vun den Säemann vermelln.
Ja! he vergliekt sik sölbst mit den Säemann,
Dat zeigt uns de Ehr vun den Buernstand an.
Ok heff ik in so 'n oles Bok mal lesen,
Dat in Preußen is mal een Buer wesen,
Dat weer sogar den König sin Fründ,
Wat sünst gewiß nich geern Buern sünd.
Un düsse Buer weer oftmals spaßig antohörn,
Wenn he los weer to'n Plögen un Föhrn.
He rẹd sin Pẹr up griechisch an;
Dat weer gewiß een gelehrten Mann.
He sprök griechisch, ingelsch, französch un latin,
Un daerbi weer de Mann gewiß nich fin.
Un wenn de König mal to em keem,
He em as sinen gewöhnlichen Naber upnehm.
Upstẹts wöllt's all mit 'n Buern tuschen
Un em in sin Handwark fuschen.
Töv! Daer kamt noch mal slechte Tidn,
Un all de kamt up 'n Hund to riden,
De den Buern wöllt in 't Handwark fuschen
Un ẹr schön Geschäft mit 'n Buernstand vertuschen.

To'm drütten is vun 'n Buernstand
Woll œverall de Nutzen bekannt.
De Buer, de sorgt vœr jeden Stand,
He deckt den Disch in Stadt un Land,
Un schellt de Städter em vœr dumm,
Nimmt he em dat ganz wenig krumm.
Denn denkt he in sinen goden Sinn:
Den Dummkopp nimm man selber hin.
Din Schimpen schaft du bald vergẹten;
Wenn ik nich kam, kannst du nich ẹten.
Min Botter smeckt di doch ganz god,
Oft lœvst du ok dat Buernbrot.
Drum segg ik fast un ganz gewiß,
Dat de Buernstand sehr nützlich is
Vœr jeden annern Lebensstand
Woll in 'e Stadt un up dat Land.

To'm veerten is de Buernstand
Recht suer un swaer uns wohlbekannt.
De Buer, de hett sin leewe Not,
Em geiht dat slecht, em geiht dat god,
He mutt sik all fröh morgens plagen,
Hett Möh un Last an allen Dagen.
In Hitt un Küll mutt he sik plagen,
Oft regnt em ok noch bi in 'n Kragen.
Wenn anner Lüd noch slapen dot,
Hett he all sine leewe Not.
Hett he nu sine Arbeit klaer,
Liggt vœr em glieks een anner daer.
Hett endlich he mit vẹle Möh
Dat Land bestellt, Gras vœr de Köh,
Un denkt mit goden Mot to aern,
So is so oft sin Möh verlaern.
Denn Regen, Wind un Hagelslag
Vernicht oft allns in eenen Dag.
Daermit he nu nich kommt to kort,
Verlett he sik up 'n leewen Gott
Un bit't em fliedig um sinen Segen,
Denn daran is ja allns gelegen.

To'm föften, hett he ok vẹl Leid,
So hett he denn ok werre Freud.
Wenn he denn na dat Feld rutgeiht

Un all sin Korn so recht schön steiht,
Un Fro un Kinner seht 't mit an,
Denn geiht sin Lust un Freud recht an.
Un kummt denn nu de Aern heran,
Denn geiht dat los mit alle Mann,
Dat Feld voll Roggen aftomeihn
Un fixe Garben tohopen to dreihn.
Wiest denn dat Korn recht fix wat her,
Spandeert he noch 'n Buddel mehr;
He freut sik, wenn dat lustig geiht
Un jeder fliedig bindt un meiht.
Kummt denn de Aerndagabend ran,
Versammelt se sik Mann vær Mann,
Marscheert denn lustig mit Gesang
Un Juchhei in dat Dörp entlang.
Denn geiht 't so recht in Lust un Freud,
Ward manchesmal ok noch umdreiht,
De een up Tüffeln, de anner up Schoh,
De Knech mit de Deern un de Buer mit de Fro. —
Dat Döschen hört sik schön woll an,
Dat makt den Buern to 'n riken Mann.
Dat kummt em garnich an up 'n Dag.
Döscht ji man düchdig vull den Sack.
Drum dreemal hoch den Buernstand,
He blöh un grön stets fort.
Dat is, wat ik vun 'n Buern weet
Un vun den Buernstand."



Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

IV. Die Endung -by.

Wir begegnen dem Worte By zunächst im 10. Jahrhundert auf den heimatlichen Runensteinen in der Fassung bu, die der dänischen Form by im Gegensatze zum altnordischen bœ entspricht, darauf in der bekannten Urkunde von Knut VI. vom 31. März 1196 in derselben Gestalt (Hasse, Urk. u. Regg. I). Die Endung findet sich in Ortsnamen aus Schleswig, Jütland, den dänischen Inseln, den ehemaligen dänischen Provinzen Schonen, Halland und Bleking, von wo sie sich über einen großen Teil Schwedens bis nach Finnland hinein erstreckt. Endlich zählt Worsaae in seinem Werke: „Minder om de Danske og Nordmœndene i England, Skotland og Irland nicht weniger als 604 Ortsnamen Großbritanniens auf, die bereits im 11. Jahrhundert im Domesdaybook Wilhelms des Eroberers auf -by bezw. -bi ausgehen. In Norwegen, auf den Färöern und Island lautet die entsprechende Endung bœr oder bö, ausnahmsweise byr oder by. Da man südlich von der Eider auf diese Endung nur vereinzelt stößt, sie überhaupt im Sächsischen und Deutschen unbekannt zu sein scheint, so ist der Schluß wohl berechtigt, daß sie ihre eigentliche Heimat im Norden hat.[1])

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes by war Einzelhof, der, wenn er ansehnlich war, Adelby hieß. Der Begriff erweiterte sich allmählich und bezeichnete später, wie aus dem jütischen Lov und der Übersetzung von Ekenberger (Thorsens Ausgabe nach dem Flensburger Kodex 1, 47) erhellt, das Haupt- oder Urdorf im Gegensatz zum thorp. Diese Unterscheidung hat sich bis in die neuere Zeit erhalten. In der alten dänischen Bibelübersetzung werden thorp und by neben einander genannt, ebenso bei Chr. Pedersen V, 438, 29 zu

[1]) In seiner Geschichte der geographischen Vermessungen und der Landkarte Nordalbingiens weist F. Geerz S. 261 darauf hin, daß man auch an der Oberelbe die Endung -by findet, z. B. in den Ortsnamen Barby, Brunby, Steckby. Vielleicht wäre hier an nordmannische Niederlassungen zu denken. Da mir die älteste vorhandene Schreibweise dieser Namen unbekannt ist, so wage ich darüber nicht zu entscheiden.

Anfang des 16. Jahrhunderts und Peder Syv, Danske Ordsprog 1688, I, 36. Bei Pontoppidan, Dansk Atlas VII, 174 werden als dem Kirchspiele Gram eingepfarrt aufgeführt fünf Byer, zwei Torper und zwei Herregaarde. Heute ist by die allgemeine Bezeichnung für ein Dorf, doch dient das Wort im Schriftdänischen, und zwar bereits seit Jahrhunderten, auch als Bezeichnung für die Stadt (vergl. Kalkar, Ordbog til det ældre danske Sprog I, 306 und Thorsen, De med jydske Lov beslægtede Stadsretter for Slesvig, Flensborg, Aabenraa og Haderslev, 1855). Im Volksdialekt scheint es letztere Bedeutung niemals gehabt zu haben. Man vergl. Feilberg, Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål; Hagerup, Om det danske Sprog i Angel und Kok, Det danske Folkesprog i Sonderjylland I.

V. Die Endung -thorp.

Die älteste Form war thorp. So tritt das Wort in den ältesten Dokumenten uns entgegen. Aber bereits in Schriftstücken des 13. Jahrhunderts finden wir neben einander trop, drup, drop, dorp und terp, bis wir etwa zu Anfang des 15. Jahrh. die Form vielfach auf rop und rup abgeschliffen sehen. In seinem Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache stellt Friedrich Kluge folgende Formen vergleichend zusammen: mittel- und althochdeutsch dorf, altsächs. thorp, niederländ. dorp, angelsächs. Þorp, englisch thorp, throp, altnord. Þorp = kleineres Gehöft und endlich den gemeinsamen gotischen Stamm, der die Bedeutung von „Acker, Land" hat. Wer sich für eine weitergehende Etymologie des Wortes interessiert, den verweise ich auf Wilhelm Grimms Bearbeitung des Artikels Dorf im Grimmschen Deutschen Wörterb. II, besonders aber auf Strodtmanns Probe einer etymologisch-geschichtlichen Untersuchung über die Bedeutung der Ortsnamen im Herzogtum Schleswig (Osterprogr. der Flensburger Gelehrtenschule v. J. 1833, in verbesserter und erweiterter Form in des Verfassers Satura, Heft I, Hamburg 1864).

Das altdänische thorp, wie das altdeutsche dorf dem Gotischen entsprungen, bezeichnet ursprünglich wahrscheinlich jede Ansiedelung auf dem Acker oder Lande. Wie aus einer im Jütischen Lov vorkommenden Stelle hervorgeht — in der plattdeutschen Übersetzung lautet sie, wie folgt: „Is dar ein klein Dörp gebuwet, in dat Veld, onde se hebben alle Acker, ond Wische gedelet, Vnde würden Kinnen, wat tho deme kleinen Dörpe, onde wat tho dem groten Dörpe gehöre? dat schölen weten de in deme Adelby, id est, In deme groten Dörpe wanen . . . ." — verstand man schon im 13. Jahrhundert unter thorp die kleinere, auf der Gemarkung des Adelby gegründete Ortschaft, die natürlich auch aus einem einzigen Gehöft bestehen konnte. Molbech (Dansk Ordbog) verweist unter Torp auf Christian V. danske Lov (1683), wo unter Torp auch ein vom Dorf ausgebauter Hof oder ein einzelnes Haus verstanden wird. Wenn man dem nicht immer zuverlässigen Wörterbuch-Verfasser Glauben schenken darf, bedeutet im östlichen Jütland das Wort Torp, welches aus der dänischen Sprache verschwunden ist, noch heute einen einzelnen Hof (Molbech, Dialekt-Lexikon). Wo der Name Torp allein auftritt und nachweisbar immer so lautete, da ist es nicht unwahrscheinlich, daß der also genannte Ort der erste war, der sich vom Adelby löste. *Im andern Falle ist es kaum begreiflich, warum er ohne jede weitere Bezeichnung blieb.* Mustern wir die Karte unserer näheren Umgebung, so fällt unser Auge auf die Namen Tarup (Ksp. Adelby) und Tarp (Ksp. Öwersee). In einer Urkunde vom Jahre 1285 finden wir neben Biscoftofte und Baldeslöf den Ort Thorp verzeichnet. Der Name bezeichnet eines der soeben genannten Dörfer, welches, weiß man nicht. Im Volksmunde heißt ersteres Taarrep, letzteres Tahrp. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß wir in einem Kirchspiele die Bezeichnungen für ein Urdorf und ein Tochterdorf ohne jede nähere Bestimmung vorfinden.



Mitteilungen.

1. **Seltene Gäste der westlichen Ostsee.** Wie in der „Heimat," Jahrgang 1899, S. 152 und 189, berichtet wurde, konnte derzeit der Zahl der seltenen Meeresgäste unserer Ostseeküste eine neue Art eingereiht werden, die große Schlangennadel (Nerophis aequoreus L.) Am 19. Mai d. J., an demselben Tage wie vor zwei Jahren, fand sich wieder unter der mit Buttstellnetzen erzielten Beute ein Exemplar dieses Fisches, das eine Länge von 48 cm hatte. Es war weiter in See zwischen der dänischen Insel Arröe und der Eckernförder Bucht gefangen worden und wurde mir von Eckernförder Fischern überwiesen gleich den beiden folgenden Gästen, dem Hechtdorsch und dem Sternrochen.

Nach der Gruppierung, welche die Professoren Möbius u. Heincke in ihrem Werke „Die

Fische der Ostsee" vornehmen, gehört der Hechtdorsch (Merluccius vulgaris Flem.), der an der norwegischen Küste bis Drontheim, südwärts bis ins Mittelmeer geht, wo er häufig ist, zu den marinen Südfischen, für welche als Zeit ihres Vorkommens in unseren Förden die zweite Hälfte des Jahres, meistens besonders die Zeit der beiden Monate September und Oktober festgelegt werden konnte. Es dürfte daher bemerkenswert sein, daß der mir gesandte Fisch dieser Art in einer Heringswade in der Eckernförder Bucht erst Ende Januar d. J. gefangen wurde. Der Hechtdorsch zählt zur Familie der Schellfische und ist den übrigen Dorscharten ähnlich, von denen er aber leicht dadurch zu unterscheiden ist, daß auf seinem Rücken nur zwei Flossen stehen, von denen die hintere besonders lang gestaltet ist und einer fast gleich langen Afterflosse gegenübersteht. Rücken- und Schwanzflosse sind schwarz gerandet, und die ganze Mundhöhle ist schwarz gefärbt. Unter dem Kinn fehlt der Bartfaden. Die beiden Kiefer sind mit zwei oder drei Reihen starker und langer Zähne besetzt. Im Plattdeutschen führt der Hechtdorsch die Bezeichnung Korfmul. Das hier erwähnte Exemplar war nur 47 cm lang, während der schlanke und kräftige Fisch eine Länge von über 1 m erreichen kann.

Der Sternroche (Raja radiata Donov.) kommt, wie in dem oben angeführten Werke berichtet wird, an den europäischen Küsten vom Busen von Biscaya bis nach Spitzbergen, außerdem in großer Menge bis Island und Grönland und an der Ostküste von Nordamerika vor. Schon im Kattegat ist er nicht selten, erscheint in der Ostsee aber als seltener Gast nur im westlichen Teil gleich den verwandten Arten, dem Keulen- oder Nagelrochen (Raja clavata L.), dem Glattrochen (Raja batis L.) und dem Stechrochen (Trygon pastinaca Cuv.) Neben diesen Arten wäre noch eine fünfte Art Raja fullonica L. zu nennen, die von Lenz in dem Verzeichnisse der Fische der Travemünder Bucht in den „Mitteil. der Geogr. Gesellschaft in Lübeck," II. Reihe, Heft 3, aufgeführt wird. Der Sternroche gehört zu den marinen Nordfischen, deren Erscheinungszeit für unsere Gewässer in die erste Jahreshälfte, besonders in die Frühjahrsmonate fällt. Auch das mir gesandte Exemplar wurde in der Eckernförder Bucht unter Langholz auf Buttnetzen Anfang Mai d. J. gefangen. Es hatte eine Länge von 48 cm. Der Sternroche erinnert in seiner Gestalt wie seine Verwandten an die Buttarten, in deren Gemeinschaft er sich auch meistens findet. Er trägt seinen Namen davon, daß die meist graue oder braune, häufig auch marmorierte Oberseite mit zahlreichen kleinern und größern Hautknochen besetzt ist, die eine sternförmige oder strahlige Platte und in der Mitte einen Stachel haben. Die gefangenen Rochen werden meistens wieder als wertlos von den Fischern über Bord geworfen, so daß über die Menge der an unserer Ostseeküste vorkommenden Rochen wenig Aufschluß gegeben werden kann. Es dürfte von Interesse sein, Beobachtungen darüber anzustellen, welche Arten von Rochen in den einzelnen Fischereigebieten unserer Ostseeküste gefangen werden, zu welcher Zeit und in welcher Menge es geschieht. In seinem Werke „Die deutschen Meere und ihre Bewohner" sagt Prof. Marshall über die vier zuerst genannten, als Standfische der Nordsee bezeichneten Arten: „Wir dürfen dieselben wohl auch als Standfische der Ostsee ansprechen, denn sie kommen auch hier vor, und es ist unwahrscheinlich, daß sie bei ihren trägen Bewegungen und bei der Art ihres Nahrungserwerbes, bei dem sie nicht rasch verfolgend, sondern langsam am Grunde suchend verfahren, auf dem weiten Umwege durch Kattegat, Belte oder Sund sich nur gelegentlich in das Baltische Meer sollten verirrt haben. Freilich finden sich alle vier Arten nur selten in der Ostsee und dann nur in ihren westlichen Teilen, aber das schließt nicht aus, daß sie deshalb immer, wenn auch nur in geringer Zahl, hier wirklich heimisch sein können."

Kiel. J. Lorentzen.

2. **Hochzeits- oder Taufmedaillen.** Ein hiesiger Landmann fand vor einigen Wochen auf einem Acker beim Steinesammeln eine Denkmünze, die Beachtung verdient, wenn sie auch nicht den Anspruch macht, ein „Altertum" zu sein. Sie ist geprägt aus einer Metallkomposition von weißlicher Farbe und hat einen Durchmesser von 52 mm und eine Dicke von 3 mm. Auf der einen Seite ist in guter, deutlicher Prägung dargestellt die Taufe Christi durch Johannis im Jordan, und die Umschrift lautet: DIS. IST. MEIN. LIEBER. SOHN. AN. WELCHEM. ICH. WOLGEFALLEN. HABE * Auf der anderen Seite erkennt man die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; erstere trägt in der Rechten ein Kruzifix. Beider Häupter sind von einem Glorienschein umrahmt. Umschrift: QVIS. CONTRA. NOS. SI. DEVS. PRO. NOBIS. (Wer gegen uns, wenn Gott für uns.) Randschrift und Jahreszahl der Prägung fehlen. Wie der Direktor des Meldorfer Museums, Lehrer Goos, mir mitteilte, besitzt das Museum ein Exemplar. Es handelt sich um eine sog. Hochzeitsmedaille, wie sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Braut und Bräutigam oder deren Verwandten geschenkt wurden. — Sind dergleichen Medaillen häufiger? Ist Genaueres über Herstellung und Verwendung bekannt?

Windbergen. J. Schwarz.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 10. Oktober 1901.

Die Natur im Volksmunde.

Von H. Barfod in Kiel.

II.

Unter den Vögeln steht die große Gruppe der Singvögel als Vertilger schädlicher Insekten seit den ältesten Zeiten in hohen Ehren. In Frankreich und Deutschland, selbst in Italien sind ursprünglich die Schwalben und das Heer unserer kleinen Sänger geschont worden. Der gegenwärtige Massenmord der Vögel in Italien beweist uns, daß hier die Erkenntnis von dem Nutzen dieser Tiere verloren ging, also gerade bei jenem Volke, das auf eine sehr alte, hochentwickelte Kultur zurückblicken kann. Daß aber auch bei uns Deutschen infolge der durch die Abkehr von der Natur erzeugten Superkultur viel gesündigt worden ist, das beweisen die Tierquälereien und Roheiten, welche mit dem Dohnenstieg bei dem „echt deutschen" Drosselfang begangen werden, das beweist das jetzt — Gott sei Dank — verbotene Lerchen- und Taubenschießen. Was lange als etwas Unrechtes florierte, das wurde erst durch das Vogelschutzgesetz vom 22. März 1888 in Schranken gesetzt. Wir begrüßen dies Gesetz mit Freuden als eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Angesichts der vielen Kämpfe, welche das Zustandekommen dieses Gesetzes erforderte, darf es unsere Generation um so weniger mit Stolz erfüllen, wenn wir daran denken, daß ähnliche und sogar weit schärfere Bestimmungen bereits im frühen Mittelalter in Deutschland bestanden haben. Wir schöpfen solche aus den Sammlungen der deutschen Weistümer. Der gesetzliche Schutz erstreckte sich besonders auf die Meisen. Diese galten für heilig und unverletzlich, galten als Propheten und bei den Letten sogar als Bringerinnen des Glücks. Glich das Zirpen der Meise dem Gerassel einer Feile, so sollte Regen im Anzuge sein. Der Wert einer Meise wurde dem eines Hirschen gleichgestellt. Wer eine Meise tötete, mußte 60 Groschen Strafgeld zahlen. Für eine Bermeise (Bartmeise?) mußte man einen Kapaun, 12 Kücken und 60 Schillinge entrichten. Wer eine Kohlmeise mit Vogelleim oder dem Schlaggarn fing, mußte dies mit

einer halben Henne und sieben Kücken sühnen. Wer eine Schwanzmeise fängt, so heißt es, der ist um Leib und Leben. Die Art und Weise der Handhabe dieser gesetzlichen Bestimmungen entzieht sich natürlich meiner Kontrolle. Daß heute leider manche gesetzliche Bestimmung, Tier- und Vogelschutz betreffend, auch nur auf dem Papier geschrieben steht, darüber ist oft genug geklagt. Bereits im Altertum hatte man in Italien eine richtige Vorstellung von dem Nutzen der Meisen. Auf die Erhaltung und Pflege derselben zum Schutz gegen Insektenschäden zielt folgendes von Plinius empfohlene Mittel: Um die Raupen aus den Gärten zu verbannen, solle man daselbst einen Pferdekopf aufhängen. Wir Tierschützler und Vogelfreunde, die wir heutzutage Knochen mit Fleischresten, Speckschwarten, mit Schmalz gefüllte Nußschalen u. dgl. zur Winterszeit in die Obstbäume hängen, um unseren lieben Meisen den Tisch so zu decken, wie sie es gern haben, wissen den Wert des von Plinius empfohlenen Mittels zu schätzen, das eben dazu dient, die Meisen in unseren Gärten heimisch zu machen, damit sie ohne Scheu im Winter den unter der Rinde verborgenen Larven und Insekten nachspüren, zur Sommerzeit die Bäume von den Raupennestern säubern.

Ganz besonders sei noch der Lerche gedacht, die in Frankreich früher für heilig und unverletzlich galt. Die alten Gallier hatten sehr richtig erkannt, daß die Lerche der einzige Vogel sei, der das Getreide wirksam gegen seine Feinde zu schützen vermöge. Deshalb genoß die Lerche bei ihnen eine wahre Verehrung ähnlich wie der Ibis bei den Ägyptern. Während der Brutzeit nährt sich die Lerche fast ausschließlich von Insekten und deren Larven. Durch die Vertilgung der Schnellkäfer (Elateriden) und des Walzenbocks (Agapanthia gracilis) macht sie sich in hohem Maße nützlich. Die Larven der Schnellkäfer nagen an den Wurzeln des Getreides und werden hier von der Lerche aufgesucht. Ein schlimmerer Feind ist die Larve des Walzenbocks, welche im Stiel des Getreidehalms lebt, sich abwärts nagt und im Boden die Verpuppung erreicht. Vor der Reife bricht die Ähre ab, und nur der kahle Halm bleibt stehen. Bei uns kommt dieser Schädling nicht vor, dagegen richtet er in Südfrankreich ungeheure Verwüstungen an; der Schade kann sich bis auf ein Viertel der Ernte steigern und würde weit größer sein, wenn die Lerche nicht den Halm aufpickte und die Larven als fette Bissen verspeiste. Den Franzosen der Jetztzeit scheint diese Kenntnis von dem Nutzen der Lerche verloren gegangen zu sein; wie anders soll man sich sonst die merkwürdige Thatsache erklären, daß auf dem internationalen Vogelkongreß zu Paris im Jahre 1895 die Lerche nicht in die Liste der zu schützenden Vögel aufgenommen wurde. Die Folgen zeigten sich bald, und bereits im Oktober 1896 sah sich der französische Minister des Innern veranlaßt, durch ein energisches Verbot der Ausrottung der Lerche entgegenzutreten.

Es dürfte auch Nicht-Imkern bekannt sein, daß die Königin im

Bienenstaat der „Weisel" genannt wurde; weisellose Stöcke haben ihre Königin eingebüßt. Schon die Bezeichnung der Weisel weist darauf hin, daß derselbe früher fast allgemein als das Männchen oder der König im Bienenstaate angesehen wurde, bis Swammerdam im Jahre 1672 durch anatomische Studien das wahre Geschlecht desselben erkannt hat. Freilich war den alten Angelsachsen das längst bekannt; sie nannten die Königin Beomodor, d. h. Bienenmutter. In einem St. Gallener Bienensegen wird die Königin ebenfalls Mutter der Bienen genannt; nicht unmöglich, daß angelsächsische Mönche die Kenntnis auf schweizerischen Boden verpflanzt haben, doch ist sie späteren Geschlechtern wieder verloren gegangen.

Daß der Blitz eine Vorliebe für bestimmte Bäume hat, war längst bekannt. Man beherzigte den Spruch:

„Vor den Eichen sollst du weichen,
vor den Fichten sollst du flüchten,
doch die Buchen sollst du suchen!"

Die neuere Statistik hat die Richtigkeit dieser Lehren glänzend bestätigt. Nach den von D. Jonesco 1893 in den „Württembergischen Jahresheften für Naturkunde" veröffentlichten Ergebnissen werden sogenannte Stärkebäume (Eiche, Pappel, Weide, Esche, Ahorn, Ulme) bei gleichem Grundwasserstande viel häufiger vom Blitze getroffen, als die sogenannten Fettbäume (Buche, Nußbaum, Linde, Nadelhölzer), deren öldurchtränktes Holz dem elektrischen Schlage auch im Laboratorium einen viel größeren Widerstand entgegenstellen. Aus einer elfjährigen Statistik der Waldgebiete von Lippe-Detmold, die Carl Müller in „Himmel und Erde" mitteilt, geht ebenfalls hervor, daß der Blitz 56 Male die Eiche, den Baum des Jupiter, Thor und Perkun, traf, 3—4 Male Fichten, 20 Male Tannen, dagegen niemals Buchen, obwohl $^7/_{10}$ des Waldbestandes dort aus Buchen besteht. In Steiermark und Kärnten trat laut einer von Karl Prohaska (Graz) in der „Meteorologischen Zeitschrift" (1898, Heft 1) veröffentlichten Statistik dieser Gegensatz zwischen Eiche und Buche noch deutlicher hervor. Es ergab sich hier in sechs Jahren an Waldbäumen, deren prozentuale Beteiligung am Waldbestande dieser Alpenländer die zweite Zahlenreihe der nachstehenden Tabelle ausdrückt, folgendes Verhältnis:

Baumart:	Fichte	Tanne	Föhre	Lärche	Eiche	Buche	Birke
Blitzschläge	92	18	15	77	90	3	3
Baumhäufigkeit in Prozenten	50	4,7	16,2	8,1	2,8	11,6	2,1
Quotient der Gefährdung	1,8	3,8	0,9	9,5	32,1	0,3	1,4

Die Erle, welche 1,6 % des Waldbestandes ausmacht, wurde kein einziges Mal getroffen, während sich Eiche und Buche hinsichtlich der

Gefährdung wie $32{,}1 : 0{,}3$ verhalten; die Eiche wird danach 107 mal häufiger als die Buche getroffen. Pappeln wurden 43 mal vom Blitzschlag heimgesucht. In der Erwägung, daß in dem Gebiete die Pappeln ungleich seltener sind als die Eichen, wird man aus der Zahl der Blitzschläge (43 : 90) den Schluß ziehen dürfen, daß die Pappel den Blitz noch stärker anzieht, als die in dieser Hinsicht berüchtigte Eiche. Damit stimmt denn auch eine in der Umgegend von Moskau aufgestellte Statistik überein, laut welcher von etwa 597 vom Blitze getroffenen Bäumen mehr als die Hälfte — genau 302 — Weißpappeln waren. Man rät daher den Landleuten, Weißpappeln als natürliche Blitzableiter in Menge anzupflanzen. Übrigens stehen die Schwarzpappeln, wenigstens in unserm Lande, seit langer Zeit in demselben Rufe, insofern unsere Landleute gerade mit diesen Bäumen ihre Gehöfte umgeben. Die Wirkung derselben ist eine ähnliche wie bei unsern Blitzableitern, die einesteils dem Blitz den Weg ins Grundwasser anweisen, anderenteils — und das ist die Hauptsache — infolge der Spitzenausströmung einen Ausgleich beider Elektrizitäten herbeiführen sollen.

Ein anderer Blitzableiter ist der aufsteigende Rauch, wie folgender Versuch lehrt. Man berühre zwei an einem Seidenfaden befestigte Markkügelchen mit der geriebenen Ebonitstange: die Kügelchen fahren auseinander und bleiben in der Schwebe. Sobald man unter dieselben ein brennendes Zündhölzchen hält, fallen sie wieder zusammen. Der Rauch, das Verbrennungsprodukt, macht die Luft leitend für Elektrizität, weshalb sich die Kügelchen sofort entladen. Nun verstehen Sie, weshalb in vielen Gegenden das Feueranzünden als Mittel zur Abwehr des Blitzschlages angewendet wird. „Feuer auf dem Herde ist gut gegen das Gewitter,“ hieß es schon im Jahre 1760. „Wo Herdfeuer brennt, da schlägt kein Gewitter ein,“ spricht der Bauer. Und daß nicht das Feuer, sondern namentlich der Rauch den Blitz fern halte, wußte man wohl; denn man wählte möglichst feuchtes Brennmaterial (grünes Holz, feuchtes Laub), das dicken Rauch erzeugte. Nun verstehen wir auch, daß hohe Fabrikschornsteine so wenig vom Blitz getroffen werden, wie eine in Schleswig-Holstein vorgenommene Statistik dargelegt hat. Kirchen wurden über 20 Male, Windmühlen sogar über 30 Male so viel vom Blitz getroffen, als die hohen Essen der Fabriken.

Seit alten Zeiten hat es niemals an Versuchen gefehlt, unheildrohendes Wetter an seinen heftigen, die Frucht bäuerlichen Fleißes zerstörenden Ausbrüchen entweder ganz zu verhindern oder abzuschwächen. Ich will nun nicht vom uralten Wetterzauber sprechen, nicht des uralten Glaubens von der wetterbrechenden Kraft des Glockenschalles gedenken, nicht von der in Frankreich herrschenden Sitte reden, der Hagelgefahr mit Strohbüscheln an Stangen zu begegnen; dagegen möchte ich auf den alten Versuch, durch Schießen dem Hagel entgegenzutreten, zurückgreifen. Das Wetterschießen war Ende des 18. Jahrhunderts in Österreich, auch in

Bayern und im Kurfürstentum Augsburg-Trier außerordentlich verbreitet. Zwar versuchte die Obrigkeit, mit allen Mitteln dieser Sitte entgegenzutreten. So erließ z. B. Maria Theresia ein Hofdekret gegen das „gotteslästerliche Wetterschießen"; unter Kaiser Josef II. wurde seit 1785 mit der größten Strenge vorgegangen. Die Gemeindevorsteher machte man persönlich für Übertretungen verantwortlich; gegen das revoltierende Volk mußte sogar das Militär einschreiten, Strafen von mehreren Jahren Eisen verhängte man über die Ungehorsamen — es half alles nichts: die Sitte des Wetterschießens und der Glaube an seine nutzbringende Wirkung hatte zu tief in der Anschauungswelt des Volkes Wurzel gefaßt. In Bayern wurde so lange und so heftig von den Gemeinden um Wiedergestattung des Schießens petitioniert, daß 1811 die Akademie der Wissenschaften in München mit der Erstattung eines Gutachtens vom Staate beauftragt wurde. Der Akademiker Imhof verfaßte infolgedessen eine vernichtende Kritik des Wetterschießens, die um so mehr übel angebracht war, weil man einesteils wenig oder garnichts vom Hagelprozeß wußte und andernteils die von Imhof angestellten Versuche durch ihre leichtfertige und unwissenschaftliche Ausführung geradezu verblüffen. Trotz Polizeiverbots und vernichtender wissenschaftlicher Kritik hat sich die Sitte des Wetterschießens bis auf den heutigen Tag erhalten, ja, seit 1896 hat namentlich der Bürgermeister Albert Stiger in Windisch-Feistritz (Untersteiermark) die Versuche im großen Stile wieder aufgenommen, so daß sich nun auch wieder die wissenschaftliche Welt gemüßigt sah, ihre Aufmerksamkeit demselben zuzuwenden. [1])

Mehr noch als der Landmann für sein Getreidefeld hat der Winzer für seine Rebenpflanzungen im Frühjahr und Herbst die schädlichen Nachtfröste zu fürchten. Zum Schutz gegen dieselben verbrennt er seit langem Mist, Kartoffelkraut, Bohnenstroh u. dgl., um seine Pflanzungen ganz in Rauch einzuhüllen. Später hat die Wissenschaft die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens durchaus anerkennen müssen. Es ist Ihnen ja bekannt, daß die Nachtfröste nur bei klarem Himmel auftreten; die Wolkenschicht verhindert die starke Abkühlung der Luft, wie der Rauch die nächtliche Ausstrahlung der Erde.

Über die Fortpflanzung des Aales herrschte lange Zeit geheimnisvolles Dunkel; der Schleier scheint wenigstens durch die Entdeckung des

---

[1]) Eine weitere Darlegung der horizontalen Schießversuche geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Wer sich näher über das Wetterschießen informieren möchte, den verweise ich auf das Werk: G. Suschnig, „Albert Stigers Wetterschießen in Steiermark," Graz 1900, auf einen hieran angelehnten Aufsatz von unserm Mitgliede Herrn Schiller-Tietz (Kl.-Flottbek in Nr. 575 und 576 des „Prometheus"), auf einen Vortrag, den Dr. Wilh. Trabert im „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien" gehalten hat: „Hagelwetter und Wetterschießen" (veröffentlicht im 40. Bande der Schriften des Vereins, 1900).

Italieners Grassi gelüftet worden zu sein. Soviel steht wohl fest, daß die weiblichen Aale zur Geschlechtsreife in das Meer wandern, wo an den tiefsten Stellen die Paarung mit den zum größten Teile im Meere verbliebenen männlichen Aalen eintritt. Die Ostsee scheint nun für diese Zwecke nicht tief genug zu sein, und möglich ist, daß die Aale zum Kattegat in die tieferen Stellen an den norwegischen Küsten hinauswandern. Unsere schleswig-holsteinischen Fischer wußten längst von der Wanderung der Aale zu berichten, kannten auch die Richtung ihrer Wanderzüge. Sie müssen darum die Aalkörbe stets so aufstellen, daß der Eingang derselben immer der Wanderrichtung zugekehrt ist. Wollte einmal ein Fischer die Körbe entgegengesetzt aufstellen, so würde er nichts fangen.

Die von Dr. Emil Buerkel im Sommer 1899 angestellten Reusenversuche zwecks biologischer Studien über die Fauna der Kieler Föhrde haben dem alten Brauche der Berufsfischer, zum Fischfang nur leere Reusen, d. h. ohne Köder, auszusetzen, Recht gegeben; denn auch mittels der von Dr. Buerkel mit Köder versehenen Reusen wurde insgesamt nur eine geringe Speziesszahl von Fischen und andern Tieren gefangen, durchaus nicht mehr als mit Reusen, die einen Köder enthielten. (Vgl.: „Biologische Studien über die Fauna der Kieler Föhrde (158 Reusenversuche)“ von Dr. Emil Buerkel. Kiel und Leipzig: Lipsius & Tischer, 1900.)

Nachschrift: Wenn ich mir erlaubt habe, meinen in Bordesholm gehaltenen Vortrag der „Heimat“ zum Abdruck zu übergeben, so ist das namentlich auch deshalb geschehen, um unsere Leser zu veranlassen, nach ähnlichem Material zu fahnden, das alsdann gleichfalls in der „Heimat“ veröffentlicht werden könnte. Ich glaube, unserer Vereinsarbeit namentlich mit Rücksicht auf die Durchforschung heimatlicher Naturverhältnisse einen erfolgreichen Weg vorgezeichnet zu haben. Die Mehrzahl der obengenannten Beispiele lehnt sich an ein von Karl Müllenhoff, dem Sohne des bekannten heimatlichen Sagen-, Märchen- und Liederforschers, herausgegebenes Büchlein: „Die Natur im Volksmunde“ (Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1898), dessen Inhalt in folgende Abschnitte gegliedert ist: 1. Irrtümliche Beobachtungen. 2. Willkürliche Deutungen. 3. Lebensregeln durch Erzählungen aus der Natur veranschaulicht. 4. Poetische Darstellung richtiger Beobachtungen. 5. Genauigkeit der Beobachtungen. 6. Richtige Erklärung der Beobachtungen. Weil Müllenhoff auf unsere „Heimat“ ganz besonders Rücksicht genommen hat, empfehle ich dies Werk jedem Leser der „Heimat,“ ferner zur Anschaffung von seiten unserer Volks- und Schülerbibliotheken.

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von J. **Butenschön** in Hahnenkamp.

2. Die Zustände unseres Landes unter der dänischen Herrschaft.

Die deutschen Großmächte hatten es gewiß nicht beabsichtigt, wirklichen Verrat an den Herzogtümern zu üben; aber als Deutschland in Schwäche versunken war und man großes Vertrauen hatte zu den „konservativen“ Männern, die nunmehr wieder in Kopenhagen die Regierung leiteten, und als es unmöglich

geworden, auf der schiefen Ebene, auf welche man nach Preisgebung des Rechts geraten war, einen festen Standpunkt zu gewinnen, kam es dahin, daß die „Vereinbarung“ von 1852 nicht weit hinter dem zurückstand, was der offene Verrat hätte leisten können. Und doch — was man in der Zeit der tiefsten Erniedrigung wohl nicht glauben mochte — sollte eine Zeit kommen, wo deutscherseits diese Vereinbarung angerufen werden mußte, um dem frechen Vorgehen der Dänen gegenüber als Wehr und Waffe zu dienen. Es kam dahin, daß die deutschen Regierungen fast einstimmig Dänemark verkündeten, daß, wenn nicht der Vereinbarung von 1852 unmittelbar Genüge geschehe, die Exekution erfolgen werde. Aber Deutschland konnte nicht den Mut und die Thatkraft finden, die angedrohte Exekution zur Ausführung zu bringen. Dänemark kehrte sich nicht an die Beschlüsse in Frankfurt, und die Drohung Deutschlands hatte keinen andern Erfolg, als daß Dänemark allen Beschlüssen zum Trotz die Lage der Herzogtümer fortwährend verschlimmerte.

Wir wollen in einigen Hauptzügen die damals herrschenden Zustände unseres Landes uns vergegenwärtigen und an einigen Beispielen aus dem Volksleben dem jüngeren Geschlechte unserer Zeit vor die Augen führen, in welcher traurigen Lage Schleswig-Holsteins Volk sich befand in der Drangsalsperiode von 1852—1863. Wir werden dann sehen, wie es in den Herzogtümern aussah, als in Kopenhagen das Volk thatsächlich zur Herrschaft gelangt war.

Jenseits der Königsau bestand eine mit den größten Rechten ausgerüstete Volksvertretung und eine völlig unbeschränkte Presse; diesseits derselben war die vormärzliche absolute Regierung wieder hergestellt worden. Damit aber wurden die Herzogtümer der schlimmsten Art von Fremdherrschaft preisgegeben; denn Friedrich VII. war bekanntlich trotz seiner deutschen Abstammung vom Scheitel bis zur Sohle Däne, dabei ohne Einsicht und Willenskraft, und wir waren unter der Herrschaft eines fremden, feindlich gesinnten Volkes.

Zunächst äußerte sich diese Gewalt in einer wilden Rachsucht. In der dänischen Presse wurden wir „Aufrührer“ geschimpft. Daß man sich nicht scheute, die bürgerliche Ehre desjenigen, der in den Augen der dänischen Wortführer als „Aufrührer“ galt, auf freche Weise zu verdächtigen, davon aus jener Zeit nur ein Beispiel. Ein Herr Brolund wurde irgendwo in Holstein als Hausvogt angestellt. „Dagbladet“ mißfiel diese Anstellung; der Angestellte, sagte es, sei Diener bei Beseler gewesen, und sei mit Kirchensilber einmal in mißliche Beziehung geraten, die nicht gehörig aufgeklärt worden sei. Diese Beschuldigung war ganz aus der Luft gegriffen, und der auf solche Weise Verdächtigte erhob Klage bei den Gerichten. Der Redakteur von „Dagbladet,“ Kandidat der Rechte Bille, ließ sich hierauf in seiner Verteidigung in folgender Art aus: Der Kläger habe erweislich an dem „Aufruhr“ in den Herzogtümern sich beteiligt; folglich könne es ja nicht strafbar erscheinen, ihn öffentlich eines verhältnismäßig geringeren Verbrechens, z. B. des mißlichen Umgangs mit Kirchensilber, zu bezichtigen. Herr Bille, selbst Jurist, traute also den dänischen Richtern die Niederträchtigkeit zu, daß sie die bürgerliche Ehre eines „Aufrührers“ als etwas, woran sich jedermann nach Belieben vergreifen dürfe, erklären würden. In dieser Voraussetzung fand sich Herr Bille allerdings getäuscht, denn er wurde zu einer, wenn auch verhältnismäßig nur geringen, Geldstrafe verurteilt. Als das Urteil publiziert wurde, fand sich in der gesamten dänischen Presse auch nicht eine einzige Stimme, die an dem niederträchtigen Grundsatz, den Herr Bille öffentlich geltend gemacht hatte, irgend Anstoß genommen hätte. Es war ja nur eben gegen einen „Aufrührer“ geschehen!

Es entwickelte sich in kurzer Zeit eine so schmähliche Mißregierung, daß

selbst hochkonservative Männer, wie Adolf Blome und Scheel-Plessen, sich gedrungen fühlten, öffentlich als entschiedene Gegner der Regierung aufzutreten. Wie dänischerseits zu Werke gegangen wurde, wollen wir an einigen Beispielen aus dem Volksleben nachweisen.

Scheel, von Geburt ein Itzehoer, vormärzlicher Gesamtstaatsmann, machte mit den Männern der dänischen „nationalen" Partei gemeinsame Sache und wirtschaftete in Holstein öfters schlimmer als ein russischer Polizist. Eine Zeitlang war er Minister für Holstein und darauf Landdrost der Herrschaft Pinneberg bis gegen Ende des Jahres 1863. Das Münzgesetz vom 10. Februar 1854 wurde ohne Not und ohne Nutzen auf ungesetzlichem Wege eingeführt, und Herr Scheel war es besonders, der die Münzquälerei aufs eifrigste betrieb. Die gewaltsam eingeführte dänische Münze belästigte auf jegliche Weise den öffentlichen und den Privatverkehr, da Scheel mit seinen ihm ergebenen Werkzeugen dabei möglichst rücksichtslos verfuhr. Als z. B. der Gevollmächtigte der Gemeinde Wilster ihm nachweisen wollte, daß Stadt und Umgegend wegen des Verkehrs mit Hamburg nicht in der Lage seien, Hamburger Münzen entbehren zu können, wurde demselben in brüskem Tone erwidert, er müsse entweder das Gesetz strenge durchführen oder könne sofort als Verwaltungsbeamter abgehen. So wurde verfahren, wenn Beamte es wagen wollten, Rücksicht zu nehmen auf die thatsächlichen Verhältnisse unserer Bevölkerung. In einigen Orten, z. B. in Neumünster, war man stets bereit, das dänische Münzgesetz auf Schritt und Tritt zur Geltung zu bringen. Als dort der Gastwirt Fr. Harms in Veranlassung eines geselligen Vergnügens in seinem Lokal bekannt machte: „Entree 13 Schilling Reichsmünze oder 4 Schilling Kurant," wurde dieser Herr zur Verantwortung gezogen und wegen des für das Publikum erklärenden Zusatzes (Kurant) gebrücht. Ähnlich erging es einem andern Gastwirte, bei dem einige Beamte diniert hatten, und der den Betrag der Zeche arglos nach „Kurant" gefordert hatte und dafür sofort von den Gesetzeswächtern in Strafe genommen wurde.

Die Frauen vom Lande forderten beim Feilbieten von Butter und Eiern auf dem Wochenmarkt in Neumünster die Preise ihrer Ware stets ganz korrekt in „Reichsmünze." In einzelnen, indes wohl nur in seltenen Fällen ist es vorgekommen, daß Leute in der Zeit der Münzverwirrung sich auf unredliche Weise einen Vorteil zu verschaffen und ihre Mitbürger zu betrügen suchten. Dazu ein Beispiel als Ausnahme aus unserm Volksleben. Ein kleines Mädchen vom Lande soll in Elmshorn auf dem dortigen Buttermarkt eine Henne verkaufen für zehn Hamb. Schillinge. Die junge Verkäuferin fordert denn auch diesen Preis, aber ohne nähere Bezeichnung der Münze. Die Käuferin — eine Frau — zahlt zehn Schilling „Reichsmünze" (statt 32), und das arme betrogene Kind geht weinend seine Wege, ohne etwas gegen das betrügerische Weib machen zu können; denn das leidige „Münzgesetz" ist ja in Kraft getreten, und auf wohlwollende Beamte konnte man damals in Elmshorn nicht rechnen, die Herren galten als „dänisch gesinnt." — Es gab aber zu jener Zeit unter den Beamten auch rühmliche Ausnahmen, und es gingen die Betrüger im Handel und Wandel nicht immer ungestraft davon, was ein Vorfall beweist, der sich auf einem Markt in Wilster zutrug. Dort hatte ein Mann ein Pferd erstanden und wollte den bedungenen Preis in Thalern „Reichsmünze" (à 30 Schill. Kurant) entrichten, womit aber der Verkäufer nicht einverstanden war, denn diesir hatte „alte Thaler" (à 48 Schill. schlesw.-holst. Kur.) gemeint. Es entstand natürlich großer Lärm und Zusammenlauf; der herbeigerufene Beamte aber merkte gleich, daß es auf Betrug von seiten des Käufers abgesehen war, stellte sich daher in dem heftig entbrannten Streite ohne Bedenken auf die Seite des Verkäufers, indem er in derber holsteinischer

Weise in die aufgeregte Menge hineinrief: „Wo is de slechte Keerl, de sien Perd ni betahln will?" „Der schlechte Kerl," der den Verkäufer um mehr als 50 % hatte betrügen wollen, mußte klein beilegen und wurde gezwungen, sein gekauftes Pferd als redlicher Mann in alten Thalern zu bezahlen.

Wie stand es aber um die Person des Herrn Scheel selber, des Urhebers des ganzen Münzskandals, der uns nicht einmal gestatten wollte, nach Hamburger Kurant zu rechnen; konnte er, der Gewaltsmann, im täglichen Verkehr seine Taschen rein halten von den von ihm verbotenen Hamburger Schillingen? Ein kleines offenherziges Kind möge uns über den hohen Herrn wahrheitsgemäß berichten. Eines Tages ist Scheel in dem Gasthofe in Pinneberg, wo er als Stammgast zu verkehren pflegt. Als er seine Zeche berichtigen will, schaut das anwesende Söhnlein des Wirts mit verzeihlicher Neugierde in die geöffnete Geldbörse des hohen Gastes und ruft ganz erstaunt: „Sieh, Excellenz hett ok Hamborger Schillings in sien Knipp!" Scheel geht still von dannen und denkt vielleicht wie jener Edelmann, der bekanntlich gesagt haben soll: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes!"

In traurige Lage kamen aber die Männer, welche im Kampfe für unsere Landesrechte in vorderster Reihe gestanden hatten. Zweiundvierzig der angesehensten und bewährtesten Patrioten wurden aus der Heimat verbannt, zur Schmach für alle deutschen Regierungen, die an unserm Kampfe mit ihren Truppen teilgenommen hatten. Das Militärpensionsgesetz wurde annulliert, die schleswig-holsteinischen Offiziere wurden brotlos gemacht, Soldaten gezwungen, vor den Thüren zu betteln. Die Anleihen beider Herzogtümer wurden mit einem Federstriche für ungültig erklärt und auf diese Weise acht Millionen Thaler vernichtet und zahllose Familien in ihrem Vermögen geschädigt. Den Hebungsbeamten, welche die Steuern an die Landeshauptkasse in Rendsburg abgeliefert hatten, wurde ihr Vermögen konfisziert, ihnen Haus und Hof verkauft, ihre Kaution eingezogen. Das gesamte in Rendsburg den Dänen überlieferte schleswig-holsteinische Kriegsmaterial wurde nach Kopenhagen geschleppt. Die Festung Rendsburg wurde noch vor Erledigung der Grenzfrage auf der Nordseite geschleift und in einen Brückenkopf *gegen* Holstein und Deutschland verwandelt. — Das sind nur einzelne der *unzähligen Akte dänischer Willkür*, welche wir damals erleben mußten.

Nachdem die Bundestruppen aus Holstein zurückgezogen waren, machte man sich daran, die Herzogtümer an allen Gliedern zu fesseln. Trotz der den deutschen Mächten gegebenen Zusicherungen machte die Regierung es sich zur Aufgabe, die Herzogtümer unter dem Schein „konstitutioneller" Formen völlig *recht-* und *wehrlos* zu machen, so wehrlos, daß auch keine unbequeme Klage mehr sich vernehmbar machen konnte. Zunächst begann man, die Presse zu knebeln. Der Konzessionszwang für Zeitungen und Zeitschriften wurde wieder hergestellt, die Zensur thatsächlich wieder eingeführt. Die Hamburger Zeitungen wurden entweder verboten oder durch die Androhung von Verboten so weit eingeschüchtert, daß sie selbst Personen aus der Redaktion entfernten, die das Mißfallen der dänischen Regierung erregt hatten. Die „Reform" in Hamburg war besonders ein gefügiges Werkzeug der Kopenhagener; denn gleich nach dem Abzug der Bundestruppen begann dieses Blatt in dänischem Sinne zu schreiben. Fast in jeder Nummer dieses Blattes wurde den Schleswig-Holsteinern die freie dänische Verfassung als das höchste zu erstrebende Ziel angepriesen und ihnen der Rat erteilt, sich aufs engste an Dänemark anzuschließen, damit auch *wir* gleicher Freiheiten uns erfreuen könnten. So weit war es also gekommen, daß ein *deutsches* Blatt sich nicht schämte, es offen auszusprechen, daß wir aufhören müßten, uns als ein Glied des großen deutschen Vaterlandes anzusehen! Wie ging es denn in jener

traurigen Zeit unsern Landeszeitungen? Aus der Kasse der Herzogtümer bezahlte man Litteraten, deren Artikel von den Blättern in Holstein aufgenommen werden mußten. Bloßes Schweigen galt als verdeckte Feindseligkeit. Wir wollen, hieß es, nicht eine Presse, die der Regierung nur keine Opposition macht, sondern eine, welche die Regierung *unterstützt*. Das im Lande verbreitetste Organ, das „Itzehoer Wochenblatt," wurde auf Befehl des Ministers Scheel unterdrückt und die Druckerei geschlossen. Und das geschah in Itzehoe während der Diät, unter den Augen der Ständeversammlung! Laut Scheels Urteil war das „Itzehoer Wochenblatt" ein Blatt von „staatsverbrecherischer Tendenz," konnte also als „staatsgefährlich" nicht geduldet werden. Noch vor der Unterdrückung, wovon das alte Landesblatt betroffen wurde, versuchte der frühere Faktor des alten Schönfeldt, Namens Pankradt, ein neues Blatt ins Leben zu rufen unter dem Titel: „Neues Itzehoer Wochenblatt"; aber seine Bemühungen, durch seine Leitartikel dänische Sympathieen unter uns zu verbreiten, hatten keinen andern Erfolg, als daß sein Blatt noch vor Ablauf des ersten halben Jahres aus Mangel an Lesern einging. — So wie die Presse bei uns unterdrückt wurde, so wurden auch *sämtliche* Beamte in allen Zweigen des Zivildienstes, als Richter, Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer usw. zu *bloßen Knechten* gemacht. Auch in Holstein wurden einige Bürgermeister abgesetzt wegen ihrer Beteiligung am sogenannten „Aufruhr." Jeder Beamte — auch die Mitglieder des höchsten Gerichtshofes nicht ausgenommen — konnte jeden Augenblick ohne Angabe eines Grundes entlassen werden. Gehalt, Wartegeld oder Pension zu gewähren, war lediglich Gnade der Regierung.

Damit auch diejenigen aktiven oder pensionierten Beamten, denen in ihrer Bestallung oder ihrem Abschiede ausdrücklich Rechte eingeräumt worden waren, nicht ihre Ansprüche aus diesen Urkunden geltend machen konnten, wurde den Gerichten verboten, Klagen dieser Personen gegen den Fiskus anzunehmen. Die betreffende Verfügung wurde den Ständen vorgelegt, und als unsere Vertreter einstimmig Einsprache erhoben gegen ein so scheußliches Edikt, wurde das Gesetz trotzdem mit der damals üblichen Formel: „Nach *Anhörung* Unserer getreuen Provinzialstände" publiziert. Es war der Regierung gelungen, die Opposition zum Schweigen zu bringen; eine gehorsame Dienerschaft hatte man sich gesichert.

Nach diesen Vorgängen kam die Verfassung an die Reihe, welche das Mittel werden sollte, *alles Rechts- und Selbstgefühl mit Stumpf und Stiel unter uns auszurotten*. Die zu diesem Zwecke den Ständen vorgelegte neue Verfassung wird den Herzogtümern eine unvergeßliche Erinnerung bleiben an die Treulosigkeit der dänischen Regierung, wenn man zurückdenkt an die den deutschen Mächten im Jahre 1852 gegebenen Versprechungen. Von irgend welchen Rechten und Freiheiten der Unterthanen ist in dieser Verfassung keine Rede. Den Korporationen wird jede Beschwerde oder Petition über öffentliche Angelegenheiten untersagt, den Unterthanen jede Vereinigung zu einer Beschwerde, Adresse oder Petition verboten; den Gerichten wird es nicht gestattet, irgend jemandem gegen Maßnahmen der obrigkeitlichen oder Polizeibehörden Schutz zu gewähren (§§ 7 und 8). Ein Freibrief für jede Willkür der Regierung — das war die bis gegen Ende des Jahres 1863 bestehende Verfassung in Schleswig und Holstein. — Unsern Ständen wurden die wichtigsten Angelegenheiten als „gesamtstaatliche" dem Bereiche ihrer Wirksamkeit so völlig entzogen, daß ihnen auch jedes Reden, jedes Petitionieren darüber untersagt sein sollte. Die Zollgesetzgebung wurde ebenfalls mit zu den gesamtstaatlichen Angelegenheiten hinzugezogen. Was nun überhaupt das Finanzgesetz für die Herzogtümer betraf, so waren wir der Regierung gegenüber in einer trostlosen Lage, denn von irgend einer Finanzkontrolle hinsichtlich der Einnahmen und Ausgaben war keine Rede.

Selbst bei neuen außerordentlichen Steuerforderungen der Regierung sollten die Stände nicht zu bewilligen, sondern nur die Art der Verteilung der Steuerlast zu bestimmen haben. Um den Ständen weniger Gelegenheit zur Thätigkeit zu geben, wurde verordnet, daß sie, statt wie in vormärzlicher Zeit alle zwei Jahre, künftig nur noch alle drei Jahre einberufen werden sollten. Auch in dem vormärzlichen Wahlgesetze wurde eine Reihe von Abänderungen vorgenommen, sämtlich zu dem Behufe, um die tüchtigsten Kräfte möglichst aus der Ständeversammlung fernzuhalten. So z. B. durfte ein Abgeordneter in keinem andern Wahlkreise gewählt werden, als in demjenigen, in welchem er selbst angesessen war.

Als den Ständen dieser Verfassungsentwurf vorgelegt wurde, baten sie die Regierung, sie mit einer solchen Konstitution zu verschonen, natürlich ohne Erfolg. Die neuen Verfassungen wurden für Schleswig unterm 23. Februar, für Holstein unterm 11. Juli 1854 promulgiert. Jede Beratung oder Erörterung der §§ 1—6 wurde den Ständen untersagt, und doch waren gerade diese Paragraphen die wichtigsten für uns, weil sie das ganze künftige Verhältnis des Landes zum „Gesamtstaat" betrafen und die drückendsten Bestimmungen enthielten. Als unsere Stände hiergegen Protest erheben wollten, wurde dies nicht gestattet. Nach Veröffentlichung der beiden Spezialverfassungen für Schleswig und Holstein wurde unterm 26. Juli 1854 die „Gesamtstaats-Verfassung" erlassen. Die neue Gesamtvertretung sollte zu drei Fünfteln aus Repräsentanten des Königreichs und zu zwei Fünfteln aus Vertretern der Herzogtümer bestehen, und war dieser Vertretung nur beratende Stimme eingeräumt, was den Dänen mißfiel. Der Majorität sicher, verlangten sie beschließende Befugnis, um sich auf diese Weise die Gewalt über die Herzogtümer völlig zu sichern und selbst dem Könige die Macht zu nehmen, den Rechten und Interessen seiner deutschen Unterthanen gerecht zu werden. Das damalige Ministerium weigerte sich, dem Verlangen Folge zu geben. Es berief sich darauf, daß den deutschen Mächten die Zusicherung erteilt worden sei, daß in der Gesamtmonarchie „kein Teil dem andern untergeordnet werden sollte." Aber den Dänen bereitete es keine Schwierigkeiten, eine ihnen mißfällige Regierung zu stürzen. Der König mußte das Ministerium, welches klug genug war, einzusehen, „daß das Ding so nicht gehen werde," entlassen und ein neues aus Männern der „nationalen" Partei berufen. Die unterm 26. Juli 1854 erlassene Verfassung wurde wieder aufgehoben und die neue, den dänischen Forderungen angepaßte Gesamtstaats-Verfassung vom 2. Oktober 1855 verkündigt. Der neue Reichsrat sollte wieder zu drei Fünfteln aus dem Königreich und zu zwei Fünfteln aus den Herzogtümern beschickt werden. Zur Verstärkung der dänischen Vertreter sollte der vierte Teil der ganzen Versammlung von der Regierung ernannt werden. Die von den Dänen verlangte beschließende Befugnis in allen Gesamtstaats-Angelegenheiten wurde gewährt. — Der Erlaß der Verfassung vom 26. Juli 1854 und die Verkündigung der neuen vom 2. Oktober 1855 geschah, ohne daß den Ständen von Schleswig, Holstein und Lauenburg auch nur die geringste Vorlage oder Mitteilung gemacht worden wäre, obgleich nach den Vereinbarungen von 1851 und 1852 die Einführung der Gesamtstaats-Verfassung nur auf verfassungsmäßigem Wege nach Beratung mit den Provinzialständen erfolgen sollte, was die dänische Regierung jedoch nicht für nötig fand. — Als die holsteinischen Stände im Winter von 1855 auf 1856 zum zweiten Male nach der „Pazifikation" zusammentraten, wollten sie an den Stufen des Thrones demütig ihre Vorstellungen niederlegen über die traurige Lage des Landes. Sobald aber dieses Vorhaben unserer Vertreter der Regierung bekannt wurde, beeilte man sich, jede Verhandlung in dieser Beziehung zu verbieten, und die statt-

gehabte Erörterung wurde von dem damaligen Minister Scheel für eine „Nullität“ erklärt. Dieser Herr war der Mann, der eigenmächtig Gesetze erließ, ohne auch nur nachträglich die Zustimmung der Stände einzuholen, der nicht bloß den bereits geschilderten Münzskandal ins Werk setzte, sondern auch Mitglieder des höchsten Gerichtshofes, deren bekannte Redlichkeit sein Mißfallen erregt hatte, ihrer Ämter enthob. Als die Stände beim Könige ernstlich Beschwerde führen wollten, wurden sie in einem brüsken Ton abgewiesen. Als Herr v. Scheel damals glaubte, nunmehr die Rechtlosigkeit der Herzogtümer fix und fertig zu haben, rief er triumphierend: „Was mir jetzt entgegentritt, das soll niedergetreten werden!“

Da man unsern Ständen in Itzehoe Schweigen gebot, als sie die traurige Lage des Landes dort zur Sprache bringen wollten, blieb den Abgeordneten der Herzogtümer nur ein letzter Versuch noch übrig — im „Reichsrat“ ihre Stimme zu erheben. In der ersten Versammlung desselben stellten elf Vertreter aus den Herzogtümern den Antrag, daß die Gesamtstaats-Verfassung wenigstens nachträglich den Ständen vorgelegt werden möge. Wie ein Mann stimmten die Dänen gegen diesen Antrag. Der Führer der Elf, Baron v. Scheel-Plessen, wurde wegen seines freimütigen Auftretens im Reichsrat seines Amtes als Oberpräsident ohne Pension, ohne Wartegeld usw. entsetzt, und ein solches Verfahren gegen einen Abgeordneten geschah in offenem Widerspruche mit einer ausdrücklichen Bestimmung dieser Gesamtstaats-Verfassung! Nach solchen Vorgängen wurden die deutschen Mächte endlich veranlaßt, sich einmal ernstlich bei der Regierung in Kopenhagen zu erkundigen, wie es denn eigentlich mit der Erfüllung der ihnen und dem deutschen Bunde gegebenen Zusicherungen gehalten worden sei. Nach fast anderthalbjährigen Verhandlungen wurde das Kopenhagener Kabinett endlich dahin gebracht, zu erklären, aus Freundschaft und Nachgiebigkeit wolle die dänische Regierung sich dazu verstehen, den Ständen Gelegenheit zu geben, einmal ihre Meinung über die Gesamtstaats-Verfassung zu äußern. Das war das erste große Opfer, das Dänemark brachte. Die Stände wurden im September 1857 einberufen und sollten sich nun über den ihnen vorgelegten Verfassungsentwurf aussprechen. Unsere Vertreter in Itzehoe hatten aber eine richtigere Erkenntnis von der Sache als die hohe Bundesversammlung in Frankfurt; denn letztere ließ sich jahrelang täuschen, dagegen wußten unsere Stände von Anfang an, daß man es in Kopenhagen nur auf eine Schlinge abgesehen habe. Hätten unsere Stände sich herbeigelassen, ihre Ansichten über den Entwurf auszusprechen, so hätte man dreist behauptet, die Beratung mit den Ständen sei erfolgt, und die Regierung sei also ihren Verpflichtungen nachgekommen. Die Stände lehnten es daher ab, über die Gesamtstaats-Verfassung sich zu äußern; man begnügte sich, die trostlose Lage des Landes in einzelnen Zügen darzulegen.



Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

III.

In der Mitte der vierziger Jahre, als schon das Chausseenetz sich über verschiedene Strecken des Landes auszudehnen begann, trat noch ein besonderes Ereignis ein, welches von so gewaltigem Einfluß auf den Verkehr unsers Landes ward, daß ich ihm gern ein längeres Wort gegönnt und seine Folgen eingehender besprochen haben würde, wenn nicht das Material nach dieser Richtung hin ein

gar so kärgliches wäre. Dieses Ereignis war die Eröffnung der ersten Eisenbahn in Schleswig-Holstein. Schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte sich in Holstein eine Gesellschaft zum Bau einer Eisenbahn von Kiel nach Altona gebildet, und diese Gesellschaft, deren eigentliche Seele der Privattechniker Dietz, deren hervorragendste Mitglieder und Hauptförderer des ganzen Unternehmens neben dem Genannten der Kaufmann und Fabrikant Renck in Neumünster und der Kaufmann M. T. Schmidt in Kiel waren, begann nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten 1841 mit der Ausführung ihres Planes, mit dem Bau der ersten Bahnstrecke in Schleswig-Holstein. Im Volke wurde das Werk als so schwierig angesehen, daß in manchen Kreisen der Glaube an eine wirkliche Durchführung desselben ein sehr schwacher war und nicht selten die Meinung gehört wurde, der Bau, wenn überhaupt ausführbar, dürfte Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Aber Dietz, der erfahrene und in England gerade im Eisenbahnbau geschulte Techniker, hatte ganz richtig gerechnet, wenn er die Zeit des Baues auf höchstens drei Jahre veranschlagt hatte; denn bereits am 18. September 1844 wurde die erste schleswig-holsteinische Eisenbahn, die Linie Kiel-Altona, eröffnet und damit dem Verkehr ein ganz neuer Weg gewiesen. — Staunend sah die Bevölkerung den ersten Eisenbahnzug von Altona nach Kiel abfahren, und ein biederer Altonaer Frachtfuhrmann, der ein halbes Leben lang mit seinen Gäulen die Landstraße gepflügt hatte, gab bei der ersten, von brausendem Hurra begleiteten Abfahrt seinem Zweifel mit den Worten Ausdruck: „Ja, schriet ji man tau! De ol Swart dar vör schall noch klauk war'n; den schall de Pust noch fröh nog utgahn!" Aber die „Pust" ging ihm doch nicht aus, und mit bald stummem, bald lautem Bewundern sah die Bevölkerung der von der Bahn durchschnittenen Strecke Tag für Tag den nach unsern heutigen Begriffen noch ein recht mäßiges Tempo innehaltenden Zug „vorüberrasen," und in kurzer Zeit schlug der bisherige Zweifel an der Aus- und Durchführbarkeit eines weiteren Eisenbahnverkehrs in das gerade Gegenteil um. Als noch im selben Jahre auch die Strecke Neumünster-Rendsburg und im Jahre 1845 diejenige von Elmshorn nach Glückstadt in Betrieb gesetzt wurde, da verfiel man einerseits auf unsinnige Spekulationen und entstanden andererseits übertriebene Befürchtungen für den Fortbestand des Frachtfuhrwesens, weil man annahm, dieses große Gewerbe werde plötzlich ganz eingehen und dadurch die Verarmung vieler Tausende zur Folge haben. Man erregte mit solchen schwarzen Prophezeihungen an manchen Orten geradezu eine Anti-Bahn-Agitation, die stellenweise einen nicht ungefährlichen Charakter annahm, da sich hin und wieder auch rohe, gewaltthätige Elemente in ihren Dienst stellten. Als aber weder im Bahnbau ein rapider Fortschritt eintrat, noch eine bedeutende Stockung des bisherigen Frachtfuhrverkehrs stattfand, beruhigte man sich, und der weitere Bau von Eisenbahnen: 1854 die Strecke Neumünster-Rendsburg weiter bis Wamdrup und 1858 die Strecke Elmshorn-Glückstadt weiter bis Itzehoe, konnte ein Jahrzehnt später ungestört vor sich gehen, ja, wurde von den meisten der einstigen Gegner jetzt freudig begrüßt und von vielen sogar thatkräftig gefördert. Zwar wurden in den Kreisen der Frachtfuhrleute noch immer absprechende Stimmen laut, doch blieben auch diese immer mehr in der Minderheit; denn der intelligentere Teil der Vertreter dieses Gewerbes verstand es durchweg ausgezeichnet, sich mit den neuen Verhältnissen auseinanderzusetzen oder sich ihnen zu akkomodieren. Es bestand neben diesen ersten Eisenbahnen noch ein recht bedeutender Frachtfuhrverkehr ungestört weiter, und die vierziger, ja, auch die fünfziger Jahre wiesen im allgemeinen noch dasselbe Straßenbild auf wie die zwanziger und dreißiger Jahre, mit Ausnahme des einen Umstandes, daß in den fünfziger Jahren die meisten Hauptwege des Landes doch

bereits chaussiert waren. Aber war dem damaligen Straßenbilde auch eine gewisse Romantik eigen, deren man sich gern noch erinnert, es ist doch nicht zum Schaden des Landes ausgeschlagen, wenn diese Verkehrszugabe nun schon seit einem halben Menschenalter gänzlich abhanden gekommen ist, denn manches blieb auch nach der Eröffnung der ersten Eisenbahn zunächst noch sehr im argen liegen.

In dem Brief- und Paketpostverkehr auf den von den Eisenbahnen berührten Strecken trat nach Abschluß eines Vertrages zwischen der obersten Postverwaltung und der Eisenbahngesellschaft alsbald ein flotterer Zug ein. Die seit Ende der dreißiger Jahre bestehende Postdampfschiffahrt zwischen Kopenhagen und Kiel bot den Reisenden durch ihren alsbald hergestellten Anschluß an die Kieler Züge so große Beförderungs-Annehmlichkeiten, daß sich der Verkehr von Norden nach Süden und umgekehrt in kurzer Zeit sehr hob.

Ein weiterer Fortschritt in dem öffentlichen, staatlich geleiteten Verkehr trat ein mit der Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark. Zunächst war es die Feldpost, welche, vorzüglich eingerichtet, eine Erleichterung und Hebung des Verkehrs herbeiführte. Sie wurde von dem schon erwähnten Fuhrkommissar Brandt in Flensburg eingerichtet; auf seinen Vorschlag wurden viele Übelstände in kurzer Zeit abgestellt. Dem schon genannten obersten Leiter des schleswig-holsteinischen Postwesens, Dr. Wilhelm Ahlmann, und ihm war es zu danken, daß für das ganze Gebiet der Herzogtümer, einschließlich des Kriegsschauplatzes, für Briefe ein Einheitsporto von 1 und 2 Schillingen eingeführt und das bis dahin übliche „Bestellgeld" abgeschafft wurde; auch die im Jahre 1850 zur Einführung gelangenden ersten schleswig-holsteinischen Brief- oder Frankomarken, wohl mit die ersten auf dem europäischen Kontinent, waren von ihm entworfen. Es sind das den heutigen Marken in Größe und Form durchaus ähnliche Zettelchen, und zwar von blauer Farbe für das 1 Schilling-Porto und von roter Farbe für das 2 Schilling-Porto. Sie zeigten in ihrem Fonds den heraldisch stilisierten doppelköpfigen Reichsadler, der auf der Brust in einem weißen hohen Oval in Hochprägedruck das schleswig-holsteinische Wappen trug. Die Ecken der Marken zeigten: oben links ein S, rechts ein H, unten links und rechts je die Ziffer 1 resp. 2; über dem Adler las man in gewölbter Zeile das Wort Post, unter dem Adler das Wort Schilling, woraus zu ersehen, daß die lange gebräuchliche Bezeichnung „Postschillinge" für unsere Briefmarken keine willkürlich gewählte, sondern an amtlicher Stelle gewollte war, wie denn auch vor einigen Jahrzehnten noch von einem Fachmann ein Druckwerk unter dem Titel „Die schleswig-holsteinischen Postschillinge" usw. herausgegeben wurde.

Durch die Aufhebung mancher Verkehrshindernisse und durch die Anwesenheit vieler deutschen Soldaten in Schleswig-Holstein war der Postverkehr so lebhaft geworden, daß sich die provisorische Regierung der Herzogtümer veranlaßt sah, zunächst mit Preußen einen Vertrag abzuschließen, der in allen Verkehrsangelegenheiten, besonders im Postwesen von allergrößtem Vorteil für beide kontrahierende Teile war. Man begnügte sich nicht mit dieser ersten größeren That zur Hebung des Verkehrs, das Gefühl der Reformbedürftigkeit dieses Faktors im modernstaatlichen Leben war so lebendig geworden, daß in kürzester Zeit seitens der Regierung die größten Anstrengungen gemacht wurden, um mit den Staaten, die das Verkehrswesen der Herzogtümer in den letzten Jahren überflügelt hatten, wieder in Gleichschritt zu kommen. Darum wurde denn auch schleunigst die Aufnahme Schleswig-Holsteins in den im Jahre 1850 gegründeten deutsch-österreichischen Postverein beantragt und durchgesetzt. Weiter wurde um diese Zeit die ordnende und regenerierende Hand angelegt, um Fuhrmaterial und Dienstpersonal wieder auf die Höhe der Zeit zu bringen. Unnötige Beschränkungen und Plackereien in

allem Verkehr wurden möglichst zu beseitigen gesucht; durch schärfere Heranziehung der Gutsbesitzer und Bauern zur Herstellung und Unterhaltung guter Privatwege zwischen den einzelnen Wohnstätten und durch Reorganisation und Vermehrung des Sicherheits- und Wachpersonals in Stadt und Land wurde das schleswig-holsteinische Verkehrswesen in einen guten Zustand gebracht. Und als nach Beendigung des Krieges dann Dänemark dasselbe wieder in die Hand nahm, da erwies es sich als für die damalige Zeit so mustergültig, daß nicht nur keine Änderungen in demselben vorgenommen wurden, mit Ausnahme der allmählichen Besetzung der meisten Postmeisterstellen mit dänischen Beamten, sondern vielfach das schleswig-holsteinische Post- und Fuhrwesen jetzt auch für das Königreich zum Reorganisationsmuster genommen wurde. —

Das nächste Jahrzehnt zeigte im ganzen ein etwas anderes Verkehrsbild, als das war, welches vor dem Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges am Ausgang der vierziger Jahre sich uns darstellte: bessere Wege, bessere Beförderungsmittel, zuverlässigeres Beamtenpersonal und größere Sicherheit nach jeder Seite hin. Ja, es machten sich hin und wieder sogar recht bedeutende Fortschritte bemerkbar, denn durch fortgesetzten Chausseebau, durch die Eröffnung der oben schon erwähnten weiteren Eisenbahnlinien Neumünster-Rendsburg-Wamdrup und Elmshorn-Glückstadt, durch die Einrichtung der elektrischen Telegraphie auf sämtlichen Bahnstationen, durch Erweiterung des Postdienstes und manche Erleichterungen im Personen- und Güterverkehr wurde eine solche Förderung des Verkehrs in unserem Lande bewirkt, daß die uns zunächst benachbarten Staaten alle Mühe hatten, mitzukommen. Ich erinnere z. B. aus der Zeit meines Aufenthalts in Hannover zu Anfang der sechziger Jahre, daß es mir sehr auffiel, wie das dortige Postwesen um diese Zeit in einzelnen Gegenden noch viel mehr ein Fußbotenwesen war, als in meiner Heimat. Und doch, ganz ohne dunkle Schatten war das Postwesen auch in dieser Zeit in Schleswig-Holstein nicht. Eine dieser Schattenseiten war die jedem älteren Leser sicher noch im Gedächtnis haftende Frankaturplackerei, die zum Teil so lächerlich war, daß ich nicht unterlassen will, wenigstens ein Beispiel von derselben hier anzuführen. Gültig war selbstverständlich eine mittels Briefmarken bewirkte Frankatur nur, wenn sie ordnungsmäßig ausgeführt war. Aber was heißt „ordnungsmäßig"? Da lag eben der Hase im Pfeffer! Ordnungsmäßig war ein Brief mit einer Briefmarke nur frankiert: 1. wenn die Frankomarke den für das Gewicht des Briefes bestimmten Portosatz [1]) repräsentierte, 2. wenn sie oben rechts in der Ecke auf den Briefumschlag aufgeklebt war, 3. wenn sie die richtige Stellung hatte, d. h. weder mit der oberen Schmalseite nach unten, noch nach der Seite, noch über Ecke, noch sonst schief aufgeklebt war, 4. wenn auch kein bißchen am Rande oder sonst wo an der Marke fehlte, wodurch sie ungültig wurde, selbst wenn das Bild in keiner Weise durch eine fehlende Ecke oder durch einen Riß unvollständig geworden war, 5. wenn die Marke nicht durchgerissen oder geschnitten und in zwei Hälften beim Aufkleben wieder zusammengefügt war, 6. wenn nicht irgend eine Beschmutzung oder ein Verblichensein der Marke zu entdecken war, 7. wenn die Marke auch richtig ungültig gemacht war, und endlich 8. wenn die Marke, um solches zu ermöglichen, weder oben noch seitwärts über den Briefumschlag hinausragte. Also, wie gesagt, gültig war eine Frankatur nur, wenn obige acht Bedingungen alle vollständig erfüllt waren, und die Verletzung einer derselben zog unbedingt die Annullierung der Frankatur nach sich, z. B. auch dann, wenn es an der genügenden Abstempelung fehlte oder die-

---

[1]) 4 Schillinge Reichsmünze = $1^1/_4$ Schill. Hamb. Kur. für den einfachen Brief, und zwar als Einheitsporto in Schleswig-Holstein.

selbe aus Versehen irgendwie fehlerhaft war, da in solchem Falle der ausliefernde Beamte stets einen Mangel an der Frankatur zu finden wußte, die den Fehler in irgend einer Weise bewirkt hatte.

Aber im ganzen war das Post- und Fuhrwesen, ja, das ganze Verkehrswesen jetzt in einer solchen Verfassung, daß es auch bei seiner interimistischen Übernahme durch Österreich und Preußen im Jahre 1864 — Österreich übernahm das holsteinische, Preußen das schleswigsche — als auf der Höhe auch noch dieser Zeit stehend betrachtet werden mußte, so daß auch von dieser neuen Verwaltung einstweilen wenige Neuerungen getroffen wurden. Nur eines bedeutsamen Umstandes sei hier erwähnt, der viel dazu beitrug, im öffentlichen Verkehrswesen der Herzogtümer abermals eine bis dahin nicht gekannte Regsamkeit hervorzurufen; es war das die Einrichtung eines eigenen, von den Privatgesellschaften der Eisenbahnen unabhängigen staatlichen Telegraphenwesens. Bald nach Übernahme der Verwaltung der Herzogtümer durch die Zivil-Bundeskommissare wurde nämlich von dieser Behörde der frühere holsteinische Volksschullehrer Steger berufen, die Anlage von Telegraphenlinien und den Betrieb derselben mittels Morse-Apparate in Holstein einzurichten. Der genannte Herr entledigte sich seiner Aufgabe, für deren Ausführung er sich erst selber alle nötigen Organe schaffen mußte, aufs allerbeste, und schon im Verlauf eines halben Jahres besaß Holstein ein verhältnismäßig ausgedehntes Telegraphennetz, dessen Stationen durchweg vorzüglich bedient wurden und dessen häufige Benutzung, vornehmlich vom Handelsstande, nicht wenig dazu beitrug, Handel und Wandel innerhalb kurzer Zeit in ganz neue Bahnen zu leiten. Steger wurde Ober-Telegraphendirektor des Herzogtums und blieb es so lange, bis Preußen, das mit seinem Einrücken in Schleswig auch dort den Telegraphenverkehr eröffnete, dann später nach der Annexion die Oberleitung auch des holsteinischen Telegraphenwesens anderen Händen übertrug. Steger wollte sich der neuen Oberleitung nicht unterstellen und verzichtete auf eine weitere Verwendung im Telegraphendienst. Es sollte bei uns aber nicht vergessen werden, daß dieser Mann, reiner Autodidakt auf dem betreffenden Gebiete, es war, der auf demselben geradezu aus einem Nichts innerhalb kurzer Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen auch unserem Lande eines der gewaltigsten Verkehrsmittel der Neuzeit schuf.

Am 21. Juni 1866 übernahm Preußen die interimistische Leitung des Postwesens auch in Holstein, und am 1. Januar 1867 ging das ganze schleswig-holsteinische Postwesen an den Staat Preußen über, dem die Herzogtümer seit dem 24. Dezember 1866 vollständig einverleibt waren. An Stelle der beiden bisher getrennten Postdirektionen trat nun eine gemeinsame Ober-Postdirektion, zu deren Leiter der Oberpostrat Zschüschner mit Wohn- und Betriebssitz in Kiel bestellt wurde. Diesem Herrn verdankt das schleswig-holsteinische Postwesen eine so rasche und glückliche Weiterförderung, daß man staunend bekennen mußte: einen geeignetern Beamten konnte unser öffentliches Verkehrswesen bei dem Übergange aus altgewohnten Verhältnissen in neue und bessere Bahnen garnicht bekommen. In raschester Folge wurden neue Postrouten eröffnet, das Paketporto einheitlich gestaltet, die alten holsteinischen Briefmarken (à $1^1/_4$ Schilling Kurant), die für den Nahverkehr, wo das halbe Porto genügte, mittels Zerschneidens von Ecke zu Ecke halbiert werden mußten, durch die entsprechenden preußischen Marken ersetzt; es wurden Landbriefträger ausgesandt, und im inneren Postverkehr wurde dem Publikum gegenüber eine Kulanz eingeführt, die bis dahin unerhört war, zuweilen fast verblüffend wirkte. — So waren denn auch wir mit unserem Verkehrswesen auf die Bahn jenes gewaltigen Fortschritts gestellt, welcher später durch den genialen General-Postdirektor v. Stephan eröffnet wurde, und alle jene Er-

rungenschaften, deren auch das schleswig-holsteinische Verkehrs-, speziell das Postwesen sich erfreut, ihm haben auch wir sie zu danken. Und ist denn mit der Eröffnung immer neuer Bahnlinien in unserem Lande die alte gelbe Postkutsche mit ihrem blasenden Schwager immer mehr von der Bildfläche unseres Beförderungswesens verschwunden, so soll uns doch dieses Stück Romantik nicht zu lieb gewesen sein für alles das, was wir dafür eingetauscht haben.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilh. Wisser** in Eutin.

27. De Koohannel un de Mann vun 'n Himmel.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Fru hatt, de is so dumm weß.

Nu hebbt se drê Kôg' verköpen wullt, un de Mann hett to sin Fru secht, wenn dar schull mal 'n Slachter kam'n, dat un dat schull'n se gell'n. Wenn se dat krigen kunn, denn schull se er man verköpen. Awer ünnerdem ne.

Nu is de Mann mal to Fell',[1]) do kümmt dar 'n Slachter, un de Fru verköfft em de drê Kôg'.

*) Das hier mitgeteilte Märchen, in welchem, wie in dem Grimmschen Nr. 104 ‚Die klugen Leute', auf den ‚Kuhhandel' der ‚Mann vom Himmel' folgt, ist mir von B. in zwei gesonderten Stücken erzählt worden. Es ist jedoch zweifellos, daß diese beiden Stücke zusammen gehören. Darauf weist schon der Umstand hin, daß das eine Stück, der ‚Kuhhandel', unvollständig war. Es brach damit ab, daß der Mann auf drei Tage ausgeht, um eine dümmere Frau zu suchen. Das Weitere, glaubte der Erzähler, sei ihm entfallen.

Inhaltlich stimmen die beiden Geschichten mit dem Grimmschen Märchen einerseits so auffallend überein, daß man dieses für die Quelle halten möchte. Andrerseits zeigen sie wieder mehrere Abweichungen, die auf mündliche Überlieferung hinweisen, so z. B. das Holen des Grünfutters, das ‚Vom Himmel hoch' u. a. Wie dieser Widerspruch zu erklären ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß B. als Kind die beiden Geschichten hat erzählen hören, und zwar in einer von der Grimmschen abweichenden Fassung, und daß er dann in seinen späteren Jahren das Grimmsche Märchen einmal gelesen hat. Er bestreitet zwar, jemals ein Märchenbuch gelesen zu haben — alle Geschichten, die er wisse, seien ihm in seiner Jugend erzählt worden —, aber das Grimmsche Märchen kann ja einmal im Eutiner Kalender gestanden haben.

Die Verbindung der beiden Geschichten ist, obwohl sie sich außer bei Grimm auch noch z. B. bei Müllenhoff (Nr. 10 ‚Die dümmste Frau' S. 413 ff.) und bei Zingerle (Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 14 ‚Bauer und Bäurin') findet — das von Bröring aus dem oldenburgischen Saterland (Bericht des oldenb. Landesvereins 1901 S. 152 ff.) mitgeteilte Märchen scheint auf das Grimmsche zurückzugehen —, keine besonders glückliche. Denn innerlich passen die beiden Motive recht wenig zu einander. Nachdem der Mann seine Frau verlassen hat, um eine dümmere zu suchen, erwarten wir doch, daß er — wie er es z. B. in Nr. 4 (‚Heimat' 1900, Heft 3) thut — sich darauf beschränkt, zu beobachten. Statt dessen sehen wir ihn zu unserer Verwunderung mit einem Male den Schwindler spielen. Dieser innere Widerspruch tritt besonders deutlich darin zu Tage, daß beim ‚Kuhhandel' ‚de Mann' der gegebene Ausdruck ist, beim ‚Mann vom Himmel' dagegen ‚de Keerl,' und daß daher, wenn man die beiden Geschichten mit einander verbindet, für den Mann vom Himmel weder ‚de Mann' noch ‚de Keerl' paßt.

Den Widerspruch zwischen den beiden Motiven hat offenbar auch B. empfunden, denn gerade diese Empfindung ist die Ursache, daß sich in seiner Vorstellung das Grimmsche Märchen in zwei besondere Geschichten geteilt hat.

Noch weit stärker kommt diese Empfindung zum Ausdruck in einer von dem alten Waldarbeiter Köster in Schönwalde stammenden Fassung, die vielfach an die Müllenhoffsche erinnert. Der Inhalt ist kurz folgender:

Bur — dumm' Fru — tein Ossen — den' un den' Pris hett he dar up — he will er de halben darlaten — he hett de fiv' darlaten, weller kamen mutt he je — öwer Nach will ik noch bi di blib'n, awer morgen frö will ik wech un mal seen, wat ik noch meer so 'n dumm' Fruuslü' finn'n kann, as du büß — dröppt 'n Mann up 'e Landstrat, de

Meddąs, do kümmt ęr Mann je to Hus. Do secht se: ‚Vadder, de Kö̂g' he' 'k[21]) verköfft, an 'n frömm'n Slachter.'

‚So?' sech' 'e, ‚wat hett 'e denn gęben?'

‚Ja, watt du hebb'n wuß,'[2]) sech' se. ‚Hê sę, dat wêr'n se fledi[3]) wêrt.'

‚Wo heß dat Geld denn?' sech' 'e.

‚Ja, dat Geld he' 'k no' ne kręgen,' sech' se. ‚Hê sę, hê harr sin Geldkatt vergęten. Awer dat kann uns je niks dôn: hê hett mi ên Kô in Pand ląten. Ik heff de lütts behol'n, de fritt je dat wenis.'

‚Du büß je ne to helpen',[4]) secht de Mann. ‚Wenn du so dumm büß, denn gą ik in 'e Frömm'. Aber ik will di wat segg'n. Wenn ik in drê Dąg ên drąpen dô, de ęben so dumm is, as du büß, denn so will ik di dat vergęben, denn kam ik wa' to Hus. Drąp ik ąwer kên, denn kam ik ne weller.'

Dąrup geit he je wech.

Ünnerwęgens kümmt hê vör 'n Dörp. Do kümmt dąr 'n Wagen gegen em an fö̂rn, dąr sitt 'n ol Fru up, de will hen to Fell' un will Grö̂n[5]) hąl'n.

Do fang't hê an to sing'n un sing't: ‚Vom Himmel hoch da komm' ich her.'

Do hölt de Fru still un fröcht em, wat hê vun 'n Himmel kümmt.

Ją, sech' e', hê is vun 'n Himmel full'n.

Och, sech' se, denn hett he ęrn ol'n Mann dąr am Enn' uk sên. Ęr Mann is al drê Jąr dot weß.

Ją, sech' 'e, den' kenn't hê ganz gôt. Hê schall ęr vęlmal grüßen vun ęrn Mann.

Do fröcht se em, wo ęrn Mann dat dąr gąn deit.

‚Och,' sech' 'e, ‚den' geit dat dąr hêl truri.[6]) Hê is ganz afręten[7]) un mutt Schąp hö̂den.'

---

fragt em, wat em fęl'n deit, he sücht je so bedrückt ut — vertell't em dat — ja, so 'n gifft dat noch meer, he schall man 'n Ob'nlick töb'n, dar wan't 'n Baronin in 'e Neg', de föört anners ne ut, as se hett 'n Spint Geld in 'n Wagen — de Bur mutt achtern Knick stan gan, de anner treckt sik een twee dree dat Tüch af — steit spliddernak in 'e Landstrat — as de Wag' kümmt, springt he ümmerlos ünnerhöch — de Peer schu't sik, de Kutscher kann ne verbi kam'n, mutt stillhol'n — de Bedeenter mutt hen un fragen — he is ut 'n Himmel full'n un will geern wa' herup — wat ęr Mann maken deit — den' geit dat so arm, he mutt jeden Dach Swin hööden — se schickt em dat Geld hen — schall so goot węsen un schall dat mitnęm'n — schall wul besorgt ward'n se föört wa' trüch na 'n Hoff hen un vertell't ęrn Sön dat — de sadelt sik 'n Peerd — as he anriden kümmt, stat se bei' noch dar — dat Geld hebbt se bi d' Sit sett hatt — wat se keen'n Mann gan seen hebbt mit 'n Büdel ünnern Arm — ja, de is dar ęben na 't Holt rin gan — se schüllt sin Peerd 'n bęten anfaten, he will na — de een ritt up dat Peerd wech, un de anner nimm't dat Geld — as he up 'n Hoff kümmt, fragt sin Mudder, wat he em wa' fatkręgen hett — ja, ik heff em dat Peerd uk mitgęben, nu kann Vadder je riden bi 't Swinhööden'.

Damit bricht die Geschichte ab. Der Schluß ist über dem Witz vergessen.

In dieser Geschichte hat also die Empfindung, daß sich für den Mann die Rolle des Schwindlers nicht schickt, dazu geführt, für diese Rolle einen Fremden hinzuzuerfinden, mit dem dann freilich der Mann die Beute teilt.

Eine von Stina Howe geb. Kloth in Kasseedorf, geb. in Sagau 1826, stammende dürftige Fassung enthält folgende Züge: Gräfin — so gizi weß — hett ümmer niks gęben — kümmt 'n Reisen to 'n Bidd'n, de ward uk ‚tröst' — he treckt sik üm — kikt ümmerlos ünnerhöch — he is vun 'n Himmel full'n un kann de Stę' ne weller finn'n — se gifft em 'n Par Stęweln mit vör ęrn Mann — Stęweln ward dar ne annam'n — do gifft se em Geld mit.

Der Müllenhoffschen Darstellung ist im wesentlichen die Fassung aus dem Kirchspiel Westensee (S. 416) zu Grunde gelegt, die von dem Schullehrer Bahr in Wrohe mitgeteilt ist. Der Breitenburger Fassung sind nur einzelne Züge entnommen, so z. B., daß der Mann seine Frau nicht sogleich verläßt, sondern erst nach einer vierzehntägigen Frist, und daß er eine alte Frau veranlaßt, sich unter seinen Mantel zu setzen.

Och Gott, sech' se, denn will se em ern Mann sin'n sünndagß'n Rock mitgeben, den' hett se noch int Schapp [8]) häng'n.

Ja, sech' 'e, Tüch dörf he dar ne bring'n. Se nemt dar niks an as Geld.

Ja, denn will se em dat Geld mitgeben, wat se vör den Wêten bört [9]) hebbt.

Un do nimm't se em mit hen to Hus un gifft em den ganzen Büdel vull Wêtengeld mit. Un hê makt je, dat he darmit ut 'n Dörp kümmt.

As hê 'n Titlank wech is, do kümmt de Sön ut 'n Fell'; do vertell't se den' dat. Dar is 'n Mann weß, sech' se, de is vun 'n Himmel kam'n un hett er 'n Gruß bröcht vun sin'n ol'n Vadder, den' güng' dat dar so truri, un se harr em dat Wêtengeld mitgeben.

‚Mudder,' secht de Sön, ‚de Kêrl hett di je anfôrt.' Un hê kricht sik gau 'n Pêrd ut 'n Stall' un ritt em na.

Nu hett de anner, as hê 'n ari Flach [10]) ut 'n Dörp is, sik an 'e Grabenbört [11]) hensett un tell't [12]) sin Geld na. Hê is je nêli [13]) weß, wovel as dar wul in wêr, in den Büdel.

Do kümmt de Sön dar je vö' Storm [14]) anriden.

Hê stickt gau sin Geld ant Sit [15]) un bêrt [16]) so, as wenn hê narms wat af wêt. [17])

Do fröcht de Sön em, wat hê den Kêrl ne sên hett, de sin Mudder dat Geld affnackt hett.

‚Ja,' sech' 'e, ‚hier kôm êrs [18]) ên verbi, de is dar baben öwern Barg lopen; dat will 'e wul weß [19]) hebb'n.'

O, sech' 'e dunn, denn schall hê em doch den Gefall'n dôn un riden den Kêrl na. Hê kann dat Riden al gar ne mêr afhol'n. [20])

Ja, sech' 'e, dat will he wul dôn.

Un do sticht he up un ritt mit dat Pêrd wech, hen to Hus. Un as he bi sin Fru kümmt, do secht he: ‚Ja, Mudder, ik kam weller, dat gifft noch mêr so'n dumm'. Un uns' beiden Kög' he' 'k [21]) gôt betalt kregen.' —

Nach Friedr. Burmeister, Holzwärter a. D., in Quisdorf bei Eutin, geb. 1814.

Anmerkungen: [1]) zu Felde. [2]) wolltest. [3]) leicht. [4]) milderer Ausdruck für ‚Du bist ja wohl verrückt.' [5]) Grünfutter. [6]) Der Ausdruck, der in unserer Gegend für solche Fälle üblich ist: ‚dat geit em dar man zeitli,' ist hier auffallender Weise von keinem meiner Erzähler gebraucht worden. [7]) abgerissen. [8]) Schrank. [9]) gehoben, d. h. eingenommen. [10]) ziemliche Strecke. [11]) Grabenkante. [12]) zählt. [13]) neugierig. [14]) in vollem Galopp. [15]) statt ‚an de Sit'. [16]) geberdet sich, thut so. [17]) nirgends was von weiß. [18]) erst, vorhin. [19]) das will er wohl gewesen haben, plattd. statt ‚das wird er wohl gewesen sein'. [20]) abhalten, d. h. aushalten. [21]) statt ‚heff ik'.



Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

VI. -büll, -bel.

Die Endsilbe -büll finden wir zunächst in der oft erwähnten Urkunde vom Jahre 1196, wo sie in dem Namen Noböle, heute das Kirchdorf Nübel bei Schleswig auftritt. Häufiger begegnet sie uns in dem Waldemarschen Grundbuche von 1232: Moddæböl (Kirchspiel Oster-Linnet), Waærbol (Kirchsp. Gelting, jetzt Wackerballig), Gröthæbol (Kirchspiel Rabenkirchen, jetzt Grödersby) und Brethæböl (Brebel, Kirchsp. Süderbrarup). Vielleicht gehört auch Bölæ (heute Böel) hierher, das in der nämlichen Schrift vorkommt. Es würde dann eine Mehrheit von bol bezeichnen. Doch kann der Name auch sehr gut von dem altnordischen bylt abgeleitet sein und würde dann schlechthin Bolig d. h. Wohnstätte bedeuten. — Die ursprüngliche Fassung des Wortes büll war bol, Mehrzahl: böle, später wurde bul, bööl, bölle, büll und bel daraus. Ursprünglich belegte man mit dem Namen bol ein Stück Land, das zur Gemarkung eines Dorfes gehörte und von einem oder mehreren bebaut

wurde (vgl. Suhm, Danm. Hist. X 625). Später, nach unserer Zeitrechnung verhältnismäßig früh, verstand man unter bol (mansus) im östlichen Dänemark ein Grundstück von bestimmter Größe und Güte. Im 12. Jahrhundert bezeichnete bol auf Fühnen ein bestimmtes Wertmaß, während auf der cimbrischen Halbinsel ein Bol weder rücksichtlich Größe noch Qualität bestimmt war. Wie so oft erweiterte sich auch dieser Begriff und umfaßte außer dem Lande auch den Hof, der darauf gebaut wurde. So begegnen wir dem Worte in der Bedeutung eines größeren oder kleineren Hofes, eines Besitzes, zu welchem so viel urbarer Boden gehörte, als zum Unterhalt einer Familie erforderlich war. Vgl. Velschow, Hist. Tidsskr. IV, 12; Steenstrup, Studier over Kong Valdemars Jordebog und Christensen, Agrarhist. Studier I, 15. In neuerer Zeit (frühestens wohl im 14. Jahrhundert) war bol eine Matrikelnorm und wurde einer Mark Goldes gleich gerechnet. (Vgl. über die Mark Goldes und Mark Silbers u. a. die interessante Abhandlung von Otto Kier in „Jahrbücher f. d. Landeskunde der Herzogt. Schlesw., Holst. u. Lauenb., Bd. II.") — Mit dem altdänischen bol ist zusammenzuhalten das niederdeutsche bôl = bolt, angelsächs. botl, domus, atrium, sowie das nordfriesische bol, boel, böl, das ebenfalls einen Landbesitz bezeichnete. Was die mit bol zusammengesetzten Ortsnamen anlangt, so bezeichnet ihr erster Teil in der Regel einen Personennamen. So ist in Moddæböl bol mit dem weiblichen Personennamen Motha, althochdeutsch Moda verbunden. Der Name begegnet uns in folgenden Formen: Motha. Modda 12. Jahrhundert, Moca 13. Jahrhundert, May, Maye, Mey 14., 15. Jahrhundert, Mæya 1334, Petrus Moyeson 1334, Boecius Meyesson 1380, Pikmar Mayetson 1408. In Übereinstimmung hiermit treffen wir den wiederholt vorkommenden Ortsnamen Moddæbol, in der jüngeren Form Maibüll.

VII. -balle, -ballig.

Diese Endung ist mehrfach irrtümlich mit -büll zusammengestellt worden; beide haben nichts mit einander gemein. Vor mir liegt ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher auf -balle oder -ballig ausgehenden Ortsnamen unserer Heimat und daneben die genaue Angabe, wann dieselben zuerst in Urkunden auftreten. Seltsamerweise sind darnach die in den ältesten Schriftstücken uns begegnenden, heute auf balle oder ballig auslautenden auszuscheiden und einer anderen Gruppe zuzuweisen. Der Ort Wackerballig bei Gelting, der uns in Waldemars Grundbuch vom Jahre 1232 begegnet, hieß damals Wakærbol und das Dorf Torsballig, Ksp. Havetoft, nach einer Urkunde von 1590 Tarsbüll. Der einzige alte, möglicherweise mit balle, ballig zusammenhängende Ortsname ist Ballum, der bereits 1214 als Balghum vorkommt. Alle übrigen — das im Ksp. Struxdorf gelegene Bellig gehört ebenfalls hierher — scheinen samt und sonders neueren Ursprungs zu sein und werden, soweit ich bis dahin habe feststellen können, frühestens im 15. Jahrhundert in Urkunden genannt. Dänische Forscher haben die Endung mit dem dänischen Balg oder Balk in Verbindung gebracht. In der That scheint die ursprüngliche Fassung balg oder ballig gewesen zu sein, also, daß balle eine abgeschliffene Form darstellen würde. So heißt Langballig in Angeln in einer Urkunde von etwa 1450 Langeballech (Dipl. Flensb. I, 546). In diesem Falle würde das Wort vielleicht dem deutschen Ballen (Fußballen, Ballen der Hand) entsprechen. Das dänische Balg, Balk soll nämlich ursprünglich einen erhöhten oder hervorragenden Teil bezeichnen, im jütländischen Dialekt (nach Feilberg) auch eine urbar gemachte Lichtung im Walde. Im Niederdeutschen, wo das Wort balge, ballige ebenfalls vorkommt, bedeutet es u. a. eine Vertiefung an der Küste, die auch bei Ebbe voll Wasser bleibt und als Fahrwasser dient (Schiller u. Lübben, Mittelniederdtsch. Wtb. I, 145a). So giebt es an der Wesermündung ein Bredenbalge, Blauebalge, Hundebalge, Ossenbalge, Steertbalge und Banterbalge. Daneben hat es die Bedeutung von Rinnsal, Wasserleitung. Die zuletzt genannten Bedeutungen sind in unserm Falle wohl ausgeschlossen Ebensowenig will mir die von dänischen Forschern gefundene Lösung gefallen. Ich meine nämlich, daß es schwer halten dürfte, allen mit -ballig zusammenhängenden Ortsnamen eine dementsprechende Lage zuzuweisen. Um die Bezeichnung -ballig zu rechtfertigen, müßte der Ort über seine nähere Umgebung hervorragen. Jedenfalls ist es Thatsache, daß das Volk Hünengräbern vereinzelt die Bezeichnung -balle beigelegt hat.

Auch einzelne Felder tragen den Namen -balle. Zur Erwägung wäre vielleicht noch folgendes heranzuziehen. Mustert man die Reihe der auf -ballig oder -balle endenden Ortsnamen, so treten als Bezeichnung von Dörfern vornehmlich Holballe, Kirkeballe, Langballig, Lilleballe, Mögelballe (Mögel = groß), Norderballig, Overballe, Süderballig, Westerballe uns entgegen. Wie man sieht, hängen sie niemals mit einem Personennamen zusammen, sondern haben entweder nach der Lage oder ihrer Größe die nähere Bestimmung erhalten. Nun lehrt der nordschleswigsche Dialekt, daß man noch heute einzelne vom eigentlichen Dorfkomplex entlegene Gehöfte mit dem Gesamtnamen Balle belegt. Vielleicht, daß von dieser Thatsache aus der Weg zur Bedeutung der Endung balle auffindbar wäre.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 11. November 1901.

Im Spätherbst.

Durch dunklen Tannenweg war ich gegangen
Zum kahlen Laubwald, wo die Stämme schwarz
Im grauen Spätherbstnebel ragten, dann
Am Waldesrande stand ich still und blickte
Aufs frisch gepflügte Feld, von dem die Lerche
Nach oben jubelnd stieg, wo sich die Nebel teilten
Und mild und blau der Himmel lächelte.
Fern auf der Heerstraß' sang ein Wanderer;
Wie eine Frühlingsahnung überkam mich's.

Zurück dann blickte ich ins Waldesdunkel,
Traumhaft verschwommen alles — und das Leben
Schien mir wie Traum.



Der „Brutkamp" bei Albersdorf in Holstein.

Von **Hansen** in Albersdorf.

Der in unmittelbarer Nähe des Kirchdorfs und Stahlbades Albersdorf belegene „Brutkamp" war nach Berichten von älteren Chronisten ehemals mit uralten Eichen bewachsen, unter denen unsere Vorfahren ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte hielten und ihre Opfer darbrachten.

Der Eichenhain ist freilich verschwunden, jedoch beschatten uralte Lindenbäume den so denkwürdigen „Opferaltar," der sich auf einer beträchtlichen Anhöhe des Kamps befindet. Dieser „Opferaltar," wie derselbe gewöhnlich im Volksmunde genannt wird, ist ein auf fünf aufrechtstehenden Steinen ruhender Granitkoloß. Unter demselben befindet sich eine größere Höhle. Ohne Zweifel ist dieser gewaltige Felsenbau eines der schönsten Denkmäler aus der ditmarsischen Vorzeit. — Jeder Besucher, der den mächtigen Koloß zum ersten Mal in Augenschein nimmt, stellt sich unwillkürlich die Frage: Wie ist der riesige Stein nach dieser Stätte gekommen?

Eine Sage erzählt, daß unsere alten Vorfahren den Stein von dem im Westen gelegenen Walde „Riesewohld" aus, wo sie in Höhlen und Klüften hausten, nach hier geworfen haben. Der Zweck des Wurfes sei gewesen, den Turm der Kirche zu vernichten, weil ihnen das Geläute der

Glocken zuwider war und sie von dem Christentum durchaus nichts wissen wollten. Dieser Wurf ist ihnen jedoch fehlgegangen, und der Stein ist südöstlich von der Kirche zur Erde gefallen.

Eine andere Erzählung behauptet, daß unsere Vorfahren, die ja gewiß riesenhafte Kräfte besaßen, diesen erratischen Block, der mit vielen anderen zur Eiszeit von Norwegen gekommen sein soll, allmählich auf Walzen nach der jetzigen Stelle hingerollt haben.

Da nun jedoch der ganze Bau des „Altars" künstlich zusammengefügt ist, so steht wohl ohne Zweifel fest, daß der ungeheure Steinkoloß, der die Decke des ganzen Baues bildet, durch menschliche Kräfte seinerzeit nach seinem jetzigen Orte hingeschafft wurde. Die Menschen damaliger



Grabmal auf dem Brutkamp.

Zeit müssen also schon zu geordneten gesellschaftlichen Verbänden vorgeschritten sein und eine gewisse Organisation der Arbeit gekannt haben.

Die genauen Maße des Steines hat uns Pastor Mesner, der von 1663 bis 1705 in Albersdorf Prediger war, und dessen Bild die Kirche schmückt, aufgezeichnet: „36 Fuß weniger 2 Zoll beträgt der Umfang, 4 Fuß und 3 Zoll ist die Dicke, die oberste Breite von Südosten nach Nordwesten enthält 12 Fuß 6 Zoll und der ganze Stein von unten und oben querüber mißt 27 Fuß und 3 Zoll; unten ist der Stein platt, als wenn er behauen, in der Mitte hat derselbe eine „Gahle" oder Rinne." (10,24 m, 1,21 m, 3,57 m und 7,78 m.) Der genaue Beobachter wird vorstehende Angaben voll und ganz bestätigt finden, indem ihm ein Eingang, der von Südosten in die Höhle führt, die Besichtigung ermöglicht.

Was nun die eigentliche Bedeutung dieses mächtigen „Opferaltars" oder „Brutkamps," wie derselbe allgemein bezeichnet wird, anlangt, so gehen die Meinungen der verschiedenen Chronisten hierin auseinander.

Bolten und mit ihm Carstens und Rohde sind der Ansicht, daß hier hauptsächlich die Neuvermählten ihr erstes Opfer dargebracht haben. Westphalen hält ihn für einen Altar der Göttin Freya und giebt ebenfalls der Vermutung Raum, daß Bräutigam und Braut sich mit ihren Gebeten und Opfern an diese Göttin gewandt haben. Die neuere Forschung ist jedoch der Meinung, daß „Brut" nichts mit Braut zu thun habe, sondern auf eine Gerichtsstätte der alten Germanen hindeute.

Auf Grund der ganzen Bauanlage glauben wir annehmen zu dürfen, daß unser Opferaltar eine Dolme aus der jüngeren Steinzeit ist, und da durch den betreffenden Bau eine Art von Steintisch zustande kommt, so wird auch der Name dieses Denkmals hiervon abstammen, indem die bretonischen Wörter Dol Tisch und Men Stein bedeuten. Weil nun die Dolmen prähistorische Gräber sind, von denen wir die Hügel- oder Hünengräber bezüglich ihres Inhalts scharf unterscheiden müssen, so haben wir in unserm riesenhaften Felsenbau auf dem „Brutkamp" ein Grabmal, welches die Überreste eines alten vornehmen Germanenfürsten barg oder noch birgt. Wenn im Volksmunde auch noch allgemein die Dolmen für Altäre gehalten werden, auf denen die Druiden das Blut ihrer Opfer vergossen haben, so wissen wir heute bestimmt, daß die Dolmen nichts anderes sind als mächtige Steinkammern oder Steinkisten, in denen die Leichen beigesetzt wurden. Der Verstorbene, welcher in liegender oder hockender Stellung in dem Raume beigesetzt wurde, erhielt Schmucksachen, Waffen, sowie Gefäße und Lebensmittel mit auf den Weg. Um ein solches Grabmal wurde noch ein Kranz von Steinen gepflastert, der auch bei dem unsrigen noch ganz deutlich erkennbar ist.



Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von J. Butenschön in Hahnenkamp.

3. Die Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung über die „holstein-lauenburgische Angelegenheit."

Wenn wir den Verlauf der amtlichen Verhandlungen der hohen Bundesversammlung mit der dänischen Regierung über unsere Angelegenheit in dem Zeitraume von 1858 bis in die letzten Monate des Jahres 1863 mit Aufmerksamkeit verfolgen, so werden wir uns davon überzeugen können, daß der alte deutsche Bund, der die Pflicht hatte, uns zu unserm Rechte zu verhelfen, sich fünf Jahre lang von dem Kopenhagener Kabinett hinhalten ließ und erst nach langem, vergeblichem Hoffen und Harren und nach völlig erschöpfter Geduld zu

einem entscheidenden Entschluß gelangen konnte. Wir sehen in diesem Abschnitte unserer Landesgeschichte zu unserem Bedauern bei dem großen Deutschland die größte Schwäche, bei dem kleinen Dänemark dagegen die größte Keckheit und Dreistigkeit. Wir werden sehen, was man in Kopenhagen Deutschland gegenüber wagen durfte, und daß die Führer in der dänischen Hauptstadt an die wohlmeinenden Ratschläge der europäischen Mächte sich nicht kehrten, sondern im Gegenteil ganz Europa zum Trotz zu ihrem eigenen großen Nachteil auf ihrem Standpunkt beharrten. Man könnte wohl die Frage aufwerfen, woher es kam, daß Dänemark nicht bloß im geringsten keine Furcht vor Deutschland hatte, sondern sich auch beständig weigerte, den Mahnungen der nichtdeutschen Mächte, besonders Englands, Beachtung zu schenken. Das Verhalten der dänischen Regierung könnte uns rätselhaft erscheinen, da wir bestimmt wissen, daß dieselbe in der streitigen Angelegenheit mit großer Sicherheit auf den Beistand der europäischen Mächte glaubte rechnen zu können. Die Veranlassung zu diesem Wahn der dänischen Staatsmänner ist höchst wahrscheinlich folgende bekannte Thatsache gewesen. Das Thronfolgegesetz war am 31. Juli 1853 in London von sieben europäischen Mächten genehmigt und unterzeichnet worden, nämlich von Österreich, Preußen, England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark, und damit war ein heißer Wunsch der Dänen in Erfüllung gegangen. Man glaubte jetzt in Dänemark felsenfest, daß nun, nachdem Prinz Christian aus dem Hause Glücksburg laut des Londoner Protokolls zum Thronfolger bestimmt worden war, derselbe selbstverständlich als Regent des Gesamtstaats mit Einschluß der Herzogtümer unangefochten anerkannt werden würde. Die Dänen bedachten aber in Bezug auf diese inhaltsschwere Frage nicht den wichtigen Umstand, daß das neu geschaffene Thronfolgegesetz weder der deutschen Bundesversammlung noch den Ständen der Herzogtümer vorgelegt worden war, und daß ferner die auch von den beiden deutschen Großmächten genehmigte Thronfolge die Erfüllung der „Vereinbarung" von 1851 und 1852 zur Voraussetzung hatte. Da aber die dänischen Staatsmänner im Laufe der Zeit diese Vereinbarungen völlig ignorierten, so konnte Bismarck bereits vor Beginn der offenen Feindseligkeiten es öffentlich aussprechen, daß der erste Kanonenschuß das in London unterzeichnete Protokoll zerreißen würde. Wir erinnern ferner daran, daß Fürst Bismarck damals, als er im preußischen Abgeordnetenhause über unsere Angelegenheit sprach, der Ansicht war, daß zwischen den Herzogtümern und Dänemark eine Personal-Union hergestellt werden könnte, ähnlich wie zwischen Norwegen und Schweden, ein Plan, dessen Verwirklichung natürlich scheitern mußte an der bekannten Halsstarrigkeit Dänemarks. Denn nach der Meinung der Machthaber am Sunde war unser Schicksal infolge des Thronfolgegesetzes für alle Zeiten beschlossen; wir waren nur *Knechte* im Hause und sollten es auf immer bleiben!

Nach diesen Bemerkungen begeben wir uns nach Frankfurt, um uns zu vergegenwärtigen, wie die Bundesversammlung sich bemühte, den bedrängten Herzogtümern den Maßnahmen Dänemarks gegenüber zu ihren Rechten zu verhelfen.

Infolge einer Eingabe der lauenburgischen Ritter- und Landschaft und einer Vorlage Preußens und Österreichs gelangte die „holstein-lauenburgische Angelegenheit" am 29. Oktober 1857 an den Bund. Nachdem ein Ausschuß sich elf Wochen zur Berichterstattung Zeit gelassen hatte, faßte die Bundesversammlung unterm 11. Februar 1858 fast einstimmig den Beschluß, daß die Gesamtstaats-Verfassung vom 2. Oktober 1855, insoweit dieselbe auf Holstein und Lauenburg Anwendung finden sollte, ebenso wie die §§ 1—6 der besonderen Verfassung für das Herzogtum Holstein vom 11. Juli 1854, mit Hinsicht auf § 56 der Wiener Schlußakte *formell* ungültig sei und *materiell* mit den Grundsätzen des Bundes-

rechts und den Zusicherungen von 1851 und 1852 hinsichtlich der den Herzogtümern gebührenden gleichberechtigten und selbständigen Stellung in Widerspruch stehe, und daß die dänische Regierung „zu ersuchen sei,“ einen den erteilten Zusicherungen entsprechenden Zustand herbeizuführen. Hieran knüpfte die Bundesversammlung unterm 25. Februar ferner den Beschluß, daß die dänische Regierung sich aller weiteren mit dem obigen Bundesbeschlusse im Widerspruch stehenden Maßnahmen zu enthalten habe. — Auf diese Beschlüsse erklärte die dänische Regierung unterm 26. März, daß sie bereit sei, mit der Bundesversammlung betreffs der Auslegung der Vereinbarungen von 1851 und 1852 „von Macht zu Macht“ zu verhandeln, um die Bundesversammlung von der Irrigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Diese „Zugeständnisse“ erschienen der Bundesversammlung als ungenügend, und sie beschloß deshalb unterm 20. Mai, der dänischen Regierung eine Frist von 6 Wochen zu stellen, innerhalb welcher Zeit dieselbe eine „bestimmte Mitteilung“ zu machen habe, wie sie dem Bundesbeschlusse vom 11. Februar gemäß die Verfassungsverhältnisse der Herzogtümer zu ordnen gedenke. Gleichzeitig wurde der dänischen Regierung nochmals die Aufrechthaltung des Bundesbeschlusses vom 25. Februar eingeschärft. — Unterm 15. Juli erwiderte die dänische Regierung, die geforderte bestimmte Mitteilung erscheine für jetzt „unthunlich,“ indessen wolle sie sich geneigt erklären, die Oktober-Verfassung „provisorisch“ für die Herzogtümer außer Kraft zu setzen.

Da schien die Geduld des alten Bundes erschöpft zu sein; denn man zog jetzt den Exekutions-Ausschuß zu den Beratungen hinzu, und unterm 29. Juli wurde beantragt, die dänische Erklärung vom 15. Juli für „ungenügend“ zu erklären und der dänischen Regierung in Gemäßheit der Exekutions-Ordnung noch eine Frist von drei Wochen zu stellen. Als diese Anträge unterm 12. August zum Beschluß erhoben wurden, gab die dänische Regierung unterm 9. September eine Erklärung ab, die weiter nichts war als eine Umschreibung ihrer Erklärung vom 15. Juli. Die „vereinigten Ausschüsse“ beantragten deshalb unterm 11. November, daß die Exekutions-Kommission beauftragt werden möge, für das weitere Verfahren entsprechende Anträge zu stellen. — Von diesem Bericht hatte die dänische Regierung bereits vorher auf vertraulichem Wege Kenntnis erhalten. Langwierige diplomatische Verhandlungen mit Berlin, Wien und den andern europäischen Kabinetten hatten der dänischen Regierung die Gewißheit verschafft, daß die europäischen Mächte eine Exekution in Holstein als eine innere deutsche Angelegenheit ansehen und sich daher jeder Einmischung enthalten würden. Deshalb entschloß man sich in Kopenhagen, die Oktober-Verfassung für die Herzogtümer außer Kraft zu setzen, auch die §§ 1—6 der besonderen holsteinischen Verfassung aufzuheben und die holsteinischen Stände einzuberufen. Die darauf bezüglichen Patente wurden unterm 6. November 1858 erlassen. Das damalige Verhalten der dänischen Regierung Deutschland gegenüber zeugt wenigstens davon, daß man in Kopenhagen im Jahre 1858 noch Rücksicht nahm auf die Beschlüsse in Frankfurt; aber wir werden später sehen, daß man doch in Dänemark wenig Furcht vor Deutschland hatte. Die dänischen Diplomaten verstanden es, durch die absichtliche Unklarheit und geschickte Weitschweifigkeit, mit der ihre Erklärungen abgefaßt waren, die Minister in Berlin, Wien und auch die Gesandten in Frankfurt so weit zu düpieren, daß sie stets in dem betreffenden Erbieten einen Weg zur „Ausgleichung“ zu erblicken meinten, bis erst hinterher bei genauerer Prüfung, teils erst durch die Erörterungen in der Presse, die Unredlichkeit und Hinterlist an den Tag kam. Man mußte dänische Erklärungen und Patente sehr sorgfältig lesen, nicht so wohl, um ihren positiven Inhalt kennen zu lernen, als vielmehr, um zu ermitteln, ob die dänische Regierung es darauf abgesehen, das scheinbar gemachte „Zugeständnis“ zu einer Schlinge für den andern Teil zu verwandeln.

Den deutschen Bundesregierungen mangelte es in jener Zeit Dänemark gegenüber trotz einer Reihe von Erfahrungen an dem nötigen Maß von Mißtrauen, und daher ließen deutsche Staatsmänner sich mehrfach irreführen; aber unsere holsteinischen Stände vermieden stets die ihnen gelegte Schlinge. Das Patent vom 6. November 1858 ist jedenfalls ein redendes Zeugnis von der Leichtigkeit, mit der die Bundesversammlung sich von der dänischen Regierung täuschen ließ. Die Aufhebung der Oktober-Verfassung für Holstein und Lauenburg, bisher nur „provisorisch" in Aussicht gestellt, war allerdings nunmehr eine Thatsache. Aber das Patent vom 6. November enthielt zwei Bestimmungen, über deren Tragweite sich die Bundesversammlung wohl keine klare Vorstellung gemacht hatte, nämlich: erstens eine Bestimmung, daß die gedachte Verfassung „für die nicht zum deutschen Bunde gehörenden Teile der Monarchie in ungeschwächter Wirksamkeit zu bestehen fortfahre," und zweitens, „daß die Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, den Krieg, die Marine und die Finanzen in Zukunft in betreff Holsteins und Lauenburgs dem Könige allein verantwortlich (d. h. aller Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber entledigt) sein sollten." Für die Bundesländer sollte also wieder einmal der Absolutismus in Kraft treten. Faktisch mußte dies dahin führen, daß die Minister unter dem Scheine der „königlichen Machtvollkommenheit" Holstein und Lauenburg nach der Oktober-Verfassung zu regieren fortfuhren, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Herzogtümer statt der früheren mangelhaften Vertretung im „Reichsrat" dort überhaupt keine Repräsentanten mehr zum Schutze ihrer Interessen hatten. Auch wurde der Reichsrat nunmehr durch das Ausscheiden der holsteinischen und lauenburgischen Abgeordneten zu einem „Rumpfreichsrat," aber zugleich zu einem „Eiderparlament," und gleichzeitig wurde die Oktober-Verfassung aus einer „Gesamtstaats-Verfassung" jetzt eine „Eiderstaats-Verfassung." — Die Bundesversammlung beschloß unterm 23. Dezember 1858, von dem eingeleiteten Exekutionsverfahren einstweilen Abstand zu nehmen, aber die vereinigten Ausschüsse wurden beauftragt, über das Ergebnis der mit den holsteinischen Ständen bevorstehenden Verhandlungen und, wenn nötig, noch im Verlauf derselben Bericht zu erstatten. Allein über ein Jahr verfloß, bevor dieser Bericht gefordert wurde.

Sofort bei der Eröffnung der Ständeversammlung im Januar 1859 konnte man sich davon überzeugen, daß die Regierung nicht an eine ehrliche Ausgleichung dachte. Kaum 14 Tage zuvor hatte sie eine Ordonnanz erlassen, die alle Bewohner Schleswigs wie Holsteins mit der tiefsten Entrüstung erfüllen mußte. Eine größere Zahl von Vereinen, darunter der Gartenbauverein, der Verein für Sammlung vaterländischer Altertümer usw. — Vereine, zu deren Mitgliedern der König selbst gehörte — wurden in ausdrücklichem Widerspruche zu einer der Zusicherungen von 1851 für Schleswig verboten, aus keinem andern Grunde, als weil „Vereine und Gesellschaften, durch welche es beabsichtigt werde, die Bewohner des Herzogtums Schleswig und des Herzogtums Holstein zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit für den einen oder den andern Zweck zu vereinigen, in betreff Schleswigs nicht zu dulden wären." Sobald der Baron v. Scheel-Plessen seinen Platz als Präsident der Ständeversammlung eingenommen, konnte er nicht umhin, der empörten Stimmung des Landes über diese Ordonnanz in den Worten Ausdruck zu geben: „Ein solches Prinzip zur Anwendung zu bringen, heißt soviel. wie es den Bewohnern zweier benachbarter Länder verbieten, ihre Kräfte zur Förderung gemeinnütziger Zwecke zu vereinigen, — ihnen die Mittel zur Förderung der Zivilisation in jeder Beziehung zu verkümmern." — Auch nach einer andern Seite trieb die Regierung die Rücksichtslosigkeit so weit wie möglich. Den Ständen legte sie die Oktober-Verfassung in ganz unveränderter Gestalt vor, offenbar wieder

in der Absicht: wenn die Stände sich zu einer Beratung derselben hätten verleiten lassen, sie alsdann für die Herzogtümer auch formell wieder in Kraft zu setzen und hinterher zu behaupten, nunmehr sei den Zusagen von 1851 Genüge geschehen, und die Verfassung nach Beratung mit den Provinzialständen promulgiert worden. Die Stände gingen nicht darauf ein und legten ihrerseits der Regierung einen Verfassungsentwurf vor, in welchem die volle Selbständigkeit der einzelnen Länder die Grundlage bildete. Es war derselbe Entwurf, den im September 1862 Lord Russell mit einigen Abänderungen für geeignet fand, einen befriedigenden Ausgleich herbeizuführen. Die Regierung wies durch den königlichen Kommissar sofort jede Verhandlung auf Grundlage dieses Entwurfs ab.

Das Verlangen der Stände, ihnen alsbald die nötigen Befugnisse zur Wahrung der Selbständigkeit des Landes einzuräumen und ohne ihre Zustimmung kein Gesetz in gemeinsamen Angelegenheiten für die Herzogtümer zu erlassen, wurde ebenfalls kurzweg abgewiesen. Als am 11. März 1859 die Ständeversammlung geschlossen wurde, war keine Verständigung mit der Regierung erzielt worden. Die dänische Regierung hatte thatsächlich bewiesen, daß sie auch nicht im entferntesten daran dachte, in dieser Beziehung die geeigneten Schritte zu thun. In Frankfurt schien man aber damals unsere Sache wieder ganz vergessen zu haben; denn von einer Berichterstattung der vereinigten Ausschüsse „über das Ergebnis" war keine Rede, und zwar auch dann noch nicht, als die dänische Regierung im August 1859 dazu schritt, den „Rumpfreichsrat" einzuberufen. Man wollte offenbar vorerst bloß den Versuch machen, ob die deutschen Regierungen zu dieser neuen Mißachtung der Vereinbarungen von 1851 und 1852 schweigen würden. Als nun wirklich die Session des „Rumpfreichsrats" unangefochten zu Ende ging, erhob Herr Hall triumphierend sein Haupt. Es werde, rief er, in der Geschichte Dänemarks ein denkwürdiges Ereignis bleiben, daß ein „dänisch-schleswigscher" Reichsrat getagt habe! Diesem Reichsrat war das Budget „für die gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie" für die Finanzperiode 1860—1862 vorgelegt worden; Holsteins Anteil wurde „durch königliche Machtvollkommenheit" ergänzt. Unterm 23., 24. und 25. September wurden einige Ordonnanzen erlassen, „betreffend die Sicherstellung der Interessen des Herzogtums Holstein." Diese Ordonnanzen brachten eine Reihe von Bestimmungen über den Anteil Holsteins an den gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben der Monarchie für die Finanzperiode 1860—1862, die aber sämtlich so gefaßt waren, daß sie keine definitive Feststellung des holsteinischen Anteils an dem Budget enthielten und somit der Regierung den nötigen Spielraum ließen, um überall „die souveräne Machtvollkommenheit des Königs" in Übereinstimmung mit den Beschlüssen des Reichsrats zu bringen. — Unterm 2. November 1859 fand die dänische Regierung sich endlich veranlaßt, der Bundesversammlung mit Bedauern die Mitteilung zu machen, daß die Verhandlung mit den holsteinischen Ständen zu keinem Resultat geführt habe. Auch wies die dänische Regierung hin auf die September-Ordonnanzen und behauptete, daß alles Nötige zur „Sicherstellung der Interessen Holsteins" geschehen sei.

Die Bundesversammlung, die sich übrigens vier volle Monate zu ihrem Beschlusse Zeit ließ, konnte nicht umhin, unterm 8. März 1860 zu erklären, „auf schleunige Erfüllung" der in dem Bundesbeschluß vom 11. Februar 1858 festgestellten Verpflichtungen bestehen zu müssen, und daß sie von der Fortsetzung des durch den Bundesbeschluß vom 12. August 1858 eingeleiteten Verfahrens nur unter der Bedingung noch ferner Abstand nehmen könne, daß inzwischen kein Gesetz in gemeinschaftlichen Angelegenheiten, namentlich auch in Finanzsachen für die Herzogtümer erlassen werde, wenn es nicht die Zustimmung der Stände dieser

Länder erhalten hätte. — Also wieder einmal gedroht mit Exekution! Die dänische Regierung ließ sich aber dies so wenig anfechten, daß sie im Juli 1860 trotz der in Aussicht gestellten Exekution im „Gesetzblatt für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg“ das Staatsbudget für die Finanzperiode vom 1. April 1860 bis 31. März 1861 promulgierte. Als diese Thatsache durch die Presse bekannt wurde, stellte die oldenburgische Regierung den Antrag, erwägen zu wollen, ob nunmehr nicht ein Vorgehen nach Maßgabe des Bundesbeschlusses vom 12. August 1858 geboten sei.

Über diesen Antrag erstatteten die vereinigten Ausschüsse ihren Bericht erst am 17. Januar 1861. Sie erklärten es „für ebenso begründet als unvermeidlich, daß das am 12. August 1858 eingeleitete bundesrechtliche Verfahren wieder aufgenommen werde.“ Demgemäß beschloß die Bundesversammlung unterm 7. Februar 1861, daß sie, falls die königlich-herzogliche Regierung „nicht binnen 6 Wochen“ in vollkommen sichernder Weise zur Erfüllung des Bundesbeschlusses vom 8. März 1860 sich bereit erklären sollte, das durch den Bundesbeschluß vom 12. August 1858 eingeleitete Verfahren wieder aufnehmen werde. Gleichzeitig wurde ausdrücklich beschlossen: „daß das Budget für das mit dem 1. April 1861 beginnende Finanzjahr nicht ohne Zustimmung der Stände von Holstein und Lauenburg festgestellt werden dürfe.“

In dieser Lage versuchte die dänische Regierung wiederum zunächst durch die Einberufung der holsteinischen Stände Zeit zu gewinnen. Auf die kleine Versammlung im Ständesaal zu Itzehoe waren damals die Augen Europas gerichtet. Die europäischen Mächte hatten gemeinsam der dänischen Regierung den dringenden Rat erteilt, den holsteinischen Ständen jedenfalls das Budget zur Beschlußfassung vorzulegen.

Der dänische Minister Hall hatte den europäischen Mächten auf diplomatischem Wege die Versicherung zugehen lassen, daß die verlangte Vorlage erfolgt sei; aber hinterher stellte sich heraus, daß ein Budget den Ständen nicht vorgelegt worden war, und daß es lediglich einige Worte, enthalten in den Motiven zu § 13 eines „Gesetzentwurfs, betreffend die provisorische Stellung Holsteins,“ waren, auf welche Herr Hall seine Behauptung stützte. Eine Mitteilung des englischen Unterstaatssekretärs im Hause der Lords ließ die kühnen Behauptungen des Herrn Hall zu früh in die Öffentlichkeit gelangen, und daher ereignete sich damals im Ständesaal eine seltene Scene. Der Abgeordnete Adolf v. Blome richtete an den damaligen Minister für Holstein, Herrn Raslöff, der als königlicher Kommissar bei den Ständen in Itzehoe fungierte, die bestimmte Frage, ob mit dem § 13 den Ständen ein Finanzgesetz für Holstein vorgelegt worden sei, worauf der Gefragte keine Antwort gab. Als der Fragesteller noch einmal seine Frage wiederholte, blieb der Minister ebenfalls stumm, was im Ständesaal einen eigentümlichen, für den Gefragten gewiß peinlichen Eindruck machte. Diese Scene führte aber zu der Enthüllung, daß man in Kopenhagen den Kommissar nicht vollständig eingeweiht hatte in das Geheimnis der Komödie, die man spielen wollte. Nach dem Schlusse der Ständeversammlung und nachdem die der dänischen Regierung gestellte Frist von 6 Wochen verflossen war, ohne daß den Bedingungen des Bundesbeschlusses vom 7. Februar 1861 irgendwie entsprochen worden wäre, bemühte sich die englische Diplomatie, einen Ausgleich in der Budgetsache herbeizuführen, allein ohne den erwünschten Erfolg. Von allen Ausgaben, die zwar der „Reichsrumpfrat“ genehmigte, hatte nicht eine einzige die Bewilligung der holsteinischen Stände erhalten. Die „außerordentlichen Ausgaben,“ die Holstein auferlegt wurden, verwandte Dänemark als Rüstungen gegen den deutschen Bund, weil derselbe zum Schutze der Rechte und Interessen der Herzogtümer eintreten wollte. Alle

europäischen Mächte, selbst Schweden, hatten mit dem deutschen Bunde dafür gestimmt, daß den holsteinischen Ständen das Budget zur Genehmigung vorgelegt werde, aber ohne den geringsten Erfolg. Es gelang der dänischen Regierung noch eine Zeitlang, die deutschen Minister zu täuschen, obgleich die Scene im Ständesaal über § 13 das falsche Spiel der dänischen Regierung aller Welt bloßgelegt hatte. Obgleich es der dänischen Regierung gelungen war, die deutschen Minister und die Bundesversammlung mehrfach zu täuschen, indem sie hierbei darauf rechnen konnte, daß die deutschen Minister mit den verwickelten dänischen Finanzverhältnissen nicht näher bekannt waren, so wurde doch endlich die fortwährende Unredlichkeit von dem Grafen Bernstorff im Juni 1862 in einer Denkschrift klar dargelegt und gab er in derselben dem Kopenhagener Kabinett zu erkennen, welche Verachtung er über diese fortwährende Täuschung empfinde.

England war damals ernstlich bemüht, in unserer Angelegenheit zu vermitteln, und veranlaßte es, daß „internationale Verhandlungen“ stattfanden zwischen den beiden deutschen Großmächten und der dänischen Regierung. Es sollte mit diesen Verhandlungen ein Versuch gemacht werden, ob nicht eine Verständigung behufs „einer definitiven Lösung“ der Differenz zu ermöglichen sei. Als die deutschen Mächte auf die vorgeschlagenen Verhandlungen eintraten, drückte die dänische Regierung den deutschen Mächten den Wunsch aus, daß die diplomatischen Schriftstücke vorerst nicht in die Öffentlichkeit gelangen möchten; denn man würde dann leichter zu einer Verständigung gelangen können. Dem Kopenhagener Kabinett war aber natürlich nur darum zu thun, die mißliebigen Aufklärungen fernzuhalten, die bisher in der Presse über die wahre Bedeutung der verschiedenen „Zugeständnisse“ der dänischen Regierung zu Tage gekommen waren. Diese Aufklärungen waren oft störend genug gewesen, wenn man die deutschen Staatsmänner hintergehen wollte. — Die dänische Regierung eröffnete die diplomatischen Verhandlungen mittels Depesche vom 26. Oktober 1861. Es wurden aber keine Vorschläge gemacht zu „einer definitiven Lösung,“ sondern man legte in diesem Schriftstück eine Proposition, betreffend die „provisorische“ Stellung Holsteins vor, die von Anfang bis zu Ende einem Gesetzentwurf entnommen war, den sie am 6. März den holsteinischen Ständen vorgelegt hatte, und der von diesen einstimmig als ihren berechtigten Ansprüchen widersprechend erklärt worden war. Graf Bernstorff lehnte am 5. Dezember unter Bezugnahme auf das Votum der Stände ein Eingehen auf diese Proposition ab und verlangte eine offene Erklärung, wie die dänische Regierung die Verfassungsverhältnisse in Übereinstimmung mit der Vereinbarung von 1852 definitiv zu ordnen gedenke.

Er wies in seinem Schreiben hin auf das Verfahren der Regierung in Schleswig, besonders auf die „offenkundige systematische Bekämpfung der deutschen Nationalität und das noch faktische Fortbestehen des Reichsrats für Schleswig.“ Die Erwiderung der dänischen Regierung ließ sich auf diese Forderung nicht ein und bestritt die Kompetenz des Bundes in Bezug auf Schleswig; auch wurde angedeutet, daß die „unparteiische Gerechtigkeit und wohlwollende Milde“ der dänischen Regierung einer „systematischen Verleumdung“ begegne. Hinsichtlich des Fortbestehens des Reichsrats für Schleswig wurde auf das Patent vom 6. November 1858 hingewiesen, das vom Bunde „mit Befriedigung“ aufgenommen worden sei. Im Januar 1862 trat der „Rumpfreichsrat“ zum zweiten Male zusammen, und wurde demselben ein „dänisch-schleswigsches“ Budget vorgelegt; zugleich wurden ohne Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen mit den deutschen Mächten über die künftige Gesamtstaats-Verfassung verschiedene Veränderungen in der Oktober-Verfassung vorgeschlagen, und zwar in der Absicht, sie dem „Eiderstaate“ einigermaßen anzupassen. Die deutschen Mächte ließen gleichzeitig einen

Protest, datiert vom 14. Februar 1862, gegen die dem Reichsrate gemachten Verfassungsvorschläge überreichen, welchem auch die Bundesversammlung durch Beschluß vom 27. März ausdrücklich beitrat. Dieser Protest wurde von den Regierungen Österreichs und Preußens namens des Bundes in Kopenhagen übergeben. Der dänische Bundestags-Gesandte wollte dem Bunde jede Berechtigung hinsichtlich Schleswigs bestreiten, wurde jedoch mit seiner Einsprache vom Präsidialgesandten wie von der Bundesversammlung abgewiesen. Die dänische Regierung stellte in ihrer Antwort vom 12. März als Grundsatz auf, daß das Herzogtum Schleswig in den Bereich der Verhandlungen nicht hineinzuziehen sei, weil es sich hier um Schlichtung eines Streites mit dem deutschen Bunde handle, während das dänische Herzogtum Schleswig in keiner Weise der bundesrechtlichen Kompetenz unterworfen sei. Diese Anschauung suchte die dänische Regierung auch den europäischen Mächten gegenüber in einer Zirkulardepesche vom 8. Mai geltend zu machen, aber in der preußischen Zirkulardepesche vom 27. Juni wurden ihre Winkelzüge wie ihre unwahren Behauptungen in das gehörige Licht gestellt.

Die internationalen Verhandlungen wurden noch im Laufe des Jahres 1862 fortgesetzt in der Erwartung, endlich zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Österreich und Preußen versuchten nochmals, in ihren Depeschen vom 22. August die dänische Regierung über ihre aus den Vereinbarungen von 1851 und 1852 resultierenden Verpflichtungen zu belehren, wobei namentlich Preußen die Zustände in Schleswig charakterisierte, indem es auf die systematische Zerstörung nationaler und nachbarlicher Anhänglichkeit zwischen Schleswig und Holstein, die Vernachlässigung der Universität Kiel betreffend, die Überfüllung des Herzogtums Schleswig mit dänischen Verwaltungsbeamten und dänischer Geistlichkeit, das Gebaren in Kirche und Schule und den ganzen Geist in der Verwaltung dieses Herzogtums hinwies. Die dänische Regierung zeigte sich jedoch in ihrer Antwort vom 6. November ebenso unempfindlich für die schärferen Worte des Grafen Bernstorff wie für die freundschaftlichen Mahnungen Österreichs. Die dänische Regierung zeigte Österreich gegenüber nicht bloß eine größere Höflichkeit, sondern suchte auch durch eine Verdächtigung Preußens sich die Geneigtheit des Wiener Hofes zu erwerben, ohne jedoch in der Sache selbst den österreichischen Ratschlägen auch nur die geringste Hoffnung zu eröffnen, obgleich man darauf hinwies, daß die frühere Verbindung der Herzogtümer ohne Bedenken zugelassen werden könnte, da nunmehr die Erbfolge geordnet sei. Die dänische Regierung fuhr fort, dreist zu behaupten, „daß die gemeinschaftliche Verfassung in genauer Übereinstimmung mit der den beiden Mächten 1851 und 1852 kundgegebenen Absicht erlassen worden sei.“ Am Schlusse dieses Schriftstücks wurde den Höfen von Wien und Berlin noch wider die Wahrheit ins Gesicht gesagt: Die inneren Verhältnisse des Herzogtums Schleswig, darunter die Sprachbestimmungen einbegriffen, „die in den Verhandlungen von 1851 bis 1852 durchaus nicht erwähnt sind, können nicht Gegenstand der Erörterung und Verhandlung des deutschen Bundes sein.“ Mit dem Schreiben der dänischen Regierung vom 6. November 1862 schlossen die „internationalen Verhandlungen.“ Die deutschen Minister waren der fruchtlosen Vorstellungen und Erklärungen endlich, endlich müde geworden.

Inzwischen hatte Lord Russell, als er sah, daß die Verhandlungen keine Aussicht auf eine befriedigende Lösung boten, unterm 24. September seinerseits Ausgleichungsvorschläge formuliert, die er in folgende vier Punkte zusammenfaßte: 1. Holstein und Lauenburg erhalten die von dem deutschen Bunde für sie geforderten Einrichtungen. 2. Schleswig erhält das Recht der Selbstverwaltung und wird in dem Reichsrat nicht vertreten. 3. Ein Normalbudget wird vereinbart

mit Dänemark, Holstein, Lauenburg und Schleswig. 4. Jede außerordentliche Ausgabe wird zur Bewilligung vorgelegt der dänischen Vertretung und den besonderen Ständen von Holstein, Lauenburg und Schleswig.

Es war dies, wie man sieht, der „Gesamtstaat," nur mit Selbständigkeit der einzelnen Bestandteile. Die Gleichberechtigung ist in den vier Punkten zwar zugestanden, aber die Verteilung der Beträge des Normalbudgets soll nach seinen Vorschlägen von Jahr zu Jahr durch einen „Staatsrat" erfolgen, welcher zu zwei Dritteln aus Dänen und nur zu einem Dritteil aus Deutschen zu bestehen hätte. Die englischen Vorschläge wurden von Rußland und Frankreich der dänischen Regierung zur Annahme empfohlen; aber in Kopenhagen antwortete man mit einer entschiedenen Ablehnung. Graf Russell richtete noch am 20. November abermals eine eindringliche Mahnung an das Kabinett in Kopenhagen, indem er namens Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien besonders betonte, „daß ein Souverän übernommene Verpflichtungen erfüllen müsse." Diese Mahnung wurde am 5. Januar 1863 gleichfalls ablehnend beantwortet. Der englische Diplomat schloß die erfolglose Diskussion unterm 21. Januar 1863 mit dem Bedauern, daß alle seine früheren Ratschläge, Schleswig betreffend, unbeachtet geblieben seien.

Dänemark bot also in dieser Weise den Ratschlägen und Mahnungen der europäischen Mächte Trotz, obgleich es auf deren Hülfe seine ganze Hoffnung setzte. Deutscherseits beeilte man sich, den Vermittelungsvorschlägen des Grafen Russell das größte Entgegenkommen zu beweisen, indem sowohl Preußen als auch Österreich ihre Zustimmung dazu gaben.



Leid und Freud.

Es kann uns nicht ewig die Sonne umglühen,
In lachendes Blau ziehen Wolken hinein;
Es drängt sich ein Welken in Knospen und Blühen,
Im goldnen Pokale trübt Wermut den Wein.

Das süßeste Glück wird vom Dämon umlauert,
Leid windet der Liebe den dornigen Kranz;
Bald jubelt das Herz, bald zagt es und trauert:
So dunkelt's und funkelt's in wechselndem Glanz.

Doch leuchtet kein Strahl uns von sonnigen Gluten,
Naht düster der Grillen heimtückisches Heer:
Dann stürz' ich all' Herzleid in goldige Fluten,
In jubelnder Lieder lichtsprühendes Meer.

Ellerbek. J. W. Matthiesen.



Die Kirche zu Bishorst.[1])

Von **v. Osten** in Ütersen.

Südlich von der Mündung der Pinnau trifft man eine Außendeichsstrecke, welche Bishorst genannt wird. Besonders wird daselbst ein Häuschen, in welchem ein Aufseher wohnt, der zugleich eine kleine Gastwirtschaft betreibt, mit diesem Namen bezeichnet. Weiter westlich, aber schon im Bereich der Elbe, liegt eine Sandbank, die bei niedriger Ebbe aus dem Wasser hervorragt. Einst, als diese Bank noch bedeutend höher war und mit dem Lande zusammenhing,

[1]) Hauptquelle: Geschichte der Elbmarschen von Professor Dr. Detleffen, 1891, I. 1.

stand hier die Kirche Bishorst, welche nicht nur für die nächste Umgegend segensreich wirkte, sondern auch einen weiteren Ruf erlangte.

Über die Gründung dieser Kirche giebt es keine Urkunde; man weiß nur, daß sie im Jahre 1139 schon vorhanden war. Der Erzbischof Heinrich von Bremen behauptet im Jahre 1482, daß die Mönche, mit welchen Vicelin im Jahre 1126 das Kloster Neumünster gründete, sich vorher in Bishorst aufgehalten haben; der Ausdruck läßt es jedoch fraglich, ob der Ort schon damals ein Kirchdorf gewesen ist.

Die Bishorster Marsch bildete zu dieser Zeit noch kein einheitliches Gebiet, sondern war durch die Verzweigungen der Pinnau und durch Flete in Inseln eingeteilt. Bei starken Nordwestwinden wurde die Gegend wegen ihrer niedrigen Lage fast ganz von den Wellen überflutet. Auch der Name „Horst," der bei den alten Sachsen, die sich hier angesiedelt hatten, eine Erhöhung im Sumpflande bedeutet (Bishorst = Binsenhöhe), weist hin auf eine unwegsame Wüstenei.

Aber gerade aus diesem Grunde erhielt die Kirche zur Zeit der Christenverfolgung eine besondere Bedeutung. Da nämlich die heidnischen Wenden, welche raubend und mordend das Land durchzogen, sich in dieses öde, schwer zugängliche Gebiet nicht hineinwagten, so bildete Bishorst eine sichere Zufluchtsstätte für die Missionare, die hier ihres Lebens sicher waren und unter Gebet eine bessere Zeit abwarten konnten.

Im Jahre 1142 verlieh der Erzbischof Adelberi die Kirche Bishorst dem berühmten Missionar Vicelin, der sie als Vertreter des Klosters Neumünster in Besitz nahm. Das Kirchspiel grenzte damals im Norden an das Kirchspiel Seestermühe,[1]) im Süden an das Kirchspiel Haseldorf. Wahrscheinlich gab es auch schon eine Ortschaft Haselau, deren Kirche freilich erst 1261 erwähnt wird. Der größte Teil des Kirchspiels Bishorst lag nördlich von dem jetzigen Lauf der Pinnau, die damals eine nur unbedeutende Scheidung bildete und leicht überbrückt werden konnte.[2])

Es ist merkwürdig, daß Helmold, Prediger in Bosau am Plöner See, in seiner Slaven-Chronik von 1170 die Kirche Bishorst, die doch offenbar für Vicelin von großer Wichtigkeit war, gar nicht nennt. Man muß annehmen, daß dem Verfasser die Vorgänge in den abgelegenen Elbmarschen ganz unbekannt geblieben sind. Seine Darstellung wird aber ergänzt durch einen Brief des Propsten Sido aus Neumünster vom Jahre 1195.

Dieses Schreiben ist gerichtet an den Pfarrer Gozoin in Haseldorf, der, wie es scheint, den Vorschlag gemacht hatte, einen Teil des Kirchspiels Bishorst von der Mutterkirche zu trennen und mit der Nachbarkirche Haseldorf zu vereinigen. Nachdem Propst Sido die Verdienste des Bischofs Vicelin hervorgehoben hat, erzählt er von dem Slavenaufstande des Jahres 1139. „Die Priester wurden von den Räubern in Lübeck gesucht, um sie zu töten, entgingen aber dem Tode und versteckten sich in einem Rohrdickicht bis an die Ohren im Wasser. Nach dem Abzuge der Räuber retteten sie sich nach Bishorst. Ingleichen wurde auch der Propst Ludmund, als er mit den Seinen vor der Grausamkeit der Verfolger

---

[1]) Richtiger Seestermunde, Seestermünde (Mündung der Krückau, welche früher Ciestera, Szester, Tzester, Seester genannt wurde). In den ältesten Urkunden heißt der Ort Szestermuthe. Da Flußnamen mit der Endung -muthe häufig in England vorkommen, so darf man wohl schließen, daß die an der Szester wohnenden Sachsen im 5. Jahrhundert an der Auswanderung nach Britannien teilgenommen und ihre geographischen Namen in die neue Heimat verpflanzt haben.

[2]) Der Hauptarm der Pinnau ging wahrscheinlich an Haselau vorüber und mündete bei Haseldorf in die Elbe. Bei der Eindeichung des Landes durch die Holländer ist dieser Arm verschwunden.

aus Segeberg entwich, in Bishorst aufgenommen." — „Es kann dem Gedächtnis nicht entfallen," fährt er fort, „daß zu jener Zeit die Klosterbrüder von Neumünster, durch Schluchten und Wälder auseinander fliehend, in den Marschen Schlupfwinkel suchten vor dem Schwerte der Verfolger. Der Schmuck unserer Kirche an Büchern, Schreinen, Reliquieen und anderen Wertsachen wurde vollständig nach Bishorst hinübergeschickt. Dieser Ort ist die einzige Zuflucht derer geworden, welche den Leiden der Verfolgung auswichen." Am Schlusse heißt es dann: „Solche Männer hatte sich der Herr Bischof zum Werk des Evangeliums herbeigeholt und hatte sie zur Zeit der Verfolgung in Bishorst aufgehoben, um sie zu geeigneter Zeit heranzuziehen. Und nun, über alles das, geliebter Bruder, bestrebt Ihr Euch, diese Kirche zu zerstückeln, in welcher solche Männer gehegt und gepflegt sind, die ihr Leben lang die Kirche mit ihrem Schweiß und ihrer Arbeit und dem Blute der Ihrigen gepflanzt haben."

Welchen Erfolg diese warmen Worte Sidos gehabt haben, ist nicht bekannt geworden.

Im Jahre 1335 bildete die Kirche Bishorst noch den Mittelpunkt der Neumünsterschen Besitzungen in dieser Gegend. Um diese Zeit war aber die wüste, uneingedeichte Marsch durch eingewanderte Holländer längst in ein fruchtbares Kulturland umgewandelt worden.

Die erste Nachricht über holländischen Einfluß haben wir in einer Urkunde aus dem Jahre 1142. Danach überließ Vicelin „zwölf wohlbebaute holländische Äcker und eine noch nicht ausgebaute holländische Hufe" in der Gegend von Bishorst an das Kloster Ramesloh bei Harburg. Nach einer anderen Nachricht war diese Gegend im Jahre 1146 schon von „nicht wenig Bauern" bewohnt, und 1211 wird die ganze Bishorster Marsch als eine „schmucke" bezeichnet. Es ist also anzunehmen, daß die eingewanderten Holländer unter Beihülfe der sächsischen Bevölkerung die Besitzungen des Klosters Neumünster weiter ausgebaut und verschönert haben.

Im Jahre 1463 fand die Kirche durch eine Sturmflut, welche die Deiche durchbrach und die angrenzenden Ländereien mit sich fortriß, ihren Untergang. [1])



Claas Duncker. [2])

Lebensbild eines alten holsteinischen Originals.

Von K. Brügge in Heringsdorf (Holstein).

Claas Hinrich Duncker ist am Michaelistage 1794 zu Kirchnüchel im östlichen Holstein geboren. Seine ersten Musikstudien wird er als Hirtenjunge auf selbstgefertigten Flöten gemacht haben; einige Jahre später treffen wir ihn dann mit der Klarinette inmitten anderer Berufsgenossen, um bei Erntebieren und anderen festlichen Gelegenheiten den Leuten zum Tanze aufzuspielen.

---

[1]) Eine neue Kirche Bishorst ist nicht erbaut worden. Die eingepfarrten Ortschaften gehören jetzt zu den Kirchspielen Haselau, Haseldorf, Ütersen und Seester. Das Dorf Seestermühe, welches schon 1357 seine Kirche verlor, wurde später zu Seester eingepfarrt.

[2]) Es war im Spätsommer des Jahres 1899 im Schifferhause zu Lübeck, als in fröhlicher Tafelrunde der Gedanke angeregt wurde, jene urwüchsigen Gestalten, wie sie einst jeder größere Ort, jede Gegend aufzuweisen hatte, die aber fast nur noch in der Erinnerung ehemaliger Zeitgenossen weiterleben und mit diesen dahinschwinden, den nachfolgenden Generationen dauernd zu erhalten. Der Gedanke wurde alsbald zur That, und aus der stattlichen Reihe unserer heimatlichen Berühmtheiten wurde ein alter Klarinettenbläser ausersehen, den Reigen zu eröffnen: es war Claas Duncker, ein echtes holsteinisches Original,

Nachdem er im Jahre 1820 Wilhelmine Elisabeth Griebel als Ehegespons heimgeführt, erwählte er das Kirchdorf Grömitz zu seinem ständigen Wohnsitz. Bei der Wahl seiner Gattin scheint ihm jedoch kein guter Stern gestrahlt zu haben; denn seine Frau hat ihn bald nicht mehr leiden mögen und infolgedessen nur ungern im Hause geduldet. Sobald der Frühling seinen Einzug gehalten, finden wir Claas auf Reisen. Im schlichten Leinenkittel, eine alte Tuchmütze auf dem Kopfe, zog er von Ort zu Ort, besuchte Jahrmärkte und Privathäuser und war überall ein gern gesehener Gast. An der Seite trug er eine wachslederne Umhängetasche, die zur Aufnahme der gereichten Gaben, wie Wurst und Speck, Eier und Brot diente; ein dicker Handstock aus Dorn, oben mit einem starken Lederriemen versehen, war sein Beschützer.



Claas Duncker.

In seinen musikalischen Darbietungen folgte Claas stets dem eigenen dunklen Drange; sein Repertoire umfaßte nur wenige Piecen, die dann an Genauigkeit in der Ausführung auch noch vielerlei zu wünschen übrig ließen. Ein „piano" zu blasen verstand er überhaupt nicht; stets blies er mit vollen Backen das „forte," und da er ein großer Freund des Kautabaks war, so floß ihm der braune Saft in der Regel an den Mundwinkeln herab. Geriet der Priem aber einmal vor die Öffnung des Mundstückes und versperrte der Luft den Durchgang, so versagte dem Instrument plötzlich die Stimme. War ihm der Tabak ausgegangen, so schritt er traurig einher; die liebe Jugend, welche er stets im Gefolge hatte, erkannte sofort die Ursache seines Kummers und sang alsdann aus voller Kehle:

„Tabaksbüd'l her, Tabaksbüd'l her,
Claas Duncker hett keen Prüntje mehr,"

und der Erfolg blieb auch nie aus; denn bald versorgte man Claas wieder mit einem gehörigen Vorrat.

---

das um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in allen Gesellschaftskreisen unserer Provinz eine bekannte Erscheinung gewesen ist, und von dem sogar noch eine wohlgelungene Liebhaberphotographie aus den fünfziger Jahren existierte. Als nun gar der kunstsinnige Leiter der Kunst- und Musikalienhandlung F. W. Kaibel in Lübeck, Herr Elimar von Pakisch, sich erbot, die Herstellung eines entsprechenden Kunstblattes, den alten Claas Duncker in der Ausübung seines Berufes darstellend, in die Wege zu leiten, war das Unternehmen in seinen Anfängen bereits gesichert. Nach ungefähr Jahresfrist lag alsdann das Konterfei in tadelloser Vollendung vor, und nun erging an Schreiber dieses von Dr. Julius Stinde in Berlin die Aufforderung, Material für eine Claas Duncker-Biographie zu sammeln und für unsere Landesschrift „Die Heimat" zusammenzustellen.

Claas Duncker soll ein gutes Gemüt gehabt haben; er ist stets aufrichtig, ehrlich und arbeitsam gewesen, jedoch hat er nur kümmerlich sein Leben gefristet. Seiner Ehe entsprossen drei Töchter und ein Sohn; nach dem Tode seiner Frau verheiratete er sich 1855 zum zweiten Male mit der Witwe Anna Catharina Johanna Langbehn, geb. Ahrens; diese Ehe blieb kinderlos.

Im Winter, wenn der Schnee Wege und Fluren deckte, war Claas zu Hause und spielte nur bei festlichen Gelegenheiten daheim und in der Umgegend, während er sonst bei den Bauern den Dreschflegel schwang und bei Bedarf auch Schornsteine reinigte. Im Alter stand er einsam und verlassen da; wegen seiner Bedürftigkeit fand er schließlich Aufnahme im Armenhause zu Grömitz, wo er dann am 28. März 1871 sanft von hinnen schied.

Mehr als dreißig Jahre ruht der Alte nun bereits unter grünem Rasen auf dem Friedhofe seines Heimatsdorfes; weder Kreuz noch Stein bezeichnet die Stätte, jedoch wird sein Name unvergessen bleiben. Ein vorzügliches Charakterbild von Claas Duncker inmitten seiner Berufsgenossen giebt uns das folgende vom Verleger des „Eutiner Kalenders“ (Buchdruckereibesitzer Struve) freundlichst zur Verfügung gestellte Gedicht:

Muskantenkrieg.

Dat wär de Hannis Stippinfett;
wie Duncker in sien Klarinett',
so blas he in de Schuvtrumpett,
herjederdi! wie klüng dat nett! —
Claas Duncker is all heel lang dod
un Stippinfett is ok bi Gott.
Na, dat wär'n di paar Musici,
de tuten döhn, ick weet nich wie!
In jeden Eck von ehren Mund
harr'n se een Priem to jeder Stund'.

Von Notenkram harr'n se nicks lehrt,
von Richard Wagner garnicks hört;
wat wüssen se von Dur un Moll?
Se tuteten d'rop los wie doll
un nöhmen't op mit Muskant Klasen,
obgliek de kunn na Noten blasen.
Ok makten Lünzmann, Frank un Schnoor
in Niestadt domals veel Furor.
Ja, domals wär't 'ne schöne Tied,
do geev dat würklich noch Musik;
hüt is dat allens man Gequiek,
mit eenen Wort: nu is dat Schiet! —
Wär mal een Oornbeer in Sibstin;
Lünzmann hölp ut mit Vigelien,
Claas Duncker blas sien Klarinett'
und Meister Hannis Stippinfett
puß in de grote Schuvtrumpett;
na, Junge di, wie güng dat nett!
Dat wär'n Vergnögen, miener Seel!
Dor güng dat her ganz krüzfidel!
Wie danzten dor de Jungs un Deerns
mit Anstand op de lehmern Deel!
Se danzten domals keen Ballett,
Mazurka nich un Minnewett,
bi Polka's höll'n se sick nich op;
Schott'sch, Walzer, Hopsa un Galopp,
dat danzten se nu mit Maneer
Ne, so wat süht man hüt nich mehr!
Un dorbie juchten se ganz gräsig;
De Larm wär'n beten öwermäßig;
ock öwermäßig wär dat Stampen
mit Föten op de lehmern Deel,
un noch veel doller wär dat Dampen
von Thran ut so un so veel Lampen,
wiel't domals an Petroleum fehl!

Na süh, de Danz is jüst to Enn!
Nu gelt dat, 'n beten to pauseern,
mit Köm un Beer sick restaureern,
ock de Muskanten to trakteern.
Muskanten sünd keen Kostverachter;
se geet sick heel geern eenen achter
de Halsbind' in dat grote Lock,
un dat döhn unse dree denn ock.

As se nu noog harr'n kömt un beert,
dorto dree Stuten ock verteert,
stimm Lünzmann sien sien Viegelien
un sä to Duncker mit den Priem:
„Claas, wenn dat steiht in diene Macht,
so nimm di'n beeten mehr in acht;
du blast ja jümmers b statt a
un störst mi de Harmonika!“ —
„Wat!“ seggt Claas Duncker, „a un b?
Lehr' du mi nich dat A B C!
Ick hev all blast mit veel Appell
bi Ketelhohn sien Karoussell,
hev ock een Kunstitutsischon [1])
to'm Johrmarktsspeel'n för't ganze Land,
mien Nam' is öwerall bekannt,
un utgetekent is mien Ton!
Ick hev so'n schönen Akkuschör, [2])

---

[1]) Konzession.
[2]) Embouchüre, der Ansatz bei Blasinstrumenten.

wie op de Welt keen Tweeten mehr.
Holl du man jo dien lange Snut,
ick weet woll, wie man blasen mutt!" —
„Oh, gah doch mit dien Tuterie!"
seggt Lünzmann „dat is Swinerie!"
„Wat seggst du dor von Swinerie?"
röppt Claas. „Nu is't vörbi mit di!"
Un mit sien Klar'nett fangt he an
to hauen, wat he hauen kann,
op Lünzmann los; op Arm un Been
haut he em, perrt em op de Teen.
„Ick will di wiesen, wat een Swien!"
schriet he un haut de Vigelien
em mit sien Klarinett' intwei.
Dat geev von Lünzmann veel Geschrei!
He sammelt endlich op de Stücken
von sien Vig'lien un deiht sick drücken,
doch jonich ut de Döns herut;
he söcht sick'n Platz vör de Toonbank ut,
wo he dree hitt Glas Grock vertehrt,
de em dat Publikum spendeert,
üm sick recht gründlich aftoköhln
un all den Arger wegtospöhln!

„Na, Junge di, dat güng famos!"
seggt Stippinfett mit de Schuvtrumpett,
„den Bengel sünd wi richtig los,
den hest du utbröcht bannig nett!
So'n Pracherkerl will uns verthörn?
Töv, wi wöllt em Moritzen lehr'n!
Meent he, wiel he ut Niestadt is,
dat he wat Beters? Dat is wiß,
wat de is, sünd wi alle Dag,
d'rum he vör uns sick höden mag!
Nu awer frisch an dat Geschäft,
nu lat uns tuten mal to twee;
wi sünd de allerbesten Kräft'
un brukt dörchut nich Nummer dree!" —
„Jawoll," seggt Duncker, „datt sall gahn.
Fründ Hannis, willst du mi verstahn,
denn blas mi mal recht mit Gefförst
ganz fortepianissimo
in dien oll leege Schuvtrumpett,
wie ick dat do in mien Klar'nett." —
„Wat, pinefortalissimo?
Willst du nu maken ock Krakehl?"
röppt ganz entrüst't Hans Stippinfett,
„dat weer doch'n beten gar to veel!
Ne, Junge, kumm mi jonich so,
ick weet woll, wat ick blasen do!" —
„Na, Hans," seggt Duncker, „schrie nich so,
wie kann di dat denn so verthörn?
Denn Eener mutt doch dirigeern!"
„Ick blas mien eegen Instrument,
bün ock mien eegen Dirigent
un lat von di mi gornicks lehr'n!"
seggt Stippinfett; un Duncker sprickt:
„Am besten weet ick, wat sick schickt,
denn ick bünn een gereisten Mann.
Man mutt nich tuten, wat man kann,
ne, fortepianissimo
un mit Gefööhl, wie ick dat do,
wiel sowat beter Wirkung deiht
un de Musik den Swung verleiht;
dat is so klor wie dicke Smeer,
so wiß, wie tweemal dree sünd veer!"
„Och. bliev mi mit so'n Snack von Liev
un gah to Bett mit dien Klar'nett!
Ick segg di: tweemal dree sünd fief!"
röppt heel verdreetlich Stipinfett.
„De Schuvtrumpett, potz Element,
dat is dat eenzig Instrument,
wat nie verlett un Wirkung hett!" —
„Dat glöw man nich, Rhinoceros!
Du büst een groten Büffelos,
un wat du kannst, kann Muskant Klasen
veel beter op den Trechter blasen!"
schriggt Claas un swenkt sien Klarinett'.
„Töf, ick will di rhinocerossen!"
bölkt voller Wut Hans Stippinfett,
„ick will di so verbüffelossen
mit mien allmächtig Schuvtrumpett,
dat du den Heb'n för'n Dudelsack
ansühst, un Kried för Kautabak!"
Un nu haut Hannis Stippinfett
op Duncker mit de Schuvtrumpett,
un Duncker mit de Klarinett'
sleit wedder los op Stippinfett.
So haut de beid'n sick in de Wett,
bit ganz intwei de Klarinett'
un endlich noog Claas Duncker hett.
„Dat hest du nu för dien Gegröhl!"
röppt lachend ut Hans Stippinfett.
„Na, Jung, wär dat nich — mit Gefööhl
un — portefilamissino?
Markst nu, du Schapskopp, wie dat geiht,
wenn de Schuvtrumpett ehr Wirkung deiht?
In Stücken is dien oll Klar'nett,
doch heel un ganz mien Schuvtrumpett;
wenn ock verbagen is de Tut,
de klopp ick morgen wedder ut.
Mit Vigeliens kannst du woll kriegen,
jedoch keen Schuvtrumpett besiegen!"

Claas Duncker ween sien snapplang'n Thran',
brickt denn sick na den Schenkdisch Bahn
un drinkt, dat sick sien Koller dämp,
söß Köhm un Beer von Vadder Lemp. —

Een Hopsa op de Schuvtrumpett
blas Solo nu Hans Stippinfett,
un dat güng ganz verdeubelt nett.
Wär dat een lustig Danzgelag!
se danzen bet to'n hellen Dag,
un morgens fröh üm Klocker acht,
do sä sick allens gude Nacht
un leet sick tuten hübsch to Bett
von Stippinfett mit de Schuvtrumpett.

Dat sünd nu mal Muskantentög;
sick rappsen, is Muskantenhög.
Dat is keen richtig Danzgelag,
wobi man sick nich hauen mag.
Wenn mal de Dänzers dat nich doht,
sünd de Muskanten meist so good
un blaut sick ünner sick de Snut;
doch dämpt sick licht Muskantenwut
un ward de Leev nös mal so doll.
Ja, so geiht't her, dat weet man woll! —

Wo Stippinfett begrawen liggt,
kann ick nich segg'n, dat weet ick nich;
doch Duncker liggt in Gröms [1]) begrawen.
Dat em dor noch keen Denkmal sett,
is awer, dücht mi, nich to laben.
He wär een Mann, dat will ick weeten!
Un solchen na Gebühr to ehr'n,
sull doch de Nawelt nich vergeten! [2]) —



Der Rote-Kliff-Leuchtturm auf Sylt.

Von **Alb. Plagemann.**

Der Schiffer fürchtet nicht den Sturm auf hoher See; sein Schrecken ist die Küste. Als warnende Merkmale sind hier die Leuchttürme errichtet, die bei Tage gleich drohendem Finger, bei Nacht durch ihren hellen Schein die nahe Gefahr erkennen lassen. Eine Beschreibung des Sylter Leuchtturms, gestützt auf die Angaben des ersten Wärters Jürgensen, soll die Einrichtung dieser Leuchttürme veranschaulichen.

Der Sylter Leuchtturm steht in der Nähe des „Roten Kliff" und heißt deshalb der Rote-Kliff-Leuchtturm. Er ist im Jahre 1855 von der dänischen Regierung erbaut und mithin noch 9 Jahre unter dänischer Herrschaft gewesen. Das Feuer, wie der Seefahrer das Licht benennt, hat den Zweck, den Schiffern Anweisung bezüglich der Fahrrichtung zu geben, um an der Westseite der Insel Strandungsfälle zu verhüten. Das Leuchtfeuer ist ein Feuer erster Ordnung und bei klarer Luft 45 km oder 24 Seemeilen weit sichtbar. Nach dem Wattenmeer zu befinden sich die Reflexe oder Gegenspiegelungen; es scheint daher nach dieser Richtung nicht so hell. Dieser Schein genügt jedoch für das Wattenmeer, da man denselben bei klarer Luft noch bis Tondern hin wahrnimmt. Das Leuchtfeuer ist ein Wechselfeuer, damit der Schiffer es von den Feuern der anderen Inseln unterscheiden kann. Das Licht selbst steht fest, wird aber alle vier Minuten durch Wechselung unterbrochen; dann ermattet das Licht, es folgt ein ganz heller Blink und dann noch einmal eine Ermattung oder Verdunkelung. Jede benannte Wechselung dauert 25 Sekunden, also zusammen 75 Sekunden. Diese Wechselung entsteht durch die Vorbeiwanderung von Tafeln, aus Prismen und Linsen bestehend, welche durch ein Uhrwerk getrieben werden. Das Feuer hat gewöhnliche Lichtfarbe, aber nach Norden für Einsegelung in den Lister Hafen ist das Licht rot und dreht sich nicht, zeigt auch immer nur nach dieser Richtung.

Das Licht befindet sich 62 m, der Fuß des Turmes 24 m über dem Meeresspiegel. Der Turm ist vom Erdboden bis zum Feuer 38 m, bis zur Spitze 49 m hoch. Er hat unten einen Umfang von 22 m, mithin einen Durchmesser von 7 m. Es führen 176 Stufen bis zu dem Leuchtapparat hinauf. Dieser wurde im Jahre 1852 auf der ersten Weltausstellung in Paris von den Dänen für 126 000 ℳ. angekauft. Von außen und innen ist der Turm mit einem starken Blitzableiter versehen, welcher in den Brunnen führt. Der Turm steht auf dem höchsten Punkte vom Flachlande der Insel; deshalb ist auch hier der tiefste Brunnen, welcher 27 m Tiefe hat und also noch 3 m unter den Meeresspiegel reicht. Neben dem Turm, aber direkt mit ihm verbunden, befinden sich die Dienstwohnungen der drei Feuerwärter, welche sich alle acht Stunden ablösen. Da sie den Apparat nicht ohne Aufsicht lassen dürfen, so wecken sie durch ein Sprachrohr, welches die Wachtstube bei dem Leuchtfeuer mit den einzelnen Wohnungen verbindet, den Ablösenden aus dem Schlafe zum Dienst.

Eine Besichtigung des Turmes in Begleitung eines der Wärter ist gerne gestattet, und wohl kaum verläßt einer der zahlreichen Badegäste die Insel, ohne von seiner Höhe einen Blick auf die unendliche See zu werfen und sein Bild als liebes Andenken mit in die Heimat zu nehmen.

---

[1]) Grömitz.

[2]) Schade, daß der vor einigen Jahren in Neustadt verstorbene Dichter Adolf Nagel es nicht mehr erleben konnte, wie dem alten Claas Duncker nun doch noch ein Denkmal gesetzt ist. Wenn er wüßte, daß heute dem Bilde seines Günstlings ein Ehrenplatz in vornehmsten Häusern eingeräumt, daß es sogar den Weg über den Ozean angetreten und im fernen Westen Gedanken an die alte Heimat wachruft, — er würde Thränen der Rührung vergießen. — Das vorzügliche, in einer ersten deutschen Lichtdruckanstalt fertiggestellte Kunstblatt „Claas Duncker," Hochformat 43 × 32 cm, wird von dem Kunstverlage F. W. Kaibel in Lübeck gegen Einsendung von 2 ℳ. frei versandt. Der Preis ist äußerst niedrig, da ein Geschäftsinteresse völlig ausgeschlossen ist und es sich nur um die Deckung der direkten Auslagen handelt.

Mitteilungen.

1. **Nachträge zu dem Artikel „Die Natur im Volksmunde."** Ich habe eingangs meines Vortrages erwähnt, daß wahre Männer der Wissenschaft es nicht verschmäht haben, von den Männern der Praxis Rat und Beistand zu holen. Zum Beleg diene folgendes Beispiel, das ich an die Mitteilungen über die Fortpflanzung des Aales anschließen möchte: Kaum ein anderer Gegenstand der Zoologie lehrt deutlicher das Hin- und Herschwanken gelehrter Urteile, als die Geschichte der Aalfrage, deren Lösungsversuche erst dann in ruhigere Bahnen traten, als durch anatomische Untersuchungen das bestätigt werden konnte, was die Forscher Franz Redi und Christian Franz Paullini bereits im 17. Jahrhundert ausgesprochen hatten, daß nämlich der Aal sowohl Samen als Eier habe und seine Erzeugung darum in nichts verschieden sei von der anderer Fische. Jedoch sollte erst das folgende Jahrhundert und auch dieses nur stückweise die richtige, auf empirischem Wege gewonnene Erkenntnis bringen. Carlo Mondini, ein Italiener, wurde der erste Entdecker, Beschreiber und Darsteller der Jahrhunderte hindurch gesuchten weiblichen Geschlechtsorgane. Drei Jahre später, allerdings, wie es scheint, völlig unabhängig von dieser Entdeckung, veröffentlichte der Zoologe Otto Friedrich Müller seine Entdeckung der Ovarien des Aales in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin. Die männlichen Geschlechtsorgane wurden erst nach hundert Jahren, am 2. Januar 1874, von Syrski, dem Direktor des naturwissenschaftlichen Museums in Triest, aufgefunden; ihm zu Ehren führen die lappigen Geschlechtsteile den Namen „das Syrskische Organ." Sofort bemühte man sich, auch die sekundären Geschlechtsmerkmale festzustellen. Dr. L. Jacoby hat dieselben, wie folgt, einander gegenübergestellt. Weibliche Aale erreichen die Größe von mehr als einem Meter; männliche Aale wurden nur bis 48 cm gemessen (in Comachio am Adriatischen Meere). Diese haben eine breite Schnauze, jene eine spitzzulaufende, schmale, langgestreckte. Die Männchen sind auf dem Rücken durchweg dunkler, am Bauche heller gefärbt, vor allem aber ausgezeichnet durch einen lebhaften Metallglanz. Die Rückenflosse der Weibchen ist breiter und höher, und das Auge ist auffallend klein. Nach der Entdeckung des Syrskischen Organs wurde selbstredend unter den sich für die Aalforschung interessierenden Zoologen das Verlangen wach, möglichst viele männliche Aale zu untersuchen und ihre Geschlechtsorgane entweder näher zu studieren oder als Demonstrations-Präparate für Museen und Hörsäle herzurichten. Im August des Jahres 1880 erhielt der damalige königliche Fischmeister A. Hinkelmann in Flensburg (jetzt königlicher Oberfischmeister in Kiel), ein Mann der Praxis, der von der Pike auf gedient und sich durch seine Aalforschungen auch in der Wissenschaft einen Namen erworben, den Auftrag, allwöchentlich 20 männliche Aale an das Berliner Aquarium zu senden. Zu seiner Orientierung wurde ihm die Schrift von Dr. Jacoby: „Der Fischfang in der Lagune von Comachio nebst einer Darstellung der Aalfrage" (Berlin, 1880) übergeben. In Flensburg stand ihm ein reiches Aalmaterial zur Verfügung, namentlich wurden dort im Herbste, also während der Wanderzeit der Aale, große Mengen von Dänemark an die Räuchereien abgeführt. Doch verlief das Suchen nach männlichen Aalen wochenlang resultatlos; immer und immer ging von Berlin der Bescheid ein, daß unter den Aalen keine Männchen gefunden worden seien. Woche für Woche gingen neue Sendungen ab. Am 22. Oktober erhielt der Absender die Nachricht, daß wenigstens schon ein Männchen gefunden worden sei. Nun fiel Schlag auf Schlag. Mitte November hieß es, daß nicht weniger als 17 Männchen vorhanden seien, und am 22. November lohnte den Fischmeister die frohe Botschaft, daß alle 20 Aale Männchen seien. Später hat Hinkelmann, immer nur nach dem äußeren Habitus der Aale urteilend, die männlichen Aale sofort auf den ersten Blick erkannt und durch Zusendung derselben an Männer der Wissenschaft dieser große Dienste geleistet. So konnte u. a. Professor Nitsche, Direktor des zoologischen Instituts der königlich sächsischen Forstakademie Tharand, dem Fischmeister Hinkelmann das rühmliche Zeugnis ausstellen: „Sie haben den glänzenden Triumph feiern können, daß sämtliche von mir aufgeschnittenen Aale Männchen waren. Es war mir in hohem Grade wichtig, einmal selbst ein Verhältnis untersuchen zu können, welches viele Zoologen noch nie gesehen haben." — Bekannt sind die periodischen Wanderungen des Herings. Geleitet von einem wundersamen Ortssinn, finden die Heringe alljährlich, indem sie sich wahrscheinlich dem Brackwasserstrom zuwenden, nicht nur die alten Laichplätze wieder, sondern sie erscheinen auch mit solcher Regelmäßigkeit, daß die in ihrer Existenz von diesen Schwärmen abhängige Fischereibevölkerung bis auf wenige Tage genau die Ankunft derselben zu bestimmen imstande ist. Noch bis in die Neuzeit hinein umwob diese Wanderungen ein Schleier des Rätselhaften und Geheimnisvollen. Jetzt sind die verwickelten Lebensverhältnisse durch die andauernden Untersuchungen von Sars, Möbius, Heincke u. a. wenigstens einigermaßen aufgeklärt worden. Soviel wissen wir jetzt, daß sich der Hering nur zum Zwecke des Laichens in ungeheuren Mengen zusammenschart und das flachere Küstengelände aufsucht. Aber noch in der Mitte des

vorigen Jahrhunderts stellte der Hamburger Bürgermeister Andersen eine eigenartige Heringstheorie auf, laut welcher das Polarmeer, namentlich die Küste Grönlands, die Geburtsstätte des Herings bilde, und der alljährlich aufbrechende Schwarm nach Süden ziehe, weil er durch die Walfische von dort her vertrieben worden sei. An den europäischen Küsten sollte sich der Schwarm in verschiedene Zweige spalten. Die Fischer, z. B. unsere Schleifischer, haben längst gewußt, daß der Hering nur in den Fjorden erscheine, um hier zu laichen, daß also das europäische Küstengebiet und nicht das Polarmeer als die Wiege des Herings anzusehen sei. Die spätere Forschung konnte das nur bestätigen; denn gerade das Polarmeer und besonders die grönländische Küste sind verhältnismäßig arm an Heringen. H. Barfod.

2. **„De Mann ut'n Paradies."** Zu diesem in der letzten Nummer der „Heimat" veröffentlichten Märchen möchte ich Folgendes bemerken: Das Märchen ist in meiner Heimat — Grammby, Kreis Hadersleben — in meiner Jugend (1870—80) oft erzählt worden, natürlich in plattdänischer Sprache. Die Frau fragt: Hvor kommer du fra?

R.: Fra Ringerige (Schweden).

Frau: Herregud! Fra Himmerige! Kjender du da min salig Mand Per Anden? (Peter II.)

R.: Ja, ham kjender jeg godt. Da jeg gik bort, sad han ved Doren og græd. De vilde ikke lade ham komme ind, fordi han var saa pjaltet klædt.

Die Fortsetzung ist dann dieselbe, wie in der „Heimat" mitgeteilt, auch daß der Sohn ihm nachsetzt.

Wandsbek. P. Laugesen.

3. **Die schleswig-holsteinische Post.** In dem Aufsatze über „das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung," Nr. 9 dieses Jahrgangs, Seite 171 sind u. a. auch die Postwagen erwähnt, welche, in der eigentümlichen Form einer Kugel ausgeführt, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Briefpost in Schleswig-Holstein beförderten. Eine Abbildung dieser originellen, interessanten Wagen findet sich in dem Werke „Up ewig ungedeelt," herausgegeben von Detlev v. Liliencron, Seite 337, während ein Wagen in natura im Postmuseum zu Berlin zum Andenken an verschwundene Zeiten aufbewahrt wird. Vielleicht ist ein Leser der „Heimat" imstande, über den Zweck dieser eigentümlichen Wagenkonstruktion, der mir nicht klar ist, Auskunft zu erteilen. — Des weiteren findet man in dem genannten Werke „Up ewig ungedeelt" eine interessante Mitteilung über die Mitwirkung der schleswig-holsteinischen Post bei einer Reise Christians VIII. nach Plön im Jahre 1846. Und zwar stand diese Reise noch unter dem Eindruck des „offenen Briefes" und eines den Gebrauch der blau-weiß-roten Landesfarben verbietenden Reskriptes. Christian VIII. hatte beschlossen, in diesem Jahre seinen Geburtstag „im Kreise seiner vielgeliebten Unterthanen" in Plön zu feiern. Während diese seine Unterthanen sonst die höchste Ehre drein gesetzt hatten, den König mit ihren besten Gespannen zu fahren, während sonst die jungen Erben der Hofbesitzer sich nicht für Gold hätten abhalten lassen, sondern es vielmehr als ihr gutes Recht betrachtet hatten, ihrem Könige mit ihren besten Pferden das Ehrengeleit zu geben und die väterliche Landstelle bei dem Königsritt würdig zu vertreten, mußte sich Christian VIII. es diesmal gefallen lassen, daß die Beförderung des Hofzuges durch Postpferde geschah, weil die „vielgeliebten Unterthanen" einfach wegblieben. Detlev v. Liliencron schreibt: „Dem Hofzuge gereichte es nicht zur Erhöhung seines Glanzes, daß die Beförderung durch Postpferde geschah. Die Postpferde in Schleswig-Holstein waren, wie die in ganz Deutschland, wenig hoffähig. Bei dem ganzen Königszuge bildeten deshalb die scharlachroten Röcke der Postillone das einzig Imposante."

Kiel. Karl Radunz.

4. **Hochzeits- oder Taufmedaillen.** Solcher Denkmünzen, wie in Nr. 9 der „Heimat" erwähnt werden, besitzt das Museum des Vereins für Altertumskunde und Geschichte im Fürstentum Lübeck zwei. Beide sind aus silberähnlicher Metallkomposition recht deutlich geprägt. Eine derselben hat einen Durchmesser von 54 und eine Dicke von 2 mm. Auf der Vorderseite ist ebenfalls die Taufe Jesu durch Johannes dargestellt. Die Umschrift lautet: „Tauffet sie im Nahmen des Vaters und des Sohnes und des H. Geistes. Matthäi. 28. 19." In den Strahlen, die aus der Wolke hervorbrechen, steht: „Das ist mein lieber Sohn." Neben der bildlichen Darstellung steht: „Den sollt ihr hören, sihe das ist Gottes lamm das der welt sünde trägt. Joh. 1." Unten finden wir die Worte: „Uns gebühret alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Matth. 3." Die Rückseite zeigt als Umschrift: „Wer da glaubet und getaufft wird, der wird selig werden. Marci XVI. 16." Die innere Fläche enthält am oberen Rande die Jahreszahl 1767 und außerdem die Worte: „Gott Vater nimmt zum Kinde Mich in der Taufe an. Gott Sohn tilgt meine Sünde die mich verdammen Kan. Der Geist mich neu gebiert und dann zum Himmel führt. Gal. III. 26. 27. Tit. III. 5. 6. 7. 1. Petr. III. 21. I. A. P." Die andere, nach

der Prägung zu urteilen, bedeutend ältere Münze von 46 mm Durchmesser zeigt an der einen Seite Christus am Kreuze, umgeben von einer Schar Krieger. Die zweireihige Umschrift in Majuskeln lautet: „Gleich wie die Schlang so mus des Menschen Son erhoet werden — auf das al die an in glauben haben das ewig Leben." Auf der andern Seite ist die von Moses aufgerichtete eherne Schlange, von allerlei Volk umgeben, dargestellt. Die ebenfalls zweireihige Majuskel-Umschrift lautet: „Der Her sprach zu Mose mach dir ein erne Schlang und richt si zum — Zeichen auf wer gebissen ist und sicht sie an der sal leben." Über Herkunft und Verwendung der Münzen ist mir nichts bekannt.

Eutin. F. Köll.

5. **Ein Starnest in einem Entenei.** Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Kantors Metting in Schleswig bin ich in den Besitz eines Enteneies gelangt, das ein Marder dem Herrn Gastwirt A. C. Thamsen in Mögeltondern entführt, auf den Heuboden geschleppt und dort seines flüssigen Inhaltes beraubt hatte. Hernach nahm ein Starpärchen von dem Schalenrest Besitz, drückte es ins Heu hinab und schuf sich ein Nest, derart, daß es das Ei zur Wiege der den vier grünen Eierchen zu entschlüpfenden Starmätzlein bestimmte.

Kiel. Barfod.

6. **Das Summen der Dasselfliege.** Zur Ergänzung meines im 10. Jahrgang der „Heimat" (1900, S. 20—25) veröffentlichten Aufsatzes: „Die Entwickelung der Dasselfliege nach dem Stande neuester Forschung" möchte ich eine Notiz mitteilen, die Dr. G. Brandes im 5./6. Heft der „Zeitschrift für Naturwissenschaften" (Halle 1901) über das Summen der Dasselfliege veröffentlicht. Er schreibt: „Das Insekt, das seine Eier abzulegen im Begriff steht, nähert sich unter sehr eigentümlichem Summen dem Rinde, das durch dieses Geräusch in eine furchtbare Aufregung versetzt wird und auf dem Weidegelände wie besessen herumrast. Es ist dieses Verhalten der Rinder sehr sonderbar, da die Fliegen ja nicht im geringsten stechen und dem Tiere, an dessen Haare sie ihre Eier einzeln befestigen, sicherlich überhaupt nicht wehe thun. Man könnte also meinen, daß das den Dasselfliegen eigentümliche Summen eine unzweckmäßige Einrichtung sei, da ja die Unruhe der Rinder den Insekten die Eierablage erschwert. Aber ich glaube, daß es im Gegenteil ein Charakter ist, der für die Erhaltung der Art durchaus notwendig ist. Wenn die Rinder gar nicht aufmerksam würden auf die Insekten, so würden sie von der Eiablage voraussichtlich keine Notiz nehmen, also auch nur ganz zufällig durch Lecken der zur Eiablage gewählten Stelle die Eier in sich aufnehmen. Dadurch aber, daß die Dasselfliege mit ihrem Summen die durch ihren Stich gefürchteten akuleaten Hymenopteren nachahmt, wird das Rind veranlaßt, die Stelle, an der das Tier ein Ei abgelegt hat, zu belecken, das Ei kommt so in den Schlund, entwickelt sich dort sehr schnell zur Larve, die sich nun in die Wandung einbohrt." Barfod.

7. **Die Puppe von Sphinx Atropos**, dem Totenkopfschwärmer, war wohl seit Jahren nicht so häufig wie in diesem Herbst. Beim Kartoffelaufnehmen wurden auf einer Fläche von ½ ha 16 Puppen in der Länge von 60—70 mm gefunden. Selbstredend werden die meisten Puppen von den Finderinnen zunächst geöffnet, um zu ergründen, was eigentlich darin ist. Nachdem an einigen Exemplaren der Wissensdrang gestillt ist, werden die Puppen entweder weggeworfen oder als „Kartüffelfreter" getötet. Wo ich Arbeitern die Puppe des Totenkopfes zeigte, wurde mir bestätigt, daß sie auch solche Tiere gefunden hätten. — Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Totenkopf nur lokal so häufig vorkommt oder wie weit sich dessen Verbreitungsgebiet erstreckt. — Als Kuriosum möge noch erwähnt werden, daß ein Maler in meiner Gegend seine Hühner mit Totenkopfpuppen fütterte.

Westerwohld bei Nordhastedt. Otto Lindemann.



Morgenfahrt.

Dämmerferne Sterne bleichen,
Braune Fischerbarken streichen
Durch das morgenkühle Meer.
Eine Lerche reckt die Schwingen,
Leises, leises, leises Singen
Schwebt auf weichen Winden her.

Surrend knirscht mein Boot im Sande,
Leise stoß' ich ab vom Strande
Und hinein ins Morgenrot.
Meine Segel blähn im Winde —
Ob ich wohl die Ferne finde,
Wo die rote Sonne loht?

Auf den schaumgekrönten Wogen
Kommt es flammend hergezogen,
Rotes Gold und heil'ge Glut;
Tief am Meergrund flammt es wider,
Schauernd taucht mein Ruder nieder
In die glitzergoldne Flut.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 12. Dezember 1901.

Das Bismarck-National-Denkmal auf dem Knivsberg in Nordschleswig.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Als im Sommer 1893 anläßlich eines deutschen Volksfestes auf der im anmutigen Gjenner Meerbusen gelegenen Insel Kalö Pastor Jessen aus Wilstrup in einer Rede dem Gedanken Ausdruck gab, die vom Festlande herabgrüßende Höhe des Knivsbergs — die höchste Erhebung Nordschleswigs — mit einem vaterländischen Monument zu schmücken, wurde diese Anregung die Veranlassung zur Gründung der Knivsberg-Gesellschaft und zur Erwerbung des Berges und seiner Umgebung, zunächst zu dem Zweck, um dort für die Folge deutsche patriotische Feste zu feiern. Die politischen Ereignisse der neunziger Jahre, insbesondere die nach dem Rücktritt des Altreichskanzlers vom Staatsruder in allen Schichten des deutschen Volkes zum Ausdruck gelangende Liebe und Verehrung für den großen Einiger Deutschlands, gaben die Veranlassung zu dem Entschluß, an dem östlichen Gestade der Nordmark, auf sturmumbrauster Höhe des Knivsbergs, dem „eisernen" Kanzler, dem machtvollen Schmied deutscher Einheit ein Denkmal zu setzen.

Dem „Deutschen Verein für das nördliche Schleswig," sowie vor allem der kraftvollen und opferbereiten Initiative des allseitig verehrten Schiffsreeders und ehemaligen Reichstagsabgeordneten Michael Jebsen und seiner Freunde gebührt das Verdienst, die Denkmalsfrage zu einer schnellen und glücklichen Lösung geführt zu haben.

Nachdem im Jahre 1895 das aus den Herren Prof. Otzen, Geh. Reg.-Rat Ende und Baurat Schwechten bestehende Preisrichterkollegium unter den eingegangenen 63 Entwürfen sich für den Entwurf des Baumeisters F. Möller-Berlin entschieden hatte, wurde bereits im Jahre 1896 mit dem Bau begonnen, dessen Einweihung am 4. August dieses Jahres stattgefunden hat. Während die künstlerische Durchführung des genialen Entwurfs in den bewährten Händen des Baumeisters F. Möller-Berlin lag, war die technische Ausführung den in Berlin ansässigen Steinmetzmeistern

E. Prüß und Koch, geborenen Schleswig-Holsteinern, anvertraut. Die in Kupfer getriebene Kolossalstatue des Fürsten Bismarck, die die Front des Denkmals ziert, ist dagegen eine Schöpfung des Prof. Brütt-Berlin.

Doch wenden wir uns dem Denkmal zu, das heute vielleicht das hervorragendste Bauwerk des schönen schleswigschen Landes ist, ein neues Wahrzeichen des Deutschtums, das der landschaftlich so reizvollen Gegend einen neuen Anziehungspunkt gegeben hat. Schwerlich dürfte sich in der Nordmark eine geeignetere Erinnerungsstätte für den großen Toten „vom Stamme der Eichen" finden lassen, als diese Gegend, über die der Geist der reckenhaften Vikinge, der alten Seekönige, schwebt, die durchweht ist von Meeresnebel, Heidentum und Opferduft und wo der Boden besäet ist mit Hügelgräbern, den heiligen und ehrwürdigen Erinnerungen eines untergegangenen Heldenvolkes. — Von der großen Heerstraße, die Apen-



Der Knivsberg.

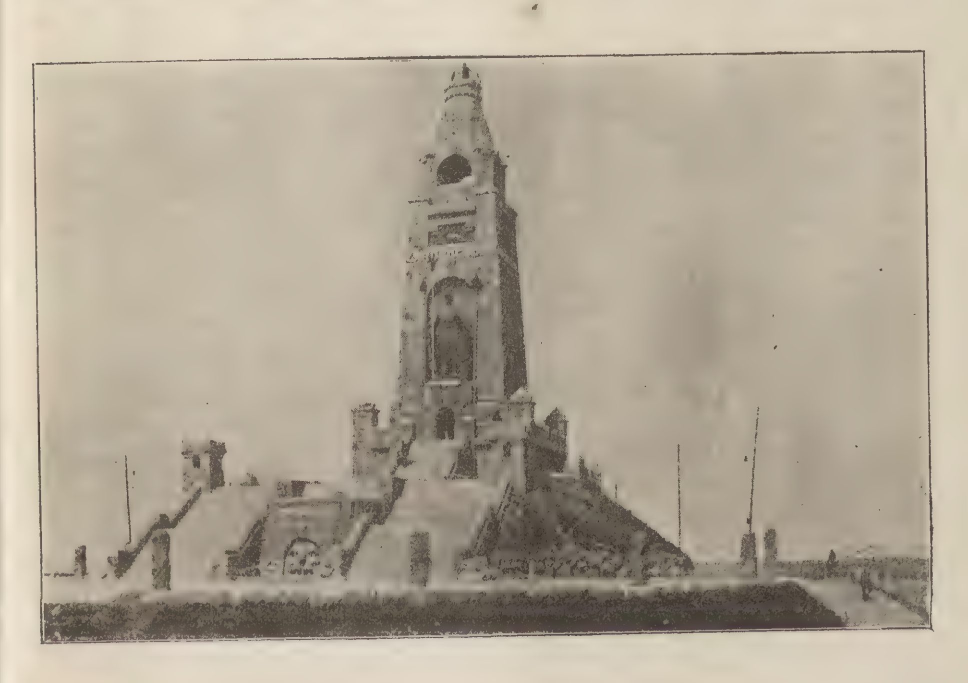
rade mit Hadersleben verbindet, trennt sich etwa 9 km nördlich von Apenrade eine Fahrstraße, die uns in wenigen Minuten zur sanften Höhe des Knivsbergs führt, auf dem sich, je näher wir kommen, desto mächtiger wirkend, ein gigantischer Turm über Gewölben und Terrassen erhebt.

Die einst öde, nur mit Heidekraut bewachsene Höhe ist mit schönen Anlagen geschmückt, die sich um einen kleinen Erfrischungspavillon gruppieren. In den dichten Bosketts musizieren gefiederte Sänger „von Gottes Gnaden" und über nickenden Blumenhäuptern wiegen sich buntfarbige Falter und Libellen.

Auf der Westseite des Berges erhebt sich der stolze Turm, der Jahrtausende zu überdauern bestimmt ist. Staunend betrachten wir die ungeheuren Wandungen der Gewölbe. Dauerhaft wie die Lebensarbeit

Bismarcks — die Aufrichtung des Deutschen Reiches — ist auch das aus Findlingsgranit bestehende Baumaterial des cyklopenhaften Turmes, das dem Boden des „meerumrauschten" Landes entstammt.

Die Front des imposanten Bauwerks richtet sich nach Osten, dem Meere zu. Eine halbkreisförmige Terrasse von etwa 45 m Durchmesser umgiebt die Vorderseite des Denkmals. Auf dieser geräumigen, amphitheatralischen Terrasse sollen fortan die deutschen Volksfeste gefeiert werden. 12 gigantische, abenteuerlich geformte Felskolosse der Urzeit umgeben in gleichmäßigem Abstand „des Theaters Rund." Zwei je 6 m breite Freitreppen führen auf eine mit einer Granitbrüstung umgebene Mittelterrasse, die an ihren dem Festplatz zugekehrten Ecken von Opferaltären flankiert



Das Bismarck-Nationaldenkmal auf dem Knivsberg.

wird. Auf diesen sollen bei vaterländischen Festen „Flammenzeichen rauchen" zu Ehren des großen Toten, der unter dem Baumgrün des Sachsenwaldes ausruht von seiner Heldenlaufbahn. Zwischen den beiden Freitreppen führt ein monumentaler Zugang zu einer kleinen Plattform herab, der Rednertribüne. Unter dieser, dem Festplatz zugewandt, befindet sich ein originelles Gebilde, eine aus Cyklopengestein hergestellte Fratze, bestimmt zur Abführung des sich unter der Mittelterrasse sammelnden Regenwassers, gleichsam die Bezähmung der im Dunkeln wühlenden Gewalten symbolisierend. Charakteristisch sind die darüber in Stein gemeißelten Worte: „Jungens, holt fast!" Von der Mittelterrasse gelangt man auf

einem weiteren Stufengange zu der um den Turm herumlaufenden Hochterrasse, die auch den Zugang zu dem besteigbaren Turme vermittelt. Über dem Turmeingange hat die fast 7 m hohe, in Kupfer getriebene Statue des Fürsten Bismarck in einer mit Granitmosaik ausgelegten Nische Platz gefunden. Die in unserer Erinnerung fortlebende Gestalt des großen Staatsmannes ist in Kürassier-Uniform, angethan mit dem Mantel des hohen Ordens vom schwarzen Adler, dargestellt, in der rechten Hand das Reichsschwert haltend, während die Linke die auf einem erratischen Block ruhende Kaiserkrone schützend umfaßt.

Zu den Füßen des Denkmals vereinigen sich das schleswig-holsteinische Wappen und der Reichsadler, die innige Verbindung andeutend, in welche Schleswig-Holstein durch Bismarcks unvergleichliche Staatskunst mit dem deutschen Reiche getreten ist. Hierauf weist auch die Inschrift hin: „Up ewig ungedeelt." Von der Mittelterrasse führen an der Nord- und Südseite des Turmes weitere Stufen auf den Fuß des eigentlichen Turmbaues herab. Durch drei große offene Thorbogen gelangt man in den Kuppelbau der Gedächtnishalle, in deren Wandungen die Doppeleiche, das Symbol der „meerumschlungenen" Bruderländer, gelegt werden wird; auch die Wappen und Namen der Städte und Ortschaften der „stammverwandten" Herzogtümer, die in den schleswig-holsteinischen Unabhängigkeitskriegen geschichtlich hervorgetreten sind, sollen hier zum ewigen Gedächtnis eine Stelle finden. Das Andenken Michael Jebsens, dessen opferwilliger Beihülfe das stolze Bauwerk in erster Linie seine Entstehung verdankt, dem aber die Vollendung des von ihm geförderten patriotischen Werkes zu erleben nicht vergönnt gewesen, ehrt ein großes, von seinen Kapitänen und engeren Landsleuten gestiftetes und von Professor Brütt modelliertes Reliefbild, das am 3. November dieses Jahres enthüllt worden ist und im Innern des Turmes einen verdienten Ehrenplatz gefunden hat. Etwa in zwei Drittel Höhe zieht sich in altdeutschen Goldlettern um den Turm das ewig-unvergeßliche Wort des eisernen Kanzlers: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!"

Darüber sind an jeder Turmseite Ornamentalfüllungen angebracht aus grün oxydiertem Kupfer, die Krone einer Doppeleiche darstellend, aus welcher die für Schleswig-Holstein ewig denkwürdigen Jahreszahlen 1848, 1864, 1866, 1870/71 hervorleuchten. Über den darüber befindlichen Aussichtsöffnungen erhebt sich ein weiterer Aufbau in Form eines abgestumpften Kegels, der durch eine kolossale, mit dem Reichsapfel geschmückte Krone seinen Abschluß findet. Die Bekrönung wirkt meines Erachtens nicht ganz harmonisch; auch der seitliche, etwas unvermittelte Anschluß an das Gewölbe gereicht dem Gesamteindruck des Denkmals nicht zum Vorteil. Dagegen muß die Thatsache rühmend hervorgehoben werden, daß der Baumeister die z. B. beim Niederwald-Denkmal völlig mißglückte Aufgabe, das Bauwerk dem Charakter der Landschaft anzupassen, glänzend gelöst hat.

Von der Höhe des 45 m hohen Turmes (der Knivsberg allein ist 97,4 m hoch) entzückt ein herrlicher Rundblick das Auge. Zu den Füßen des Beschauers liegt die anmutige Gjenner Bucht mit der grünumsponnenen Insel Barsö und dahinter breiten sich die grünen Fluten des kleinen Belts bis nach Fühnens und Alsens Gestaden; nach Süden schweift das Auge über die gesegneten Fluren der Halbinsel Loit in das Sundewitt hinüber, zu den blutgetränkten Höhen von Düppel; nach Norden lagert sich das durch den Sieg der schleswig-holsteinischen Freischaren unter von der Tann bekannt gewordene waldige Hügelland von Hoptrup, und über die Haderslebener Marienkirche hinweg reicht der Blick bis zur Säule von Skamlingsbanke, die uns den Höhenzug zeigt, der deutsches Gebiet vom Dänenlande scheidet; nach Westen hin dehnen sich die weiten, öden Moor- und Heideflächen Mittelschleswigs, durch welche die uralte Sachsenstraße, der Ochsenweg, sich hinzieht, und die viele Jahrhunderte lang das Schlachtfeld bildeten in den erbitterten Kämpfen des Dänentums mit dem zähen Volkstum der Niedersachsen um den Besitz der schleswig-holsteinischen Lande. Wahrlich, ein geschichtlich interessanter Punkt, der auch in den Friedensunterhandlungen des Jahres 1864 eine Rolle spielte, als Dänemark die Gjenner-Linie als neue Grenze anbot, die Bismarck ausschlug, um die deutsch gesinnten Haderslebener nicht wieder in dänische Hände fallen zu lassen!

Von diesem Denkmal der Nordmark, das nicht Fürstengunst, sondern dem Patriotismus deutscher Bürger seine Entstehung verdankt, errichtet aus dem Gestein der eigenen Erde, soll die Mahnung an die Lebenden gehen, nicht nur das Andenken an einen der größten Söhne unseres Vaterlandes heilig zu halten, sondern an dieser den Manen unseres Bismarck errichteten Stätte Kraft und Mut zu schöpfen, damit das unter dem Scepter Wilhelms I. mit blutigen Opfern geschaffene Deutsche Reich fortdauere für ewige Zeiten! Sturm und Wetter werden das Denkmal droben auf einsamer Höhe umtoben und goldener Sonnenschein wird es verklären — ein wahres Nationalheiligtum eines freien und glücklichen Volkes. Jahrhunderte werden ins Grab steigen, Geschlechter auf Geschlechter werden zur Knivsberghöhe wallen, umwoben von Lied und Sage wird das Denkmal die Jahrhunderte an sich vorüberschreiten sehen.



Jochen un Rike.

Rike, min Söte,
Nu hev ik di werr.
Wat wer dat en Tid!
Ik kunn garnich mehr.

Wat hev ik mi sehnt,
Wat hev ik mi grämt!
Ik Mann, ik muß weenen
Un hev mi nich schämt.

Un ik erst, Jochen,
Mi wer so to Mod,
Ik kunn nich mal weenen,
Dacht blos, wer's man dot.

Ik kunn niks seggen,
Wenn Moder ok schull,
Un doch wer dat Hart mi
So vull, o so vull!

Rike, min Söte,
Dat is nu vörbi.
Nu lat man dat Weenen
Un freu di mit mi.

Un morgen, min Deern,
Dann schall et herut,
Un Moder seggt ja,
Un du bis min Brut.

Altona.

Ernst von Oldenburg.

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von J. **Butenschön** in Hahnenkamp.

4. Die Ereignisse im Jahre 1863.

Wenn die Glocken ein neues Jahr einläuten, so liegt der kommende Zeitabschnitt mit seinen 365 Tagen dunkel vor uns; wir wissen nicht, was er uns an Freud und Leid bringen wird. So konnten auch wir Schleswig-Holsteiner nicht ahnen, welche wichtigen Ereignisse in den letzten Monaten des Jahres 1863 das plötzliche Ende unserer Drangsale herbeiführen würden.

Im Januar 1863 traten die holsteinischen Stände wieder zu einer ordentlichen Diät zusammen. Am 24. Januar wurde dieselbe eröffnet. Auch jetzt konnte man deutlich wahrnehmen, daß die Regierung keineswegs geneigt war, einen Ausgleich herbeizuführen, was sie in der unmittelbar vorhergehenden Zeit deutlich bekundete. Zum Hohn für Holstein nicht bloß, sondern gewissermaßen auch für ganz Deutschland ließ Hall sich an Stelle Ranslöffs zum Minister für Holstein ernennen. In seiner Verwaltung scheute er sich nicht, durch willkürliche Maßnahmen der öffentlichen Meinung des Landes in frivolster Weise zu begegnen. Die jeder Motivierung entbehrende Entlassung des Bürgermeisters von Kiel, Etatsrats Kirchhoff, um an seiner Statt Bargum zu placieren, erregte das ganze Land. Das Ministerium für Holstein und Lauenburg wurde durch Hall zu einem bloßen Aufsichtsbüreau ausgestaltet. Den Anträgen der Stände, die von Scheel erlassenen verfassungswidrigen Gesetze mindestens nachträglich den Ständen vorzulegen, wurde ein kurzes „Nein!" zur Antwort. Andere Anträge verschiedener Art wurden gar keiner Antwort gewürdigt, z. B. Aufhebung der Münzedikte, Wiederherstellung des wissenschaftlichen Verkehrs zwischen den Bewohnern des Herzogtums Schleswig und Holstein usw. Vorlagen hinsichtlich des Budgets wurden diesmal gemacht, aber so, daß die Annexion Schleswigs zur Grundlage genommen worden war; denn der Anteil Holsteins an den gemeinschaftlichen Einnahmen und Ausgaben war überall völlig „ausgesondert." Mit den Budgetvorlagen wollte man es erreichen, daß unsere Stände den „Rumpfreichsrat" als gesetzliche Landesvertretung für Dänemark-Schleswig anerkennen sollten, was geschehen würde, wenn man auf die Vorlagen in dieser Gestalt hätte eingehen wollen. Auch legte man ein Zollgesetz vor und drohte mit einer Zollgrenze an der Eider. Die Stände verlangten die Zusicherung, daß das bestehende Zollgebiet nicht ohne ihre Zustimmung verändert werden dürfe. Die dänische Regierung wies dies Verlangen ab und behauptete dreist, daß eine ähnliche Zusicherung auch dem „Rumpfreichsrat" nicht gemacht worden sei. Diese Behauptung wurde von dem Präsidenten der Ständeversammlung sofort mit der „Reichsratzeitung" in der Hand, schwarz auf weiß, dem königlichen Kommissar als eine handgreifliche Unwahrheit nachgewiesen.

Die Stände beschlossen nun, eine Adresse über „die verhängnisvolle Lage des Landes" an den König zu richten. Der königliche Kommissar weigerte

sich, die Adresse an Seine Majestät gelangen zu lassen, auf Grund der ihm vom Minister gewordenen Instruktion. Auf Antrag des Barons Blome beschloß nunmehr die Ständeversammlung in der Sitzung vom 7. März einstimmig, der Bundesversammlung über die Lage des Landes Mitteilung zu machen und zugleich „die Hoffnung auszusprechen, daß es der hohen Bundesversammlung gefallen möge, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um das Herzogtum Holstein in seinen Rechten und Interessen zu schützen und sicher zu stellen.“ Das war eine dringende Anrufung deutschen Schutzes gegen die immer weiter greifende dänische Vergewaltigung und ging dieser Beschluß einen nicht geringen Schritt über den ständischen Beschluß von 1846 hinaus, was uns den Beweis liefert, daß die Lage sich seitdem um vieles verschlimmert hatte. Aber auch das Verfahren der dänischen Regierung von 1846 war sehr verschieden von demjenigen im Jahre 1863. Christian VIII. ließ es sich bekanntlich angelegen sein, durch seine Erklärungen vom 7. September zu beruhigen; die dänische Regierung im Jahre 1863 hegte eine zu geringe Meinung von Deutschland, um sich noch irgend zu Rücksichten gegen dasselbe zu bequemen. Die Mißachtung des deutschen Bundes gab das dänische Regiment bald vor aller Welt klar zu erkennen. Fast in demselben Augenblick, als die Bundesversammlung die Beschwerde der holsteinischen Stände in die Hände bekam, gab die dänische Regierung mit den Ordonnanzen vom 30. März dem ganzen Deutschland einen Faustschlag ins Gesicht. In diesen Ordonnanzen wurden die Vereinbarungen von 1851 und 1852 rücksichtsloser als früher verletzt; denn dieselben wurden überhaupt für beseitigt erklärt. Auch wurde in dem Patent der Bundesversammlung sowohl wie den Herzogtümern gesagt, sie hätten sich das alles durch ihre unberechtigten Ansprüche zugezogen. Bisher hatte man wohl dänischerseits jene Vereinbarungen vielfach thatsächlich verletzt, ihr verpflichtender Charakter war aber noch niemals geleugnet worden.

Gleichsam zum Hohn dem deutschen Bunde gegenüber wurde von der dänischen Regierung behauptet, daß durch dieses Patent die „Selbständigkeit und Autonomie Holsteins“ verwirklicht werde. Davon aber war in diesem Patent keine Spur. Holstein wurde keine andere Stellung eingeräumt, als die einer „tributpflichtigen Provinz des Reichs,“ einer Art Nationaldomäne für das Dänenvolk. Tribut sollte Holstein zahlen; über die Verwendung seiner Mittel zu bestimmen und Beschluß zu fassen, war — Sache des dänischen Volkes. Die Ausgaben für das holsteinische Kontingent sollten nicht mehr aus der „Gesamtstaatskasse,“ sondern aus der besonderen Kasse Holsteins bestritten werden. Das holsteinische Kontingent sollte aber eine Abteilung des dänischen Heeres bilden, unter dänischen Offizieren, der Botmäßigkeit eines dänischen Kriegsministers unterstellt und in dänische Garnisonplätze gelegt werden. Die Einnahmen aus den holsteinischen Domänen sollten für die „Gesamtstaatskasse“ eingezogen werden. Mit den Zolleinnahmen sollte das Gleiche der Fall sein; aber nur die Einnahmen sollten als „gemeinschaftliche“ gelten, das Zollwesen selbst konnte jeden Augenblick zu einer „besonderen Angelegenheit“ gemacht werden, um Holstein auf diese Weise immer mit der Drohung einer Zollgrenze an der Eider zur völligen Unterwürfigkeit unter den „Reichsrat“ zwingen zu können. Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der Märzordonnanzen.

Das Fortbestehen des „Reichsrats“ für Schleswig ließ die dänische Regierung früher nicht zu sehr hervortreten, um die deutschen Regierungen zu täuschen, indem man annahm, daß das „Provisorium“ nur ganz kurze Zeit dauern würde. Das wirkliche Ziel, welches den Dänen vorschwebte, bewahrte man noch als ein Geheimnis; aber gelegentlich verriet man es mit den Worten: „Die Macht eines faktischen Zustandes ist so groß, daß, wenn seine Entwickelung nicht gestört

wird, derselbe sich nachgerade nicht mehr aus dem Geleise bringen oder verändern läßt." — Nach Erlassung der Märzordonnanzen verschwand das Provisorium; es brauchte von einem solchen nicht weiter die Rede zu sein. Der „Rumpfreichsrat" wurde schleunigst einberufen, um demselben Gelegenheit zu geben, seine gesetzgebende Gewalt in Beziehung auf das neue dänische Staatsgebilde Dänemark-Schleswig zu üben.

Hannover und Oldenburg waren die Bundesregierungen, welche nunmehr die Bundesversammlung zum Einschreiten aufforderten, um die Rechte, die Autorität und die Würde des deutschen Bundes den Maßnahmen der dänischen Regierung gegenüber zu wahren. Hannover beantragte das Exekutionsverfahren, um Dänemark zur Erfüllung seiner Verpflichtungen in Beziehung auf die Vereinbarungen von 1851 und 1852 zu zwingen. Der Antrag Oldenburgs ging in dieser Angelegenheit weiter; denn in demselben wurde hingewiesen auf den Bruch der Vereinbarungen von seiten Dänemarks, und daher wurde beantragt, die Bundesversammlung möge erklären, daß jede Verbindlichkeit dieser Vereinbarungen für den deutschen Bund rechtlich aufhöre, daß demnach alle Zugeständnisse, welche darin von ihm gemacht worden waren, als zurückgenommen gelten, und folglich von neuem die im Artikel III des Berliner Friedens gewahrten Rechte des deutschen Bundes in Kraft treten würden. Der oldenburgische Antrag berief sich darauf, daß nur unter der Bedingung einer unverbrüchlichen Erfüllung der von der dänischen Regierung übernommenen Verpflichtungen das Herzogtum Holstein 1852 von den Bundestruppen geräumt und die volle Ausübung der landesherrlichen Gewalt an den König von Dänemark zurückgestellt worden sei. Nach diesem Antrage wäre statt der Exekution die Okkupation eingetreten, um vorerst den Stand der Dinge von 1851 wieder herzustellen. Der hannoversche Antrag wurde zum Beschluß erhoben und der dänischen Regierung eine Frist von 6 Wochen gestellt. Als diese Frist verfloß, ohne daß die von der Bundesversammlung verlangten Maßnahmen erfolgt waren, blieb kein anderer Weg übrig, als die Ausführung der Exekution am 1. Oktober 1863 zu beschließen. Die dänische Regierung zeigte aber durchaus keine Schüchternheit und Befangenheit, sondern ein dreistes Selbstvertrauen, größtenteils begründet in einer geringen Meinung von dem Gewicht der etwa noch vorhandenen Hindernisse. Nicht das Bewußtsein eigener Stärke war gewachsen, sondern nur die Furcht vor dem Gegner hatte sich sehr gemindert.

Wie war es hinsichtlich der Stimmung der Bevölkerung in Holstein nach dem Erlasse der Ordonnanzen vom 30. März? Zehn Jahre lang hatten die Holsteiner sich in die traurige Rolle gefügt, außer der Ständezeit und außerhalb des Ständesaales auf alles politische Leben verzichten zu müssen. Mit dem Erlasse jener Ordonnanzen fühlte man jedoch allgemein, daß unser Land diesem Akte der Gewalt gegenüber in die Schranken treten müsse. In den meisten Städten wurden Versammlungen abgehalten, um in Resolutionen die Überzeugung des Landes auszusprechen. Die Regierung sah, daß eine zehnjährige Unterdrückung das politische Rechtsgefühl des Landes nicht hatte brechen können. Es zu vernichten, war unmöglich gewesen, so sollte denn wenigstens jede Äußerung desselben gewaltsam verhindert werden. Eine Proklamation der Regierung erklärte *jede politische Versammlung*, Demonstration usw. für verboten, und den Behörden wurde befohlen, mit Strenge einzuschreiten. Gleichzeitig wurden rasch größere dänische Truppenmassen ins Land geworfen. — So wurde mit uns verfahren, als es bald mit der Herrschaft unserer Gegner in Holstein ein Ende haben sollte.

Im Herzogtum *Schleswig* hatten die dänischen Gewalthaber die Zügel stets noch straffer als in Holstein angezogen, so daß dort lange schon kein Zeichen politischen Lebens, keine Regung nationalen Selbstgefühls seitens der *deutschen*

Bevölkerung an die Öffentlichkeit treten konnte. Nur den dänischen Agitatoren war es stets gestattet, die Deutschen in der Presse täglich mit den gröbsten Insulten zu überhäufen und zur Kränkung derselben politische Demonstrationen ins Werk zu setzen, wie z. B. die Feier der Schlacht bei Idstedt, sowie die „Löwenfeier" in Flensburg. Seit Januar 1860 hatte die Regierung die schleswigsche Ständeversammlung nicht einberufen, augenscheinlich, um dem Lande keine Gelegenheit zu geben, Klagen laut werden zu lassen über die verfassungswidrigen Maßnahmen der Regierung, namentlich über den Bruch der bezüglich der Gleichberechtigung der Nationalitäten und der Selbständigkeit des Herzogtums gemachten Zusicherungen. Endlich konnte aber die Einberufung der Stände nicht länger hinausgeschoben werden. Gleich nach Eröffnung der Versammlung veranlaßte das gesetzwidrige Auftreten des königlichen Kommissars, daß 24 Abgeordnete, die ganze deutsche Majorität, sich genötigt fanden, die Versammlung zu verlassen und durch Niederlegung der Mandate sich den Zumutungen, die ihnen gemacht wurden, zu entziehen. Auch die Stellvertreter sahen keinen anderen Ausweg, als dem Beispiele der Abgeordneten zu folgen. Verfassungsmäßig sollten nun unverweilt Anordnungen getroffen werden zu neuen Wahlen. Das geschah aber nicht, hinderte indessen die Regierung nicht, ein „provisorisches" Gesetz nach dem andern zu erlassen. Die Absicht der Dänen war damals schon, für das Herzogtum Schleswig überhaupt keine Ständeversammlung mehr fortbestehen zu lassen. Selbst diejenige Schutzwehr, die Schleswig bisher in dem Bestehen der Ständeversammlung dagegen besaß, daß wenigstens die Gesetzgebung in den besonderen Angelegenheiten nicht der völligen Willkür der dänischen Regierung unterstellt war, sollte niedergebrochen werden. Die dänische Presse betrachtete denn auch das Aufhören einer eigenen schleswigschen Landesvertretung als eine vollendete Thatsache. Dem „Reichsrat" wurde ein Entwurf zu einer „Verfassung für die gemeinsamen Angelegenheiten des Königreichs und Schleswigs" vorgelegt. In der königlichen Botschaft hieß es: „Dem Reichsrat soll eine solche Stärke gegeben werden, daß er nicht nur die großen Anforderungen zu erfüllen vermag, welche die nächste Zukunft möglicherweise an denselben stellen wird, sondern daß er auch im Laufe der Zeit zum Träger der ganzen konstitutionellen Entwickelung werden kann." Binnen kurzem, hoffte „Dagbladet," würde die Verschmelzung Schleswigs mit Dänemark vollendet sein. Die „Inkorporation" brauchte ja gar nicht ausgesprochen zu werden; die Verschlingung Schleswigs konnte trotzdem thatsächlich durchgeführt werden. In den letzten Monaten der Regierung Friedrichs VII. hatten die Dänen also mit dem größten Eifer die Vorbereitungen zur endlichen Einverleibung Schleswigs in Dänemark betrieben.

Die Ausführung der am 1. Oktober 1863 von der Bundesversammlung beschlossenen Exekution wurde wegen eines plötzlich eintretenden unvorhergesehenen Ereignisses noch um einige Wochen aufgeschoben. Am 15. November 1863, an einem Sonntage, starb auf dem Schlosse Glücksburg an der Gesichtsrose unser letzter König-Herzog Friedrich VII. Schleswig-Holstein mußte wenigstens äußerlich seinem durch einen plötzlichen Tod abgerufenen Landesherrn die letzte Ehre erweisen, und daher wurden wir während der ersten sechs Wochen nach seinem Ableben jeden Tag durch das Trauergeläute unserer Kirchenglocken an den Heimgegangenen erinnert. Der Wahlspruch unseres König-Herzogs: „Die Liebe des Volkes ist meine Stärke," war wohl nur in Beziehung auf das dänische Volk, dessen Liebling er war, zur Geltung gekommen; denn alle Drangsale, welche die Herzogtümer während seiner Regierung zu erdulden hatten, konnten keine Liebe der Schleswig-Holsteiner zu ihrem Landesvater erwecken. Er war und blieb bis zu seinem Tode vom Kopf bis zur Zehe Däne, fremd seinen deutschen Unterthanen, deutschem

Wesen so abgeneigt, daß er nicht einmal einen einfachen deutschen Satz richtig sprechen konnte. Ein einziges Mal (in den ersten Fünfzigern) besuchte er während seiner Regierung Holstein, und zwar gegen den ausdrücklichen Willen seines damaligen Ministeriums. Es war aber nur eine rasche Durchreise wie im Fluge per Eisenbahn. Begleitet von seiner Gemahlin, Gräfin Danner, hatte er auf dieser Reise in Pinneberg bei dem Gesamtstaatsmanne Landdrost v. Scheel verweilt, was insofern für Holstein wichtige Folgen hatte, als Scheel nach der Rückkehr des Königs ins Ministerium berufen wurde. Von Pinneberg wurde die Reise fortgesetzt nach Altona, wo Friedrich die höheren Bildungsanstalten mit seinem Besuch beehrte, und wo er Gelegenheit hatte, eine Probe von seinem Bildungsgrade im Deutschen zu geben. Augen- und Ohrenzeugen haben uns berichtet, daß die Majestät in eine der ersten Klassen des Gymnasiums getreten ist mit den Worten: „So komme ich auch heute hier, um Ihnen zu besuchen!"

Als die Nachricht von dem Ableben des Königs zu uns gelangte und die Glocken von den Kirchtürmen herab diese Kunde bestätigten, hatten wir die begründete Hoffnung, daß es nun mit der jahrelangen Vergewaltigung rasch zu Ende gehe, daß die Tage unserer Drangsale gezählt seien. „Inhaltsschwere Fragen gehen jetzt ihrer endgültigen Lösung entgegen!" wurde uns in den Zeitungen der Herzogtümer zugerufen. Eine mehr als vierhundertjährige Verbindung mit Dänemark (1460—1863), die uns besonders in der letzten Periode (1802 bis 1863) eitel Herzeleid gebracht hatte, fand ihren Abschluß mit dem Aussterben des Mannsstammes der älteren königlichen Linie des Hauses Oldenburg. In der dänischen Hauptstadt herrschte natürlich die größte Aufregung. Als Friedrich auf dem Schlosse Glücksburg schwer erkrankt darniederlag, hatte man in Kopenhagen wohl anfangs noch Hoffnung auf Genesung und wartete mit Sehnsucht auf seine Rückkehr, damit er den am 13. November vollendeten Verfassungsentwurf: Dänemark-Schleswig unterzeichne.

Prinz Christian von Dänemark trat als Christian IX. am 16. November die Regierung an und zwar laut des Thronfolgegesetzes vom 31. Juli 1853 als Landesherr des Gesamtstaats. Er wurde aber als solcher in den Herzogtümern nicht anerkannt; denn die Schleswig-Holsteiner setzten ihre Hoffnung auf den Erbprinzen Friedrich aus dem Hause Augustenburg, der am 16. November vom Schlosse Dolzig aus seinen Regierungsantritt anzeigte als Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein, uns zurufend: „Mein Recht, eure Rettung!" Am 18. November that Christian IX., gedrängt von seinem dänischen Volke, den verhängnisvollen Schritt, das neue Verfassungsgesetz zu unterzeichnen. Erzählt wurde uns, daß der kommandierende General de Meza am Morgen des verhängnisvollen Tages sich zum Könige begeben und demselben angeboten habe, sich mit seiner Armee, für die er einstehen könne, zur Verfügung zu stellen, falls der König sich weigere, die Sanktion des Gesetzes zu vollziehen. Christian habe aber abgelehnt und gesagt, er wolle mit seinem Volk in Frieden leben. Nachdem der König den heißen Wunsch der Dänen erfüllt hatte, herrschte in Kopenhagen unendlicher Jubel.

Um jede öffentliche Kundgebung in nationalem Sinne bei uns zu verhindern, wurden rasch noch mehr dänische Truppen nach Holstein geschickt; daher mußten wir Holsteiner uns ruhig verhalten, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, sofort „eingesponnen" zu werden. Den Anblick dänischer Bajonnette hatten wir in allen größeren Ortschaften, uns mahnend: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Um den Beamten nicht lange Bedenkzeit zu gewähren, forderte man von Kopenhagen aus in großer Hast, „binnen drei Tagen" dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Man erreichte damit weiter nichts, als daß manche Angestellte, weltliche und geistliche, sich überraschen ließen; bei vielen Beamten in

Holstein war aber das Rechtsgefühl so stark, daß dieselben den Huldigungseid verweigerten. So z. B. waren in der damaligen Propstei Münsterdorf (22 Kirchspiele) von den 37 Predigern nur 4, welche den Eid leisteten und wegen dieses Schrittes später ihren Gemeinden gegenüber in einer peinlichen Lage sich befanden.

Als die irdischen Überreste unseres heimgegangenen Landesherrn in Roeskilde beigesetzt worden waren, war die sechswöchige Landestrauer vorüber, und daher schritt der deutsche Bund endlich zur Ausführung der Exekution. Weihnachten 1863 erschienen die Bundestruppen in Holstein, 6000 Sachsen und 6000 Hannoveraner mit den beiden Bundeskommissaren, welche von dem Tage ihrer Ankunft an Holstein im Namen des deutschen Bundes verwalteten. Unsere deutschen Brüder wurden überall mit stürmischem Jubel begrüßt, da sie als Befreier von der zehnjährigen Zwingherrschaft ihren Einzug in Holstein hielten. Und wir, die bis dahin nicht von einem „Schleswig-Holstein" öffentlich sprechen, ja, selbst die Bezeichnung „die Herzogtümer" nicht gebrauchen durften, waren nun auf einmal „frei," konnten jetzt nach Herzenslust unser verbotenes Nationallied anstimmen, so oft wir wollten. So etwas muß man erlebt haben, um sich hineinversetzen zu können in die damaligen Tage des Jubelsturmes unseres Volkes.

Die dänischen Truppen, die bei der Ankunft der Sachsen und Hannoveraner noch in allen bedeutenden Ortschaften Holsteins lagen, befanden sich als Augen- und Ohrenzeugen von dem begeisterten Empfang, den man unseren Befreiern bereitete, in einer peinlichen Lage; denn als Werkzeuge der dänischen Gewalthaber, nur zu dem Zweck in Holstein, die Stimmung des Landes nicht zum Ausdruck gelangen zu lassen, fühlten sie sich als gehaßte Fremde der Bevölkerung gegenüber. Nach Anordnung der Bundeskommissare sollten die Dänen, sobald dieselben der Deutschen ansichtig wurden, sich möglichst rasch entfernen, und zwar mußten sie geräuschlos, ohne militärischen Sang und Klang abziehen. Es wurde ihnen von den Holsteinern als Abschiedsgruß zugerufen: „Auf Nimmerwiedersehen!" Kaum hatten sie einen Ort geräumt, so sah man auf allen Häusern in einem Nu die deutschen Fahnen flattern. In Altona hatte der sächsische Bundeskommissar der dänischen Wachmannschaft, welche sich noch von den Deutschen hatte ablösen lassen wollen, zugerufen: „Wollen Sie es denn noch auf die Spitze treiben?! Machen Sie, daß Sie wegkommen!" Der Namenszug des Königs (Chr. IX.) an öffentlichen Gebäuden (Zoll und Post) wurde sofort entfernt, die Schilder wurden herabgerissen und ohne viele Umstände auf die Straße geworfen als Zeichen, daß die bisherige landesherrliche Gewalt „suspendiert" sei. In den Kirchen unseres Landes mußte auf Anordnung der Bundeskommissare in dem Kirchengebet die Fürbitte für den König weggelassen werden. — Mit den dänischen Truppen flüchteten auch diejenigen Beamten, welche sich während der Fremdherrschaft als fanatische Dänen hervorgethan hatten, um nicht den Insulten des so lange gemißhandelten Volkes sich auszusetzen. Daß einzelne dieser dänischen Kreaturen in ihrer Verblendung damals noch mit großer Geringschätzung auf Deutschland geblickt haben, dafür ein Beispiel: Als der Oberzollkontroleur in Elmshorn unter dem Schutze dänischer Soldaten im Eisenbahnwagen sich befand, um nach Norden sich in Sicherheit zu bringen, sah er vom Bahnhofe aus die jubelnde Menschenmenge und die schleswig-holsteinischen Fahnen und hörte singen: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen." Voller Wut rief er aus dem Wagen den Elmshornern zu, er werde noch mit deutschem Blute Würste stopfen. Er hoffte also, es werde gehen wie 1848, daß die Dänen zurückkehren würden ins deutsche Land.[1])

[1]) Der „Wurststopfer," wie er seitdem bei den Elmshornern hieß, hatte 1864 das Mißgeschick, in preußische Gefangenschaft zu geraten. Auf dem Transport nach Süden kam er über Elmshorn, wo man ihn höhnend fragte, wieviel Würste er schon mit deutschem Blute gestopft habe. Die Bedeckungsmannschaft verhinderte thätliche Beleidigungen, sonst wäre er sicherlich durchgeprügelt worden.

Herr v. Scheel, einer der Haupturheber unserer Drangsale, war gewiß froh, als es ihm gelang, in aller Stille unbelästigt aus Holstein von Pinneberg aus, wo er in den letzten Jahren als Landdrost mit einer Art monarchischer Gewalt regiert hatte, sich zu entfernen. Als kluger Diplomat glaubte er nicht wie viele Dänen in ihrer Kurzsichtigkeit, daß in Schleswig-Holstein bald alles wieder ins alte Geleise zurückgebracht werden würde; daß er die politische Lage zur Zeit seiner Flucht aus Holstein richtig beurteilte, sehen wir daraus, daß er bei seiner Ankunft in Kopenhagen gegen seine Freunde die Äußerung that: „Die Herzogtümer sind für uns verloren." Die Dänen aber glaubten nicht an die Wahrheit dieses Urteils, selbst dann noch nicht, als der Feind vor dem Danewerk mit überlegener Macht stand, um Abrechnung zu halten.

Als die Dänen Holstein geräumt hatten, konnte die Bevölkerung sich frei bewegen und in Versammlungen ihre Überzeugung zum Ausdruck bringen. Die erste große Volksversammlung in Holstein wurde abgehalten am 27. Dezember 1863 in Elmshorn auf dem mitten im Ort belegenen Propstenfelde. Die Teilnehmer an dieser ersten öffentlichen Kundgebung unseres Landes waren von nah und fern in großer Anzahl (zwischen 20- und 30 000) aus vielen Gauen unseres deutschen Vaterlandes erschienen. Unter großer Begeisterung wurde Herzog Friedrich VIII. als der alleinige rechtmäßige Landesherr von Schleswig-Holstein verkündigt. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die auf dieser Versammlung gehaltenen Reden mitzuteilen; nur wollen wir bemerken, daß auch hier von den Rednern besonders betont wurde, daß der entbrannte Kampf nicht bloß ein Kampf sei für Schleswig-Holsteins Freiheit gegen dänische Willkür und Tyrannei, sondern daß er zugleich ein Kampf sei für die Interessen und die Machtstellung Deutschlands, für die Zukunft des deutschen Volkes, für die Ehre unseres gesamten Vaterlandes. Unsere Patrioten vom Jahre 1863 hatten also die feste Überzeugung, daß Schleswig-Holsteins Sache in allen Fällen von einer entscheidenden Bedeutung werden würde für die Geschicke Deutschlands, und es war nur die Frage, ob unsere leitenden Staatsmänner entschlossen waren, mit klarem Blick und festem Willen den Schwierigkeiten entgegen zu gehen. Schon einmal war die schleswig-holsteinische Sache die Feuerprobe Deutschlands gewesen. Damals gaben Schwäche und Verzagtheit nicht bloß dem Schicksal Schleswig-Holsteins eine so traurige Wendung, sondern auch Deutschland wurde um seine schönsten Hoffnungen gebracht. [1])

Die Siege des Jahres 1864 befreiten *uns* endgültig vom dänischen Joch. Jetzt, nach bald vier Jahrzehnten, blicken wir dankend auf zu dem Lenker unserer Geschicke und stimmen ein in die Worte des Dichters: [2])

Teures Land, du Doppeleiche
Unter Deutschlands Krone Dach,
Ungedeeltes Glied am Reiche,
Komme, was da kommen mag!
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Danke Gott, mein Vaterland.

Die Wassernuß.

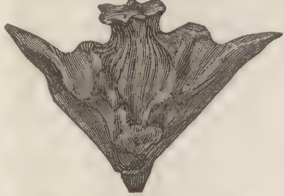
Von **H. Barfod** in Kiel.

Wie die Mistel gehört auch die Wassernuß (Trapa natans) zu den verschollenen Kindern der Flora unseres nordelbischen Heimatlandes. Jene keimt als grüner Schmarotzer auf Ästen hochanstrebender Bäume, in luftiger Höhe; diese wurzelt im schlammigen Grunde der Seeen und Teiche: so verschieden gehen ihre Wege. Als beide in unserem Lande das letzte Geschick ereilte, fanden sie sich wieder, subfossil, im Torf, in

[1]) Bei dieser Arbeit ist die im Jahre 1863 unter dem Titel: „Dänische Keckheit und deutsche Schwäche. Ein Mahnruf an das deutsche Volk." erschienene Schrift (Streitsche Verlagsbuchhandlung in Koburg) mehrfach benutzt worden.

[2]) Joachim Mähl in Dr. Meyns Hauskalender für 1897.

schwarzer Gruft. Von der Mistel hat sich meines Wissens nur ein einziges Exemplar lebend in unsere Zeit gerettet, jenes auf der Birke im Hegebüchenbusch zwischen Segeberg und Neumünster; die Wassernuß scheint gänzlich verschwunden zu sein. Knuth setzte darum der Beschreibung der schwimmenden Wassernuß in seiner „Flora der Provinz Schleswig-Holstein" einen schwarzen Totenkopf voran (vgl. S. 299); die „kritische" Flora Dr. Prahls mußte jegliche Erinnerung an sie ausmerzen. Ob mit Recht? Herr Jagdaufseher Joh. Kummerfeld in Bookhorst bei Wankendorf schreibt unter dem 13. August 1901: „In Heft Nr. 7 der „Heimat" vorigen Jahres sehe und lese ich, daß die Wassernuß (Trapa natans L.) in unserer Provinz als schon längst ausgestorben betrachtet wird. Dies ist aber nicht der Fall. Noch vor zwei Jahren (1899) habe ich verschiedene Exemplare in den Wiesengräben am Stolpersee beobachtet. Als ich die Notiz über das Aussterben dieser Pflanze las, beeilte ich mich, sogleich den Standort aufzusuchen, um einige Exemplare der seltener werdenden Pflanze zur Probe einsenden zu können. Leider mußte ich die Erfahrung machen, daß sie nicht mehr zu finden und aufzutreiben sei. Ich begnügte mich aber nicht damit, sondern verschob meine anderweitige Beobachtung auf diesen Sommer. Vergebens jedoch suchte ich auch diesen Sommer alle Gräben und Wasserbehälter ab. Die Wassernuß scheint also auch hier verschwunden zu sein." Hoffentlich liegt keine Verwechslung vor. Wenn nicht, so kann uns diese Nachricht nur dazu ermuntern, an bisher botanisch wenig erforschten Stellen unserer Heimat nach diesem „Überbleibsel vergangener Tage" auszuschauen. In anderen Gegenden, wo die Wassernuß früher auch zu Hause war, wird ebenfalls fleißig nach ihrem Vorkommen geforscht, so in Westpreußen, wo die Wassernuß nach dem Bericht des Danziger Botanikers Nicolaus Oelhafen aus dem Jahre 1643 „in den Sümpfen beim Holm" (Danzig) wachse, nach der Zeit aber von keinem Floristen erwähnt wird, durch den Direktor des westpreußischen Provinzial-Museums, Herrn Professor Dr. Conwentz, der jetzt bereits 14 Fundstellen nachgewiesen hat. Allerdings beziehen sich sämtliche Funde auf die Trapa-Frucht, die vermöge ihrer harten Schale in hohem Grade widerstandsfähig ist und sich im Moorgrunde zumeist vorzüglich konserviert hat; ist auch die Nuß durch langes Liegen im Torf etwas weich geworden, so erhärtet sie doch bald wieder an der Luft. Der Liebenswürdigkeit unseres Mitgliedes, Herrn J. Goverts in Mölln, danke ich den Besitz einer Trapa-Frucht aus einem westlich von Lauenburg am steilen Elbufer gelegenen Torfmoore, das eine Mächtigkeit von 4 m besitzt. Die Fundstelle der plattgedrückten Trapa-Nüsse bildet eine 0,4 m tiefe Schicht bituminösen oder torfigen Sandes in dem Torflager.[1]) Durch Hauptlehrer a. D. Callsen (Flensburg) wurde das Vorkommen der Wassernuß für das Hechtmoor bei Satrup in Angeln nachgewiesen und zwar am Westrande. (Lange, Haandbog i den danske Flora. 4. Opl. Kopenhagen 1886—88, S. 741); leider ist es (nach Prof. v. Fischer-Benzon) nicht gelungen, die Fundstelle wieder aufzufinden. Schließlich hat Dr. C. Weber das subfossile Vorkommen der Trapa-Früchte in einem durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals erschlossenen Moore bei Großen-Bornholt unweit der Grünenthaler Hochbrücke nachgewiesen. Es ist anzunehmen, daß Trapa natans ehedem eine viel größere Verbreitung in unserer Provinz gehabt hat als jetzt, und daß die abgestorbenen Früchte auch noch an anderen Stellen wiederzufinden sein werden. Durch die Güte des Herrn Museum-Direktors Prof. Dr. Conwentz sind wir in die Lage versetzt, die durch die Eigenart ihrer Form unbedingt auffallende Frucht im Bilde nebenstehend wiederzugeben (Fig. 1). Wer den guten Willen hat, hier oder da, wo sich die Gelegenheit nur bietet, nach diesen Früchten auszuschauen, dem wird sie gegebenenfalls nicht entgehen. Daher richte ich an alle für das Vorkommen der Wassernuß interessierten Leser unserer „Heimat" die Bitte, bei Anlage von Gräben in torfigen Wiesen und in Torfstichen auf die Früchte der Wassernuß zu achten. Es ist auch besonders empfehlenswert, daß unsere Binnenfischer (von Beruf oder aus Liebhaberei für dies Gewerbe interessiert) auf diese charakteristischen Früchte, welche unschwer erkannt werden können, aufmerksam gemacht werden; denn es ist schon wiederholt vorgekommen, daß mit dem Netz aus Gewässern mit schlammigem Untergrund neben Fischen, Schnecken und Muscheln auch Trapa-Früchte herausgehoben wurden.


Fig. 1. Die Steinfrucht der Wassernuß, Trapa natans. (Natürliche Größe.)

---

[1]) „Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein." Eine vergleichende Untersuchung von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon. (S. 18.) Über das Alter dieses Moores, ob inter- oder postglacial, herrscht noch Ungewißheit. Claudius hält es für tertiär; doch scheint diese Annahme jetzt wohl ausgeschlossen zu sein. In der von Claudius hinterlassenen Sammlung fanden sich u. a. mehrere Blätter der Mistel (Viscum album).

Die Wassernuß zählt zu den alternden Pflanzen, die den Höhepunkt ihrer Entfaltung erreicht hat und, wie es scheint, im Aussterben begriffen ist. Wenigstens gilt das Gesagte für das nördliche und mittlere Europa; aus dem südlichen Europa und dem südlichen Asien hört und liest man nichts davon, daß die Trapa seltener werde, obschon ihre Früchte gerade in jenen Gegenden von alters her und noch heute vielfach als Nahrungsmittel gesammelt werden und daher am ehesten Gefahr für das Ausrotten und das Aussterben vorhanden wäre. In Indien und China werden andere Arten von Trapa, wie Trapa bicornis L. (die Nuß ist größer als die der schwimmenden, hat zwei gekrümmte Stacheln und somit viel Ähnlichkeit mit einem Ochsenkopf — Herr Callsen zeigte uns Teilnehmern an der Generalversammlung unseres Vereins in Burg a. F., 1900, eine solche Frucht) und Trapa bispinosa Roxb., als eßbar sehr geschätzt, sogar kultiviert und in den Handel gebracht. Im allgemeinen gilt es als Regel, daß das Vaterland einer Pflanze dort zu suchen ist, wo dieselbe in den zahlreichsten Arten vertreten ist. Somit haben wir als die Heimat der Mistel und der Wassernuß die wärmeren Länder, für letztere vielleicht speziell China und Indien anzusehen. Wenn auch die Wassernuß in größerer Menge in den Ländern des Mittelmeeres, ferner in Ungarn, der Moldau, Südrußland, Kaukasien vorkommt, hier sogar allgemein als Nahrungsmittel verwertet wird, so ist und bleibt die vereinzelte Spezies nach Engler „gewissermaßen ein fremdes Element im Mittelmeergebiet.“[1]) Fossil hat man sie nach Professor v. Fritsch[2]) nur in den miocänen Braunkohlen, nicht aber in den älteren Braunkohlenflötzen gefunden; wie die Trapa bicornis zeigen auch die miocänen Nüsse nur zwei Dornen. So spricht auch das Vorkommen zur Tertiärzeit dafür, daß die Trapa eigentlich ein wärmeres Klima verlangt, als jetzt in Deutschland, überhaupt im nördlichen und mittleren Europa herrscht. Wenn sich auch das Verbreitungsgebiet der Wassernuß bis nach Skandinavien nachweisen läßt, so ist sie doch keineswegs überall häufig gewesen. Für Deutschland und die Schweiz haben wir Beleg für diese Behauptung. Zunächst deuten die vielen deutschen Namen der Wassernuß: Weihernuß, Seenuß, Stachelnuß, Spitznuß, Jesuitenmütze (wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Kopfbedeckung der Jesuiten) darauf hin, daß die Nüsse mehr als die Pflanze selbst bekannt gewesen sind. Das beweist ferner eine Stelle aus der von Hieronymus Bock (Tragus) im Jahre 1552 verfaßten Geschichte der Pflanzen Deutschlands: „Ich glaube kaum, daß es jemand giebt, der nicht die leichten, schwarzen, dornigen, mit 4 Spitzen versehenen Wassernüsse gesehen hätte. Die Pflanze selbst aber habe ich noch nie sehen oder finden können. Ich sah sie einmal abgebildet, wo die Pflanze eine Gestalt hatte, wie wir sie nebenan beifügen.“ (Aus der drolligen Abbildung geht aber deutlich hervor, daß ihm die lebende Trapa natans ganz und gar unbekannt war, er hätte sie sonst nimmer in dieser Gestalt seinem letzten Werke beigegeben. Und der Züricher Botaniker Konrad Geßner schreibt unter dem 15. April 1563 an einen Arzt in Schaffhausen Namens Holgach: „Jenes schwarze, stachlige Ding, welches Du mir gesandt hast, ist keine Wurzel, wie jener Unkundige glaubte, sondern eine Frucht und zwar vom Tribulus aquaticus (damaliger Name für Trapa natans L.) Ich wünschte sehr, daß Du in Erfahrung bringen könntest, wo sie wächst, damit ich sie könnte kommen lassen, wenn sie blüht; denn mit der Blüte ist diese Pflanze, wie ich glaube, noch von niemandem abgebildet worden.“ In der Schweiz hat sich die Wassernuß am längsten in einem kleinen Weiher im Dorfe Roggwyl im Kanton Bern gehalten; Beweise früheren häufigen Vorkommens bieten die in den Pfahlbauten der Schweiz gefundenen Nüsse. In Deutschland kommt die Wassernuß allerdings hier und da noch häufiger vor; so soll die Frucht in Oberschlesien so häufig sein, daß dieselbe massenhaft nach Breslau auf den Markt gebracht wird, um geröstet und gegessen zu werden. An der schwarzen Elster bei Liebenwerda ist die Trapa noch heute zahlreich vorhanden. (Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins von Sachsen und Thüringen vom 20. Oktober 1892.) An vielen Orten befindet sie sich im Ausgehen oder ist bereits ausgestorben. Für unsere Provinz liegt die Zeit noch gar nicht so sehr weit zurück. So schreibt Nolte (cit. nach Knuths Flora S. 299) in der neuen Flora Holsteins S. 16, Nr. 74: „Pridem a Taube in fluvio Stechnitz ad Lauenburgum reperta;“ vid. J. Taube, Beiträge zur Naturkunde des Herzogthums Lüneburg, Celle 1769, 2. Stück, S. 149. Hactenus frustra eam quaesivi.“ Boll schreibt 1860 über ihr Vorkommen: Sie soll früher in der Lewitz (Mecklenburg) gefunden sein. In länger als 70 Jahren ist sie aber keinem unserer Botaniker zu Gesicht gekommen und vielleicht ausgestorben, wie dies auch in Holstein mit ihr der Fall zu sein scheint. Ältere holsteinische Floren führen sie noch auf, in den neueren fehlt sie; zuletzt scheint sie vor einigen Jahren in der Recknitz gefunden zu sein. Zum Schluß weist Boll auf das subfossile Vorkommen in der Papiertorfschicht bei Lauenburg hin; ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht.

---

[1]) Engler, Versuch einer Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreichs, Bd. I, S. 47.

[2]) „Brandenburgia,“ Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. 1893, S. 89.



Fig. 2. Eine Wassernuß aus dem Linkehner See in Ostpreußen.
(Vollständige Pflanze, verkleinert.)
Auch das Klischee zu diesem Bilde verdankt „Die Heimat" der Liebenswürdigkeit des Herrn Direktors Prof. Dr. Conwentz in Danzig.

Nach Langes Haandbog, 4. Aufl., S. 741, ist Trapa in Jütland an einer Stelle, nach Rostrup auf der Insel Lolland an zwei Stellen gefunden worden.[1] Prof. A. G. Nathorst aus Stockholm hat in Schweden namentlich im Schlamm vieler Seeen, wo die Trapa überhaupt nicht mehr gedeiht, gefunden. Lebend kommt sie nur an einer Stelle in Südschweden, im Immeln-See, vor. In Finnland ist sie ganz ausgestorben. Im nördlichen Rußland sowie in Ostpreußen findet sie sich nur an je einer Stelle. In den Provinzen Westpreußen, Posen und Pommern ist Trapa ausgestorben.

Bevor ich nun den Gründen des auffälligen Rückgangs der Wassernuß nachgehe, ist es wohl an der Zeit, den Lesern die Pflanze selbst vorzustellen. Das geschieht statt mit vielen Worten durch das Bild: „Die Wassernuß aus dem Linkehner See in Ostpreußen." (Fig. 2.) Unser Bild giebt die Pflanze verkleinert wieder, dazu aufgerollt; der Leser wolle sich die Nuß in den Schlamm versteckt denken und die Blattrosette auf der Oberfläche des Wassers schwimmend. Biologisch interessant ist alles an der Pflanze, von der Wurzel bis zur Spitze, von der Keimung bis zur Reife. Ich wurde auf die Pflanze aufmerksam, weil ich dieselbe im Aquarium zum Wachstum bringen wollte. Daß ich's gleich sage: als Pflanze im Behälter hat sie nur geringen dekorativen Reiz. Ihr Lebenselement sind flache Tümpel und Teiche mit schlammigem Grund. Letzteren wird man im Aquarium ängstlich vermeiden wegen der tierischen Interessen. Die Wassernuß verlangt dazu reichliches Oberlicht, und weil ihr das im Zimmer nicht in genügendem Maße geboten wird, bleibt die Rosette klein, zum Blühen habe ich sie noch nicht gebracht. Unschön wirkt der kahle Stengel; denn sonderbar genug, die Pflanze unterläßt es, die sehr feinfiedrigen, grünen Wasserwurzeln zu treiben, die gar leicht den untergetauchten (submersen), fein zerschlitzten Blättern gewisser Wasserpflanzen (z. B. Tausendblatt) gleich gerechnet werden. Die Wurzelnatur dieser Gebilde, die also dem Wasser die Nährsalze zu entziehen berufen sind, ist jetzt endgültig nachgewiesen; die eigentliche Adventivwurzel erzeugt zwei Reihen zartester Seitenwurzeln, die Chlorophyll enthalten. Am untergetauchten Stengel erscheinen ferner kleine linsenförmige, ganzrandige und gegenständige Blättchen, die aber sehr hinfällig sind und zur Blüte- und Fruchtzeit verschwinden. Diese untergetauchten Blätter unterscheiden sich auch dadurch noch von den submersen Blättern anderer Wasserpflanzen, daß die obersten von ihnen sowohl Luft- als Wasserspalten aufweisen, die sonst bei Wasserpflanzen im allgemeinen sehr selten sind, nach de Bary sich nur noch auf den Samenlappen von Batrachium (Ranunkel), den Laubblättern der Callitricheen (Wassersterne), bei Hippuris (Tannenwedel) und Hottonia (Wasserfeder) finden. Frank hat in Cohns Beiträgen zur Biologie I interessante Versuche über die Wachstumsvorgänge bei der Wassernuß angestellt, die zum Teil ohne erhebliche Schwierigkeit im Aquarium wiederholt werden können, weil die im Handel billig zu beziehenden Trapa-Früchte leicht zum Keimen kommen.[2] Man setzt zu diesem Zwecke die Nüsse in kleine Gefäße, die mit einem Bodenbelag von schwarzer Moorerde gefüllt sind. Wer nun glaubt, die im Herbst oder Winter bezogenen Früchte infolge der Temperatur eines geheizten Zimmers schneller zum Keimen zu bringen, der irrt sich: „Die Natur überstürzt sich nicht, sondern schreitet langsam und lückenlos fort," — eine Erfahrung, die bereits Amos Comenius gemacht hatte und auf den Unterricht anzuwenden bemüht war. Warum keimt die Kartoffel, die vielleicht während des langen Winters im Keller bei einer gleichmäßigen Temperatur von, sagen wir, 10° C. wohlverborgen lag, erst im März, zu einer Zeit, wo auch draußen alles zu knospen und keimen beginnt? Warum keimte sie nicht im Dezember, wo ihr im Keller doch Frühlingswärme zu gebote stand? Warum läßt sich die Zwiebel der Tulpe, der Schneeglöckchen usw. durch erhöhte Temperatur und durch Feuchthalten des Erdreichs nicht zum Treiben bringen, so daß man schon im November blühende Schneeglöckchen haben könnte? Warum müssen trotz Wärme und Feuchtigkeit die Samen der Linde zwei bis drei Jahre im Keimbett liegen, ehe sie ihre Hülle sprengen? Knolle, Zwiebel und Same befinden sich nur scheinbar in einem Ruhezustande; in Wirklichkeit findet eine chemische Umsetzung und Umlagerung, Zubereitung und Herstellung der Baustoffe statt, Vorgänge, die sich durch Erhöhung der Temperatur weder ersetzen noch merklich abkürzen lassen. Genau so steht es um die Trapa-Früchte; auch sie müssen, wie der Gärtner sagt, „abliegen," besser noch „abreifen." Weder eine gleichmäßige Temperatur von 15° noch von 20° bringt die Nüsse aus ihrer scheinbaren Ruhe heraus; sechs Monate etwa müssen sie abreifen, dann erst beginnt das Keimen; dieses läßt sich allerdings durch erhöhte Temperatur beschleunigen.

Den äußeren Vorgang des Keimens veranschaulicht unser letztes Bild (Fig. 3). Die Wassernuß birgt im Innern der dornigen Steinschale zwei Keimblätter von sehr verschiedener Größe. Nur das größere Keimblatt enthält Reservestoffe; es füllt die Nuß aus, daß es

---

[1] v. Fischer-Benzon, Die Moore usw., S. 59.

[2] Als Bezugsquelle von Wassernüssen empfehle ich das Aquarien-Institut von H. Daimer Nachf. Wilh. Schmitz, Berlin SW. 12, Kochstraße 25.

den Anschein erweckt, als ob das Innere mit flüssigem Stearin ausgegossen wäre, das hernach erstarrte. Das andere Keimblatt ist schuppenartig. Unsere Abbildung veranschaulicht zugleich das Tempo der Keimung. Am 8. März erschien ein kurzes, wurmartiges Gebilde, das wohl als Wurzel aufzufassen ist; sechs Tage später ist an der senkrecht nach oben gerichteten Wurzel das kleinere Keimblatt sichtbar geworden. Die Hauptwurzel wächst gegen den Wasserspiegel, überwindet also, wie es scheint, die Wirkung der Schwerkraft, den positiven Geotropismus. Sonst ist es Regel, daß die Wurzel sich senkrecht ins Erdreich senkt. Eine Ausnahme haben wir bereits für die keimende Mistel[1]) erkannt, die ihre Senker allemal gegen die Achse des Astes richtet. Von den Erdpflanzen werden die Nährsalze durch besondere Saugzellen aufgenommen, die ihren Sitz in den feinen Spitzen der Wurzelfasern haben.

Schwimmblätter, Mitte April.

verkl.

8. 14. 23. 31. März.

E. Winzer, Lpzg. n. d. Nat. gez.

Fig. 3. Die Keimung der Wassernuß.[2])
(Für „Natur und Haus" nach dem Leben gezeichnet von E. Winzer in Leipzig.)

Die Saugzellen können aber nur dort Nährsalze aufnehmen, wo der Boden gefeuchtet ist. Neben der Schwerkraft kann also auch die Bodenfeuchtigkeit die Wachstumsrichtung der Wurzeln beeinflussen. Wo der Unterschied zwischen feucht und trocken nicht besteht, erscheint der positive Geotropismus bisweilen gänzlich aufgehoben: im Wasser oder in der mit Wasserdampf gesättigten Luft. Solange die Pflanze nur aus der Hauptwurzel besteht, die schnell nach oben wächst, ist sie gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Hernach, am 23. März, erschien aus der Knospe zwischen den beiden Keimblättern auch der beblätterte Stengel, der am 31. März bereits kräftig emporstrebte. Bisher zehrte die Pflanze sozusagen von ihrem eigenen Fett; jetzt muß sie selbst auf Nahrungssuche ausgehen. Zu diesem Zwecke entsendet die Hauptwurzel zahlreiche Nebenwurzeln, denen die Aufgabe zukommt, dem umgebenden Wasser die Nährstoffe für das weitere Wachstum zu entziehen. Die Nahrung findet sich aber überall; deshalb treiben die Wurzeln nach allen Seiten, nach oben und unten, nach rechts und links. Sie sorgen nur dafür, daß sie einander nicht ins Gehege kommen; sorgsam weicht eine Wurzel der anderen aus. Mitte April schwamm bereits die

[1]) Vgl. „Die Mistel," Jahrgang 1898 der „Heimat," S. 79.

[2]) Das Klischee verdankt die „Heimat" dem freundlichen Entgegenkommen des Verlags von der illustrierten Monatsschrift „Natur und Haus," die allen Freunden der Naturwissenschaft und Naturliebhabern aufs wärmste empfohlen werden kann. Verlag von Hans Schultze, Dresden-Strehlen, Lockwitzerstraße 26. Jahrespreis 8 M.

Rosette auf dem Wasserspiegel. Jetzt biegt sich die Hauptwurzel allmählich nach unten, und der Stengel entsendet neue Wurzeln in den Schlamm. Daß die Wassernuß im Aquarium keine Nebenwurzeln treibt, führe ich auf den Mangel des Wassers an Nährsalzen zurück, und dies ist wieder eine Folge des Bestrebens von seiten des Aquariumbesitzers, seinen Behälter peinlichst sauber, das Wasser möglichst klar zu halten. Wo aber keine Nahrung vorhanden ist, verzichtet die Pflanze auf die Ausbildung der zur Aufnahme bestimmten Organe.

Den Alten waren die Früchte der Wassernuß unter dem Namen »Tribulus« bekannt. Ältere Floristen haben behauptet, diese Bezeichnung stamme von der Ähnlichkeit der Früchte mit den Fußangeln her, jenen Handwaffen, die mit freier Hand den feindlichen Viergespannen (Quadrigae) entgegengeworfen wurden, damit die Pferde darauf treten und in ihrem Laufe aufgehalten werden möchten. Ein solches Instrument beschreibt uns um 390 n. Chr. Vegitius: „Als es zum Kampfe kam, warfen die Römer plötzlich Fußangeln auf das Schlachtfeld, durch welche die heranfahrenden Viergespanne aufgehalten und unschädlich gemacht wurden. Die Fußangel aber ist ein aus 4 (eisernen) Spitzen zusammengesetztes Verteidigungsmittel, welches immer, wie man es auch hinwerfen mag, auf dreien seiner Arme oder Radien (d. h. Spitzen ruht und mit dem vierten Arm, der dabei immer aufrecht zu stehen kommt, verderblich wird." Die Züricher antiquarische Gesellschaft besitzt in ihren Sammlungen eine Anzahl solcher alter Tribuli. Die Ähnlichkeit zwischen den Wassernüssen und den Fußangeln ist unverkennbar, allein der Name will doch wenig zur Vierzahl der Dornen und Radien passen. Darum ist wohl eher anzunehmen, daß dieser Name für beide von den primitiven, mit 3 Spitzen oder Dornen versehenen, harpunenartigen Fang- und Mordinstrumenten entlehnt worden ist, welche wir bei allen Völkern schon in ihren ersten Kulturanfängen finden, ohne daß angenommen werden könnte oder müßte, daß überall die Wassernuß vorhanden gewesen und als Muster zur Einrichtung solcher Instrumente gedient hätte.[1])

Als Heilmittel spielte die Wassernuß in alter Zeit eine besondere Rolle. Hieronymus Bock erzählt in seiner Historia stirp. Germaniae, Straßburg 1852: „Der aus dem grünen Tribulis ausgepreßte Saft wird mit Nutzen von denen getrunken, die am Stein leiden. Die Blätter, aufgelegt, dämpfen Geschwülste jeder Art und mildern die Schmerzen. Das Kraut, mit Wein und Honig abgekocht, heilt die im Munde hervorbrechende Geschwüre, Eiterungen, wundes Zahnfleisch und geschwollene Mandeln. Der Saft von ihnen wird zu einer Medizin für die Augen gesammelt."

Gegessen werden die Wassernüsse namentlich in Italien, Südfrankreich, Kärnten, Ungarn, Südrußland, Rumänien. Die Bedeutung der Wassernuß als Volksnahrungsmittel läßt sich in Italien durch alle Jahrhunderte hindurch verfolgen. Matthioli, ein italienischer Botaniker und kaiserlicher Leibarzt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schreibt: „Die Wassernuß kommt in vielen Flüssen und Sümpfen Italiens vor, besonders in Mantua und Ferrara. Diese Nüsse kommen in Venedig auf den Markt; das Volk nennt sie Wasserkastanien und bedient sich ihrer zur Speise wie der Kastanien. Das Landvolk macht sogar an gewissen Orten bei Mißernten aus den gedörrten Samen Mehl und backt Brot davon, ähnlich wie man es auch mit den Kastanien macht. Einige rösten sie auch in heißer Asche und essen sie zum Nachtisch." Nebenbei erzählt er weiter, daß die Wallfahrer aus diesen Nüssen Paternosterkreuze machen, an denen sie ihre Gebete abzählen und die sie am Halse tragen, um desto mehr Religion, um nicht zu sagen Heuchelei zur Schau zu stellen. Eine Halskette aus Trapa-Früchten, die Herr Rektor B l u n k-Kiel vom Lago maggiore mitgebracht hatte, konnte auf unserer vorjährigen Generalversammlung gleichfalls vorgezeigt werden.

Als Gründe für das Aussterben der Wassernuß im nördlichen Europa hat man angegeben: D i e P f l a n z e s t e h t a u f d e m A u s s t e r b e - E t a t. Dies kann doch nimmermehr für die Gegenden des südlichen Europa und Asien gelten, wo die Wassernuß üppig gedeiht, wo ihre Früchte von altersher als Nahrungsmittel gesammelt werden, mithin die Gefahr des Aussterbens am größten ist. D i e T r o c k e n l e g u n g d e r S ü m p f e u n d T e i c h e h a t d a s A u s s t e r b e n v e r s c h u l d e t. Mit Recht bemerkt Areschoug, es gebe in Schweden, in Dänemark und Norddeutschland einen solchen Reichtum an Seen, Teichen, Flüssen und Gräben, daß durch die hier und da ins Werk gesetzte Entwässerung ein Mangel an solchen für die Existenz der Trapa hervorgerufen werden könnte. — Wir müssen uns nach anderen Gründen umschauen: D i e T r a p a i s t e i n j ä h r i g; d i e Z a h l d e r v o n e i n e m I n d i v i d u u m h e r v o r g e b r a c h t e n F r ü c h t e i s t s e h r b e s c h r ä n k t, beträgt im Durchschnitt nur 6. D i e F r ü c h t e h a b e n e i n g e r i n g e s V e r b r e i t u n g s v e r m ö g e n u n d v e r f ü g e n ü b e r g e r i n g e V e r b r e i t u n g s m i t t e l. Die Früchte sinken nach der Reife sehr bald zu Boden;

---

[1]) „Die Wassernuß und die Tribulus der Alten" von J. Jäggi (Neujahrsblatt herausgegeben von der Naturforscher-Gesellschaft zu Zürich, 1884), S. 14.

die Dornen dienen zum Festankern der Nüsse. Von einer Verschleppung der Früchte namentlich durch Wasservögel kann mithin nicht die Rede sein. J. Jäggi hält dafür, daß die Trapa im nördlichen und mittleren Europa außerhalb ihres natürlichen Verbreitungsbezirkes sich befindet, daß ihre Verbreitung, abgesehen von ungewöhnlichen Umständen (Überschwemmungen), hauptsächlich durch Menschenhand erfolgt ist. Wo sie denn zahlreich sich entfaltete, in manchen Gegenden, z. B. in der Weichsel, so stark, daß sie die Schiffahrt erschwerte, ist sie wahrscheinlich durch ihre Rivalin, die Wasserpest, unterdrückt worden. Diese beginnt zu wachsen, sobald das Wasser vom Eise befreit ist; die Wassernüsse keimen viel später und ihre Keimlinge werden von der bereits üppig zur Entfaltung gelangten Wasserpest zurückgehalten. So ist es in neuerer Zeit vielleicht der Fall. Das Aussterben der Wassernuß in Lauenburg vor hundert Jahren ist damit noch nicht erklärt. Es sei, wie es sei; jedenfalls ist es zu bedauern, daß die eigenartige Pflanze in unserer Heimat so ganz und gar verschwunden ist.

Mitteilungen.

1. **Salvaguardia Wallensteins,** Schutzbrief für Land und Leute des Herzogs Friedrichs zu Schleswig-Holstein, 1627. Wir Albrechten von Gottes Gnaden Hertzog zu Friedtland und Ihr. Kay. May. Kriegs Rath, Camerer, Obrister zu Prag und General Obrister Feldt Haubtmann geben allen und jeden höchsternennter Ihrer Kayserlichen Mayestät bestelter Obristen, Obristen Leutnandten, Obristen Wacht und Quartiermeistern, Rittmeistern, Kapitainen undt allen andern Hohen und Niedern, officiern und Befehlshabern, wie auch der sammtlichen Soldatesca zu Roß und Fueß hiemit zu vernehmen, daß wir des Hochgebornen Fürsten, Herrn Friedrichen, Erben zu Norwegen, Hertzogen zu Schleßwig Holstain, Stormarn und Delmenhorst, Landt und Leuth, sonderlich deßen Residenz Hauß und Ambt Gottorff umb derer gegen der Röm. Kay. Mayestät, Unsern allergnedigstenn Herrn, erwiesenen Treu und beständiges devotion dardurch daßelbige nicht in geringer Gefahr und Schaden gesetzet worden, billich in Obacht nehmen undt aller der Soldatesca, Einlogier-, Einquartirungen und so viel müglich, aller Krieges pressuren und Beschwerligkeiten eximiern und befreyen, Befehlen derentwegen allen obbemelten Obristen, Obristen Leutnandten, Obristen Wacht und Quartiermeistern, Rittmeistern, Kapitainen, bevorab den verordneten Quartiermeistern und Foriern und allen andern Befehlshabern undt Soldaten zu Roß und Fueß ingemein, bey unaußbleibender Leib undt Lebens Straffe ernstlich, daß sie wolernenntes Hertzogen zu Schleswig Holstain Residenz Hauß und Ambt Gottorff, deßen Vorwerke, Mayerhöffe, Mühlen, Schäfereyen sambt allen Zugehörungen quartirfrey, unperturbiert und unmolestierter verbleiben laßen, dieselbigen mit eigenmächtiger exaction keineswegs belegen oder beschweren, weniger mit Gewaldt solche abnöthigen, die Unterthanen auch keineswegs beleidigen, noch ihnen ihr Groß- und Klein Vieh, Roß, Wägen, Getraidt, sowoll allerley Victualien oder alles anderes, wie das Nahmen haben mag und unter was praetext es auch immer geschehen möge, de facto hinwegnehmen, noch jemandt solches zu thun gestatten, vielmehr aber in allen Fürfallenheiten schützen und defendiern sollen. — So lieb einem Jeden obenangedeute Leib und Lebens Straffe zu vermeiden, wornach sich männiglich zu richten und für Schaden zu hüetten wißen wirdet.

Geben im Haubt Quartier zu Lauenburg den dritten Monats Tag Septembris, im Sechtzehenhundert Siben undt Zwanzigisten Ihars.

(Wallensteins Unterschrift.)

Der in einem Zug geschriebene Name scheint H. v. Fridlandt bedeuten zu sollen.

(L. S.)

Das Siegel zeigt ein mit der Herzogskrone geziertes Wappenschild mit einem unserm jetzigen deutschen Reichsadler ähnlichen Adler, der auf seiner Brust ein kleineres Schild trägt mit 4 Löwen, 2 und 2 mit dem Gesicht einander zugekehrt.

Umschrift:

ALBRECHT HERTZOG ZV FRIDLANDT.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

2. **Alte Inschriften.** Bei einer Reparatur des Blitzableiters der Kirche zu Süderstapel wurden am 3. Oktober 1892 im Turme 4 Kupfertafeln gefunden. Je 2 gehören zusammen und enthalten folgende Inschriften:

Ehre sey Gott in der Höhe!

Leset ihr Nachkommen diese euch gewidmete Schrift! A^o^ 1783 d. 7. Sept: Nachm: um 2. Uhr zündete ein Blitzstrahl den Thurm oben an und er brante 13 Fus ab. A^o^ 1785 im Juni ward die Spitze neu aufgebauet.

Wir genießen ietzo im gantzen Lande Ruhe u. Friede zur Zeit der Regierung uns. Allergn. Königes Christian VII.

Wir u. alle die Unsrigen, die wir jung u. alt bei 2000 Seelen ausmachen, haben das lautere Wort Gottes unter uns u. uns verlanget, auch Euch geliebte Kinder u. Nachkommen zu Miterben Christi und des ewigen Lebens zu haben. Daher empehlen wir Euch, die ihr unsere Hofnung seyd, dem 3einigen Gott, u. dem Wort seiner Gnade. Ap. G. 20 v. 32. O danket auch mit uns dem Versorger aller Menschen: Seine Güte walte auch über Euch von Kind zu Kindeskind.

Die Zeiten sind jetz sehr Nahrloß und Geld-Mangel herscht im gantzen Lande, das meiste ist Banco und Kupfern Sechslings was rolliret 1 Tonne Weitzen gilt 5 Rth: Rogken 10 ₰ Haber 6 ₰, Buchweit.: 10 ₰ Gerst: 8 ₰ Bohnen 9 ₰ Rabsaat 21 ₰, Erbsen 13 ₰, ein Kopf Butter 7 ß, ein Stieg Eyer 6 ß, das ℔ Rindfl. 2½ ß Kalbfl. 3 ß Lamfl: 2½ ß, Schw.fleisch 4 ß.

Süderstapel, d. 24. Juny 1785.

Ehre sey Gott in der Höhe!

Ao. 1852, d. 2. Oktbr. ward die Stange auf dem Thurm vom Sturm gebrochen und ist wieder aufgerichtet von Gorrias Bielfeldt u. T. P. Harder in Süderstapel.

König Friedr. VII ist Herr dieser Lande. Die Gemeinde, bei 3000 Seelen bewahrt den theuren Schatz des Evangelii, von den Vorfahren uns überliefert. Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, unsre Glaubenssprache u. der Grund unsrer Hoffnung; liebe Nachkommen bleibet in Ihm, daß durch Seine Gnade wir Alle in Seinem Reich gerecht u. selig werden.

Nach den Kriegsunruhen dreier Jahre von 1848 bis 1850, deren Ursach und Verlauf die Geschichte der Nachwelt wird berichten, genießen wir jetzo des Friedens sind reich vom Herrn gesegnet mit Feldfrucht in diesem Jahre u. befehlen Ihm dem treuen Hort, unsre Wohlfahrt, daß Er in Herz u. Haus, in Gemeinde und Land uns segne immerdar nach Seinem Wohlgefallen.

Süderstapel, d. 31. Oktbr. 1852.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

3. **Die Kugelgestalt der Postwagen.** Dieses der Vergangenheit angehörende originelle Fuhrwerk habe ich in meinen Knabenjahren manchmal vorbeifahren sehen. Es diente zur Beförderung von Briefen und Geld. Vor der Kugel war ein enger Sitz für den Kutscher (Postillon) mit einem schmalen Fußbrett. Die eigentümliche Konstruktion des Wagens sollte es dem Postillon unmöglich machen, unterwegs „blinde Passagiere“ mitzunehmen. Der Zweck wurde aber doch nicht immer erreicht, denn gegen Trinkgeld und gute Worte nahm der Kutscher ohne Rücksicht auf Pferd und Vorschrift doch mal einen Passagier mit. So ist es u. a. vorgekommen, daß er ein junges Mädchen auf seinem Schoße mitführte, und der frühere „Schreibmeister“ Schmidt zu St. Johannis hier (der 1887 starb) erzählt in den hinterlassenen Erinnerungen aus seinem Leben, daß er im Jahre 1827 zur Wahl nach Flensburg (seiner Vaterstadt) im Herbst als „blinder Passagier“ die Reise von Krempe nach hier auf solcher Kugel gemacht habe. Die zwei Mann konnten eben in den Sitz sich einzwängen, vermochten aber jeder nur einen Fuß auf dem Fußbrett unterzubringen und ließen je ein Bein nebenbei baumeln. Vor jeder Poststation mußte der Passagier aussteigen, sich durch den Ort schleichen, und außerhalb durfte er erst wieder aufsteigen. Kalt, naß, vom Schmutz auf den schlechten Wegen bespritzt und dazu noch magenleidend, kam er endlich — ich erinnere nicht, nach wie langer Zeit — hier an. Wie kommt uns verwöhnten Reisenden solche Beförderung aus der „guten alten Zeit“ vor? Sie sieht scherzhaft aus, ist aber — wahr. — Eine solche Kugelpost wurde 1840 oder 1841 im Schnellmarkerholz (bei Eckernförde) ausgeraubt. Der Postillon wurde ermordet; der Thäter ist niemals ermittelt worden.

Flensburg. J. J. Callsen.

Anfragen.

Lehrer H. in G.: Die mit einem Kirschblatte eingesandte graugelbe, mit Schleim überzogene und dadurch schneckenartig aussehende Larve ist die Raupe der schwarzen Kirschblattwespe (Eriocampa adumbrata), eines Gartenschädlings, der namentlich durch das Abweiden des Chlorophylls an der Oberseite der Blätter unserer Kirsch-, Pflaumen- und Birnbäume Schaden stiftet. Zur Abwehr wird das Bestreuen mit trockenem Mehl gelöschten Kalks empfohlen. — Lehrer H. in D.: Die eingesandte Spinne ist ein selten großes Exemplar einer unserer Kreuzspinne nahe verwandten Radspinne (Epeira alsine). — Lehrer K. in M.: Es handelt sich hier offenbar um einen Coccinella-Schwarm, der vom Westwind an die Nordseeküste geworfen worden ist. Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.